

B- IV/46

M. 8,50

BI-12

28.180-

Właściciel biblioteki



nr

Dr. J. J. J. J. J.

200811/
1

Schlesien.

BI-12

Wanderungen im oberschlesischen Industriebezirk und im
Stromgebiet der Oder.

Land und Leute, Geschichtliches und Kulturgeschichtliches,
Mundart und Gebräuche.

Von

Dr. Franz Schroller.

Mit 10 Stahlstichen und 46 Holzschnitten

von

Theodor Blätterbauer.



Glogau
Glogau.

Verlag von Carl Flemming.

*Antonia Mergel
24. V. 1909*

78012102017



2008 M/A

(C.F.)

Akc. 46/2/78

Inhalt.

Seite

I. Kapitel. Der oberschlesische Industriebezirk.

1. Abschnitt. Gleiwitz und Beuthen. Allgemeines über Oberschlesien: Grenzen, Geschichtliches, ehemals selbständige Gebiete, Oberflächenbeschaffenheit des rechten Oderufers. Allgemeines über das Steinkohlengebirge. Gleiwitz: Geschichtliches, Wachstum, die Nägelfabrik von H. Kern & Komp. Das deutsche Dorf Schönwald. Zabrze. Beuthen: Lage, Geschichtliches. Mieschowitz, Tarnowitz, Neudeck, Deutsch-Piekar 1
2. Abschnitt. Bergbau und Hüttenwesen. Kohlenbergbau: Geschichtliches und Statistisches, Fahrt in die Mathildegrube. Besichtigung der Königshütte in Königshütte, Geschichtliches über die Eisenindustrie, gegenwärtige Lage derselben. Zinkindustrie: Besichtigung der Zinkhütten in Lipine und Kosdzin, Zinkgewinnung, Geschichtliches. Schwefelsäurefabrikation, die Reckehütte in Kosdzin. Blei- und Silbergewinnung, die Walter Cronenhütte in Kosdzin 22
3. Abschnitt. Soziale Verhältnisse im oberschlesischen Industriebezirk: Die frühere und jetzige Lage des Arbeiters, der Warenwucher, Maßregeln dagegen, die Konsumvereine, die Wohnungen, die Beschäftigung weiblicher und jugendlicher Arbeiter, sittliche und sanitäre Zustände. Königshütte, Kattowitz, Nikolai, Myslowitz 42

II. Kapitel. Das südöstliche Oberschlesien.

Allgemeine Kulturzustände.

1. Abschnitt. Plesz: Das fürstliche Schloß, der Park, die Kolonie Anhalt, das Jagdschloß Promnitz. Die oberschlesischen Holzkirchen. Bodenbeschaffenheit des südöstlichen Oberschlesien. Rybnik und Sohrau. Die Badeorte Königsdorf, Jastrzemb und Goczałkowicz. Das (österreichische) Herzogtum Teschen: Teschen, Bielitz, Friedeck 56

2. Abschnitt. Allgemeine Kulturverhältnisse Oberschlesiens. Die Sprachgrenze zwischen dem Deutschen und Polnischen. Die polnische Bevölkerung: die Leibeigenschaft und ihre Folgen, der Bildungsgrad, die materielle Lage (die Überschwemmungen der Oder, Notwendigkeit der Drainage, Befruchtung des Grundbesitzes), der jetzige Charakter des Volkes, Tracht und Sprache 70

III. Kapitel. Die Oder.

1. Abschnitt. Oberlauf. Zur Geschichte der Oderschiffahrt und der Oderregulierung 95
2. Abschnitt. Tworkau: Pfarrer Weltzel. Ratibor: Geschichtliches, das Schloß, Allgemeines, die Kirchen. Schloß Lubowitz, Geburtsort Josephs v. Eichendorff. Kosel: Wichtigkeit der Lage, die Festung und deren Verteidigung durch General v. Neumann. Slawentzitz. Das Chelmgebirge und der Annaberg. Geologisches: Der Muschelkalk bei Gogolin, der Kreidemergel bei Oppeln. Krappitz. Oppeln. Proskau. Czarnowanz 108
3. Abschnitt. Der Unterlauf der Neiße. Salkenberg. Schloß Koppitz. Grottkau. Löwen. Brieg: Geschichtliches, Herzog Georg II., Erbauer des Schlosses, andere Bauwerke, Johann Christian und Dorothea Sibylla, der letzte Piast, der Chronist Lucä, Brieg in neuester Zeit. Die Schlacht bei Mollwitz. Ohlau 124
4. Abschnitt. Der schlesisch-polnische Landrücken. Lublinitz. Rosenberg. Kreuzburg, Gustav Srenytag. Loffkowitz, Geburtsort des Bienenvaters Dzierzon. Namslau. Schmograu. Minkowsky, Grab des Generals v. Seydlitz. Bernstadt. Öls: Geschichtliches, das Schloß. Sibyllenort. Trebnitz: Das Kloster mit dem Grabe der hl. Hedwig, der Buchenwald. Obernigh. Militzsch. Trachenberg. Krasschnitz. Guhrau 141
5. Abschnitt. Der Durchbruch der Oder durch den schlesisch-polnischen Landrücken. Dyhernfurth. Neumarkt, der Humanist Laurentius Korvinus. Kloster Leubus, der Maler Michael Willmann, das Tagebuch des P. Stephanus Volckmann. Steinau, wichtiger Oderübergang. Wohlau. Der Landrücken zwischen der Oder und dem Bober. Lüben. Glogau: Aus der ältesten Geschichte, Herzog Hans II. und der Hungerturm, Glogau ein Stapelplatz, 1806—1814, Gebäude 166
6. Abschnitt. Die niederschlesische Heide. Primkenau. Die Westgrenze Schlesiens. Sprottau, die reichste Stadt Schlesiens. Sagan, Wanderung durch die Stadt, Johannes Keppler, die Gnadenkirche, das Augustinerkloster und Ignatz Selbiger, das Schloß und der Park, die Kreuzkirche. Der Landrücken zwischen Wartsch, Warthe und Obra. Beuthen a. O. Carolath. Neusalz. Grünberg, Wein- und Obstbau, Tuchfabrikation 188

	Seite
Die schlesische Mundart	215
Der erste Schneefall. (Im Oberlausitzer Bauerndialekt von Lehsfeldt)	231
Der unterbrochene Kirchstanz. (Im Glogau-Sreisstädter Dialekt von Lehsfeldt)	231

Die Jahresgebräuche der schlesischen Bauern.

1. Abschnitt. Frühlingsgebräuche.

1. Der Eintritt des Frühlings	235
2. Der Palmsonntag	240
3. Gründonnerstag	242
4. Karfreitag	243
5. Osterfonnabend	245
6. Osterfonntag	247
7. Ostermontag	249
8. Der Mai	257
9. Pfingsten	263

2. Abschnitt. Der Johannistag. Saat- und Erntegebräuche.

1. Hagelfeuer, Wetterläuten	275
2. Johannisabend und Johannistag	277
3. Saat- und Erntegebräuche	282
4. Wetterregeln	283
5. Unglückstage. Günstige Saatzeiten	286
6. Saatgebräuche	288
7. Die Getreideernte	292
8. Die Stachsernte	299
9. Die Ernte der Armen und Kinder	300
10. Die Obsternte	302
11. Die letzte Ernte	303
12. Die Kräuterweihe	304
13. Erntefeste	305
14. Das Getreide in der Scheune und auf der Tenne	318
15. Heilkraft der Saat und des Getreides. Verehrung des „lieben Brotes“	322
16. Aberglaube und Volksfagen über das Getreide	326
17. Der Kornwolf	332
18. Der Wind	339

3. Abschnitt. Herbstgebräuche.

1. Die Kirmes	342
2. Der Martinstag (11. November)	355
3. Der Andreasabend	358

	Seite
4. Der Nachtjäger oder das wütende Meer	360
5. Einige Hirtengesänge	369
6. Rockengänge, Lichtabende	372

4. Abschnitt. Wintergebräuche.

1. Die schlesischen Christkindelspiele	377
2. Das Weihnachtsfest	390
3. Neujahr, Dreikönigstag	397
4. Die Faschingszeit	401
5. Der Todsonntag (Lätare)	405

Illustrationen.

Stahlstiche.

	Seite
Bauernhaus zu Schönhausen bei Schönau	2
Hohenzollern-Kohlengrube bei Beuthen O. S. (Holzschnitt)	18
(Nach einer Photographie von C. Liebert.)	
Hochofenanlage in Königshütte (Holzschnitt)	28
(Nach einer Photographie von C. Liebert.)	
Eisenwalzwerk in Antonienhütte (Holzschnitt)	54
(Nach einer Photographie von C. Liebert.)	
Sriedeck	70
Annaberg	118
Oppeln	122
Das herzogliche Schloß in Ols	150
Trebnitz	156
Schloß Wohnwitz bei Neumarkt	168
Kloster Leubus	170
Glogau	178
Schloß Sagan	198 200

Holzschnitte.

	Seite		Seite
Schloß zu Mieschowitz	19	Guhrau	167
Schloß zu Neudeck	21	Schloß Dyhernfurth	169
Godulla-Zinkhütte bei Morgenroth. (Nach einer Photographie von C. Liebert)	37	Parchwitz	173
Jagdschloß Promnitz	59	Aus Steinau	175
Sriedeck	69	Wohlau	177
✓ Schloß zu Ratibor	111	Partie aus Lüben	179
Alte Holzkirche in Ratibor	113	✓ Schloß und Oderthor zu Glogau (letz- teres vor dem Abbruch)	181
Krappitz	121	Dom in Glogau	187
✓ Altes Schloß zu Oppeln	123	Hochkirch bei Glogau	189
Schloß Koppitz	125	Katholische Kirche zu Jakobskirch	191
Grottkau	127	Schloß Primkenau	193
Schloß Löwen	129	Rathaus zu Sprottau	195
Schloß in Brieg	131	Evangelische Kirche zu Sprottau	197
✓ Schloßhof zu Namslau	147	Kreuzkirche in Sagan	201
✓ Schloß zu Bernstadt	149	Rathaus zu Beuthen	203
Schloß Sibyllenort	151	Milkau bei Beuthen	205
r Kirchenthur in Ols	153	Schloß zu Carolath	207
An der Klosterkirche zu Trebnitz	157	Oderhafen zu Neusalz	209
Kloster Trebnitz	159	Grünberg	211
Grabmal der hl. Hedwig	161	Weinbergsschänke und Grünbergshöhe bei Grünberg	213
Alte Holzkirche in Obernigh	163	Sommerzingen	413
Schloß Trachenberg	165		

1. Kapitel.

Der oberschlesische Industriebezirk.

1. Abschnitt.

Gleiwitz und Beuthen.

Allgemeines über Oberschlesien: Grenzen, Geschichtliches, ehemals selbständige Gebiete, Oberflächenbeschaffenheit des rechten Oderufers. — Allgemeines über das Steinkohlengebirge. — Gleiwitz: Geschichtliches, Wachstum, die Nägelfabrik von H. Kern & Komp. — Das deutsche Dorf Schönwald. — Zabrze. — Beuthen: Lage, Geschichtliches. — Mieschowitz, Tarnowitz, Neudeck, Deutsch-Piekar.

Aus der Hauptstadt Schlesiens begeben wir uns nach dem Hauptindustriebezirke des Landes, nach jenem von der Natur so reich gesegneten und doch durch seine Lage wieder so wenig begünstigten Gebiete, nach einem Landstriche, welcher sein Aussehen in unserm Jahrhundert so gewaltig verändert hat, wie wenige andere in Europa. Wir eilen an manchem interessanten und geschichtlich merkwürdigen Orte, an Ohlau, Mollwitz, Brieg und Löwen vorüber und erhalten durch die am Bahnhofe zu Dppeln liegenden großen Cementfabriken und durch die stets qualmenden Kalklöfen von Gogolin schon einen Vorgegeschmack vom Industriebezirk. Der völlig flache Boden ist bis Dppeln recht fruchtbar, von da ab wird er aber sumpfig und moorig, das Aussehen der Dörfer dürrtiger; ungeheure Waldungen bedecken einen großen Teil dieser einförmigen Ebene. Da erhebt sich plötzlich und scheinbar unvermittelt vor uns der freundliche Basaltkegel des Annaberges und bringt eine höchst erfreuliche Abwechslung in das Einerlei dieser Fahrt. Wir langten auf dem Bahnhofe Kosel-Kandrzin an (der leider nicht weniger als 6 Kilometer von der Stadt Kosel entfernt liegt), einem Mittelpunkte des Verkehrs, wo es stets von einer Menge Menschen wimmelt; denn hier in der Nähe der Mündung der Klobnitz und des Klobnitzkanals zweigt sich von der Bahnlinie Breslau-Oderberg eine andere nach Gleiwitz und Beuthen ab, und eine dritte geht von da westlich nach Neustadt und Reisse. Der Bahnhof Kandrzin liegt in den ausgedehnten Forsten des Fürsten von Hohenlohe-Öhringen, Herzogs von Ujest, an dessen prächtigem Schlosse und Parke in Slawentzitz uns nach kurzer Fahrt durch den Wald die Bahn vorüberführt. Bei Laband und Gleiwitz kündigen uns die mächtigen Schornsteine

an, daß wir den Industriebezirk betreten haben, und bei dem nicht allzu fernem Zabrze befinden wir uns schon inmitten desselben.

Wie lange hat es doch gedauert, bis der Mensch die ungeheuren Schätze heben und recht verwerten lernte, welche die Natur hier dem Boden anvertraut hat? Wie lange war das Land verachtet wegen seiner geringen Fruchtbarkeit und als Sitz elender Wasserpolaken? Wie dünn saß die Bevölkerung? Wie mangelhaft waren die Verkehrswege? Die enorme Entwicklung der Industrie auf Grundlage der Mineralschätze, und zwar besonders der Steinkohlen, hat auf alle diese Verhältnisse nicht bloß im eigentlichen Industriebezirke, sondern in ganz Oberschlesien den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Erst seit dieser Zeit ist Oberschlesien aus dem Dunkel herausgetreten, in dem es jahrhundertlang verborgen war; erst seit dieser Zeit nimmt es einen hervorragenden Anteil an dem großen Weltverkehr und hat an der Kultur unserer Heimatprovinz, wie unseres weiteren Vaterlandes wesentlich mitgearbeitet.

Die Grenzen von Oberschlesien waren keineswegs immer die des heutigen Regierungsbezirks Oppeln, sondern im 12. Jahrhundert, als Schlesien (1163) ein von Polen unabhängiges Gebiet wurde, gehörten auf der rechten Oberseite die Gebiete von Kreuzburg, Konstadt, Pitschen und teilweise auch Rosenberg, sowie links vom Strome das Grottkauische noch zu Niederschlesien; dagegen erstreckte sich das Land viel weiter nach Osten; es reichte bis an das Jablunkagebirge und bis in die Nähe von Krakau. Die Bewohner waren besonders im Osten und Süden Slawen, unter welchen sich jedoch bald deutsche Kolonien und zwar besonders deutsche Städte erhoben. Als solche sind Neisse, Neustadt, Zülz, Ujest und später Kreuzburg, Oppeln, Kosel und Groß-Strehlitz zu erwähnen. Die deutschen Ansiedler bildeten den Polen gegenüber eine bevorzugte Klasse; denn sie waren frei, während sich der polnische Bauer in Hörigkeit befand. Einen bedeutenden Einfluß auf die Kultivierung des Landes haben die Klöster ausgeübt, so das Kloster der Prämonstratenserinnen, welches vom Herzoge Kasimir 1225 nach Czarnowanz verlegt wurde, so das Cistercienserkloster in Rauden und andere.

Wie im übrigen Schlesien zersplitterten auch die oberschlesischen Herzöge ihre Macht durch die Erbteilungen; daher vermochten sie ihre Selbständigkeit nicht zu behaupten und wurden um 1327 Lehnsträger der Krone Böhmen. Oberschlesien blieb nun an das Schicksal dieses Landes gekettet, bis es im 15. Jahrhundert unter Matthias Corvinus an Ungarn kam. Bald fiel es jedoch an Böhmen zurück und kam mit diesem nach dem Tode des Königs Ludwig von Böhmen und Ungarn in der Schlacht bei Mohacz 1526 an Österreich.

Kurz vorher hatte ein Fürst aus dem Hause Hohenzollern, Markgraf Georg von Brandenburg, in Oberschlesien Erwerbungen gemacht, welche für die Geschichte des Landes entscheidend werden konnten. Im Jahre 1523 hatte er mit Genehmigung seines jungen Freundes, des Königs Ludwig, für welchen er die Regierung führte, das Herzogtum Jägerndorf von dem Herrn v. Schellendorf gekauft, die verpfändeten Herrschaften Beuthen und Oberberg löste er ein, auf Oppeln und Ratibor erwarb er sich die Anwartschaft. Ferdinand von Oesterreich, welchem 1526 alle Länder Ludwigs zufielen, sah die Befestigung der Macht eines Hohenzollern in Schlesien gar nicht gern; allein den Besitz von Jägerndorf wagte er ihm nicht streitig zu machen, und die ursprünglich nur für drei resp. zwei männliche Leibeserben zugestandenen Herrschaften Oberberg und Beuthen blieben bis 1623, in welchem Jahre die Habsburger durch einen Gewaltakt das Ganze einzogen, im Besitze der Nachkommen Georgs. Über Oppeln und Ratibor wurde den Markgrafen nur der Pfandbesitz zugestanden, bis die Herzogtümer 1553 von Oesterreich eingelöst wurden. Markgraf Georg regierte bis 1543, sein Sohn Georg Friedrich bis 1595, Kurfürst Joachim Friedrich bis 1607 und dessen Sohn Johann Georg bis 1623. Wegen Beteiligung am böhmischen Aufstande wurde er in die Reichsacht erklärt und verlor seine Länder. Damit hatte auch für die Reformation, welche die Markgrafen in ihrem Gebiete begünstigten, die Stunde geschlagen; sie wurde überall unterdrückt.

Seit dieser Zeit wurde der kaiserliche Einfluß in Oberschlesien größer als in Niederschlesien, wo sich in Biegnitz und Brieg die Piasten bis 1675 erhielten, während alle oberschlesischen Linien weit eher erloschen. Doch soll damit keineswegs gesagt sein, daß die Habsburger etwas für das Land gethan hätten. Nein, die Städte verfielen und die ländliche Bevölkerung wurde von den Grundherrschaften immer mehr unterdrückt. Daher war die Besitznahme durch Friedrich den Großen doch eine Erlösung für das Land. In dem Abhängigkeitsverhältnisse der Bauern zum Grundherrschaften, der Leibeigenschaft, änderte zwar der König nichts, allein er milderte die drückendsten Härten, indem er z. B. das sogenannte Auskaufen aufhob, jene Gewaltmaßregel, wonach der Gutsherr, welcher sich für den eigentlichen Besitzer auch der bäuerlichen Grundstücke ansah, irgend einen Bauern, dessen Besitztum ihm gefiel, zwang, ihm für einen natürlich möglichst niedrig bemessenen Preis Haus und Hof und Acker abzutreten. Weigerte sich der Bauer, dies zu thun, so ließ der Grundbesitzer das Besitztum abschätzen, zahlte die Summe aus, der Bauer mußte den Wanderstab ergreifen, und niemand half ihm zu seinem Rechte. Solche Gewaltthaten kamen in Oberschlesien besonders häufig vor.

Hinsichtlich der Verwaltung wurde unter Friedrich dem Großen Oberschlesien mit Niederschlesien vereinigt und dem Breslauer Kammerbezirke zugeteilt; nur in der Gerichtsbarkeit war es selbständig. Bei der Reorganisation des Staates im Jahre 1816 wurde für Oberschlesien eine besondere Regierung zu Oppeln errichtet, welcher man 1820 auch den Kreis Kreuzburg zuteilte.

Das so innerhalb des Regierungsbezirkes Oppeln abgegrenzte Oberschlesien umfaßt folgende ehemalige Gebiete:

1. Das Fürstentum Oppeln, welches mit seinen 135 Quadratmeilen den Kern Oberschlesiens bildete,
 2. den ehemals zum Fürstentume Brieg gehörigen Kreis Kreuzburg,
 3. das zum Fürstentume Ols gehörige Gebiet von Konstadt,
 4. das 1697 zur freien Standesherrschaft erhobene Land Beuthen,
 5. die zum alten Fürstentume Ratibor gehörigen Gebiete der Standesherrschaft (seit 1825 Fürstentum) Pleß und der Herrschaft Myslowitz, das Land an der obern Oder und Olsa, zuerst mit Teschen, dann mit Troppau und zuletzt mit Oppeln verbunden; es bildet jetzt
 6. das Mediat-Herzogtum Ratibor,
 7. die Herrschaft Loslau und
 8. die 1818 in zwei Hälften geteilte freie Minderherrschaft Oberberg.
- Vom Oppalande gehören zum Regierungsbezirk Oppeln
9. ein kleiner Teil des Fürstentums Troppau (Gultschin, Deutsch-Neukirch u. a.),
 10. ein kleiner Teil des Fürstentums Jägerndorf (Leobschütz, Bauerwitz, Zauditz),
 11. der einst dem Bischof von Olmütz auch als Landesherrn untergebene Distrikt von Katscher,
 12. das ehemals bischöfliche Fürstentum Neisse mit Ausnahme des früher zum Kreise Ottmachau gehörigen Wanssen.

Nach der preußischen Besiznahme hörte zwar die Selbständigkeit dieser Gebiete in der Verwaltung nicht auf, aber sie wurde doch immer mehr eingeschränkt, da die Gesetzgebung mehr einheitlich wurde und den ganzen Staat oder doch die Provinz umfaßte. Nur die Gerichtsbarkeit behielten die ehemaligen Territorialherrscher bis 1849, in welchem Jahre die Patrimonialgerichte durch die Kreisgerichte ersetzt wurden. Gegenwärtig zerfällt der Regierungsbezirk Oppeln der Verwaltung nach in neunzehn Kreise. Bis zur Reorganisation des Gerichtswesens bildete er den Appellationsgerichtsbezirk Ratibor, während er jetzt fünf Landgerichtsbezirke umfaßt, nämlich Oppeln, Neisse, Ratibor, Gleiwitz und Beuthen.

Die Oberflächenbeschaffenheit dieses Gebietes ist auf der linken und rechten Oberseite sehr verschieden: dort wird sie gegliedert durch die Ausläufer der Subeten, hier durch den polnischen, oder, wie er in seiner Fortsetzung richtiger genannt werden kann, den schlesisch-märkischen Landrücken. Diese Namen kommen der Landhöhe viel mehr zu, als der gewöhnlich gebräuchliche uralisch-karpathischer Landrücken; denn er hat weder mit dem Ural, noch mit den Karpathen etwas gemein; mit dem Ural hängt er nicht zusammen, und von den Karpathen scheidet ihn das Weichselthal. Er zieht in Oberschlesien der Ober parallel und bildet mit seinen breiten, flachen Rücken im Süden die Wasserscheide zwischen der Oder und der Weichsel, im Norden zwischen der Oder und der Warthe.

Der südliche Teil des Höhenzuges streicht durch die Kreise Rybnik und Pleß und bildet das Quellgebiet der Wirawka, Ruda und einiger kleinen, in südlicher Richtung laufenden Zuflüsse der Olsa. Die bedeutendsten Erhebungen sind hier der 323 Meter hohe Hügel, auf welchem die weithin sichtbare Kirche von Pshaw liegt, ferner die nur um einige Meter niedrigere Erhebung bei Ridultau, ebenfalls im Rybniker Kreise, dann im Pleßer Kreise die Laurentiuskapelle bei Orzesze, 331 Meter, und weiter östlich, etwa dreiviertel Meilen von Nikolai entfernt, Ober-Lazisk, wo sich der höchste Punkt 348 Meter erhebt.

Die Mitte des Höhenzuges umfaßt das Quellgebiet der Klodnitz und einiger linken Zuflüsse der Malapane und bildet das an Steinkohlen, Galmei, Eisenerzen so reiche Hügelland der Kreise Kattowitz, Beuthen, Zabrze und Tarnowitz. Von bedeutenderen Erhebungen nennen wir im besten Steinkohlengebiet Anhöhen bei Balenze 313 Meter, bei Chorzow 307 Meter, bei Miedowitz 304 Meter und den Trockenberg, südöstlich von Tarnowitz, 336 Meter hoch.

Der nördliche Teil des Höhenzuges gehört den Kreisen Lublinitz und Rosenberg an und bildet das Quellgebiet der Malapane und des Stobers. Hier erheben sich im östlichen Teile des Lublinitzer Kreises der Lubshauer- und der Grojzberg bis zu 347 Meter, und nur um weniges niedriger ist der Sobelberg bei Wojschnik. Nach Nordwesten hin bis an die Grenze des Breslauer Regierungsbezirktes nimmt die Höhe des Zuges immer mehr ab. Nach Westen senkt sich das wellenförmige Hügelland ganz allmählich und wird von der Ruda, Wirawka, Klodnitz und Malapane mit geringem Gefälle und mit tragem Laufe durchflossen. Wo das Hügelland in die Ebene übergeht, beginnen nach Westen hin die ungeheuren Forsten, für deren Kultur der Boden hier weit mehr geeignet ist, als für den Getreidebau. Die ganze Oberfläche ist hier mit einem thonigen Sandboden bedeckt, welcher, da er auf einem undurchlassenden Untergrunde ruht, kalt und sumpfig ist. Dieser Übelstand, in Verbindung mit der sehr geringen Neigung des Bodens nach der Oder hin, macht

sich besonders in nassen Jahren fühlbar, da dann weite Strecken so versumpfen, daß das Getreide nicht gedeihen kann. Am schlimmsten zeigt diesen Charakter der Lubliner Kreis, welcher daher, was den Ertrag anlangt, unter allen schlesischen Kreisen die letzte Stelle einnimmt.

Wenn so die Mutter Natur einen großen Teil der unmittelbaren Oberfläche der Erde, die fruchttragende Ackerkrume, stiefmütterlich bedachte, so hat sie dafür das Innere der Erde mit Schätzen begabt, wie wenige andere Gegenden unseres Vaterlandes. Wie vieler Jahrtausende mag es wohl bedurft haben, um in jene Bucht die ungeheuren Pflanzenmassen einzubetten, aus welchen dann im Laufe wer weiß wie vieler Jahrtausende die mächtigen Steinkohlensflöze entstehen konnten? Welch ungeheurer, gewaltsamer Bewegungen in der Erdrinde hat es nicht bedurft, um diese Massen aus ihrer ursprünglich jedenfalls horizontalen Lage zu verrücken und so zu verschieben, daß sie an mehreren Stellen an die Oberfläche der Erde treten? Welche Vorgänge haben dann die Bildung der jetzigen Erdoberfläche in dieser Gegend bewirkt? Man nimmt gewöhnlich an — und dafür sprechen ja viele untrügliche Beweise — daß in der sogenannten Tertiärzeit ein Meer einen großen Teil des mittleren und östlichen Europa bedeckt und im Süden bis an den Fuß der Karpathen gereicht habe; die heutige Oberfläche der norddeutschen und eines großen Theiles der osteuropäischen Tiefebene sei nichts als der Boden dieses Tertiärmeeres. Diese Annahme ist jedoch in neuester Zeit besonders von den deutschen Geologen bestritten worden, und diese sind der Theorie Lorells beigetreten, daß zur diluvialen Zeit sich von den Gebirgen Skandinaviens bis zum Fuße des Riesengebirges und der Karpathen ein ungeheuer großer Gletscher ausgedehnt habe. Als wichtigsten Beweis dafür führt man die in dem Diluvium vorkommenden nordischen Geschiebe an, d. h. Brocken von Gestein, welches nur in Skandinavien vorkommt. Man hat solche nordische Gesteine auch im ober-schlesischen Diluvium gefunden und man hat aus dem Vorkommen von sogenanntem Geschiebelehm und von Schraffierungen und Ritzungen geschlossen, daß dort die Grundmoräne des Gletschers liege.

Wir gehen auf diese Theorieen ebensowenig ein, wie auf eine genauere Darstellung der geologischen Verhältnisse, die wir Fachmännern überlassen müssen. Wir begnügen uns, eine kurze Übersicht zu geben.

Das Steinkohlengebirge ruht auf der Culm-Grauwacke, d. h. Massen von grobkörnigem Sandstein, Thonschiefer und teilweise Quarzkiefern. Die Flöze selbst sind aber auch von diesem Gestein, besonders von Sandstein eingeschlossen. Die Flöze sind fast überall liegend; ihre Mächtigkeit ist sehr verschieden; sie steigt von wenigen Centimetern bis über 9 Meter. So hat ein Flöz der

Königin Luise-Grube 8 Meter, das Sattelflöz der Gräfin Laura-Grube 9 Meter; doch werden unsern Wissens Flöze unter etwa $\frac{2}{3}$ Meter in Oberschlesien noch nicht abgebaut. Es kommt häufig vor, daß mehrere in derselben Richtung streichende Flöze nur durch kleinere flözleere Schichten, besonders durch Sandstein getrennt sind und daher nahe aneinander liegen. Man nennt sie dann einen Flözzug. Die Mächtigkeit eines solchen Flözuges beträgt bis zu 95 Meter und sie wird sich wahrscheinlich noch als größer erweisen, wenn man mehr in die Tiefe vordringen wird.

Über die Verbreitung des Steinkohlengebirges können wir keinen bessern Autor anführen als den Geh. Bergrath Dr. Römer. Dieser schreibt in seiner Geologie von Oberschlesien (S. 62 ff.): „Das ober-schlesisch-polnische Steinkohlengebirge bildet verschiedene, inselartig aus dem umgebenden Diluvium sich erhebende größere und kleinere Partien. Die größte dieser Partien ist diejenige, welche sich zwischen Gleiwitz und Myslowitz ausdehnt und an letzterem Orte, die preußische Grenze überschreitend, nach Polen hinübergreift und hier, namentlich östlich und südöstlich von Bendzin, über einen ausgedehnten Flächenraum sich verbreitet. In dieser Partie, deren preußischer Anteil mehr als fünf Quadratmeilen groß ist, sind die mächtigsten Flöze entwickelt und liegen die wichtigsten und reichsten Kohlengruben, namentlich bei Zabrze, Königshütte, Kattowitz, Kosdzin, Myslowitz und Dombrowa. Nur als ein südwestlicher Ausläufer dieser Hauptpartie ist das Steinkohlengebirge in der Umgegend von Nikolai anzusehen, welches bis Czervionkau reicht und namentlich auch die Gruben bei Orzesche begreift. Eine durch aufgelagerte Tertiär- und Diluvialmassen völlig getrennte Partie ist dagegen die viel kleinere und noch nicht eine Quadratmeile große zwischen Rybnik und Pischow, in welcher namentlich bei BERNIK, Birtultau und Ridultau ein ansehnlicher Bergbau umgeht. Die südwestliche Ecke des ganzen Kohlenbeckens bildet die Partie von Gultschin und Mährisch-Osttau, deren östliche Ausläufer sich bis in die Nähe von Freistadt erstrecken.“ Kleinere Lager finden sich bei Chelm und Bendzin, unweit Berun, bei Koslowagora zwischen Beuthen und Neudorf und bei Tenczynet in der Nähe von Krakau.

„Alle diese verschiedenen, in Oberschlesien und in den angrenzenden Gebieten auftretenden Partien des flözführenden Steinkohlengebirges gehören, obgleich an der Oberfläche nicht zusammenhängend und zum Teil selbst durch weite Zwischenräume getrennt, doch augenscheinlich demselben Becken an, denn nirgendwo treten zwischen ihnen ältere Gesteine zu Tage und zum Teil ist durch Bohrlöcher das Vorhandensein des Kohlengebirges in größerer Tiefe in den zwischen den einzelnen Partien liegenden Zwischenräumen nachgewiesen.“

Wenn Römer die Größe des ganzen Kohlenbeckens gegen hundert Quadratmeilen bezeichnet, so dürfte dies neueren Angaben zufolge etwas zu hoch gegriffen sein. Von diesem Areal erscheinen jedoch nur auf etwa fünfzehn Quadratmeilen die Kohlen unmittelbar an der Oberfläche und machen so einen bequemen und billigen Abbau möglich. Nur dieser Teil ist gegenwärtig für den Kohlenbergbau erschlossen; dieser arbeitet daher in Oberschlesien vorläufig noch unter sehr vorteilhaften Bedingungen; denn die meisten Schächte haben nicht mehr Tiefe als 155 Meter, nur wenige erreichen etwa 190 Meter, während man in England schon an vielen Stellen auf eine Tiefe von 470, ja sogar bis 620 Meter gekommen ist. Wenn sich also in England bei der fortgesetzten rücksichtslosen Ausbeutung eine Erschöpfung der Kohlenlager in 600 bis 700 Jahren voraussehen läßt, so wird in Schlesien selbst bei bedeutender Steigerung der Förderung der Vorrat mehrere Jahrtausende reichen. Der Berghauptmann v. Carnall hat denselben im Jahre 1857 auf 6000 Jahre geschätzt.

Von dem Kohlengebiete gehört der größte Teil, nämlich 56 Quadratmeilen, zu Preußen, der übrige zu Oesterreich und Rußland. Von diesen 56 Quadratmeilen werden gegenwärtig nur etwa 14 Quadratmeilen ausgebeutet.

Neben den Kohlenflözen finden sich in Oberschlesien noch andere kostbare Mineralien, deren Verwertung und Bearbeitung durch die Kohlen so sehr erleichtert ist. Zunächst führt das Steinkohlengebirge reine Thoneisensteine (Sphärosiderit) mit einem ziemlich hohen Eisengehalte. Als wichtigste Fundorte nennen wir Nikolai, Orzesche, Balenze und Ruda. Von höchster Wichtigkeit sind ferner die Lagerstätten von Galmei und Zinkblende in der Gegend von Tarnowitz und Beuthen, besonders bei Scharley, auf deren Ausbeutung die blühende Zinkindustrie Oberschlesiens beruht. Wir nennen endlich noch die Fundstätten von Bleierz, besonders Bleiglanz, bei Tarnowitz, Trockenberg, Mieschowitz und an andern Orten. Diese Erze werden gegenwärtig in der Königl. Friedrichshütte bei Tarnowitz und in der Walter Cronck-Hütte in Rosbdzin verhüttet.

Wenn wir nun eine Wanderung durch den ober-schlesischen Kohlen- und Industriebezirk antreten, so kann es dabei unmöglich unsere Absicht sein, alle die großartigen Etablissements zu besuchen und zu beschreiben oder auf ihre technische Anlage näher einzugehen, sondern wir müssen uns begnügen, einige charakteristische Erscheinungen hervorzuheben und besonders auf das Einst und Jetzt hinzuweisen.

Wir betreten den Industriebezirk bei Gleiwitz, nachdem uns schon vorher, auf der Fahrt von Laband her, bedeutende Fabrikanlagen auf denselben gewissermaßen vorbereitet haben.

Gleiwitz ist eine alte Stadt; was wir aber heute dort sehen, ist mit Ausnahme des Kernes neu. Gleiwitz hatte am Anfange unsers Jahrhunderts wenig über 3000 Einwohner. Heute zählt es 17658 (Zählung 1885); es ist aus einer Landstadt, deren Einwohner Ackerbau, Tuchmacherei und einigen Handel nach Polen trieben, einer der bedeutendsten Industriepläze Oberschlesiens geworden.

Der Name Gleiwitz, welcher unzweifelhaft zuerst dem etwa eine halbe Meile westnordwestlich von der Stadt gelegenen Dorfe Alt-Gleiwitz zukam, soll aus Chlewice, d. h. Stallungen, entstanden sein, weil dort große Stallungen und Hütungen für durchgehende polnische und russische Viehherden waren. Erst später soll die Kolonie Głubisz und aus dieser die Stadt entstanden sein, deren Name sehr verschieden geschrieben wurde. Man findet Głowice, Gliwicze, Gliwicz, Gleywicz, Gleibitz, lateinisch Gleiwitium. Aus Urkunden geht hervor, daß sie schon um das Jahr 1286 eine Stadt war. Sie gehörte nacheinander zu den Fürstentümern Teschen, Aufschwiz, Oppeln, und im 14. Jahrhundert hatte sie eine Zeitlang eigene Herzöge. Im 16. Jahrhundert erwarb sie bedeutenden Grundbesitz, nämlich 1511 Anteile von Petersdorf, Zernitz und Ellguth und 1596 das Kammergut Gleiwitz mit den zugehörigen Dörfern Trynek, Bogtdorf und Stroppen, ferner das Obergericht über die Dörfer Schönwald, Deutsch-Zernitz, Knurów und Kriewald. Von diesen Besitzungen ist der Stadt unsers Wissens keine geblieben. Schönwald und Deutsch-Zernitz wurden ihr von den Äbten von Rauden abgestritten 1672, Knurów und Kriewald verkaufte sie, nachdem Feuersbrünste in den Jahren 1711 und 1730 sie in das tiefste Elend gestürzt hatten, und die übrigen Kammerei-Vorwerke wurden, da die Unterhaltungskosten größer waren als die Erträge, im 18. Jahrhundert, für ein wahres Spottgeld verkauft, nämlich Petersdorf für 75 Thaler und 25 Thaler Grundzins, Trynek für 200 Thaler und 39 Thaler Grundzins, Richtersdorf für 100 Thaler und 64 Thaler Grundzins. In ähnlicher Weise haben damals und noch im Beginn des 19. Jahrhunderts auch andere obereschlesische Städte ihre Güter verkauft. Das Getreide, an sich schon niedrig im Preise, verlor seinen Wert noch mehr infolge der entsetzlichen Beschaffenheit der Wege; denn wollte ein Gutsbesitzer einige wenige Sack auf den Markt fahren, so mußte er vor jeden Wagen vier Pferde spannen, welche erst nach mehreren Tagen heimkehrten.

Aus der älteren Geschichte der Stadt erwähnen wir nur noch jenes

glänzende Beispiel von Heldennut, welches die Bürger durch die tapfere Verteidigung der Stadt gegen die Scharen Mansfelds an den Tag gelegt haben. Als sich die durch den Krieg schon verwilderten Söldner, welche Freund und Feind gleichmäßig fürchtete, der Stadt näherten, brannten die Bürger die Ratiborer Vorstadt nieder und schlossen die Thore, in der festen Absicht, sich bis zum äußersten zu verteidigen. Als daher der Befehlshaber der kleinen kaiserlichen Besatzung die Meinung aussprach, es wäre besser, die Stadt zu übergeben, wurde er gefangen gesetzt, und die Bürger wehrten sich nun mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Heu- und Düngergabeln dienten als Waffen, und die Frauen gossen kochendes Wasser, Pech, Öl und Hirsebrei auf die anstürmenden Feinde, welche in der That nach einigen Tagen von weitem Versuchen, die Stadt zu erobern, abstanden und abzogen.

In ehrender Anerkennung der Tapferkeit verlieh Kaiser Ferdinand II. der Stadt ein neues Wappen mit verschiedenen kaiserlichen Emblemen, z. B. einem halb schwarzen, halb gelben Adler, und zum Andenken an den Kaiser das F. II.

Im Jahre 1643 schlug die Bürgerschaft wiederholte Stürme der Schweden erfolgreich zurück.

Innerhalb dieser tapfer verteidigten Stadtmauer ist Gleiwitz bis ins 19. Jahrhundert eine kleine Stadt von etwa 3000 Einwohnern mit engen, krummen Gassen und niedrigen Häusern geblieben. Nur zwei sehr enge Thore, das weiße, jetzt Beuthener Thor, und das schwarze, heute Ratiborer Thor, führten durch diese Mauer zu den beiden Hauptstraßen, den einzigen, welche ein natürlich recht schlechtes Pflaster hatten. Die niedrigen, unschönen Häuser dehnten sich weit nach der Tiefe aus und endeten in schmale Nebengassen, welche zugleich als Düngerlagerstätten dienten; die meisten Einwohner waren nämlich sogenannte Ackerbürger. Wenn wir aus alten uns erhaltenen Namen einen Schluß auf ihre einstige Bedeutung zu machen berechtigt sind, so bezeichnet der Name Entenring nichts Anderes, als einen Platz innerhalb der Stadt mit einem Teiche, auf welchem die Enten herumschwammen. Die Straßen in unmittelbarer Nähe der Stadt waren so schlecht, daß bei Regenwetter der Verkehr fast unmöglich war. Selbst der Weg nach dem Gymnasium, welches 1816 in dem säkularisierten Franziskanerkloster eröffnet wurde, war häufig nicht passierbar, so daß man eine Art Bohlendamm anlegen mußte. Von Chaussees nach irgend einer Richtung hin war keine Rede.

Da kam die schnelle Entwicklung der Industrie. Die Stadt sprengte schnell die enge, ihre Entwicklung hemmende Ringmauer und verband sich mit den Vorstädten, die Straßen wurden gepflastert und erweitert, große, massive Häuser gebaut. Verschiedene Umstände wirkten nun zusammen, um Gleiwitz

eine Zeitlang zum Mittelpunkte des Verkehrs, ja man kann dreist behaupten, zur wichtigsten Stadt Oberschlesiens zu machen.

Professor Heimbrod, welcher dieses Wachstum mit angesehen hat, zählt in einem: „Wie sah Gleiwitz im Jahre 1870 aus“ überschriebenen Artikel in den schles. Provinzbl. X. S. 218 folgende Gründe dafür auf: 1. Die Anlegung der großen Königl. Eisengießerei, 2. die Eröffnung des Gymnasiums, 3. die Verlegung des Stabes und einer Eskadron des 2. schles. Manen-Regiments nach Gleiwitz 1819, 4. den Bau von Chauffeeen nach allen Richtungen hin, 5. die Errichtung eines Kreisgerichtes, welches zugleich Sitz des Schwurgerichtes für die Kreise Gleiwitz, Beuthen, Pleß und Lublinitz war, 6. die Verlegung einer Königl. Bank-Kommandite nach der Stadt, 7. vor allem aber der Bau der Eisenbahn, welche Veranlassung wurde zur Gründung großer Fabriken. Außer der Königl. Eisengießerei, Maschinenbauanstalt und Kesselschmiede mit einer Belegschaft von etwa 700 Mann entstanden hier zwei große Ketten-, Nägel- und Drahtseil-Fabriken, Glashütten, Dampfmühlen und eine Ölfabrik. In neuester Zeit ist durch die Anlegung großartiger industrieller Etablissements an den Fundorten der Kohlen und der Erze selbst Gleiwitz etwas zurückgedrängt worden. An Einwohnerzahl ist es hinter Königshütte mit 32019 Einwohnern (1885) und Beuthen mit 26484 Einwohnern bedeutend zurückgeblieben, und letztere Stadt, mehr im Mittelpunkte der Hütten und Bergwerke gelegen, hat sich eifrig bemüht, eine dieser Lage entsprechende Bedeutung zu erlangen. Bedenkt man ferner das erstaunlich rasche Wachstum von andern Orten, wie besonders Zabrze und Kattowitz, so mögen die eine Zeitlang laut gewordenen Klagen der Gleiwitzer über einen Stillstand oder gar Rückgang des Verkehrs nicht unberechtigt gewesen sein. Daher war es für die Stadt von großer Wichtigkeit, daß zwei Bataillone Infanterie (Regiment Nr. 18) und ein Landgericht dorthin gelegt wurden.

Trotz aller Fortschritte, welche Gleiwitz in neuester Zeit gemacht hat, sieht es, wie die meisten Industriestädte, nicht sehr vorteilhaft aus. Schmutzig ist die Klodnitz, schmutzig der Klodnitz-Kanal, der überhaupt einen kläglichen Eindruck macht, schmutzig, d. h. durch den Rauch geschwärzt, und größtenteils unansehnlich sind die Häuser, schmutzig, nicht selten auch die Straßen. Die Fabrikthätigkeit beherrscht alles. Rings um die Stadt liegen die großartigen Gebäude, in denen Tausende von Arbeitern beschäftigt sind. Wir besuchen eines dieser Etablissements: die Nägelfabrik von Heinrich Kern & Komp. Der Eintritt wird uns bereitwillig gestattet. Wir betreten einen großen Raum, in welchem wir eine Anzahl wohl 2 Meter hoher eiserner Töpfe erblicken, welche bis zum Rotglühen erhitzt sind; darin liegt der Draht so, wie er von

der Hütte kommt, um geglüht und dadurch erweicht zu werden. Dann fühlt man ihn allmählich ab und überzieht ihn chemisch mit Kalk, damit er nicht oxydiert. In einem andern Raume, der Zieherei, sehen wir, wie er gezogen, d. h. bis auf die Stärke ausgedehnt wird, welche man den Nägeln geben will, durch Maschinen werden dann die Nägel geschlagen; zuerst preßt die Maschine den Kopf und schlägt unmittelbar darauf nach dem Vorrücken des Drahtes um die Nagellänge den Nagel so ab, daß er gleich eine Spitze hat. Von dem etwa noch anhaftenden Metall werden die Nägel in großen eisernen Trommeln gereinigt, die sich fortwährend drehen. Diese Trommeln mit den Stiften machen einen so entseßlichen Lärm, daß es völlig unmöglich ist, ein gesprochenes Wort zu verstehen. Sollten nicht Leute, welche lange hier arbeiten, am Gehör Schaden leiden? Man führt uns zuletzt in die Ketten schmiede, ein sehr geräumiges Gebäude, in welchem an langen Reihen von Öfen die Kettenglieder mit der Hand geschmiedet werden.

Etwa eine Meile südlich von Gleiwitz liegt mitten im polnischen Sprachgebiete eine deutsche Gemeinde, das stattliche Dorf Schönwald mit 2813 Einwohnern (1885). Es gehört zu den ältesten deutschen Dörfern Schlesiens. Schon 1223 gegründet, hat es bis auf den heutigen Tag seinen deutschen Charakter in Sprache, Tracht und Sitte bewahrt. Es war das Cistercienserkloster Rauden, welches in dem ihm vom Herzoge Wladislaw geschenkten Walde ein Dorf zu deutschem Rechte aussetzte und in dasselbe Einwanderer aus der Gegend von Meissen aufnahm. Die Bewohner haben, wie schon erwähnt wurde, die deutsche Sprache bewahrt; allein der jahrhundertelange Verkehr mit den Polen hat hier eine eigene, mit manchen polnischen Wörtern vermischte Mundart entstehen lassen, welche dem Fremden schwer verständlich ist. Als ein Beispiel für diesen Dialekt führen wir folgenden Spruch an:

„Jungla, nimm die Drungla (Knüppel),
Schlag die Kubulla (Stute),
Daß sie besser tschungla!“

Mit dem Fremden unterhalten sich jedoch die Schönwalder nicht in diesem Dialekt, sondern in recht gutem Deutsch. In der Tracht fallen uns bei den Männern die kurzen Jacken, die lederen Bauchbinden und die blauen Mäntel auf, welche letztere oft selbst an heißen Sommertagen angelegt werden; die Frauen tragen, wenn sie im Sonntagsstaate erscheinen, fast alle weiße Kopftücher, blaue oder braune Jacken und rote Strümpfe. Die Erhaltung deutschen Wesens findet nur darin ihre Erklärung, daß die Schönwalder nur unter sich heiraten und die Besitzungen nur auf die Kinder vererben. Fremde erhalten

daher nur sehr schwer Zutritt in die Gemeinde. Eine schlimme Sitte, welche die Schönwalder, wie es scheint, von ihren Nachbarn, den Polen, angenommen haben, ist die Zerstückelung der Güter durch Erbteilung unter sämtliche Kinder. Dabei sind aber die einzelnen Wirtschaften immer noch nicht so klein als in den meisten polnischen Dörfern; denn die Schönwalder Feldmark umfaßt 2250 Hektar, welche durch Ankauf von benachbarten Stücken auf etwa 2600 Hektar gebracht worden sind. Schönwald dürfte mit diesem Areal das größte Bauerndorf Oberschlesiens sein. Die Bewohner betreiben jetzt den Ackerbau sehr fleißig, während sich früher viele mit dem Fuhrwesen oder der Bekkuranz, wie es in Oberschlesien allenthalben genannt wird, beschäftigten.

Die Eisenbahn bringt uns bei Zabrze erst recht eigentlich in den Hüttenbezirk. Ein wahrer Wald von dampfenden Schornsteinen, Hüttenwerke, rauchende Schutthalben, verräucherte Häuser, rußige Menschen und Rauch über diesem allem; gleichsam als sollte diese Gegend der reinen Nützlichkeit und entsetzlichen Prosa dem Auge verschleiert werden: das ist der Charakter des Kreisortes Zabrze. Hier hat die Industrie in den letzten Jahrzehnten einen gewaltigen Aufschwung genommen. Noch 1858 hatte Zabrze, welches aus den drei Ortschaften Zabrze, Alt- und Klein-Zabrze besteht, nur 8200 Einwohner, heute zählt man 25000. Zabrze hat noch die Dorfverfassung, ist aber Sitz der Verwaltung für den Kreis Zabrze, den westlichen Teil des alten Beuthener Kreises, welcher 1873 in die vier Kreise Beuthen, Tarnowitz, Kattowitz und Zabrze geteilt wurde. Hier finden wir die bedeutendste Grube Oberschlesiens, die Königin Luise-Grube, welche jährlich etwa 20 Millionen Zentner Steinkohlen liefert und etwa 4300 Bergleute beschäftigt. Außer der Donnermarkt- und der Redenhütte, zwei der größten Hüttenwerke Oberschlesiens, befinden sich hier noch andere große industrielle Anlagen. Auch hat eine königliche Berginspektion hier ihren Sitz.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, welches denjenigen beschleicht, welcher zum erstenmal einen solchen Industrieort betritt. Wenn auch die landschaftliche Schönheit eines großen Teiles von Oberschlesien gerade nicht hervorragend ist, so verschwindet doch hier fast alles, was uns sonst in der Natur erfreut. Frische Luft, eine freundlich grüne Vegetation, reines Wasser, das alles vermißt man hier. Die ganze Gegend ist mit Rauch überzogen, und zwar besonders dann, wenn ihn die mit Feuchtigkeit erfüllte Luft nicht in die Höhe steigen läßt, Bäume und Pflanzen bedeckt der niederfallende Ruß, und das

Wasser ist durch die schmutzigen Abwässer schwarzgrau geworden. Man fühlt sich beengt und bekümmert; man möchte bald wieder fortleben, und doch verweilt man sehr gern einige Tage, um all das Großartige zu sehen und zu bewundern, was der Mensch hier geschaffen hat, die Schätze auszubeuten, welche ihm die Erde darbietet.

Und dazu wird uns reiche Gelegenheit geboten in dem Mittelpunkte des oberschlesischen Industriebezirkes, im Kreise Beuthen. Obwohl der heutige Kreis Beuthen noch lange nicht den vierten Teil des 1873 getheilten alten Kreises umfaßt, hat er doch die meisten Einwohner; er zählt auf 121 Quadratkilometern etwa 114000 Einwohner; hier liegen die mächtigsten und für die Förderung bequemsten Kohlenflöze, hier die großartigsten Hüttenwerke und Fabriken. Der Hauptort dieses Bezirkes ist die Stadt Beuthen. Sie ist zwar nicht der größte Ort des Kreises, denn sie wird mit 26484 Einwohnern von Königshütte mit 32019 Einwohnern bedeutend übertroffen, aber sie bildet doch den kommerziellen Mittelpunkt nicht bloß des Kreises, sondern des ganzen Bergwerksbezirkes. Diese letzte Bedeutung der Stadt drückte das alte Schöpffeniegel recht gut aus. Dieses zeigte rechts die Gestalt eines Bergmanns in etwas gebückter Stellung, auf dem Kopfe einen Hut, in der rechten Hand eine Keilhaue, in der linken eine brennende Bergmannslampe, und links einen halben Adler. Der Grund dafür, daß Beuthen, obwohl es weder die volkreichste Stadt des Hüttenbezirkes ist, noch eine zentrale Lage hat, doch die erste Stelle in demselben einnimmt, scheint ein historischer zu sein. Beuthen ist ein altes, gefestigtes, auf gesunder Grundlage beruhendes Gemeinwesen, welches es verstanden hat, im Verhältnis zur Zunahme der Bevölkerung auch in der innern wie äußern Entwicklung gleichen Schritt zu halten. Es verdankt seine Entstehung der alten herzoglichen Burg oder Kastellanei Bythom. Außer Bythom werden in Oberschlesien noch genannt die Burgen Loser (Lof), Nikulow (Nikolai), Dpol (Oppeln), Kozle (Kosel), Raczibor (Ratibor) und weiter nach Südosten hin Szevor (Siewierz in Polen), Oswiencim (einst Aushwitz) und Tesin (Teschen). Als Herzog Wladislaw 1230 in der Burg Bythom seinen Sitz nahm, fand ein so starker Zuzug deutscher Familien statt, daß derselbe 1254 den Ort zu deutschem Rechte aussetzte, d. h. von den Lasten des polnischen Rechtes und der Gerichtsbarkeit des herzoglichen Kastellans befreite. Bald erhielt die Stadt auch eine Kirche, Klöster wurden in ihr, wie um sie herum gebaut und durch Errichtung einer Mauer der Stadt der Umfang gegeben, welchen sie mit geringen Veränderungen bis in die Neuzeit behalten hat. Die Bewohner beschäftigten sich mit Ackerbau, Handel und Bergbau; denn es deutet vieles darauf hin, daß schon um das Jahr 1300 hier Bleierz gegraben wurden.

„Man grub Bleierz in den ergiebigen Feldern von Repten, Miedhowitz, Bobref, Rudi-Piekar und Bobrownik. Alle dort gewonnenen Erze wurden nach der Bestimmung des Landesherrn auf die Stadtwage in Beuthen gebracht, um vermogen und versteuert zu werden, und von dieser Abgabe fiel ein bestimmter Teil der Stadt zu; ebenso war es mit dem Durchgangszoll für die Pferde, Rinder und anderes Vieh, sowie mit dem Steinsalz, das in großen Ladungen aus den mächtigen Lagern von Krakau kam.“ Andere Einkünfte flossen aus verschiedenen Gerechtsamen und aus den Gruben. Erwägt man dazu, daß die Stadt herzogliche Residenz und Mittelpunkt einer Herrschaft war, welche die Gebiete Kosel, Lof, Peiskretscham, Gleiwitz und vorübergehend auch Sievierz, Pleß, Auschwitz und Zator umfaßte, so war sie damals in der That die Hauptstadt des größten Teiles von Oberschlesien. (Vergl. Dr. Franke: Über die geogr. Lage und Entwickel. der Stadt Beuthen. XI. Jahresbericht des Gymnas. zu Beuthen.)

Das erfreuliche Aufblühen der Stadt wurde völlig gehemmt, als nach dem Aussterben des Mannsstammes der Beuthener Herzöge die Erben das Beuthener Land so teilten, daß die Teilungslinie die Stadt „nicht bloß nach Straßen und Vierteln schied, sondern, um die vollständige Gleichheit der Anteile herzustellen, quer durch das Schloß und die Stadtmauer, mitten zwischen Häusern und Dachrinnen und sogar zwischen den Brot- und Fleischbänken hindurchlief.“

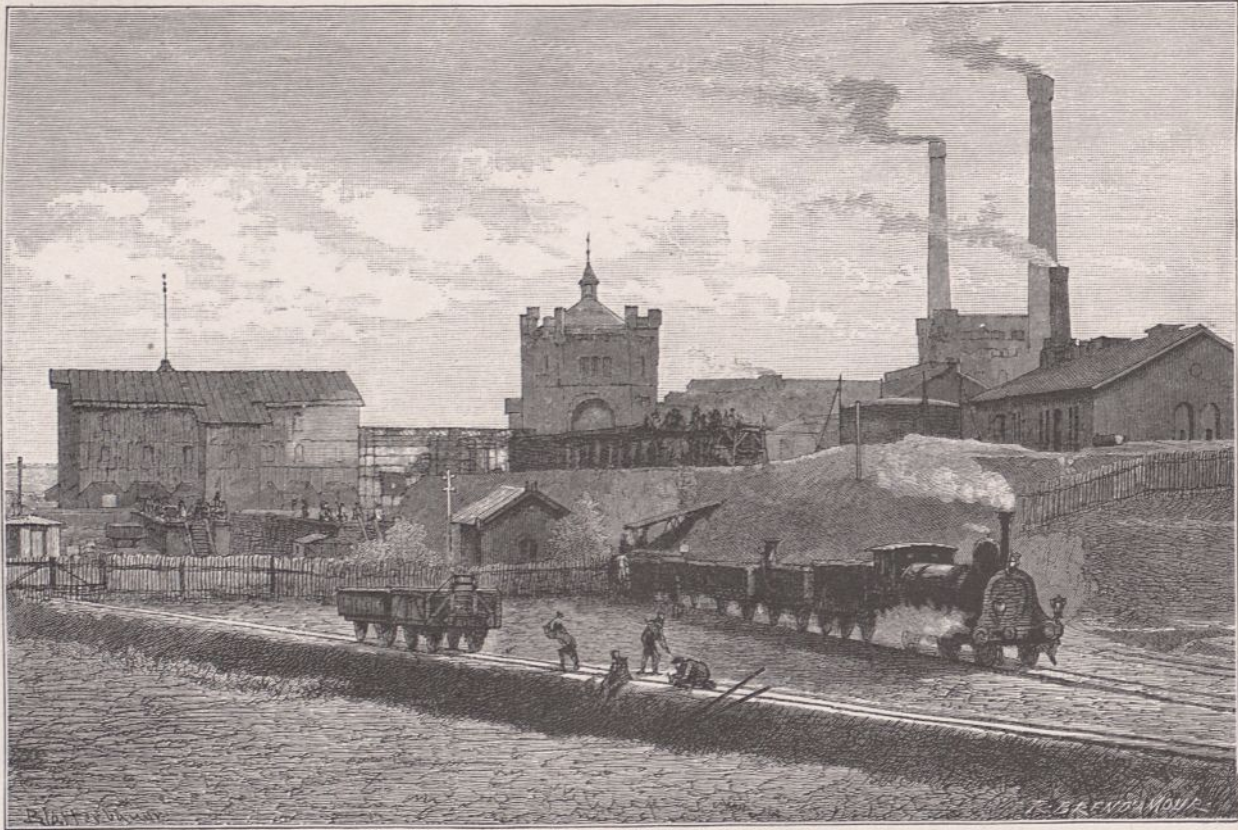
Nach manchen Wechselfällen kam die Stadt und Herrschaft Beuthen in den Pfandbesitz des Markgrafen Georg des Frommen von Jägerndorf und blieb durch das ganze 16. Jahrhundert unter Herrschaft dieser Hohenzollernschen Linie. Der Bergbau nahm aber in dieser Zeit auch nicht den erwarteten Aufschwung, weil das 1526 gegründete Tarnowitz, welches mehr im Gebiete der Blei- und Silbergruben lag, eine gefährliche Konkurrenz machte. Aus dem Prozesse, welchen der Markgraf Georg Friedrich wegen der Herrschaft Beuthen 1560 bis 1570 mit dem Kaiser führte, erfahren wir, daß die Stadt Beuthen, Schloß Neudeck und neun zugehörige Dörfer nur einen jährlichen Überschuß von 1600 Thalern ergaben.

Die schon erwähnte Ächtung des Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf hatte die Einziehung seiner sämtlichen schlesischen Besitzungen durch den Kaiser zur Folge. Da sich der Kaiser während des Krieges fortwährend in Geldverlegenheit befand, so überließ er dem Freiherrn Lazarus Henkel von Donnersmark, welcher ihm große Summen vorgestreckt hatte, die Herrschaften Beuthen und Oberberg als Pfandbesitz; aber schon 1629 erwarb dessen Sohn Lazarus der Jüngere durch einen Kaufvertrag beide Gebiete erblich und wurde 1651 zum regierenden Herrn von Beuthen mit dem Range eines Reichsgrafen

ernannt. Graf Henkel erhielt damit die Ausübung der ehemals herzoglichen Rechte; nur die Verfügung in Religionsfachen behielt sich der Kaiser vor. Die Herrschaften Beuthen und Oberberg kamen später durch Erbteilung an zwei Linien des gräflichen Hauses; letztere ging jedoch allmählich in andere Hände über, und die Linie der Oberberger Henkel starb 1804 aus. Die Beuthener Linie aber teilte sich wieder in die Beuthener, welche ihren Sitz in Siemianowitz hat und katholisch ist, und in die Tarnowitz-Neudecker, welche auf dem prächtigen Schlosse Neudeck bei Tarnowitz residiert und der evangelischen Kirche angehört. Diese Scheidung in zwei Linien verschiedenen Glaubens führte zu Streitigkeiten, als der Kaiser gegen eine frühere Bestimmung, daß immer der Besitzälteste die Rechte eines freien Standesherrn von Beuthen ausüben sollte — zu welchem Range sie 1697 erhoben worden waren — später die katholische Linie begünstigte und die freie Standesherrschaft dieser allein nach dem Rechte der Erstgeburt verlieh. Friedrich der Große erklärte jedoch diese Bestimmung „ex odio religionis“ für erschlischen und „ex capite justitiae“ für aufgehoben und seitdem führt, ohne Unterschied der Religion, jedesmal der Besitzälteste den Titel eines freien Standesherrn von Beuthen, mit welchem die erbliche Vertretung der Familie im preussischen Herrenhause verbunden ist.

Die Stadt Beuthen war in der Zeit der Reformation und später unter der Herrschaft der Henkel fast ganz protestantisch geworden; nach dem dreißigjährigen Kriege, in der Zeit der Gegenreformation, wurde jedoch auch hier der Protestantismus gewaltsam unterdrückt. Die Folge davon war, daß eine große Zahl protestantischer deutscher Bergmannsfamilien die Stadt verließen, was zum Verfall des Bergbaues nicht wenig beitrug. Nimmt man dazu die Unsicherheit infolge des zügellosen Treibens des Landadels, ferner die sittliche Verwilderung und den krassen Aberglauben, wie er sich z. B. in der Beschwerdeschrift der Beuthener an den Kaiser ausspricht, in welcher es unter anderm heißt, daß der Pächter der herrschaftlichen Brauerei am Peiskretschamer Thore, ein Jude, seine Gäste wahrscheinlich durch abergläubische Mittel anziehe, da er sich ein Paar Wolfsaugen und einen Totenkopf habe bringen lassen: nimmt man alles dieses zusammen, so erhält man den Eindruck, daß Beuthen zur Zeit der preussischen Besitznahme eine heruntergekommene Stadt war. Der Bergbau war fast ganz erloschen, nur Galmei wurde bei Scharley gewonnen.

In dieser unbedeutenden Stellung blieb die Stadt durch das ganze vorige Jahrhundert. Und selbst als seit dem Ende unsers Jahrhunderts der Kohlenbergbau einen bedeutenden Aufschwung nahm, wuchs die Stadt sehr langsam, da Tarnowitz mit seinem Blei- und Silberbergbau zu sehr im Vordergrund stand. Der Oberkonsistorialrat Böllner zu Berlin, welcher im Jahre 1791



DES. V. TH. BLATTENBAUER.

HOHENZOLLERN-KOHLENGROBE BEI BEUTHEN O.-S.

eine Reise durch Schlesien nach Krakau und Wiliczka unternahm, erzählt in seinen Briefen I. S. 219 ff. recht viel vom Tarnowitzer Bergbau, aber Beuthen erwähnt er nur flüchtig. Nach 1820 hatte die Stadt nicht mehr als 2000 Einwohner; sie stieg

	bis 1840	auf	4079	Einwohner,
"	1858	"	10000	"
"	1867	"	14529	"
"	1877	"	19513	"
"	1885	"	26484	"

Das Wachstum der Stadt wurde wesentlich befördert durch die 1816 erfolgte Niederlegung der Stadtmauern und Wälle, deren bogenförmigen Lauf die Dnygosstraße noch heute anzeigt. In den letzten Jahrzehnten aber hat sich die Stadt im Innern so bedeutend verändert, besonders aber nach allen Seiten hin so bedeutend erweitert und zum Teil Stadtviertel von großstädtischem Aussehen erhalten, „daß die junge Generation, welche ihre Vaterstadt schon in nahezu fertigem Zustande kennen gelernt hat, vielleicht mit ungläubigem Lächeln vernimmt, daß der Marktplatz erst im Jahre 1819 sein erstes Pflaster erhielt und daß der Bau einer Chaussee von Königshütte über Beuthen nach Tarnowitz um das Jahr 1830 für eine Art Ereignis galt. Und wer heute auf den Granitplatten der Bahnhofstraße zwischen geschmackvollen Gebäuden der innern Stadt zuschreitet, wird schwer glauben, daß vor wenig mehr als zwei Dezennien zwei Reihen elender Strohhütten mit ihren Düngerstätten vor der Hausthür einen bei Regenwetter fast unergründlichen Weg einspalteten — ein Bild der Armut und des Schmutzes.“ (Franke a. a. O. S. 19.)

Die Mittel, in allen städtischen Einrichtungen mit der sehr schnellen Entwicklung der neuesten Zeit gleichen Schritt zu halten, gewährte der Stadt der ziemlich bedeutende Grundbesitz. Von einem polnischen Kloster erwarb die Stadt 1538 das Gut Groß-Dombrowka unmittelbar am polnischen Grenzflusse Briniża. Das Ackerland ist zwar in kleine und mittlere Bauerstellen veräußert, aber die Stadt besitzt davon noch den etwa 466 Hektar großen Forst Dombrowa und den 517 Hektar großen Forst Schwarzwald.

In der Nähe der Stadt bei dem Dörfchen Pflermühl liegt einer der ältesten Teile von Beuthen und vielleicht die älteste Ansiedlung dieser ganzen Gegend. Dort erhebt sich der St. Margaretenhügel, welcher auf seiner etwa drei Morgen umfassenden Oberfläche seit undenklicher Zeit ein hölzernes Kirchlein dieser hl. Jungfrau und Märtyrerin, poln. małgorzata, erhob, was die Deutschen in Margarete verwandelt haben sollen (?). Der Hügel ist, wie sein Name mons situhal (sutuhale) von sute haldy = geschüttete Halde sagt,

künstlich aufgeworfen worden und ein fester Punkt gewesen, da ein vom Iserbache bewässerter Graben sich um denselben zog. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir es hier mit einer alten heidnischen Kultstätte zu thun haben und daß gerade deshalb das Margaretenkirchlein auf dem Plateau erbaut wurde. Der Wallgraben ist verschwunden, aber der Hügel ist geblieben und trägt heute einen lieblich gelegenen Begräbnisplatz, und das Kirchlein, welches mit der Pfarrkirche zu Beuthen verbunden wurde, ist Begräbniskapelle.

Die Stadt ist von industriellen Anlagen aller Art dicht umgeben. In der Nähe liegen die Hüttenwerke von Georg v. Giesches Erben und verbreiten häufig einen recht unangenehmen Qualm über die Stadt; Grube reiht sich an Grube. Jede Grube und jedes Werk hat eine eigene Geschichte, und so manche ist recht interessant. Wie gewaltige Vermögen sind nicht hier erworben, wie bedeutende aber auch verloren worden. Noch bis etwa zum Jahre 1850 lebte in einem Dorfe in der Nähe von Beuthen ein Mann, welcher es von sehr kleinen Anfängen zum mehrfachen Millionär gebracht hatte. Von seinem Herrn, einem Grafen, hatte er die Erlaubnis zum Schürfen erworben, Hüttenwerke in Pacht genommen und diese so gut ausgenützt, daß er ein Vermögen von etwa acht Millionen Thaler hinterließ. Universalerbin ward, wie es heißt, ein adoptirtes Mädchen, eine Waise, welche später die Gattin eines hochgeborenen Herrn wurde.

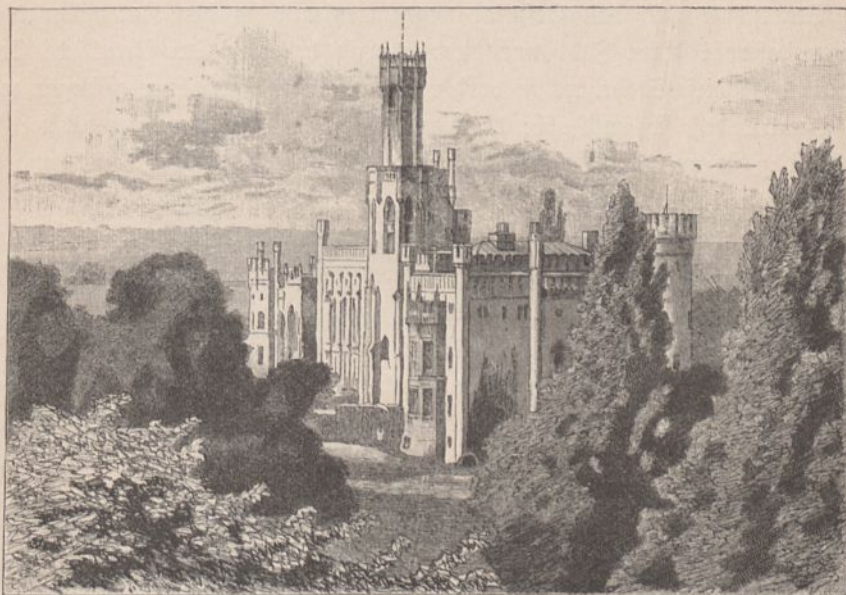
Der Schöpfer dieses großen Vermögens aber lebte einfach bis an sein Ende. Wohl ließ er sich ein großes prachtvoll ausgestattetes Palais bauen, allein er bewohnte es nicht, er blieb in dem kleinen, einem Bauernhause ähnlichen Häuschen und sah aus dessen kleinen Fenstern auf den stolzen Bau, den er aufgeführt hatte. Sein größtes Vergnügen soll es gewesen sein, neue, noch nicht in Kurs gekommene Pfandbriefe zu erwerben, zu Hausen zu sichten und stillvergnügt zu betrachten.

Etwa eine halbe Meile westlich von Beuthen liegt in Niechowitz der Herrnsitz einer der bedeutendsten Herrschaften Oberschlesiens. In einem großen Parke erhebt sich das prächtige, im gotischen Stile erbaute Schloß des Herrn von Ziele-Winkler, dessen bedeutendste Gruben und Werke jedoch in der Nähe von Rattowitz liegen. Das Dorf zählte 1885 3800 Einwohner.

Den nördlichsten Teil des Bergwerksdistrikts bildet der Kreis Tarnowitz, jedoch nicht in seiner ganzen Ausdehnung; denn der ganze Norden, weit mehr als die Hälfte, ist mit den Forsten der Grafen Hentel bedeckt.

Die Stadt Tarnowitz verdankt ihre Entstehung den reichen Lagern von Silber- und Bleierzen, welche schon sehr früh hier ausgebeutet wurden. Dies gab dem Herzoge Johann von Oppeln Veranlassung, auf dem Boden des

Dorfes góry tarnowskie (Tarnowitzer Berge) einen neuen Ort zu gründen und denselben mit Stadtrecht und Bergfreiheit auszustatten. Das ganz in der Nähe gelegene Dorf hat, wie in vielen andern Fällen, damals den Namen Alt-Tarnowitz erhalten. Die Erwerbung der Herrschaft Beuthen durch den Markgrafen Georg von Brandenburg war auch für Tarnowitz höchst bedeutungsvoll; denn der Markgraf verfolgte die bergmännischen Arbeiten mit dem regsten Eifer, suchte die in den fränkischen Stammlanden gemachten Erfahrungen hier zu verwerten und besonders die Gefahren zu beseitigen, welche den Werken fort-



Schloß zu Miechowitz.

während durch das Wasser drohten. Dieser Thätigkeit des Markgrafen ist es unzweifelhaft zuzuschreiben, daß 1542 in Alt-Tarnowitz dreizehn Bleierzhütten bestanden und daß in dem an Alt-Tarnowitz grenzenden Oppatowitz 1534 der Bergbau begann und sehr gut gedieh; im Jahre 1566 mutete man 184 Schächte, 1573 sogar 232. Der Kalk, welcher hier gebrochen wird, hat der ganzen Formation den Namen Oppatowitzer Kalk gegeben, wofür jedoch der Geologe Eck, welchem Römer in der Geologie von Oberschlesien beipflichtet, den Namen Rybnaer Kalk gesetzt hat nach dem kaum eine halbe Meile von Oppatowitz entfernten Dorfe Rybna. Diese Muschelkalklager sind nur Teile des großen Muschelkalkzuges, welcher sich in einer Länge von zehn Meilen und in

einer Breite von ein bis drei Meilen etwa von Krappitz an der Oder über den Annaberg, Groß-Strehlitz bis Tost und dann, nach einer Unterbrechung von etwa einer Meile, von Tarnowitz, beziehungsweise Rybna, über Beuthen, Königshütte bis nach Siemierz und Olkusz in Polen hinzieht.

Die Bewohner der von einem evangelischen Fürsten so sehr begünstigten Stadt waren natürlich fast alle evangelisch und beobachteten auch im dreißigjährigen Kriege eine dieser Konfession entsprechende Haltung, indem sich die Bergleute 1626 Georg von Mansfeld anschlossen. Zur Strafe dafür ließ Kaiser Ferdinand II. 1630 den Evangelischen die Kirche, die Begräbniskirche, die Stadtschule und das Hospital wegnehmen und es den Katholiken überweisen, obwohl deren Zahl nur etwa fünfzig betrug. Der schreckliche Krieg brachte auch diese Stadt, welche vorher bis auf 1800 Einwohner gestiegen war, so herunter, daß sie im Jahre 1700 erst wieder 1000 Einwohner zählte; bis 1806 stieg sie auf 1505, bis 1849 auf 4304, bis 1861 auf 5534 und bis 1885 auf 8617.

Diese große Verschiedenheit in der Zunahme der Einwohnerzahl von Tarnowitz und Beuthen beweist schon, daß letzteres jetzt eine ungleich wichtigere Stellung einnimmt, als die einstige Rivalin.

Tarnowitz ist eine freundliche Stadt mit lebhaftem Verkehr. Sie besitzt eine katholische und eine evangelische Kirche, ein Realgymnasium, eine Bergschule und eine Berginspektion. Der Grundbesitz der Stadt ist unbedeutend. 1608 erwarb sie die Güter Lassowitz und Sowitz für 7300 Thaler, verkaufte sie jedoch 1779 für 11620 Thaler an Erdmann von Larisch. Heute gehören beide dem Grafen Hugo Henkel von Donnersmark auf Siemianowitz.

Der größte Teil des Grundbesitzes im Kreise Tarnowitz gehört den beiden gräflichen Linien Henkel von Donnersmark, und zwar wird der Norden fast ausschließlich von den Neudecker und Siemianowitzer Forsten eingenommen. Raum eine halbe Meile östlich von Beuthen liegt in Raklo der prächtige Sommeritz der Siemianowitzer Linie, und wieder eine halbe Meile weiter östlich, ganz nahe dem Grenzflusse Brinika, kommen wir in Neudeck zu dem Wohnsitze der (evangelischen) Tarnowitz-Neudecker Linie. Der Ort hieß früher polnisch Schwirklinietz d. h. Tannenbergl, ein Name, welcher sich neben Neudeck noch auf der Homannschen Karte von Schlesiens findet; jetzt ist er nur noch als Bezeichnung eines Feldstückes geblieben. Das Neudecker Schloß gehört zu den schönsten Herrensitzen, sein Besitzer zu den reichsten Magnaten Schlesiens.

„In den Jahren 1670 und 1680 ließ der Graf Karl Maximilian, der eigentliche Gründer der Linie Tarnowitz-Neudeck, durch einen italienischen Baumeister das bestehende Schloß unter Beibehaltung der ursprünglichen, der größeren

Widerstandsfähigkeit und leichteren Verteidigung wegen gewählten Form (Außen-
seite rund, Hofseite viereckig) umbauen. Erst der Vater des jetzigen Besitzers,
der freie Standesherr Graf Karl Lazarus Gentel von Donnermarkt, gab dem
ganzen Gebäude einen neuen Stock, später baute er an dasselbe zwei mit runden
Türmen gezierte lange Flügel. Im Jahre 1849 endlich setzte der jetzige Be-
sitzer, Graf Guido Gentel von Donnermarkt, über die abgeglättete Seite, auf
welcher sich das Eingangsportal befindet, noch einen Stock, den er mit zwei



Schloß zu Neudeck.

mächtigen Türmen schmückte, welche dem Schlosse ein imposantes Aussehen
geben. In diesem neuen Stock befinden sich jetzt die wertvolle Bibliothek und
die Rüstkammer.“ Der schöne Park, welcher sich vom Schlosse bis zur polnischen
Grenze hinzieht, wurde von dem Grafen Karl Lazarus angelegt und vom
jetzigen Besitzer nach einem vom Gartendirektor Lenné entworfenen Plane um-
gebaut. (Triefst, Oberschlesien S. 405.)

Verfolgt man die von Neudeck nach Süden führende Chaussee, so gelangt
man nach etwa einstündiger Wanderung zu dem auch ganz nahe der russischen
Grenze gelegenen Dorfe Deutsch-Piekar, in dessen Kirche sich ein vielbesuchtes

Gnadenbild der Gottesmutter befindet. In dieser Kirche und vor diesem Gnadenbilde vollzog sich ein Ereignis, welches für die deutsche Geschichte, wie für die Geschichte eines Herrscherhauses von hervorragender Bedeutung wurde.

Bevor hier bei Deutsch-Piekar der zum Könige von Polen gewählte Kurfürst August II. von Sachsen die schlesisch-polnische Grenze überschritt, trat er in Gegenwart vieler polnischen Großen, welche zu seinem Empfange hierher gekommen waren, in der Kirche zu Deutsch-Piekar zum katholischen Glauben über, und August III. erneuerte hier 1734 seine Professio. Durch diesen Übertritt zur katholischen Kirche verlor das Haus der Wettiner die Führerschaft unter den protestantischen Staaten Deutschlands, die es seit der Reformation unbestritten gehabt hatte, und Preußen wurde seitdem die protestantische Vormacht in Deutschland.

2. Abschnitt.

Bergbau und Hüttenwesen.

Kohlenbergbau: Geschichtliches und Statistisches, Fahrt in die Mathildegrube. — Besichtigung der Königshütte in Königshütte, Geschichtliches über die Eisenindustrie, gegenwärtige Lage derselben. — Zinkindustrie: Besichtigung der Zinkhütten in Lipine und Kosdzin, Zinkgewinnung, Geschichtliches. — Schwefelsäurefabrikation, die Reckehütte in Kosdzin. — Blei- und Silbergewinnung, die Walter Cronkehütte in Kosdzin.

Die Angaben, welche wir im folgenden Abschnitte über den oberschlesischen Bergbau und das Hüttenwesen machen wollen, sind entnommen: 1. der Monographie des Montanschriftstellers Paul Speier, die Entstehung und Entwicklung der oberschlesischen Montanindustrie und die oberschlesischen Montanwerke, Breslau 1885, 2. der Denkschrift zur 25jährigen Jubelfeier des oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins von G. Gothein, Beuthen 1886, 3. der Denkschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Wilhelm-Zinkhütte in Schoppinitz, 4. einer großen Anzahl kleiner, in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen zerstreuten Aufsätze.

Während in Niederschlesien, im Waldenburger Gebiete, des Kohlenbergbaues schon im 17. Jahrhundert gedacht wird, hören wir über Oberschlesien erst aus der Mitte des 18. Jahrhunderts die ersten dürftigen Nachrichten. In einem amtlichen Berichte vom Jahre 1751 werden die Rudaer Gruben erwähnt, und im Jahre 1769 verzeichnen die Gruben im Fürstentume Pleß eine Förderung von 2000 Tonnen. Wenn die Steinkohlen in den folgenden Jahrzehnten immer noch eine sehr ungünstige Aufnahme fanden, so lag dies daran, daß das Holz außerordentlich billig war, daß es an den nötigen Heizvorrichtungen fehlte und daß gegen die Kohlen Vorurteile bestanden, welche auch dadurch lange

nicht zu überwinden waren, daß man versuchte, den Leuten die Kohlen unentgeltlich zu verabfolgen, ja sogar frei ins Haus schickte. Man sagte, „sie seien eine schädliche Feuerung, bei der ein ökonomischer Vorteil nicht vorhanden, der Rauch ungesund und schmutzig sei.“ Daher darf man sich nicht wundern, daß das Königl. Oberbergamt in seinem Berichte über das Jahr 1780 vom obererschlesischen Kohlenbergbau gar keine Notiz nahm. Während also in Niederschlesien um das Jahr 1785 schon fünfundzwanzig Gruben im Betriebe waren, in der Grafschaft Glatz acht, gab es deren in Oberschlesien nur vier, nämlich die Wilhelmine und Juliane bei Gultschin, Brandenburg bei Ruda und König David bei Orzegow.

Eine raschere Entwicklung nahm die Steinkohlenproduktion erst mit der Erweiterung der Hüttenindustrie in Oberschlesien, speziell mit der Erbauung des ersten Kokshochofens in Gleiwitz, mit der Errichtung der Friedrichshütte und der Einführung von Dampfmaschinen. Besonders die immer mehr zunehmende Verwendung der letzteren war ein Ereignis von so hervorragender Bedeutung, daß man es wohl versteht, wenn Böllner in seinen aus dem Jahre 1792 stammenden Briefen über Schlesien I. S. 233 ff. dieser „Feuermaschine,“ die er bei Tarnowitz sah, ein ganzes Kapitel widmet, wenn er sie einen Triumph des menschlichen Geistes nennt, eine Erfindung, durch welche vermittelst sehr einfacher Naturkräfte eine so zusammengesetzte und große Wirkung hervorgebracht würde. Man benutzte Dampfmaschinen damals besonders, um Wasser aus den Gruben zu pumpen.

Das Aufblühen des Bergbaues gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts verdankt Oberschlesien der Thätigkeit des Staatsministers Grafen von Reden, welcher 1781 seine Wirksamkeit in Schlesien begann. Auf seine Veranlassung wurden 1790 auf dem Terrain der jetzigen Königgrube die ersten Schurf- und Versuchsarbeiten vorgenommen, welche 1791 zur Eröffnung dieser Grube führten, so daß in diesem Jahre schon 36924 Zentner im Werte von 1364 Thalern gefördert werden konnten. Die hier zu Tage gebrachte Kohle war jedoch keine Backkohle, welche zur Koksbereitung allein verwendbar ist.

Es war daher für die Entwicklung des Hüttenbetriebes von großer Bedeutung, daß man bis 1810 bei Zabrze die drei mächtigen Flöze Heiniß, Reden und Pochhammer entdeckte, welche vortreffliche Backkohle enthalten. Dieser noch heute im Besitze des Staates befindliche Komplex erhielt 1811 den Namen Königin Luise-Grube. Die Förderung auf diesen Gruben nahm nun beständig zu; doch erfolgte bei der Königin Luise-Grube in Folge mißlicher Zufälle um das Jahr 1836 ein bedeutender Rückschlag.

Um eine Übersicht über die Entwicklung auf den beiden Hauptstätten zu geben, fügen wir folgende Tabelle bei:

Jahr.	Königs-Grube.			Königin Luise-Grube.		
	Produktion. Str.	Arbeiter.	Leistung p. Arbeiter in Str.	Produktion. Str.	Arbeiter.	Leistung p. Arbeiter in Str.
1800	202132	—	—	113463	91	1247
1820	658852	140	4706	406424	110	3695
1840	1025149	186	5511	208376	112	1861
1860	6155952	1070	5753	3130295	917	3419
1880	17816620	2539	7017	23390520	3350	6982
1884	22987000	2996	7672	33773740	4786	7056

Die Steinkohlen mußten in Oberschlesien so lange einen verhältnismäßig geringen Wert behalten, als es an guten Verkehrswegen fehlte. Und diese erhielt das Land erst mit dem Bau von Eisenbahnen; erst jetzt kam der schwarze Diamant zu seiner wahren weltbewegenden Bedeutung, und sein Absatz nahm wie allenthalben so auch in Oberschlesien überraschend schnell zu.

Um eine Übersicht zu erlangen, teilen wir aus der interessanten Denkschrift von Gothein die wichtigsten Zahlen über die letzten 25 Jahre mit:

Jahr.	Produktion in Tonnen.	Anzahl der Gruben.	Durchschnittl. Selbwert einer Tonne Steinkohlen.	Zahl der Arbeiter.	Durchschnittl. Arbeitsleistung eines Mannes.	Durch- schnittslohn eines Arbeiters.
1861	2658333	79	3,64 Mark	12812	207 Tonnen	
1865	4250927	87	3,60 "	17059	249 "	
1870	5854403	106	4,34 "	23446	249 "	
1873	7769010	124	6,84 "	31810	244 "	
1874	8265017	122	6,68 "	32586	253 "	
1875	8228369	122	5,64 "	32193	255 "	
1876	8430027	104	4,94 "	32114	262 "	
1878	8282813	92	3,94 "	30111	272 "	455,28 Mark
1880	10110721	88	3,78 "	32512	310 "	525,35 "
1882	10853285	91	3,64 "	36721	295 "	533,60 "
1885	12733531	79	3,70 "	40214	316 "	556,28 "

Diese Zahlen sind lehrreich. Stetig zugenommen hat die durchschnittliche Leistung eines Arbeiters im Jahre; sie stieg von 207 Tonnen im Jahre 1861 auf 316 im Jahre 1885. Auch die Produktion und die Zahl der Arbeiter

ist eigentlich in beständigem Wachsen begriffen; es erfolgte zwar bei dem allgemeinen wirtschaftlichen Rückschlage nach den Gründerjahren ein kleiner Rückgang in der Produktion, wie in der Arbeiterzahl, allein die frühere Höhe wurde schon 1879 beziehungsweise 1880 überschritten. Dagegen hat der Geldwert einer Tonne Steinkohlen eine höchst auffallende Veränderung erfahren. Nachdem er von 4,34 Mark im Jahre 1870 sehr rasch auf die enorme Höhe von 6,84 Mark im Jahre 1873 gestiegen war, sank er ebenso schnell in den folgenden Jahren — bis 1882 auf 3,64 Mark, welchen Wert die Tonne Kohlen bis jetzt mit geringen Veränderungen behalten hat. Den durchschnittlichen Jahreslohn kann Gothein erst seit dem Jahre 1877 mitteilen. Seit jener Zeit ist er beständig gestiegen und hat von 1878 bis 1885 fast genau um 100 Mark fürs Jahr zugenommen trotz des niedrigen Kohlenpreises. Der gesamte Kohlenbergbau Oberschlesiens ergab in den letzten hundert Jahren (1784 bis 1884) 193 Millionen Tonnen Steinkohlen im Werte von 890 Millionen Mark; davon kommen auf das Jahr 1883 11800000 Tonnen im Werte von 43500000 Mark.

Wer ein Kohlenrevier besucht, soll es nicht unterlassen, auch einmal hinein zu steigen in jene tiefen dunklen Schächte, einmal den schwarzen Diamant am Orte seiner Entstehung aufzusuchen und dieses unterirdische Leben durch den Augenschein kennen zu lernen. Beschreibungen thun viel, Abbildungen vielleicht noch mehr, aber dieses alles kann uns kein treues Bild des eigenartigen Treibens geben, kann nicht das eigentümliche Gefühl erwecken, welches der Besuch eines Bergwerkes unwillkürlich hervorrufft. Wir rüsten uns zur „Fahrt,“ denn der Bergmann „fährt“ nur, selbst wenn er auch den ganzen Tag nicht einen Meter weit gefahren wird. Das ist Bergmannssprache: er geht nicht, er steigt nicht, er „fährt.“ Schnell wechseln wir unsere Tracht und werden in ein Stück Bergmannsuniform gesteckt, in der wir uns wunderbar genug vorkommen, selbst wenn uns auch das Schurzfell fehlt. „Das werde ich Ihnen ebensowenig mitgeben, wie das Arbeitszeug, denn Sie werden doch kaum eine Schicht machen wollen; aber eine Lampe muß jeder von Ihnen mitnehmen. Und jetzt fahren Sie zu! Glück auf!“ So entläßt uns der freundliche Beamte der Mathildegrube, einer der großen Gruben zwischen Königshütte und Rattowitz, nicht weit von jener viel genannten Deutschlandgrube gelegen, in welcher vor wenigen Jahren so viele Bergleute beinahe elend ums Leben gekommen wären. Wir stehen am Schachte. Fortwährend hebt die Dampfmaschine die mit Kohlen beladenen Förderkasten aus dem Schoße der Erde, um einen leeren wieder mit in die Tiefe zu nehmen. So ist die Förderchale stets besetzt, und dem Bergmann ist es nur ausnahmsweise möglich, auf der

Schale zu fahren, er muß gewöhnlich „auf der Fahrt fahren,“ d. h. die steilen, viele hundert Sprossen enthaltenden Leitern auf- und absteigen. Diese Arbeit erläßt man uns, obwohl es doch nicht uninteressant wäre, sie auch einmal zu kosten. Diesmal fahren wir aber auf der Schale. Schnell treten wir auf sie hin, der Beamte ruft uns noch ein „Glück auf!“ zu und schon fängt der Boden unter unsern Füßen an nachzugeben, wir fahren in die Gruben. Das „Glück auf!“ war oben der letzte Gruß, es ist unten der erste. Mit „Glück auf!“ empfangen uns die Arbeiter, die unten an der Fördererschale stehen, „Glück auf!“ ist der Gruß aller, die uns in der Grube begegnen, „Glück auf!“ ertönt es im ganzen Bergrevier, in und außer der Grube, ja sogar in den Hütten, deren Beamte und Arbeiter doch mit der Grube direkt nichts zu thun haben.

Da unten herrscht recht reges Leben, und zwar besonders in den dem Schachte zunächst gelegenen Teilen der Grube. Da betreten wir zunächst eine breite, hohe Strecke, auf deren Boden schmalspurige Bahngleise liegen. Ganze Züge beladener Förderkasten werden auf ihnen durch Pferde zum Schachte befördert. Daneben aber schlängeln sich Bergleute mit ihren Grubenlampen an den Stempeln hin. Diesen Namen führen die starken hölzernen Stützen, über welche hölzerne oder eiserne Querbalken gelegt sind, um das Hereinbrechen des Erdreiches zu verhindern. Zu diesen Stempeln liefern die ober-schlesischen Wälder einen guten Teil ihres Ertrages in die Gruben. Nicht selten erblickt man jene von den Stempeln getragenen Querbalken oder Eisenschienen durch die ungeheure Last so krumm gebogen, daß der Laie wohl ängstlich fragt, ob das nicht zusammenbrechen könne. Lächelnd erwidert der kundige Führer, daß ein Zusammenbruch noch lange nicht zu befürchten sei; aber es wäre ratsam, sich beim Gehen vor diesen gebogenen Schienen in acht zu nehmen, sonst könne der Kopf in unfreiwillige und unsanfte Berührung mit ihnen kommen.

Wir gelangen aus breiten, hohen Strecken in engere, niedrigere, in denen man oft nur gebückt gehen kann. Da öffnet sich plötzlich nach links ein Gang, in welchem die Stempel fehlen. „Das ist ein alter Mann,“ erklärt der Führer, „eine abgebaute Strecke, aus welcher man die Stempel entfernt hat. Sie darf nicht mehr betreten werden, allein es kommt wohl vor, daß einer oder der andere, um den Weg abzukürzen, hindurch geht, freilich mit Gefährdung des Lebens.“ Wir schreiten weiter und erreichen bald einen „Pfeiler,“ d. h. einen Teil des Kohlenflözes, an welchem gerade gearbeitet wird. Mit „Glück auf!“ begrüßen wir die Bergleute, die hier bald liegend, bald gebückt, bald stehend die Kohle loshauen — eine mühsame und nicht immer ungefährliche Arbeit, für welche der Gruß „Glück auf!“ wohl berechtigt ist. Weit schlimmer freilich als die Gefahren bei der Arbeit selbst, welche der Bergmann durch Vor-

sicht so ziemlich vermeiden kann, ist das Zubruchgehen ganzer Strecken, das Hereinbrechen von Wasser- und Schlammmassen und besonders die schlagenden Wetter, deren Explosion freilich nicht selten auch durch die Unvorsichtigkeit der Bergleute verursacht wird.

Auf der weiteren Wanderung gelangen wir an eine interessante Grubeneinrichtung, einen Bremsberg. Zur bequemeren Fortschaffung der Kohlen nach dem Schachte hin werden an manchen Stellen geneigte Strecken, also schiefe Ebenen hergestellt, auf welchen die niedergehenden beladenen Förderkasten die aufgehenden leeren oder umgekehrt die letzteren die ersteren in die Höhe ziehen. Diese Wagen sind durch eine um eine Rolle laufende Kette unter sich verbunden. Ist die niedergehende Last kleiner als die aufgehende, so muß, wie in der Mathildegrube, eine Dampfmaschine das ersetzen, was die kleinere aufgehende Last nicht leisten kann.

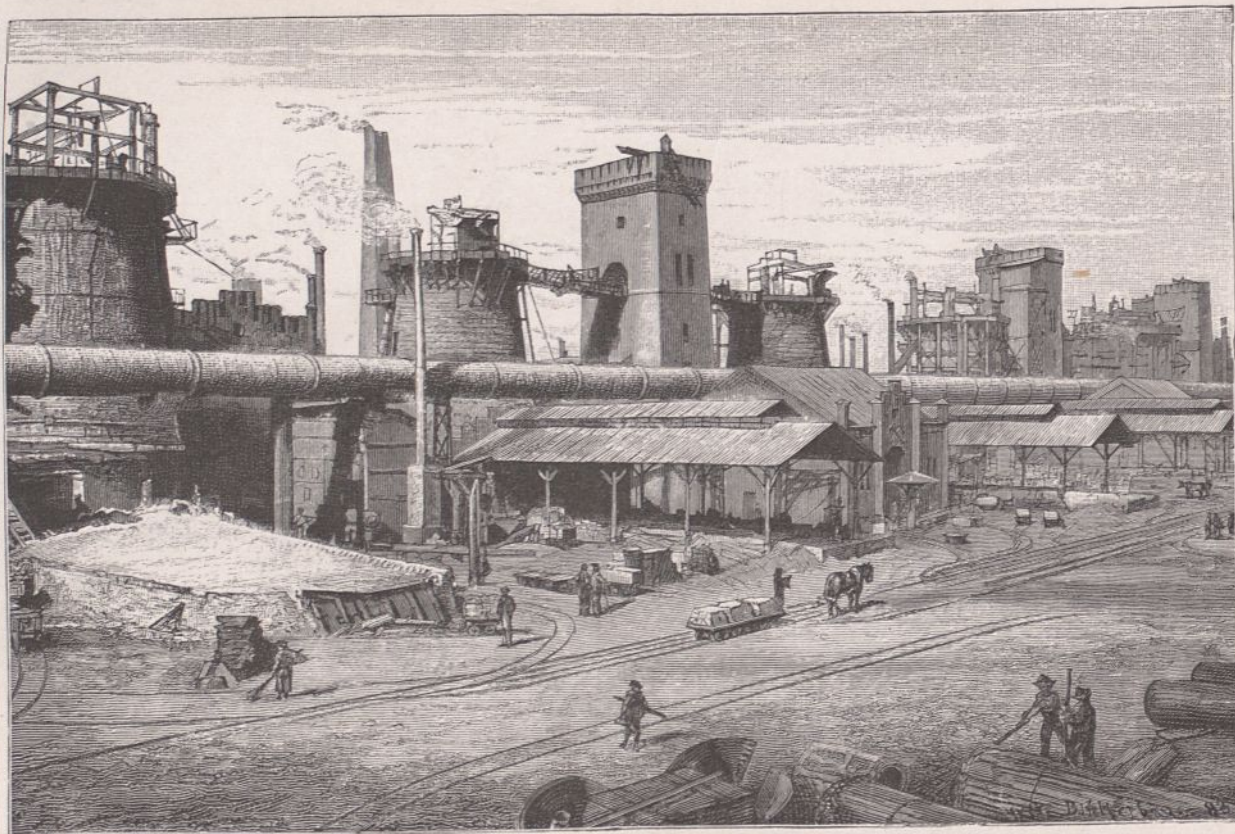
So wandern wir noch durch verschiedene Strecken, überall neue interessante Bilder in uns aufnehmend. Obwohl wir aber nur langsam vorwärts schreiten, öfters stehen bleiben und eine körperliche Anstrengung kaum merken, bringt uns der Schweiß aus allen Poren; denn trotz aller Einrichtungen für Luftzuführung bleibt die Temperatur in solcher Tiefe eine ziemlich hohe. Die Wärme nimmt bekanntlich nach der Tiefe stetig zu, ein Umstand, welcher es wahrscheinlich unmöglich machen wird, alle vorhandene Kohle mit Vorteil zu gewinnen. In einer Grube bei New-Castle in England, deren Tiefe unter dem Meere 565 Meter beträgt, steigt die Temperatur auf die für die Arbeiter fast unerträgliche Höhe von 23° R. Bei 1250 Meter wird sie wahrscheinlich schon 35° R. betragen, eine Hitze, welche alle Arbeit unmöglich machen würde.

Schweißtriefend wandern wir zurück und freuen uns, als uns in den breiten Strecken schon die frischere, kühlere Luft vom Schachte her entgegenströmt. Licht und Luft sind die notwendigsten Lebensbedingungen eines jeden lebenden Wesens. Das erste fehlt ganz, das letzte ist trotz aller Vorseege doch nur mangelhaft vorhanden. Wir können daher Menschen, deren Beruf es ist, mehr als ein Drittel ihres Lebens dort unten zuzubringen, gerade nicht zu den glücklichsten rechnen. Und eben dieser Mensch, der sich freut, das Tageslicht wieder zu schauen, kann es über sich gewinnen, das edelste unter den Tieren, das Pferd, zu verurteilen, jahrelang in der Grube zu bleiben, ohne das Licht jemals wieder zu sehen. Früher brachte man die Pferde des Sonnabends immer auf die Erdoberfläche. Weil aber das Herauf- und Hinunterschaffen zu viel Zeit in Anspruch nahm und weil die Tiere aus Freude über das Tageslicht wie wild wurden, so läßt man sie jetzt immer in der Grube. Wir haben selbst einen solchen unterirdischen Pferdestall in der Mathildegrube

befucht. Er war recht geräumig, die Pferde sahen recht gut genährt aus, denn es fehlte ihnen an nichts, als am Tageslichte, die Luftzuführung zum Stalle war eine ziemlich gute.

Schnell bringt uns die Förberschale dahin, wo man „atmet im rosigten Licht.“ Ein Gefühl der Beklemmung scheint uns zu verlassen, wir atmen leichter auf, als wir wieder auf der Erdoberfläche wandeln; denn wenn es auch dort unten keineswegs fürchterlich ist, und wenn man den Fremden, welchen nur die Neugierde und Wißbegierde hinunter treibt, auch keineswegs an gefährliche Stellen führt, so ruft der Anblick so neuer Verhältnisse doch auch bei dem Beherzten anfänglich eine gewisse Angstlichkeit hervor.

„Da wir gerade auf der Wanderung durch den Hüttenbezirk sind, so werde ich Sie bald in eine Eisenhütte führen,“ so sagte uns der Freund und Kollege, dessen Führung wir uns anvertraut hatten. Kaum hatten wir daher die halbe Bergmannstracht, die wir etwa zwei Stunden getragen, abgelegt, so wandten wir uns Königshütte zu; denn in die Königshütte, eins der großartigsten Eisenwerke Oberschlesiens, sollten wir geführt werden. Schon von ferne erkennen wir an der großen Zahl von Schornsteinen und den nie verschwindenden Rauchwolken den bedeutenden Komplex von Gebäuden und Anlagen verschiedener Art, welche die Königshütte umfassen, eins der ältesten Hüttenwerke Oberschlesiens und das bedeutendste der „Bereinigte Königs- und Laurahütte, Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb.“ Die Königshütte war bis zum 3. Januar 1870 ein stattliches Werk, wurde an diesem Tage von dem Grafen Hugo Henkel von Donnersmark auf Raklo für 3900000 Mark erworben und von diesem ebenso wie die Laurahütte und mehrere Gruben an die am 4. Juni 1871 gegründete Aktiengesellschaft verkauft. Diese Gruben sind die Steinkohlenbergwerke „Laurahütte“ und „Gräfin Laura,“ die Bleierzgrube „Wilhelm“ und Erzförderungen bei Tarnowitz. Dazu hat die Gesellschaft noch andere bedeutende Erwerbungen gemacht; sie hat z. B. 1872 die Rittergüter Lagiewnik und Nieder-Heiduk, wo sich Ablagerungen von Dolomit, Eisenerzen und Kalkstein befinden, gekauft; sie hat in demselben Jahre ein Bessemer Stahlwerk angelegt; sie hat 1876 bis 1880 ein Schnellwalzwerk und 48 neue Koksofen errichtet; sie hat 1880 die stark eisenhaltigen Magneteisenstein fördernde Bergfreiheit-Grube bei Schmiedeberg auf 20 Jahre gepachtet; sie hat 1880 bis 1887 die konsolidierten Siemianowitzer Gruben bei Laurahütte für 1100000 Mark und später noch mehrere andere Erwerbungen ge-



GEZ. V. TH. BLAETTERBAUER.

HOCHOFENANLAGE IN KOENIGSHUETTE.

macht, so daß sie die bedeutendste oberschlesische Gesellschaft ist. Die Zahl der Arbeiter und Arbeiterinnen betrug 1884 ungefähr 10600.

Wir betreten die Hütte und sollen zuerst die Bessmerei besuchen; allein wir sehen bald, daß dort bedeutende bauliche Veränderungen vorgenommen werden; wir müssen also diesmal darauf verzichten, diese interessante, von dem Engländer Bessmer erfundene Stahlbereitung kennen zu lernen, nur die gewaltigen gußeisernen, retortenartigen Hohlgefäße, sogenannte Birnen, können wir betrachten, deren Inneres mit feuerfestem Tone ausgekleidet ist und die trotz ihrer kolossalen Größe und Schwere dennoch durch mechanische Kraft leicht gedreht werden können.

Hinter der Bessmerei betreten wir einen weiten Raum, in welchem Eisenbahnschienen gewalzt werden. Der Fremde fängt schon an aus allen Poren zu schwitzen, wenn er sich in der Nähe der Öfen befindet, in welchen die etwa zwei Fuß langen Eisenstücke weißglühend gemacht werden. Wird nun gar ein solcher Ofen geöffnet, so ergießt sich eine ungeheure Hitze in den weiten Arbeitsraum, und man wendet sich schnell ab; denn es ist unmöglich, mit unbewaffnetem Auge ins Innere zu blicken. Die Arbeiter thun es mit Schutzbrillen, suchen darin die Kloben, ziehen sie mit Zangen heraus und bringen sie auf kleinen zweiräderigen Karren zu den Walzen, zwischen welchen sie nun hindurch gepreßt werden. Auf der einen Seite wird der Kloben hineingeschoben und auf der andern passen schon Arbeiter mit einem Karren, um ihn aufzufangen und durch eine engere Walze zu treiben, die ihn dünner und länger preßt. Will die Walze den Kloben nicht greifen, so wird etwas Sand auf denselben geworfen, um die Reibung zu vermehren. Alle diese Hantierungen gehen außerordentlich rasch vor sich; denn „man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist.“ Bald sieht man Eisenkloben rasch vorbeifahren, bald rechts und links von der Walze eine lange Schiene wie eine feurige Schlange heraus- und immer wieder durch die Walze hindurchheilen, bis die nötige Dicke erreicht ist; dann bemerkt man wieder auf der Seite das Aufflammen eines weißglühenden Lichtes. Es wird durch eine Säge verursacht, welche von den noch rotglühenden Schienen die geforderten Längen abschneidet.

Die Hitze, welche die Leute bei den Öfen, beim Walzen und bei den Hochöfen, zu welchen wir uns jetzt wenden, auszuhalten haben, ist eine enorme; „sie sehen auch alle so bleichwangig aus.“

Wir begeben uns nun durch ausgedehnte Anlagen, in welchen kleinere Sachen gewalzt werden, in das Gebiet der Hochöfen. Wir überschreiten dabei ein Gewirr von schmalen Geleisen, auf welchen hier Pferde ganze Wagenzüge mit Eisenerz fortbewegen, dort Mädchen einzelne Voris mit Dolomit oder

Koks heranschieben. Es herrscht überall Bewegung und reges Leben; es ist ein Durcheinanderschieben und =Stoßen, daß der Fremde Augen und Ohren tüchtig aufmachen muß, um überall heil davon zu kommen. Wir winden uns aber glücklich hindurch und erkundigen uns, wo augenblicklich gegossen wird. „Bei Ofen Nr. 8 wird es gleich losgehen,“ sagt man uns, und wir eilen hin. Kaum sind wir angelangt, so bemerkt der uns begleitende Beamte scherzhaft: „Wohl! nun kann der Guß beginnen.“ In demselben Augenblicke öffnet sich am untern Teile des ungeheuren Ofens eine kleine Thür, und mit Sturmesbrausen strömt eine weißglühende Flamme heraus und unter ihr die ebenso glühende Masse. Das feurige Bächlein ergießt sich in eine kleine, aus Formersand gebildete Rinne und wird in ihr nach den Formen geleitet, welche als etwa $\frac{1}{2}$ Meter lange und $\frac{1}{4}$ Meter breite Vertiefungen in demselben Sande gebildet sind. An der Rinne sitzen jugendliche Arbeiter, um mit besonders dazu hergerichteten Werkzeugen die Schlacken zurückzuhalten, welche sich an der Oberfläche der glühenden Masse bilden. Aus einem in der Nähe befindlichen Gebäude sehen wir eine große eiserne Röhre nach dem Hochofen geleitet. Dort steht eine gewaltige Dampfmaschine von 750 Pferdekraften, welche komprimierte Luft zuführt, um höhere Hitzegrade zu erzeugen.

Auf der weitem Wanderung schreiten wir auch an der Kokerei vorüber und erblicken hier jene, den Holzkohlenmeilern sehr ähnlichen Haufen, aus welchen kleine gemauerte Schornsteine hervorragen. Flammen und Rauch entsteigen diesen Schornsteinen. Zeigt sich nur noch dünner Rauch, so wird die durch einen Deckel verschließbare Esse geschlossen und der Meiler mit nasser Löfche umgeben.

* Der Eisenhüttenbetrieb ist in Oberschlesien verhältnismäßig auch erst jüngern Datums. Der erste Hochofen wurde im Jahre 1720 in Galembe im Kreise Beuthen erbaut; der Betrieb geschah damals ausschließlich mit Holz. Die Entwicklung ging äußerst langsam vor sich; denn sie wurde fast im ganzen vorigen Jahrhundert nur so weit gefördert, als den Gutsbesitzern daran lag, die reichen Holzvorräte, welche schon wegen der schlechten Verkehrswege einen sehr niedrigen Preis hatten, besser zu verwerten. Im Jahre 1750 war die Zahl der Hochöfen auf 14 gestiegen, und außerdem wurden 40 Frischfeuer und 31 Luppenfeuer unterhalten; allein ihre Gesamtproduktion betrug nur 25000 Zentner Roheisen, 32000 Zentner Stabeisen; letzteres war jedoch so schlecht, daß die Einführung in andere Provinzen des Staates verboten wurde. (Vergl.

Speier S. 13 ff.) Unter Friedrich dem Großen hob sich zwar das Hüttenwesen Oberschlesiens einigermaßen durch Gründung zweier Hochöfen zu Malapanne und Kreuzburgerhütte und durch Aussetzung von Prämien an tüchtige Handwerker und Fabrikanten (1782 bis 1785 50000 Mark); allein erst unter der ausgezeichneten Leitung des schon mehrfach genannten Grafen von Reden, welcher seine volle Thätigkeit erst nach des Königs Tode entfaltete, nahm es einen mächtigeren Aufschwung. Von durchschlagender Bedeutung war die Anlegung von Koks Hochöfen und damit die Verwendung der Kohle für die Eisengewinnung. Der erste Koks Hochofen Oberschlesiens wurde auf Veranlassung Redens in Verbindung mit der königlichen Eisengießerei zu Gleiwitz im Jahre 1796 in Betrieb gesetzt. Bei der großen Billigkeit des Holzes fand aber die Verwendung des Koks nur einen langsamen Fortgang. Um das Jahr 1800 waren von den 45 Hochöfen Oberschlesiens sechs Koks Hochöfen; die Gesamtproduktion an Roh- und Schmiedeeisen betrug 4800000 Zentner. Wie langsam die Zahl dieser Hochöfen zunahm, geht daraus hervor, daß 1842 erst 16 vorhanden waren, während 85 mit Holzkohlen betrieben wurden. Die Besitzer der großen Forsten legten die Eisenhütten oft an abgelegenen Orten mitten in ihren Waldungen an, wo zwar das Holz bequem zu erreichen war, aber infolge der Transportkosten der oft recht armen Erze der Gewinn kein großer sein konnte.

Zur Einführung der Puddelöfen, d. h. Flamm- oder Rühröfen, auf deren Herstellung in England schon 1766 das erste Patent verliehen worden war, kam es in Oberschlesien erst in den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts.

Zur Zeit, als die ersten Eisenbahnen in Deutschland gebaut wurden, hätte sich für die deutsche Eisenindustrie Gelegenheit zu gutem Absatze bieten können, allein da man hier in der Technik noch zurück war, wurden die ersten Eisenbahnschienen meist aus England bezogen, so daß die Eiseneinfuhr in Preußen von 60000 Zentner im Jahre 1836 auf 2521457 Zentner im Jahre 1843 stieg. Bald aber entwickelte sich in Oberschlesien eine gewaltige Thätigkeit. Die Donnermarkhütte, Hubertushütte, Tarnowitzerhütte, Vulkanhütte, Friedenshütte u. a. wurden dem Betriebe übergeben; für Stabeisenfabrikation erstanden Martha-, Herminen-, Bielahütte Zawadzky und das Drahtwalzwerk von Hagenscheidt bei Gleiwitz; man ging von der Holzkohlenfeuerung immer mehr zum Koks betriebe und stand bald den englischen Werken völlig konkurrenzfähig gegenüber.

Um eine Übersicht über die Entwicklung des Hochofenbetriebes zu erhalten, entlehnen wir dem Werkchen von Paul Speier folgende Tabelle:

Jahr.	Hochöfen im Betriebe.		Ar- beiter.	Roheisen-Produktion.			Durchschnitts- Produktion	
	Holz- kohlen.	Koks.		Holzkohlen.	Koks.	Summa.	pro Arbeiter u. Fabr.	pro Koks- Hochöfen pro Woche u. Zentner.
1851	72	16	3014	931 000	366 000	1 297 000	430	450
1861	62	36	5059	806 158	1 281 265	2 087 423	430	684
1867	21	41	3664	302 051	3 491 943	3 793 999	953	1 638
1880	2	32	3257	24 880	6 667 780	6 692 660	2055	4007
1881	3	31	3096	48 140	7 476 420	6 524 560	2106	4018
1882	3	34	4230	39 520	7 586 460	7 625 980	1802	4291
1883	2	34	3627	33 520	7 649 360	7 682 880	2118	4327
1884	2	35	3820	23 200	8 156 860	8 180 060	2141	4482

Diese Zahlen zeigen, wie bedeutend sich trotz der Verminderung der Betriebe die Produktion gehoben hat durch die Verbesserung der Technik und besonders durch die immer stärkere Anwendung des Koks statt der Holzkohlen; denn während 1851 in 88 Öfen nur 1 297 000 Zentner Roheisen produziert wurden, stieg bis 1884 bei nur 37 Hochöfen die Produktion weit über das Sechsfache. Die Zahl der dabei beschäftigten Arbeiter wuchs aber bei weitem nicht in demselben Verhältnis; sie zeigt nur eine Vermehrung um etwa 27 Prozent. Der größte Teil der ausgeblasenen Hochöfen sind jene in den Forsten der ober-schlesischen Magnaten errichteten Werke, welche wegen der bedeutenden Kosten der Zufuhr der Erze und der Abfuhr der Fabrikate mit den an den Eisenbahnen und in der Nähe der Gruben liegenden Hochöfen bald nicht mehr konkurrieren konnten. Dazu kam noch, daß infolge der Verbesserung der Verkehrswege durch die Erbauung von Eisenbahnen und Chaussees das Holz so bedeutend im Preise stieg, daß die Bereitung von Holzkohlen nicht mehr gewinnbringend war. Für viele Gegenden war das Ausblasen so zahlreicher Hochöfen verhängnisvoll. Ortschaften, welche rasch aufgeblüht waren und sich einer gewissen Wohlhabenheit erfreuten, sanken schnell auf ihren alten Standpunkt zurück und wurden meist wieder die elenden polnischen Orte, die sie ehemals gewesen waren. Als solche Ortschaften erwähnen wir z. B. in den Waldungen des Fürsten zu Hohenlohe-Öhringen, Herzogs von Ajest, die Dörfer Medar-Blechhammer, Medarhütte und besonders Jakobswalde an der Straße von Kosel nach Gleiwitz. Ein Schornstein, ein verfallendes Hüttenwerk und die ehemaligen Beamtenhäuser erinnern noch da und dort an die einstige Blüte; aber nichts kann den Verfall aufhalten, und es dürfte nicht mehr lange dauern, bis der einst so belebte Marktflecken Jakobswalde völlig verschwunden und sein

Grund und Boden mit Wald bepflanzt sein wird. — Entsprechend der Steigerung der Produktion bei den Hochöfen, nahm dieselbe auch im Walzwerkbetriebe zu. Während 1879 in zwanzig Werken mit 9255 Arbeitern Fabrikate im Werte von 25 791 561 Mark gefertigt wurden, lieferten 1884 zwanzig Werke mit 11 073 Arbeitern Eisenwaren im Werte von 35 301 486 Mark, obwohl der Preis des Zentners von 6,42 Mark auf 5,09 Mark gesunken war.

Die Lage der oberschlesischen Eisenindustrie ist gegenwärtig durchaus nicht günstig zu nennen, wie schon ein Blick auf die Preisverhältnisse für Roheisen in den letzten 25 Jahren lehrt. Im Jahre 1861 betrug der Durchschnittswert einer Tonne (= 1000 Kilogramm) 76,6 Mark; er stieg bis 1865 auf 86,4 Mark, fiel bis 1867 auf 70,8 Mark, um sich bis 1870 wieder auf 75,8 Mark zu heben und dann in gewaltigen Sprüngen auf die enorme Höhe von 126,2 Mark im Jahre 1873 zu steigen. Von dieser unnatürlichen Höhe sank er binnen Jahresfrist auf 79,8 Mark und bis 1876 gar auf 57,8 Mark. Seit dieser Zeit ist er mit Ausnahme der Jahre 1877 und 1882, in denen eine kleine Steigerung stattfand, stetig gesunken und betrug in der ersten Hälfte des Jahres 1886 nur 42 Mark.

Es war ein bedenkliches Symptom, daß einige Hochöfen ausgeblasen werden mußten, wie zu Königshütte, Laurahütte, Donnerzmarkt- und Redenhütte, und daß einige Werke aus Geldverlegenheit sich gezwungen sahen, die Tonne sogar unter 42 Mark zu verkaufen. Das ist genau ein Drittel des Preises von 1873.

Bei einem so niedrigen Preise können viele Werke die Selbstkosten kaum noch decken und manche setzen die Arbeit nur fort, um die Arbeiter nicht brotlos zu machen. Um zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten die oberschlesische Eisenindustrie und besonders die Roheisenproduktion zu kämpfen hat, müssen wir noch folgendes anführen. Eine Hauptschwierigkeit liegt in der isolierten Lage des Erzeugungsortes und der Absperrung der Grenzländer Österreich und Rußland gegen fremde Erzeugnisse; dieselbe ist bei letzterem in neuerer Zeit eine fast totale geworden. Am Beginn des Jahres 1882 betrug der Roheisenzoll für das Pud 5,5 Kopfen in Gold. Als am 1. Juli 1882 eine Erhöhung auf 6 Kopfen oder auf fast 60 Pfennige für den Zentner stattfand und eine weitere Steigerung oder ein gänzlichliches Einfuhrverbot befürchtet wurde, legten einige oberschlesische Werke, wie die Oberschlesische Eisenbahnbedarfs-Aktiengesellschaft, die Laurahütte u. a., deren Erzfelder sich bis nach Polen hineinziehen, auf russischem Boden, ganz nahe der Grenze, neue Werke an. Die seit jener Zeit wiederholt vorgekommenen Erhöhungen, welche im Jahre 1886 den Zoll bis auf 15 Kopfen für das Pud (90 Kopfen Silber [= etwa 2 Mark]

für den Doppelzentner) brachten, würden längst völlig prohibitiv gewirkt haben, wenn Rußland imstande wäre, die betreffenden Fabrikate in genügender Menge und Güte zu erzeugen. Soeben aber, während wir diese Zeilen schreiben, lesen wir, daß die russische Regierung ein Gesetz plant, welches ein allmähliches Einfuhrverbot für ausländisches Roheisen bezweckt. So sind die ober-schlesischen Hochofenwerke fast ganz auf den inländischen Verbrauch angewiesen.

Eine andere Kalamität, welche vielleicht mit der Zeit immer fühlbarer werden wird, ist die Beschaffung der erforderlichen Erze, und zwar besonders solcher, deren Metallgehalt die Arbeit noch lohnt. Nun sind aber die Brauneisenerze der Muschelkalkformation bei dem starken Verbräuche bedeutend im Abnehmen begriffen, wenigstens in den ergiebigeren Feldern, während die Menge des geförderten Erzes stetig gewachsen ist. Ebenso hat die Gewinnung von Brauneisensteinen und Thoneisensteinen bedeutend abgenommen. Der Anteil der Brauneisenerze an der Gesamtmenge der Schmelzmaterialien betrug 1878 noch 82,1 Prozent, ist aber bis 1883 auf 73,7 Prozent gesunken. Da außerdem der Eisengehalt dieser Erze von 45 bis 25 herabgeht, im Durchschnitt also 30 bis 35 Prozent beträgt, da ferner der Zinkgehalt dieser Erze Schwierigkeiten für die Verhüttung zur Folge hat, so sahen sich die ober-schlesischen Hochofenbesitzer nach andern Vorratskammern um und fanden solche zunächst in dem benachbarten Polen, und zwar sowohl Brauneisenerze wie Thoneisensteine, welche in den letzten Jahren in großer Menge nach Ober-schlesien gelangt sind. Manche Verwaltungen haben auch anderwärts Erzfelder erworben. So besitzt Vorfiswerk Spateisensteingruben am Thüringer Walde, andere im Siegener Lande; so hat man Roteisensteine aus Niederschlesien herangezogen, wie die Vorwärts-Hütte-Gesellschaft aus den Gruben bei Willmannsdorf, Kreis Jauer, bedeutende Quantitäten liefert; so hat man eine Zeitlang den vortrefflichen schwedischen Magneteisenstein bezogen; so hat endlich die Königs- und Laurahütte durch die Pachtung der Bergfreiheitgrube bei Schmiedeberg Magneteisensteinerze erworben, deren Eisengehalt 66 Prozent beträgt. Endlich verwendet man seit einiger Zeit die Schwefelkiesrückstände oder „Abbrände“ von der Schwefelsäurefabrikation als Schmelzmaterial bei den Hochofen. Da diese Abbrände stets kupfer- oder zinkhaltig sind, so bedarf es bei den ersteren immer, bei den letzteren, sobald der Zinkgehalt 5 Prozent übersteigt, einer Auslaugung, um sie für die Verhüttung verwendbar zu machen. Obwohl diese Laugereien sehr umfangreiche Gebäude erfordern, so lohnen sie doch die Kosten, weil die Abbrände einen hohen Eisengehalt haben, nämlich bis zu 70 Prozent. Die Königshütte besitzt schon seit längerer Zeit eine solche Laugerei für kupferhaltige Rückstände.

Werfen wir nach diesen Ausführungen einen Blick auf die Gesamtlage

der ober-schlesischen Eisenindustrie, so können wir sie keineswegs günstig nennen. Von zwei Staaten umgeben, welche sich durch hohe Zölle gegen fremde Erzeugnisse abzusperren suchen, nicht im Besitze des nötigen Rohmaterials sowohl hinsichtlich der Quantität wie der Qualität, müssen ihr, die nahezu wie in einer Sackgasse liegt, billige Transportwege verschafft werden, um sowohl die nötigen Erze zur Stelle zu bringen, als auch hinsichtlich der Versendung der Fabrikate mit andern Industriebezirken konkurrieren zu können. Hoffentlich läßt die Herstellung eines hinreichenden Wasserweges nicht mehr allzu lange auf sich warten.

„Morgen werde ich Sie in die schönste Gegend Oberschlesiens führen, nach Lipine, wo wir die Zinkhütte besuchen wollen,“ so fordert uns unser lebenswürdiger Führer zu einer neuen Wanderung für den folgenden Tag auf. Zur festgesetzten Stunde finden wir uns ein und wandern der „schönsten Gegend“ Oberschlesiens zu, dem Industrieorte Lipine mit seinen 10454 Einwohnern (1885). Wenn sonst des Menschen Hand versucht hat, die wenn auch vielleicht nicht unschöne, so doch wilde und ungeordnete Natur zu verschönern, so hat hier unzweifelhaft das Gegenteil stattgefunden. Hier hat die Industrie und zwar besonders die Zinkindustrie Formen der nacktesten Nützlichkeit geschaffen, die uns mit ihrer fürchterlichen Prosa anstarren, die uns nicht gefallen können. Mögen auch die magern Getreidefelder von ehemals, mögen die alten Lehm- und Bohlenhäuser mit den schlechten Strohdächern, wie wir sie an so vielen Orten Oberschlesiens erblicken, keineswegs schön sein, nüchterner können sie nicht gewesen sein, als diese schmutzigen, allen Putzes entbehrenden Ziegelrohbauten, in denen der größte Teil der Arbeiterbevölkerung wohnt, prosaischer kann nichts ausgesehen haben, als die qualmenden rauchgeschwärzten Hütten und besonders die Halben von taubem Gestein und von Schlacken, die hier zu wahren Bergen aufgetürmt werden. An keinem andern Orte Oberschlesiens ist uns die Industrie mit so entsetzlicher Nüchternheit entgegengetreten wie hier.

Etwas günstiger ist der Eindruck der Zinkhüttengegend Schoppinitz-Rosdzin, wo wir etwas später die Paulshütte besuchten. Außer ihr befindet sich hier noch die Wilhelmine-Zinkhütte.

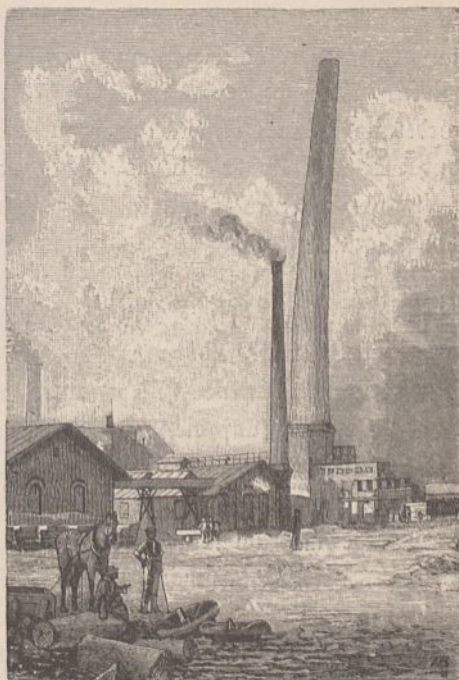
Wenn die Zinkhütten im Volksmunde häufig „Stinkhütten“ heißen, so ist damit ihr Charakter teilweise richtig angegeben. Der Aufenthalt in diesen Räumen ist nicht nur unangenehm, sondern oft sogar fürchterlich. Dies gilt besonders von jenen, welche noch Öfen alter Konstruktion benutzen. Ein widerlich riechender, heißender Rauch erfüllt zum Teil den Hüttenraum; aus der

langen Reihe von Öfen strömen, soweit sie von älterer Bauart sind, blau und grün gefärbte Flammen unmittelbar in den Arbeitsraum. Dieses entweichende Kohlen- und Zinkoxyd ist es, was den Aufenthalt in einer Zinkhütte so unangenehm und, wie es scheint, auch gesundheitschädlich macht. Nach einiger Zeit merkt man ein Brennen in den Augen und einen süßlichen Geschmack auf der Zunge. Daß das fortwährende Einatmen einer mit der sogenannten *lana philosophica* (Zinkoxyd) erfüllten Luft der Gesundheit nicht zuträglich sein kann, liegt trotz aller gegenteiligen Versicherungen auf der Hand. Nur kräftige Leute halten die Arbeit in den Zinkhütten lange Zeit aus. Die meisten magern ab und altern schnell; Rückenmarkserkrankungen und Lähmungen der untern Extremitäten sind bisweilen Folgen des Einatmens der Gase. Es ist daher ein ungeheurer Vorteil für die Zinkhüttenarbeiter, daß man jetzt in den meisten Zinkhütten zur Aufstellung von Siemensschen Öfen mit Kleemannschem Roste übergegangen ist, in welchen die zuletzt noch entweichenden Gase verbrannt und das dabei erfolgende Zinkoxyd in Kanälen und sogenannten Flugstaubkammern aufgefangen wird. Die Errichtung solcher Öfen ist freilich recht teuer und ihre Rentabilität daher zweifelhaft; für die Gesundheit der Arbeiter ist aber die Einrichtung dieses eisernen Röhrensystems, durch welches eine fast vollständige Auffangung der Muffelgase bewirkt wird, von größtem Vorteil.

Das Material zur Zinkbereitung, der Galmei, findet sich an vielen Orten Oberschlesiens; besonders mächtig sind die Lager bei Scharley in der Nähe von Beuthen. Dem Galmei wird aber ein Zusatz von dem bei der Schwefelsäurefabrikation sich bildenden Zinkoxyd, auch geröstete Blende genannt, und von Kohle beigemischt. Da nun aber das Zink nach seiner Produktion aus Zinkoxyd dampfförmig ist, darf es nicht auf die gewöhnliche Art durch Flamm- oder Schachtofenprozeß gewonnen werden, sondern muß in Retorten, die mit einem Vorlagensystem in Verbindung stehen, destilliert werden. Darum wird es in mächtige, zwei Zentner enthaltende Muffeln von den besten feuerfesten Thonen eingetragen und durch eine gewaltige Ofenhitze so in Blut gebracht, daß das Zink als Dampf entweicht und in den vorgelegten Vorlagen durch gewisse Abkühlung als flüssiges Zink kondensiert wird. Von hier wird es durch den Schmelzer in eine Kelle abgestochen und in Formen gegossen. Durch verständige Arbeit lassen sich in Oberschlesien Zinkerze verhütten, welche in Belgien und am Rhein zum Teil nutzlos fortgeworfen werden müssen. Billige Kohle, billige Erze, billige Arbeitslöhne und ein zweckentsprechendes Ofensystem ermöglichen in Oberschlesien die Verhüttung eines Materials, von welchem nur 12 bis 17 Prozent ausgebracht werden.

Die Gewinnung von metallischem Zink auf hüttenmännischem Wege datiert in Oberschlesien erst aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Galmei wurde freilich schon weit früher gegraben, allein er wurde nur zur Messingfabrikation verwendet. Schon unter der Herrschaft der hohenzollernschen Markgrafen wurde auf der freien Standesherrschaft Beuthen Galmeibergbau getrieben und das gewonnene Erz zum Teil in Jägerndorf zur Messingfabrikation verwendet, zum Teil auf der Oder und Weichsel ausgeführt. Infolge des dreißigjährigen Krieges aber und infolge der durch die Religionsverfolgungen veranlaßten Auswanderung der lutherischen Bergleute erlosch im 17. Jahrhundert der Galmeibergbau völlig. Ihn wieder belebt zu haben, ist das Verdienst des Breslauer Kaufherrn Georg v. Giese, welcher im Jahre 1704 vom Kaiser Leopold das Privilegium der ausschließlichen Galmeigewinnung in ganz Schlesien auf zwanzig Jahre erhielt. Die Verleihung der alleinigen Gewinnung eines heute so wichtigen Erzes an einen Privatmann kann auffallen, wenn man bedenkt, daß sowohl die kaiserliche Regierung, wie auch die Magnaten als Rechtsnachfolger der alten schlesischen Herzöge ängstlich über dem Rechte des Bergbaues auf alle regalen Mineralien wachten; allein man rechnete eben den Galmei, der ja auch den eigentlich metallischen Erzen wenig ähnlich ist und aus welchem man damals ein Metall nicht herstellen konnte, nicht zu den regalen Mineralien; daher erfolgte die Verleihung seiner Gewinnung an einen Privatmann ohne Widerspruch zehntfrei.

Der ganze Betrieb war jedoch, da der Galmei nur zur Messingfabrikation verwendet wurde, unbedeutend und unregelmäßig; die Zahl der beschäftigten Arbeiter betrug durchschnittlich nur fünfzig; das Erz ging durch das ganze 18. Jahrhundert meist ins Ausland. Erst als durch den Kammer-Assessor Ruhberg in Pless das in England erfundene Verfahren, aus Galmei metallisches



Godulla-Zinkhütte und Blende-Rösterei
bei Morgenroth.

Zink herzustellen, nach Oberschlesien gebracht worden war, nahm der Galmeibergbau einen ungeahnten Aufschwung, und wieder waren es die Rechtsnachfolger Georg v. Giesches, die noch heute unter der Firma Georg v. Giesches Erben bestehende Bergwerksgesellschaft, welche ihn zuerst in die Höhe brachten, indem sie auf der Scharley-Grube die erste Dampfmaschine — wie uns scheint, überhaupt die erste in Oberschlesien — zur Wasserhaltung aufstellten. Da das Zink in den ersten Jahren den sehr hohen Preis von 28 Thalern für den Zentner erzielte, so entstanden bald mehrere Hütten, deren Betrieb freilich nur klein war. Diese Steigerung der Produktion und die Kriegsjahre bewirkten aber, daß der Preis bis 1816 auf 6 bis 7 Thaler sank. Die Galmeiförderung nahm nach 1816 rasch zu, so daß 1825 aus vierundzwanzig Gruben durch 1905 Arbeiter 1085534 Zentner im Werte von 1830618 Mark gefördert wurden; allein in den folgenden Jahren erfolgte ein gewaltiger Rückschlag, so daß 1830 aus drei Gruben durch 337 Arbeiter 315740 Zentner im Werte von 251793 Mark ausgebracht wurden. Dieser Rückgang ist dadurch erklärlich, daß die Lager des besten Stückgalmeis, die man bisher fast allein abgebaut hatte, immer schwächer wurden. Man sah sich daher genötigt, jetzt weniger bedeutende, bisher unbeachtet gebliebene Lagerstätten aufzusuchen, das als nutzlos auf die Halben geworfene Grubenklein durch einen Waschprozeß für die Verhüttung geeignet zu machen, vor allem aber die Hütten zu verbessern und dadurch die Herstellungskosten zu vermindern. Auf dieser Grundlage hat sich nun die Zinkindustrie seit 1830 ziemlich stetig entwickelt, wobei es freilich an manchen Schwankungen nicht gefehlt hat. So ist die Zahl der Hütten kleiner, die der Arbeiter und die produzierte Zinkmasse größer geworden. Sehr bedeutenden Veränderungen ist der Zinkpreis unterworfen gewesen; er ist in den letzten Jahren fortwährend gesunken. Während noch 1880 17 Mark $2\frac{3}{4}$ Pf. für einen Zentner gezahlt wurden, betrug der Preis 1885 nur 12 Mark 60 Pf. Als Beweis für die zunehmende Leistungsfähigkeit der Hütten führen wir nur folgende Zahlen an.

1855 wurden in 43 Hütten von 3212 Arbeitern 559910 Ztr. produziert,

1884 " " 23 " " 5800 " 1537140 " "

Die Menge der zum Zinkhüttenbetriebe verbrauchten Kohlen betrug 1884 14152740 Zentner.

Ein großer Teil des schlesischen Zinks wird über die See, z. B. nach Indien, ausgeführt. Der Export erfolgt in neuester Zeit meist über London, weil die englischen Schiffe, welche das Zink und Blei zum Teil als Ballast behandeln, niedrigere Frachtsätze fordern, als die deutschen.

Ausführlicheres über den gegenwärtigen Stand des Zinkhüttenwesens findet

man in der interessanten „Denkschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Wilhelmine-Zinkhütte zu Schoppinix“ vom Direktor Bernhardi.

Wie ganz anders erscheint ein Zinkwalzwerk! Wenn man eben erst die qualmende, stinkende Zinkhütte verlassen hat, so hat man im Zinkwalzwerk plötzlich einen Salon zu betreten, so sauber und nett sieht alles aus; Staub, Rauch und heißender Dunst belästigen uns nicht.

Das Rohzink wird hier zunächst noch einmal geschmolzen, um es zu reinigen. Dann wird es mit großen Löffeln aus den Öfen geschöpft und in Formen gegossen, in denen es sich allmählich abkühlt. Ehe es aber völlig erkaltet und ganz fest wird, preßt man es durch eine ganze Reihe nebeneinander stehender Walzen, von denen jede die Zinkplatte immer breiter drückt, bis man ein Zinkblech von einer bestimmten Dicke erlangt hat.

„Wenn Sie einmal die oberschlesischen Hüttenwerke besuchen, müssen Sie sich auch unsere Schwefelsäurefabrik ansehen; es giebt deren nicht viele in Oberschlesien.“ Mit diesen Worten fordert uns ein Freund zum Besuche der Recke-hütte in Rosdzin (benannt nach dem Grafen Recke-Volmerstein) auf.

„Es ist ja sehr freundlich, daß Sie uns recht viel zeigen wollen; allein Ihre Bemühungen, uns für die Schwefelsäurefabrikation ein, wenn auch nur laienhaftes, Verständnis beizubringen, werden doch wohl vergeblich sein, weil es uns an den nötigen Kenntnissen in der Chemie fehlt.“

„O, das wird sich alles machen, ich werde Ihnen einen Beamten mitgeben, der Ihnen die Sache recht gut erklären wird.“

Wir treten also unsere Wanderung an, und unser kundiger Cicerone beginnt seinen fünfviertelstündigen Vortrag, in welchem er uns mit einer fast unangenehmen Ausführlichkeit über Blende, Schacht- oder Flammöfen, schweflige Säure, Glovertürme, Blei- und Platinkammern und über eine Menge chemischer Verbindungen und Lösungen belehrt, daß wir die Schwefelsäurefabrikation wohl begreifen könnten, wenn zwei Wenn nicht wären: wenn unsere chemischen Kenntnisse nicht mangelhaft wären und wenn wir von allen den beschriebenen Vorgängen etwas sehen könnten. So aber bleibt uns der ganze Prozeß ebenso verschlossen, wie die Glovertürme und Bleikammern. Wir hören aber scheinbar mit großer Aufmerksamkeit zu, einander freilich manchmal einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend.

Was wir über die Schwefelsäurefabrikation erfuhren, ist kurz folgendes: Die Schwefelsäure wird aus Zinkblende fabriziert, einer Verbindung von

Schwefel und Zink, welche bei Beuthen ziemlich reichlich auftritt. Die Blende wird in Schacht- oder Flammöfen erhitzt, wodurch der Schwefel zu schwefliger Säure, das Zink zu Zinkoxyd oxydiert wird; letzteres bildet, wie schon erwähnt wurde, ein wertvolles Material bei der Zinkgewinnung. Die schweflige Säure dagegen wird zunächst in turmartige Aufbaue, sogenannte Glovertürme, geleitet, dort mit Hilfe von Salpetersäure zu Schwefelsäure oxydiert und dann in mächtige Bleikammern geleitet, wo sie durch zugeführten Wasserdampf aufgenommen und niedergeschlagen wird.

Glovertürme und Kammern sind mit Blei bekleidet, weil Blei von verdünnter Schwefelsäure so gut wie gar nicht angegriffen wird. War der Prozeß eine Zeitlang im Gange, so hat sich auf dem Boden der Bleikammern eine Menge Schwefelsäure angesammelt, die nachher zunächst in Bleispfannen, später aber in Platinkesseln eingedampft und dadurch konzentriert wird. Starke Schwefelsäure greift nämlich auch das Blei an, während Platin jeder Einwirkung widersteht.

Die gebildete Säure, dickflüssig und farblos, wird nun in Glasballons gefüllt, welche in Körben zum Versand kommen.

Von der aus den Kammern entweichenden schwefligen Säure werden noch circa 96 Prozent in Kalktürmen aufgefangen, deren Erhaltung große Kosten verursacht. Die noch entweichenden circa 4 Prozent wirken aber, besonders bei nasser Witterung, sehr nachteilig auf die Vegetation, so daß z. B. in der Nähe der Hütte die meisten Pflanzen gar nicht fortkommen. Wir sahen dort in einem Garten Mazien ganz eingegangen, andere Pflanzen nur ein sehr kümmerliches Dasein fristen. Wie traurig sahen z. B. einige Nelken aus! Sie waren dünnhalmig und hatten kleine verblaßte Blüten. Nur einige Pflanzen widerstehen der Einwirkung der schwefligen Säure, wie die Pappeln und Ligusta; sie sehen aber auch dürrig aus, und nach nassen Tagen zeigt manches Blatt schwarze Flecken, von denen es abstirbt. In trockenen Jahren ist der Einfluß der schwefligen Säure weniger schädlich; so gedieh in dem ziemlich trockenen Sommer von 1885 das Getreide in der Nähe der Schwefelsäurehütten ziemlich gut. Auf die Gesundheit des Menschen soll diese Säure nicht gerade schädlich einwirken.

Schoppinitz-Kosdzin bieten für denjenigen, welcher sich einen Überblick über das oberschlesische Hüttenwesen verschaffen will, recht viel. In Kosdzin befindet sich nämlich auch die einzige Blei- und Silberhütte, welche neben der

fiskalischen Friedrichshütte bei Tarnowitz in Oberschlesien besteht, die Walter Croneshütte. Sie wurde nach 1860 von Georg v. Giesches Erben angelegt. Zur Verarbeitung gelangen Bleierze, die aus der Bentheimer Gegend und aus Galizien stammen. Die Erze werden nach ihrer Reinheit, die besseren in Flammöfen unter dem bloßen Einflusse der atmosphärischen Luft und der Ofenhitze, die schlechteren unter Zusatz von Eisen und Kohle in Schachtföfen geschmolzen und das abfließende Blei in Formen gegossen.

Da dieses Blei außer verschiedenen Verunreinigungen von Kohle, Schwefel, Zink, Eisen u. s. w. noch gewisse Quantitäten Silber enthält, so wird es noch einmal in gußeisernen Kesseln geschmolzen und mit metallischem Zink versetzt. Dadurch geht alles Silber an das Zink. Dieses silberhaltige Zink sondert sich beim Abkühlenlassen des flüssigen Metallgemisches ab und wird als reicher Zinkschaum abgeschöpft, während ein zinkhaltiges Blei zurückbleibt, welches durch chemische Mittel von seinem Zinkgehalte befreit wird und dann als raffiniertes Blei in den Handel kommt.

Die reichen Zinkschäume werden nun zunächst durch Erhitzen in einem kleinen Schachtofen vom Zink befreit, indem dieses verbrennt und als Zinkoxyd fortgerissen wird. Es bleibt nur Silber und Blei, sogenanntes Reichblei, zurück, welche in den Treiböfen gelangen und hier unter starkem Windzuflusse und sehr starker Erhitzung in der Weise voneinander geschieden werden, daß sich das Blei in Bleioxyd verwandelt, flüssig wird und in untergehaltene Tiegel abfließt, das Silber dagegen, welches als edles Metall nicht oxydiert wird, als blinkendes Metall — der bekannte Silberblick — auf dem Boden des Treibofens zurückbleibt und später herausgehoben wird.

Außer Blei und Silber produziert die Walter Croneshütte noch Schrotblei, Hartblei (zu Lettern), Bleiglätte, Bleibleche, Bleidraht und Bleiröhren, deren Fabrikation recht interessant ist, hier aber nicht beschrieben werden kann.

Der Bergbau auf Bleierz gehört zum ältesten ober-schlesischen Erzbergbau, da er urkundlich schon um 1230 betrieben wurde. Später verfiel er wegen starken Wasserzuflusses. Nach einem neuen Aufblühen im 16. Jahrhundert unter den hohenzollernschen Markgrafen fand nach dem dreißigjährigen Kriege ein neuer Rückgang statt, welcher 1754 das gänzliche Erlöschen zur Folge hatte. Es ist das Verdienst Friedrichs des Großen und des Grafen Reben, auch diesen wieder belebt und 1786 die Friedrichshütte bei Tarnowitz eröffnet zu haben, lange Zeit die einzige Blei- und Silberhütte Oberschlesiens. Erst nach 1860 kam die Walter Croneshütte dazu. Dadurch stieg die Produktion um mehr als das Zehnfache, denn sie betrug:

Jahr.	Blei. Zentner.	Glätte. Zentner.	Silber. Pfund.	Geldwert. Mark.	Arbeiter.
1860	8236	14462	1703	605211	66
1865	110260	12635	12200	3155133	260
1884	335100	35440	19484	5199047	506

In der oberschlesischen Montanindustrie arbeitet ein ungeheures Kapital, dessen Größe anzugeben uns nicht möglich ist, weil wir über den Privatbesitz nicht orientiert sind. Besser unterrichtet sind wir über die Aktienwerte, welche allein recht bedeutende Summen ausmachen.

Wir geben nur das Kapital der beiden bedeutendsten oberschlesischen Gesellschaften hier an.

Die „Vereinigte Königs- und Laurahütte“ besaß am 1. Juli 1884:

Aktienkapital 27000000 Mark,

Reservefonds 4918491 Mark.

Die „Schlesische Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb,“ deren Generaldirektion sich in Lipine befindet, besaß am 1. Januar 1885:

Aktienkapital: Stammaktien 10658700 Mark,

Prioritäten 12870300 Mark,

Reservefonds 1387642 Mark.

Mögen der oberschlesischen Industrie nach der Krisis der letzten Jahre auch wieder bessere Zeiten erblühen, möge vor allem die Herstellung eines ausreichenden Wasserweges nach dem Norden unsers Vaterlandes nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen!

3. Abschnitt.

Soziale Verhältnisse im oberschlesischen Industriebezirk: Die frühere und jetzige Lage des Arbeiters, der Warenwucher, Maßregeln dagegen, die Konsumvereine, die Wohnungen, die Beschäftigung weiblicher und jugendlicher Arbeiter, sittliche und sanitäre Zustände. — Königshütte, Kattowitz, Nikolai, Myslowitz.

Die enorme Entwicklung, welche der Bergbau und die Industrie in unserm Jahrhundert, besonders aber in den letzten Jahrzehnten seit Anlegung der Eisenbahnen durchgemacht haben, hat natürlich auch die Bevölkerungsverhältnisse jener Gegend vollständig verändert. Bergbau und Hüttenbetrieb haben ungeheure Menschenmassen aus den angrenzenden Distrikten Schlesiens,

Polens und Galiziens hingeführt, so daß die Einwohnerzahl des alten Kreises Beuthen in den letzten hundert Jahren auf das Achtundzwanzigfache gestiegen und die Bauernbevölkerung, welche neben der wenig entwickelten Industrie ehemals doch die Mehrzahl ausmachte, gegenüber den Arbeitermassen fast völlig verschwunden ist. Diese gewaltigen Veränderungen berechtigen uns zu der Frage, ob sich die Lage der Einwohnerschaft dadurch verbessert oder verschlechtert habe.

Es liegt auf der Hand, daß das Zusammenströmen so vieler, zum Teil wenig gebildeter, zum Teil auch sittlich verkommener, Menschen mit großen Nachteilen für das körperliche wie für das geistige Wohl der Arbeiter verbunden sein mußte, und zwar besonders, wenn in Zeiten materiellen Aufschwungs, wie in den Gründerjahren, der Zubrang fremder Elemente sehr stark war und der Mangel einer sozialen Gesetzgebung das urplötzliche gewaltige Anwachsen, die geringe Stabilität und das Durcheinandermogen jener Arbeiterverhältnisse besonders fühlbar machte. Dies ist nun im letzten Jahrzehnt wesentlich besser geworden dank der neuen sozialen Gesetze, dank der Fürsorge vieler Gruben- und Hüttenbesitzer und Beamten, dank der Bestrebungen des Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins. Die Verhältnisse haben sich allmählich beruhigt und befestigt, die Löhne sind trotz des Rückganges der Preise für die meisten Produkte stetig gestiegen, und der Arbeiter kann, wenn er sich nicht durch Niederlichkeit selbst in eine üble Lage bringt, ein menschenwürdiges Dasein führen, ein besseres jedenfalls, als die meisten der Bauern, welche dort einst die magere Scholle bearbeiteten.

Auf dieses Ginst und Jetzt und die bessere Lage des Arbeiters gegenüber so vielen ober-schlesischen Bauern hat kaum einer so schön hingewiesen, als der Hüttendirektor Bernhardi in der Rede, welche er beim 50jährigen Jubiläum der Wilhelmine-Zinkhütte in Schoppinix am 18. Oktober 1884 an die dortigen Arbeiter hielt. Wir lassen zur Beleuchtung der früheren und heutigen Zustände den betreffenden Abschnitt der Rede hier folgen:

„Ich würde mir nicht getrauen, das Leben der ländlichen Bevölkerung, wie es sich vor 50 Jahren in Rosb-Cinos gestaltete, zu schildern, wenn es nicht solche arme Walddörfer, wie Rosb-Cinos damals war, in Schlesien und dem benachbarten Galizien noch eine ganze Menge gäbe, in denen sich die Lebensbedingungen seit 50 Jahren nur sehr wenig geändert haben. Seit 50 Jahren hatten die beiden Dörfer Rosb-Cinos und Klein-Domb zusammen nur 800 Einwohner. Da es anderweitige Gelegenheit zum Verdienen des Lebensunterhaltes hier damals so gut wie gar nicht gab, so lebte die ganze Bevölkerung vom Ackerbau. Wie Ihr wißt, ist der hiesige Boden nur schlecht,

die Dorffeldmarken sind nur klein, und es sah daher mit den Ernten auf den schlecht bestellten und schwach gedüngten Feldern nur sehr mäßig aus. Dem entsprachen auch die Ernährungsverhältnisse der Einwohner. Kartoffeln und immer Kartoffeln, ein Glück wenn sie geraten waren, aber Not und Elend bei jeder Mißernte, denn es sind keine Mittel vorhanden zum Ankaufen anderer Nahrungsmittel. Wie es mit den Wohnungen stand, das wißt Ihr auch. Kein Haus war unterkellert. Auch die Wohnungen der am besten situierten Bauern waren niedrige Blockhäuser, die Zimmer ungedielt, das Vieh Thür an Thür, so daß jetzt jeder Arbeiter höhere Ansprüche macht. Was aber die Einlieger anbetrifft, so wohnten sie in kleinen dunklen Kammern, wie sie ja noch in vielen Häusern erhalten sind.

Wenn nun auch die Lage der ein volles Bauergut von 30 bis 40 Morgen besitzenden Einwohner noch eine erträgliche sein möchte, so galt das doch nicht von den kleinen Grundbesitzern, welche nicht Acker genug besaßen, um darauf Vieh und Gespann zu halten und von dem Ertrage des Feldes zu leben. Das ist aber, wie Ihr alle wißt, seit langer Zeit hier die Mehrzahl. Es ist eben eine unabänderliche Thatsache, daß, wenn eine ländliche Bevölkerung wächst, der Besitz der einzelnen sich verringert, denn der Acker kann nicht mitwachsen. Daß nun alle diese kleinen Grundbesitzer hier im äußersten Elend leben würden, wenn ihnen nicht die Industrie Gelegenheit zum Nebenverdienst und zur Unterbringung ihrer Kinder böte, das wißt Ihr ja alle, und Ihr wißt auch, wie selbst die Bauern mit größerem Grundbesitz in Zmielin, in Budzin und in allen den von der Industrie entfernteren Gegenden mit ärmerem Boden leben. Keiner von diesen wohnt besser oder kleidet sich besser oder ißt und trinkt besser, wie Ihr. Und wenn viele Kinder da sind, dann ist bei der Erbteilung das äußerste Elend, wenn nicht auch dort die benachbarte Montanindustrie aushilft, die Überzähligen aufnimmt und ihnen Unterhalt gewährt. Das war auch die Auffassung der Landesbehörde vor 50 Jahren, wie aus den Berichten hervorgeht, welche der damalige Landratsamtverweser von Beuthen an seine vorgesetzte Behörde richtete.

So lagen die Verhältnisse hier vor 50 Jahren. Darum strömte der Wilhelminehütte bald nach ihrer Gründung eine ausreichende Zahl von Arbeitern zu. Es waren das eben vorwiegend die Kinder der landeseingewessenen Bauern, für welche die väterliche Wirtschaft weder ausreichende Arbeit, noch ausreichende Nahrung bot. In der ersten Zeit wohnten die neuen Hüttenarbeiter noch zum größeren Teile auf ihren väterlichen Stellen, auf welchen sie sich auch wohl bei der Erbteilung neu ansiedelten und halb Bauer, halb Hüttenmann spielten; aber schon wenige Jahre nach der Gründung der Hütte

wurde die Errichtung von eigenen Arbeiterhäusern seitens der Gewerkschaft erforderlich. In diesen Arbeiterhäusern ist schon ein großer Teil von Euch geboren, und gegenwärtig lebt bei weitem die Mehrzahl von Euch in denselben und hat den Übergang vom ländlichen Arbeiter zum industriellen Arbeiter vollständig durchgemacht.

Es ist schwer zu sagen, ob Euer Schicksal mit seiner viel schwereren Arbeit, aber mit dem höheren regelmäßigeren Verdienste und der besseren Nahrung, Kleidung und Wohnung ein günstigeres zu nennen ist, als das Eurer Voreltern, als sie noch Bauern waren; aber das Eine ist gewiß, zum Bauer gehört sein Acker, und der Acker Eurer Heimat hätte nie zugereicht, Euch und Eure Kinder zu ernähren. Eure Nährmutter ist die Zinkindustrie. Sie ist gewiß keine schöne Frau, sie war aber wenigstens bisher eine gute Mutter, denn sie hat Euch ein regelmäßiges Brot gegeben."

Und es ist der Industrie nicht leicht geworden, den Arbeitern ein regelmäßiges Brot zu geben; denn sie hat bisweilen mit Krisen zu kämpfen gehabt, in denen sie da und dort ihre Thätigkeit nur deshalb nicht einstellte, um die Arbeiter nicht brotlos zu machen; sie hat sogar in allen Zweigen die Löhne gesteigert, trotzdem die Produkte vielfach erheblich im Preise gesunken sind. Die Lage der Arbeiter im ober-schlesischen Bergbau- und Hüttenbezirk ist daher keineswegs schlecht; sie ist jedenfalls bedeutend besser als die der meisten ländlichen Arbeiter, und besonders des Gesindes in Oberschlesien.

Das war freilich nicht immer so. Noch vor 15 bis 20 Jahren befand sich der größte Teil der ober-schlesischen Berg- und Hüttenarbeiter in Folge des furchtbaren Warenwuchers in einer großen Nothlage. Es waren die größtentheils jüdischen Krämer und Schänker — ein Kram und eine Schänke sind meist vereinigt — „deren Talent zur Spekulation bei der Großartigkeit des Verkehrs und der Unwissenheit der niedern Volksklassen reichlich Gelegenheit fand, sich geltend zu machen“ und den Arbeiter rücksichtslos auszubeuten.

Zu der Unwissenheit kam noch die wirtschaftliche Sorglosigkeit und der Leichtsinne des Ober-schlesiers, welche dem Wucherer die Thätigkeit erleichterten.

Über das Treiben dieser Leute äußert sich eine ober-schlesische Fachschrift folgendermaßen:

„Hat der Krämer erst einen Kunden zugeführt erhalten, so sucht er ihn so schnell als möglich in die Kreide zu bekommen. Zuerst wird die Kauflust des Arbeiters durch Verabreichung von einigen Gratischnäpfen angeregt, alsdann ihm irgend welcher Schund unter tausend Anpreisungen als spottbillig und halbgesehenkt aufgedrängt und ihm unter Anwendung von allerhand schönen Titeln und Schmeichelnamen klar gemacht, daß er nicht gleich, auch nicht zur

nächsten Löhnung zu bezahlen brauche; ein Mann, wie er, bekäme immer Kredit u. s. w. Hat die Schuld des Arbeiters seine Vermögens- und Verdienstverhältnisse um ein Beträchtliches überstiegen (und Fälle sind nicht selten, in welchen ein Arbeiter dem Krämer 200 bis 500 Mark schuldet), dann ist er völlig in den Händen seines Gläubigers. In das sogenannte Kundenbuch wird fleißig »An Waren Mark so und so viel« ohne Angabe der Art, des Gewichtes oder der Einheitspreise notiert, und dem Arbeiter bleibt nichts Anderes übrig, als am Lohntage seine ganze Löhnung dem oft schon an der Thür des Bechenhauses wartenden Wucherer hinzugeben und sich den ganzen Monat hindurch wieder mit übermäßig teurer und schlechter Ware zu begnügen, um an jedem Lohntage die Erfahrung zu machen, daß er wiederum mehr verbraucht als verdient habe.“ Besaß ein solcher Arbeiter ein Häuschen, ein Stück Land oder Vieh, so kam daselbe natürlich schnell in die Hand des Wucherers. Es ist durchaus nicht zu niedrig bemessen, wenn man den Durchschnittsgewinn der so an die Arbeiter verkauften Waren auf 30 Prozent berechnet; bei Schnaps war er jedoch viel höher. Wenn daher ein Kaufmann etwa 100 Arbeiter so fest an sich gebracht hatte, daß sie ihm kaum noch entzinnen konnten, so mußte er notwendigerweise reich werden.

Unter solchen Umständen war es ein ungeheurer Segen, daß durch das Gesetz vom 21. Juni 1869 die Lohnbeschlagnahme verboten wurde; allein dem Arbeiter, welcher sich einmal in den Klauen des Wucherers befand, war damit wenig geholfen, denn die Krämer und Schänker standen im Kartell und borgten keinem Arbeiter, der bei einem andern Schulden hatte. Um nun den Arbeiter den Händen der Ausbeuter zu entreißen und allmählich wirtschaftlich selbständig zu machen, griff man zur Selbsthilfe und gründete Konsumvereine zur Warenbeschaffung.

Diese Konsumvereine, deren Konstituierung und ersten Leitung sich die Beamten in selbstloser Weise unterzogen, sind nicht mit den berüchtigten Schnaps-Konsumvereinen des Rybniker und Pleffer Kreises zu verwechseln. Zuerst wurde ein solcher Verein in Hohenlohehütte gegründet, welcher es Ende 1885 auf 1200 Mitglieder und einen Jahresumsatz von 400000 Mark brachte. Im Jahre 1884 betrug der Umsatz der sieben bestehenden Konsumvereine über zwei Million Mark. Einige Vereine haben sich bald wieder aufgelöst, wie in Königshütte, wo gesunde Geschäftsverhältnisse obwalten, oder wie in Antonienhütte, wo der Warenwucher so um sich gegriffen hatte, daß es keine Arbeiter gab, die sich dem Vereine anschließen konnten.

Von andern Maßregeln, den Arbeiter vor gewissenloser Ausbeutung zu bewahren, erwähnen wir das Verbot der Verwaltung des Vorfisgerwerkes, daß

sich in der dortigen Kolonie ein Schnapschänker niederlasse, dann eine Polizeiverordnung der Königl. Regierung zu Oppeln vom 28. Juli 1885, welche lautet: „Der gleichzeitige Betrieb einer Gast- und Schankwirtschaft und eines Warenhandels in ein und demselben Lokale oder in zwei verschiedenen, durch eine Thür in unmittelbarer Verbindung stehenden Räumen ist, soweit nicht bereits erteilte Konzessionen entgegenstehen, in Zukunft untersagt.“ Mögen auch die Anhänger der unbedingten Gewerbefreiheit und des *laissez aller* über eine solche Beschränkung schreien, dem unerfahrenen, unselbständigen und sorglosen Arbeiter wird sie jedenfalls zum Segen gereichen. Ein ungeheurer Vorteil war es ferner, daß die Konsumvereine den Branntweinverkauf übernahmen, um dem Arbeiter nicht bloß einen fuselreinen, sondern auch einen billigeren Schnaps zu liefern, als es die Schänker thaten. Aber gerade diese Einrichtung erbitterte die Schänker ungemein; sie würden den Konsumvereinen den Warenverkauf zugestanden haben, wenn man ihnen nur den Schnapshandel unverfügt gelassen hätte. Sie schleuderten daher in der gefinnungsverwandten Presse die größten und ungeheuerlichsten Beschuldigungen gegen die Konsumvereine und die Beamten, welche sich neben ihrer amtlichen Thätigkeit noch der Mühe der Leitung unterzogen. Das wird aber die segensreiche Thätigkeit der Konsumvereine nicht aufhalten können, welchen es hoffentlich in nicht ferner Zeit gelingen wird, auch die noch in der Gewalt der Warenwucherer befindlichen Arbeiter wirtschaftlich frei zu machen. (Genaueres findet man in dem Berichte des Fabrikinspektors, Königl. Gewerberats Dr. Bernouilli zu Oppeln, über das Jahr 1884).

Von sehr wohlthätigen Folgen für die Mäßigkeit der Arbeiter ist auch die Änderung der Löhnung begleitet gewesen. Früher wurde der Lohn nicht dem einzelnen Arbeiter ausbezahlt, sondern es erfolgte Gesamtlöhnung an die in einem gemeinschaftlichen Gedinge stehenden Arbeiter, welche nun, genötigt wegen des Wechselns und Teilens des Geldes in eine Schänke zu gehen, nicht selten einen Teil des Lohnes gemeinschaftlich verjubelten. Durch das Vorgehen des Königl. Oberbergamtes und das Beispiel der staatlichen Werke wurde aber die Meinung, daß die Einzellöhnung bedeutende Mehrarbeit verursache, widerlegt, und so gingen allmählich auch die Privatbesitzer dazu über.

Ein wunder Punkt in den Arbeiterzuständen Oberschlesiens waren lange Zeit die Wohnungsverhältnisse. Bei dem schnellen Anwachsen der Arbeitermassen waren die vorhandenen Wohnungen nicht ausreichend; diese drängten sich daher zum Teil in engen, ungesunden Räumen zusammen, wo die Unreinlichkeit zu Hause war, wo die Sittlichkeit den schwersten Schaden litt, wo eine genügende Kontrolle kaum möglich war. Bei diesem Werden, bei der noch

fehlenden Ordnung der Ortsverwaltungen, strömten dorthin eine Menge arbeitscheuer Elemente und entstanden Schlupfwinkel für allerhand Gesindel und unehrliches Volk. Daher ließ die Sicherheit auch im Industriebezirke sehr viel zu wünschen übrig. Solche Zustände sind aber wohl erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung des alten Kreises Beuthen 1861 bis 1871 von 145644 auf 234878 stieg, die Zahl der Wohngebäude aber nur von 10786 auf 14269. Während daher die Zahl der auf ein Haus entfallenden Einwohner im Regierungsbezirk Oppeln 1871 neun betrug, wohnten im Kreise Beuthen durchschnittlich siebenzehn in einem Hause.

In diesen Wohnungsverhältnissen ist nun entschieden ein Wandel zum Besseren eingetreten; die Zahl der auf ein Haus durchschnittlich entfallenden Einwohner ist zwar größer geworden — sie betrug 1885 achtzehn, in den Städten sogar neunundzwanzig — allein die Wohnräume sind jetzt größer, heller und gesünder; es ist nicht mehr nötig, daß mehrere Familien, alt und jung, zusammen in überfüllten ungesunden Räumen haufen, um dort gemeinsame Schnapsgelage zu feiern; „es beginnt dem Arbeiter in seinen vier Wänden und seiner Familie zu gefallen, und das Wirtshaus verliert an Anziehungskraft, die Frau legt einen gewissen Wettseifer an den Tag, hinter ihren Hausgenossinnen in Ordnung und Reinlichkeit nicht nachzustehen, den Kindern wird ein geregelter Schulbesuch ermöglicht, ein bescheidener Luxus in Hausrat und Kleidung wird bei besserem Verdienste zum Bedürfnis, und so entwickelt sich, wenn auch langsam, aus einem halb vertierten Leben ein menschenwürdiges Dasein.“ Ein großer, schwer zu beseitigender Übelstand, der freilich nicht bloß dem Hüttenbezirk, sondern auch den meisten großen Städten eigentümlich ist, ist das Schlafburschenwesen, weil es sowohl auf die Gesundheit, wie auf die Sittlichkeit der Arbeiter nachteilig einwirkt. (Vergl. Dr. J. Schloßow, der oberöschl. Industriebezirk mit besonderer Rücksicht auf seine Kultur- und Gesundheitsverhältnisse. Breslau 1876.)

Das Kottagesystem (cottage = engl. Hütte, Landhaus), d. h. jene Einrichtung, nach welcher ein Arbeitgeber einem Arbeiter einen Teil seines Lohnes nicht in Geld auszahlt, sondern dafür eine Wohnung überweist, ist in Oberschlesien nicht anwendbar, weil der Grund und Boden zu teuer ist; denn die darunter liegenden Steinkohlenflöze verlangen nach dem Abbau einer Strecke ein Zubruchwerfen der Oberfläche. Trotzdem ist es an einigen Stellen, wenn auch in kleinem Maßstab, durchgeführt. So hat die Aktiengesellschaft Bismarckhütte, um einen festen Stamm von Arbeitern zu erziehen und diesen bequeme und gesunde Wohnungen zu schaffen, eine Kolonie von zehn Arbeiterhäusern mit je acht Familienwohnungen gebaut.

Eine Frage, welche in den letzten beiden Jahrzehnten viel erörtert worden ist, betrifft die Beschäftigung jugendlicher und weiblicher Arbeiter in der Montanindustrie. Die Zahl der letzteren beträgt nach einer vom Berg- und Hüttenmännischen Vereine vorgenommenen Enquete beinahe 12000, unter denen etwas über 1000 verheiratet oder verwitwet sind, etwa 467 im Alter unter sechzehn Jahren stehen. Der Verein hat den Bestrebungen, welche eine weitere Beschränkung der Frauenarbeit herbeiführen wollen, als sie die Gewerbeordnung und die dazu gehörenden Novellen normierte, stets entgegengearbeitet, er hält, natürlich unter der Voraussetzung, daß das Weib nicht dauernd der Häuslichkeit entzogen und in der Gesundheit nicht geschädigt werde, die Frauenarbeit für unentbehrlich. In einer Eingabe an den Reichstag hat der Verein dargethan, „daß für die nahezu 12000 bei der Montanindustrie beschäftigten Arbeiterinnen irgend eine andere Beschäftigung bei einer Fabrikindustrie, bei der Landwirtschaft oder als Gesinde gar nicht zu beschaffen ist, daß ferner der Fortfall des von den weiblichen Arbeitern verdienten Lohnes, der fürs Jahr nahezu 3½ Million Mark beträgt, eine enorme Schädigung der Einnahmen der Arbeiterfamilien hervorrufen würde, weil ferner diejenigen Arbeiten, bei welchen Frauen beschäftigt werden, leichte und gesunde sind (in den Gruben dürfen Frauen nicht zur Arbeit verwendet werden), daß also weder in sanitärer, noch in sittlicher Hinsicht von irgend einer Schädigung der arbeitenden Klassen die Rede sein könne, daß aber andererseits auch die Montanindustrie gar keinen Ersatz für diese Arbeitskräfte haben würde.“

Daß die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter von vierzehn bis sechzehn Jahren in Steinkohlenbergwerken von der Behörde möglichst erschwert wird, ist gewiß im Interesse des körperlichen Wohles dieser jungen Leute freudig zu begrüßen; andererseits mag freilich auch die Behauptung der Bergwerksverwaltungen nicht völlig unberechtigt sein, daß eine mäßige Arbeit, vielleicht halbe Schichten, den jugendlichen Körper bei der dann möglichen besseren Ernährung kräftigen, die Knaben vom Müßiggange abhalten, vor allem aber einen genügenden und guten Nachwuchs von Bergleuten erziehen würde.

Die Sittlichkeit ist im oberschlesischen Industriebezirk nicht besser und nicht schlechter als anderswo, ja, sie kann mit Rücksicht auf das enge Zusammenwohnen so vieler Arbeiter gut genannt werden. Die Zahl der unehelichen Kinder ist verhältnismäßig klein, weil der Arbeiter sehr früh, meist schon mit 21 Jahren, heiratet. Und er würde, wenn es das Gesetz zuließe, noch eher heiraten. Die Ehen sind meist sehr kinderreich. Wo aber die Bevölkerung eine große Fruchtbarkeit zeigt, da ist gewöhnlich auch die Sterblichkeit, und zwar besonders unter den Kindern zarten Alters, verhältnismäßig größer als anderswo. Auch für den

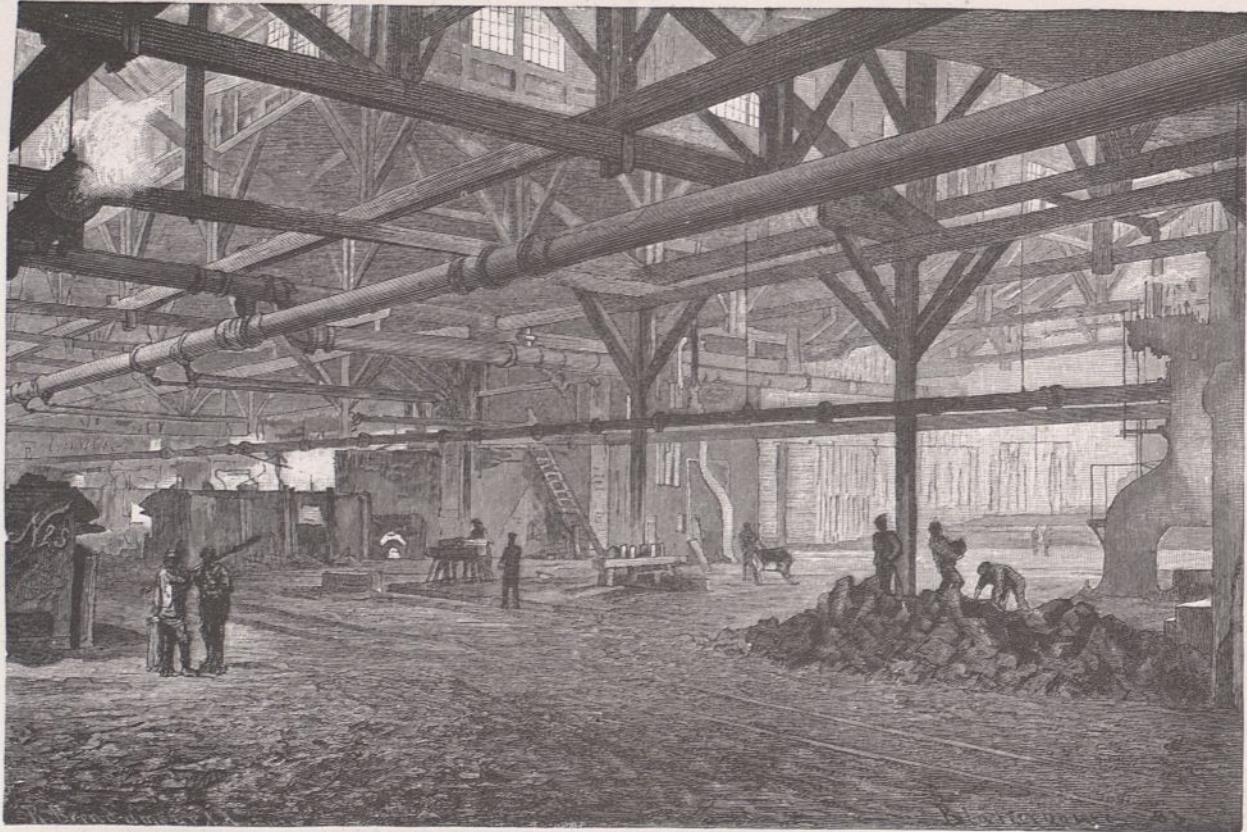
oberschlesischen Industriebezirk trifft dieser Satz zu. Sanitätsrat Dr. Schlockow, dessen Schriftchen oben zitiert wurde, hat nachgewiesen, daß, während von 1864 bis 1867 im Preussischen Staate unter 1000 Gestorbenen die Zahl der Kinder unter fünf Jahren 466 betrug, im Gebiete des alten Kreises Beuthen in den Jahren 1861 bis 1870 auf je 1000 Tote 633 Kinder unter fünf Jahren kamen. Aber auch im allgemeinen ist die Sterblichkeit größer als anderswo; ob sie aber heute noch dieselbe Höhe erreicht, wie vor etwa zwanzig Jahren, vermögen wir nicht anzugeben. Nach Dr. Schlockows Berechnung starben in der Zeit von 1861 bis 1870 im Regierungsbezirke Oppeln von je 1000 Lebenden jährlich 29,68, im alten Kreise Beuthen aber 36,62. Auch in dieser Beziehung ist in den letzten Jahrzehnten gewiß das Verhältnis ein günstigeres geworden, weil auf die Gesundheitspflege von Behörden, wie von Privaten besondere Sorgfalt verwendet worden ist; allein es ist kaum zu erwarten, daß ein solcher Industriebezirk einer Gegend mit häuerlicher Bevölkerung jemals völlig gleichkommen wird, weil dort zwei Grundbedingungen des körperlichen Wohls, Luft und Wasser, nicht so beschaffen sein können, wie man es in sanitärer Beziehung wünschen mag. Staub, der Rauch der Hüttenwerke und die aus den Zink- und Schwefelsäurehütten, sowie den Galden ausströmenden Gase werden die Luft verunreinigen, so lange eben die Industrie besteht, und sie werden doch in gewisser Weise auf die Gesundheit nachteilig einwirken. Merkwürdig und, wie es scheint, noch nicht genügend aufgeklärt, ist die Beobachtung, daß die Lungenschwindsucht, welche gerade unter der dicht zusammengedrängten Arbeiterbevölkerung großer Städte häufig ist, im ober-schlesischen Bergwerksbezirk selten vorkommt. So waren in den Jahren 1866 bis 1872 unter je 1000 Erkrankten nur sechs Tuberkulöse.

Eine wichtige Frage für die Gesundheitspflege ist ferner die Wasserversorgung. Lange Zeit waren ganze Ortschaften auf mangelhafte Brunnen oder Grubenwässer angewiesen, deren Reinheit manches zu wünschen übrig ließ. In neuerer Zeit haben auch die Staatsbehörden der Frage der Zuführung von gutem Trinkwasser ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Der Plan, den ganzen Bezirk durch ein gewaltiges Hebewerk und meilenlange Leitungen aus dem Przemsflusse zu versorgen, ist zwar, wie es scheint, aufgegeben worden, allein es ist zu hoffen, daß diese Frage in anderer Weise gelöst wird. Unterdessen haben einzelne Orte, wie Kosdzin und Königshütte, mit bedeutenden Kosten Wasserleitungen gebaut, durch welche gutes Trinkwasser zum Teil aus bedeutender Entfernung herbeigeführt wird.

Die rasche Entwicklung des Bergbaues und Hüttenwesens in Oberschlesien hat das Aussehen sehr vieler Orte in den letzten Jahrzehnten gewaltig verändert. Die Entwicklung so manches Dorfes, das noch um das Jahr 1840 recht elend ausah, zu einem der volkreichsten Orte Schlesiens läßt sich nur mit dem schnellen Wachstume vieler amerikanischen Städte vergleichen. Wir erwähnten schon oben, S. 13, daß Zabrze, aus den drei Ortschaften Zaborze, Mt- und Klein-Zabrze bestehend, von 8200 Einwohnern 1858 auf 25000 im Jahre 1885 gestiegen sei. Während aber dieser Ort die Dorfverfassung behalten hat, obwohl er Sitz einer Kreisverwaltung ist, haben andere den Stadtcharakter erhalten; ihr Aussehen gleicht aber zum Teil noch wenig dem der alten schlesischen Städte; es ist eben hier noch alles im Werden begriffen. Am deutlichsten zeigt sich dies bei Königshütte. Das ist nichts anderes, als ein langgestreckter, dorfsähnlicher Ort, entstanden aus den größtenteils getrennt liegenden Wohnhäusern der Beamten, Berg- und Hüttenarbeiter, Kaufleute und Gastwirte, welche sich um die Königshütte ansiedelten. Bei der raschen Entwicklung und dem Dorfcharakter fehlte auch wohl ein bestimmter Bebauungsplan, so daß die Häuser meist recht unregelmäßig durcheinander liegen; nur der Ring, ein einförmiger viereckiger Platz, erinnert uns daran, daß Königshütte eine Stadt ist. Die Entstehung und das Ausblühen verdankt der Ort der auf Veranlassung des Grafen Reden in den Jahren 1797 bis 1802 hier erbauten fiskalischen Königshütte, welche 1871 in den Besitz einer Aktiengesellschaft überging. Um die Hütte erhob sich bald eine große Zahl von Beamten- und Arbeiterwohnungen mit Ställen und dem nötigen Zubehör, welche den Kern des Ortes bildeten. Die Hütte und die dazu gehörigen Steinkohlengruben sind noch heute der wichtigste Teil von Königshütte und die Lebensbedingung für dasselbe. Königshütte hat jetzt eine katholische und eine evangelische Kirche, eine Synagoge und ein Gymnasium, welches vor kurzem in den Besitz des Staates übergegangen ist. In Königshütte hat eine Zunahme der Bevölkerung stattgefunden, wie unsers Wissens an keinem andern Orte Oberschlesiens. Während z. B. in den Werken von Schück, „Statistik des Regierungsbezirks Oppeln 1860,“ und von Triefst, „Topographisches Handbuch von Oberschlesien 1864,“ wohl die Königshütte genannt, das Dorf Königshütte aber kaum erwähnt wird, finden wir 1885 in der Stadt Königshütte 32019 Einwohner. In den Jahren 1880 bis 1885 hat die Einwohnerzahl um 4500 zugenommen. Wünschen wir der Stadt ein weiteres Wachstum, hoffen wir aber auch, daß sich die finanziellen Verhältnisse, welche leider mit der äußeren Zunahme der Stadt nicht gleichen Schritt gehalten haben, zum Besseren wenden. Es scheint fast, als ob die Umwandlung der großen Hüttenörter, wie Königs-

hütte und Kattowitz, in städtische Gemeinwesen nicht zum Vorteil für diese ausgefallen wäre. Städtische Verwaltungen sind unter allen Umständen teurer als ländliche. Da aber diese Orte weder Grundbesitz noch Kapitalvermögen besitzen, so müssen alle Ausgaben für die städtische Verwaltung und die Unterhaltung der Schulen durch direkte Steuern aufgebracht werden, welche als Zuschläge zu den Staatssteuern die Höhe von 400 Prozent der ersteren erreichen. Bei der geringen Steuerfähigkeit der zahlreichen Arbeiterbevölkerung treffen diese Steuern den besser Gestellten, den Beamten, Kaufmann und Gewerbetreibenden, besonders hart.

Schon im Gebiete des Grenzflusses Przemsja, und zwar einem kleinen Zuflusse desselben, liegt Kattowitz, welches, was besonders den Grenzverkehr anlangt, der wichtigste Platz Oberschlesiens geworden ist. Der Ort hat ungefähr dieselbe Entwicklung gehabt wie Königshütte. Noch 1840 ein unansehnliches Dorf, ist er heute (1885) eine Stadt von 14200 Einwohnern; auch er verdankt sein rasches Aufblühen dem Bergbau und der Hüttenindustrie. Während aber Königshütte ganz vorwiegend Arbeiterstadt ist, trägt Kattowitz, obwohl hier die Zahl der Arbeiter auch nicht gering ist, doch mehr das Gepräge einer Stadt an sich, in welcher der Kaufmann, der Kapitalist, der Beamte das wichtigste Element bilden. Wohl erinnert die ganze Bauart der Stadt, welche eigentlich nur eine einzige, sehr langgestreckte, aus Friedrichs- und Grundmannstraße bestehende Häuserreihe bildet, noch an die alte Dorfanlage, allein die Häuser liegen nicht mehr dorfsartig zerstreut, wie in Königshütte, sondern zusammengebaut, wie wir es in unsern Städten fast allgemein finden. Die schönste Straße ist unzweifelhaft die Friedrichsstraße mit ihrer beträchtlichen Breite, ihrem guten Pflaster und der großen Zahl zum Teil recht schöner Willen. Der Ring ist, wie in Königshütte, sehr einförmig. An seiner Nordseite liegt v. Thiele-Winklersches Besitztum, dessen bedeutendste Gruben und Hüttenwerke sich in unmittelbarer Nähe befinden, und unmittelbar in den Ring mündet eine Straße, welche Herr v. Thiele-Winkler für die Beamten seiner Gesamtverwaltung erbaut hat, ohne sie jedoch der Stadt einzuverleiben. Wer aber die hohen Steuern, die leider auch Kattowitz erheben muß, berücksichtigt, wird leicht erklärlich finden, daß Herr v. Thiele-Winkler es vorzieht, einen Polizisten in seinem Stadtviertel zu unterhalten, als 300 bis 400 Prozent an städtischen Steuern zu zahlen. An Gebäuden ist außer einigen schönen Willen die katholische Kirche zu erwähnen, ein großer, recht imposant aussehender Steinrohbau im gotischen Stile. — Kattowitz ist durch seine Lage ein sehr bedeutender Platz für den Grenzverkehr besonders nach Österreich hin geworden. Beweis dafür ist der außerordentlich lebhafte Wochenmarkt, bei



DEZ. V. TH. BLÄTTERBAUEN.

EISENWALZWERK IN ANTONIENHUETTE.

welchem der Ring, die Grundmannstraße und der neue Ring mit Verkäufern und Käufern dicht besetzt sind. Darunter befinden sich viele Österreicher.

In der Nähe der Stadt, nördlich derselben, brennt seit vielen Jahrzehnten ein Grubenfeld der Fannygrube. Alle Versuche, dem verderbenden Elemente Gehalt zu thun, sind vergeblich gewesen. Millionen Zentner Steinkohlen sind dort durch das Feuer vernichtet worden. Auf dem Brandfelde ist das Erdreich zerklüftet und verschüttet; dicker Rauch steigt bei Tage aus den Erdrissen, und bei Nacht sieht man bisweilen Feuer daraus emporschlagen.

Unmittelbar am rechten Ufer des Grenzflusses Przemsa liegt die Grenzstation für den Verkehr nach Rußland und Österreich hin, die rasch aufblühende Stadt Myslowitz. Die Gegend ist hier zum Teil recht anmutig. Während das linke Ufer der wasserreichen und schiffbaren Przemsa, welches russisches und österreichisches Gebiet bildet, flach und niedrig ist, zieht sich auf dem rechten Ufer ein stark coupiertes und abwechslungsreiches Hüggelland hin, der östliche Teil des obereschlesischen oder Tarnowitzer Höhenzuges. Auf dem Rande dieses Ufers, ziemlich hoch über dem Przemsa Spiegel, liegt die alte Stadt Myslowice. Schon zur Zeit des Einfalles der Mongolen wird der Ort ein Städtchen genannt, und später wird ihrer öfter als Mediatstadt der freien Standesherrschaft Pleß Erwähnung gethan. Sie war jedoch ohne alle Bedeutung, wurde auch nur als Marktflecken angesehen und bestand nur aus dem jetzigen nördlichen Teile. Da gründete um 1825 ein Breslauer Kaufmann an der westlichen Grenze der Stadtfeldmark die Amalienhütte, Kohlengruben wurden erschlossen — denn das Hüggelland gehört dem Steinkohlengebirge an, treten doch die Kohlen nicht selten zu Tage — und andere Hütten in der Nähe errichtet, so daß der Ort rasch zunahm und 1853 durch Einführung der Städteordnung wieder zur Stadt erhoben wurde. Von großer Bedeutung für den Handel der Stadt war es, daß sie Grenzstation der nach Warschau und Krakau führenden Bahnen und eine Zeitlang auch des Anschlusses der Warschau-Wiener Eisenbahn wurde. Durch Verlegung dieses Anschlusses nach Kattowitz im Jahre 1858 hat der Handel viel verloren; er ist aber noch immer bedeutend, und zwar besonders nach Österreich, wohin die schiffbare Przemsa eine bequeme Verbindung herstellt. Da die Przemsa bei Hochwasser großen Schaden verursachte, da ferner wegen der zahlreichen Untiefen die Schifffahrt sehr erschwert war, so hatten Preußen und Österreich, zwischen deren Gebieten die Przemsa von dem eine kurze Strecke südöstlich von Myslowitz gelegenen Dorfe Slupna bis zur Einmündung in die Weichsel die Grenze bildet, schon 1870 eine Regulierung des Flusses beschlossen. Diese wurde jedoch erst 1877 in Angriff genommen und mittels verschiedener Durchstiche, Uferabgrabungen und Ein-

dämmungen durch sogenannte Parallelwerke zunächst wenigstens teilweise ausgeführt; ob mittlerweile das Werk bis zur Mündung des Flusses vollendet ist, haben wir nicht in Erfahrung bringen können. Die Normalbreite des Flusses beträgt fast überall 30 Meter, die Tiefe 1 Meter. Infolge der Regulierung haben sich die früher ungeheuren Schäden der Anwohner bedeutend vermindert, der Schiffsverkehr hat sich verdoppelt, die Dauer der Fahrzeit ist kürzer geworden. Auf der Przemsa verkehren sogenannte Galeeren, d. h. flache, nur $\frac{1}{2}$ Meter tief gehende Fahrzeuge von etwa 400 Zentner Tragfähigkeit, durch welche der Kohlentransport von den am Flusse liegenden Gruben bis nach Krakau hin vermittelt wird. Während früher eine solche Galeere zur Fahrt von Myslowitz nach Krakau bei gutem Wasserstande vierzehn Tage nötig hatte, braucht sie jetzt kaum sechs Tage.

Die Bevölkerung von Myslowitz ist bis 1885 auf 8310 Einwohner angewachsen; die neueren Stadtteile reihen sich, was die Eleganz der Gebäude anlangt, andern Städten würdig an die Seite.

Mit dem russischen Grenzstädtchen Modrzejew ist Myslowitz durch eine etwa 270 Meter lange hölzerne Brücke verbunden; allein der Verkehr auf derselben ist wegen der Schwierigkeiten, welche Rußland demselben macht, nur sehr gering. Wir schreiten über die Brücke und sehen nach rechts und links hin, an der Grenze nach Norden, wie nach Süden, in geringen Entfernungen russische Grenzsoldaten aufgestellt, obwohl doch hier die wasserreiche Przemsa ein Ueberschreiten der Grenze außerordentlich erschwert. Am Ende der Brücke, am Eingange zu dem traurigen und wie ausgestorben aussehenden polnischen Neste steht natürlich auch ein Grenzsoldat, aber mit so schäbiger und schmutziger Uniform, daß wir froh sind, ihn nicht den unsrigen nennen zu dürfen. Welch ein Gegensatz zwischen einem solchen Grenzsofaken und einem preußischen Posten oder z. B. der österreichischen „Finanzwach,“ die wir bald darauf an der großen Brücke der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn finden.

Da wir ohne Paß das russische Gebiet nicht betreten dürfen, so kehren wir zurück und wenden uns dem österreichischen Gebiete zu, dessen Betreten uns auch ohne Paß gestattet ist. Wir machen diesen kleinen Abstecher um so mehr, als wir dabei eine interessante Stelle, die sogenannte Dreikaiserecke, besuchen können, wo an der Mündung der Biala-Przemsa in die eigentliche Przemsa Deutschland, Rußland und Österreich zusammenstoßen. Auf dem hohen Uferlande südwärts schreitend, erreichen wir bald das Dörfchen Slupna und hinter demselben die vielbesuchte Dreikaiserecke. Diese Stelle ist übrigens viel zu wenig markiert; einen russischen Grenzpfahl sieht man nicht; wenigstens ist auf der Landzunge zwischen der Biala und der Przemsa keiner zu bemerken.

Eine kurze Strecke weiter südlich überschreiten wir auf einer sehr hohen Eisenbahnbrücke die Przemsa und betreten, von der „Finanzwach“ durchaus nicht behelligt, das österreichische Gebiet. Auch hier haben die Österreicher die günstige Lage der zwischen den beiden Przemsen liegenden Landzunge benützt, in unmittelbare Nähe der Grenze eine Weinschänke zu setzen, welche zwar recht primitiv aussieht, aber ein gutes Glas Ungarwein liefert. Von dieser Ecke österreichischen Gebietes, wie von Preußen wird ein schwunghafter Schmuggel nach Rußland hin getrieben, wie uns allenthalben versichert wurde. Man hat zwar russischerseits um 1884 die Grenzwaache bedeutend verstärkt; allein das hat dem Schmuggel nicht Einhalt gethan. Als die Grenzwaache bedeutend verstärkt wurde, stieg allerdings der Spiritus in Sosnowice bedeutend im Preise; aber schon nach wenigen Tagen sank er — das Schwärzergeschäft hatte die alte Höhe erreicht. Es soll vorkommen, daß die Schwärzer am Tage in langen Reihen mit den Schweinsblasen voll Spiritus die Grenze überschreiten; sie haben eben schon vorher alles mit der Grenzwaache abgemacht.

Wenn wir uns nach dem südöstlichsten Kreise Schlesiens, nach Pleß begeben wollen, müssen wir nach Kattowitz zurückkehren, welches Knotenpunkt mehrerer Bahnlinien ist. Nach Süden hin führt über Pleß die Hauptlinie der ehemaligen Rechte-Ober-Ifser-Eisenbahn zum Anschluß an das österreichische Bahnnetz bei Dzieditz, nach Südwest ist über Nikolai und Rybnik eine Verbindung mit Ratibor und Oderberg hergestellt.

Die im Hügellande freundlich gelegene, schon zum Kreise Pleß gehörige Stadt Nikolai kann als der Mittelpunkt des südlichsten Teiles des Industriebezirkes angesehen werden. In ihrer Nähe liegen mehrere bedeutende Kohlengruben, Kalk- und Sandsteinbrüche, ferner Eisenhüttenwerke, Draht-, Nägel- und Blechlöffelfabriken. Nikolai war bis zu dem raschen Aufblühen der Industrie in unserm Jahrhundert vorwiegend Ackerbaustädtchen; denn die den Bürgern gehörige Ackerfläche umfaßt etwa 1150 Hektar. Die Landwirtschaft hat aber hier mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, da die Unterlage des Bodens kalt und undurchlässig ist und die im Frühjahr von den Karpathen her über das Hügelland streichenden Winde nicht selten bewirken, daß die Vegetation um acht bis vierzehn Tage gegen weiter nördlich und westlich liegende Striche zurückbleibt. Neben der Landwirtschaft wurde auch ein schwunghafter Viehhandel hier betrieben; die Viehmärkte gehörten zu den bedeutendsten der Umgegend, und es wurde viel Hornvieh nach Breslau gebracht. — In der Entwicklung der Stadt scheint in neuester Zeit ein Stillstand eingetreten zu sein, denn die Zählung von 1885 zeigt mit 5740 Einwohnern gegen 1880 mit 5779 eine kleine Abnahme der Bevölkerung.

2. Kapitel.

Das südöstliche Oberschlesien. Allgemeine Kulturzustände.

1. Abschnitt.

Pleß: Das fürstliche Schloß, der Park, die Kolonie Anhalt, das Jagdschloß Promnitz. — Die oberschlesischen Holzkirchen. — Bodenbeschaffenheit des südöstlichen Oberschlesien. — Rybnik und Sohrau. — Die Badeorte Königsdorf, Jastrzemb und Gocalkowitz. — Das (österreichische) Herzogtum Teschen: Teschen, Bielitz, Sriedeck.

Rasch bringt uns die Eisenbahn nach der Südostecke Schlesiens. Sie führt fortwährend durch die weit ausgedehnten Forsten des Fürsten von Pleß, meist Kiefernwaldungen, zwischen denen sich freilich auch kleinere Fichtenbestände finden, wie bei Emanuelsegen. Der Wald ist gut gepflegt, die Wiesen sind vortrefflich bewässert. Am fürstlichen Tiergarten können wir ganze Rudel Hirsche in unmittelbarer Nähe der Bahn ruhig auf den Wiesen lagern sehen. Das Heranbrausen des Zuges kann sie kaum in ihrer Ruhe stören. Einige junge Tiere erheben sich wohl und gehen langsam einige Schritte dem Walde zu; als sie aber sehen, daß die alten soundsowiel Ender gar keine Furcht zeigen, kehren sie bald zum Ruheplaz zurück.

Nach einer etwas einförmigen Fahrt erreichen wir Pleß, die kleine unansehnliche Stadt, die ihre Existenz wohl dem Umstande verdankt, daß sie Hauptstadt des gleichnamigen Fürstentums und zeitweilige Residenz des jedesmaligen Besitzers ist. An Sehenswürdigkeiten bietet die Stadt selbst nichts, wenn wir nicht etwa das neue Gymnasium, einen hübschen Ziegelrohbau in der Nähe des Bahnhofes, dahin rechnen wollen. So hängt hier alles von dem fürstlichen Residenzschlosse ab, welches den Mittel- und Glanzpunkt des Städtchens bildet, so wie der Park seine Peripherie ausmacht, indem er sie von allen Seiten so umschließt, daß der Zusammenhang zwischen der Stadt und der städtischen Feldmark nur ein geringer ist.

Das Schloß auf einer unbedeutenden Anhöhe im Westen der Stadt ist ein umfangreiches Gebäude im Renaissancestil, welches aber im Außern außer den signifikanten Merkmalen der Renaissance keinen besonders hervorragenden künstlerischen Schmuck besitzt. Diese edle Einfachheit macht aber einen sehr angenehmen Eindruck. An ein Hauptgebäude, welches sich mit der Parkseite am besten darstellt, lehnen sich zwei schmalere Flügel nach der Stadt zu. Schon im 12. Jahrhundert soll hier ein Schloß gestanden haben, welches dem dreißig-

jährigen Kriege zum Opfer fiel. Nachdem das vom Grafen Erdmann v. Promnitz 1734 erbaute Schloß schon 1737 ein Raub der Flammen geworden war, wurde wieder ein Neubau begonnen, welcher jedoch unter manchen Veränderungen erst bis etwa zum Jahre 1848 in seine jetzige Gestalt gebracht worden ist; besonders der erste Besitzer aus der Linie der Grafen Hochberg hat bedeutende Summen auf Wiederherstellung und Verschönerung des Schloffes verwendet.

Auf die ältere Geschichte der Fidei-Kommißherrschaft Pleß wollen wir nicht eingehen, sondern nur erwähnen, daß dieselbe 1548 an die Familie der Grafen von Promnitz kam und in derselben forterbte, bis sie 1767 auf eine Seitenlinie, die Fürsten von Anhalt-Röthen-Pleß, überging. Als der Herzog Heinrich von Anhalt-Röthen-Pleß 1847 ohne Leibeserben starb, fiel die mittlerweile zum Fürstentume erhobene Herrschaft laut Dotations-Urkunde nach dem Rechte der Verwandtschaft an die Grafen Hochberg, Majorats Herrn von Fürstenstein.

An die Familien der früheren Besitzer erinnern noch Ortschaften im Fürstentume Pleß, die Kolonie Anhalt und das prächtige fürstliche Jagdschloß Promnitz.

Die Kolonie Anhalt liegt im Nordosten des Fürstentums, eine Meile von Neu-Berun entfernt, in der Nähe des Przemsaflusses und des freundlichen kleinen Klemensberges, auf dessen Gipfel sich eine Wallfahrtskapelle erhebt. Mitten unter Polen treffen wir hier eine deutsche Gemeinde, mitten unter Katholiken ein kleines Häuflein Protestanten. Die Kolonie verdankt ihren Ursprung der Hochherzigkeit des Fürsten Friedrich Erdmann von Anhalt-Röthen-Pleß. Als dieser gehört hatte, daß einige Hundert siebenbürgische Sachsen, welche sich am Ende des 17. Jahrhunderts in Seifersdorf bei Bielitz in Österreichisch-Schlesien niedergelassen hatten, wegen ihres reformierten Glaubens hart bedrängt würden, beschloß er, besonders auf die Bitte des Militärstabspredigers Schleiermacher, des Vaters des Philosophen, sich der Glaubensgenossen anzunehmen. Er wandte sich an Friedrich den Großen, welcher in der ihm eigenen Weise sichere und rasche Hilfe brachte. Eines Tages bekam der Rittmeister der Pleßer Husaren-Schwadron, v. Bohrsch, ein Schreiben mit der Aufschrift: „Zu eröffnen in der Nacht vom 24. zum 25. Mai.“ Der Offizier fand darin den Befehl, sich mit seinen Husaren sofort nach Seifersdorf zu begeben und die dortigen Reformierten ohne weiteres über die Grenze zu bringen. In Seifersdorf, wo nur der Schulze von dem Vorhaben unterrichtet war, wurde das Schloß und das Pfarrhaus umstellt und der Glockenturm besetzt, um etwaigem Sturm läuten vorzubeugen, und dann die reformierte Gemeinde, 316 Köpfe stark, mit dem Vieh und der beweglichen Habe sicher über die Grenze geleitet. Bei dem Vorwerke Kielpow wurden die „der Knechtschaft Aegyptens Entführten“ vom Fürsten von Anhalt bewillkommenet, und bald darauf Alt-

Anhalt und etwas später Neu-Anhalt auf dem Boden jenes Vorwerkes für sie gebaut. Da die meisten der Ankömmlinge Weber waren, so ließ ihnen der Fürst Geld, um Garn ankaufen zu können. Auch baute er ihnen ein großes, Kirche, Schule, Pastor- und Lehrerwohnung enthaltendes Gebäude. Schleiermacher wurde erster Pastor der Gemeinde, und sein Sohn, der später so berühmt gewordene Philosoph und Theologe, verlebte hier einen Teil seiner Jugend. (Vergl. Schles. Provinzbl. VI. S. 591.)

Nur etwa 1½ Meile weiter nordwestlich, in der Nähe des durch seine große Brauerei in ganz Oberschlesien und weit über dessen Grenzen hinaus bekannt gewordenen Tichau liegt das prächtige, im Jahre 1860 neu erbaute fürstliche Jagdschloß Promnitz. Umgeben vom herrlichsten Laub- und Nadelwalde, von einem mehrere Hundert Hektar großen Teiche, welcher sein Wasser aus dem Gostinaflusse erhält, bildet der geschmackvolle Holzbau mit seiner ganzen Umgebung eine wahre Perle Oberschlesiens.

Mit großer Liberalität hat der Fürst den größten Teil des herrlichen, fast um die ganze Stadt Pleß reichenden Parkes dem Publikum geöffnet, und so für die Pleßer eine Promenade geschaffen, deren Unterhaltung sie nichts kostet. Nur ein kleiner Teil ist der fürstlichen Familie vorbehalten und bildet zugleich einen Tiergarten. Ganze Rudel Hirsche lagern friedlich auf den dunkelbeschatteten Wiesen, ohne auf die Spaziergänger nur im geringsten zu achten, wohlgenährte Damhirsche, deren Fettpolster den Mangel an Bewegung und die Gefangenschaft verraten, stehen ruhig in der Nähe des Zaunes und necken sich mit den Geweihen oder suchen in mächtigem Sprunge einen Ast zu erreichen, um ihn zur Erde zu ziehen und durch Hin- und Herzerren abzubrechen; und in der That ist der größte Teil der Bäume unten entlaubt und teilweise auch entästet. Reihher treiben sich ungeniert um die hochgehörnten Bettern von der Klasse der Säugetiere und kümmern sich, am Boden Nahrung suchend, wenig um deren neckisches Treiben.

Unmittelbar rechts am Eingange zum Parke liegt der fürstliche Marstall. Glückliches Pferd, daß du in solchem Palaste wohnen kannst! Wie wenigen von deinesgleichen ist ein solches Los beschieden, aber auch wie mancher Mensch mag neidisch auf dein pompöses Wohnhaus blicken. Wände mit glasierten Fliesen verkleidet, hohe gotische, reich bemalte Böhlungen, ein schöner Kamin, freilich weniger um den Stall zu erwärmen, sondern um die Feuchtigkeit abzuleiten: das alles beweist, daß hier fürstliche Pferde wohnen. Die ganze Einrichtung interessiert den, der weniger Pferdekennner ist, mehr als die Prachtexemplare, welche hier untergebracht sind. Neben dem Stalle liegen die ebenfalls in gotischem Stile gehaltene Geschirrkammer und Wagenremise.

Wir durchschreiten nun den herrlichen, weit ausgedehnten Park, überall neue anmutige Bilder in uns aufnehmend. Nach Norden hin, gegen das Dorf Altdorf zu, hebt sich das Terrain ein wenig, und hier erblicken wir auf einer sanften Anhöhe eine alte Holzkirche, eins jener interessanten Baudenkmäler, welche eine Eigentümlichkeit Oberschlesiens ausmachen. In Niederschlesien finden sie sich unsers Wissens gar nicht mehr, in Mittelschlesien nur selten; sie sind eben spezifisch slawische Bauwerke, wie ja auch eine Vergleichung mit den Holzkirchen Böhmens, Mährens und Galiziens beweist.



Jagdschloß Promnitz.

Die Bauart dieser Holzkirchen ist bis auf geringe Unterschiede dieselbe. Sie bestehen, wie auch die Kirche bei Pleß, aus einem oblongen, bisweilen auch quadratischen Langhause, an welches sich östlich ein niedrigerer, meist kurzer und enger, gewöhnlich im Dreiseit geschlossener Chorraum anlegt; eine kleine Sakristei ist fast überall an die Nordseite angelehnt. Die meist recht kleinen Fenster und Thüren sind nicht selten rundbogig geschlossen und könnten an die Zeit des romanischen Stils erinnern, allein dieses Alter hat wohl kaum eine einzige der oberschlesischen Holzkirchen. Neben den Rundbogen finden wir dann auch stumpfe, geradlinige oder rein gotische Spitzbogen. Eine von der Bauart der uns bekannten Kirchen abweichende und recht eigentümliche Form

zeigen der Laufgang und der Turm. Jener wird durch ein etwa von der Mitte der Höhe des Langhauses herabfallendes, sehr breites Schindeldach gebildet, welches auf hölzernen Säulen ruht und sich fast um die ganze Kirche herumzieht. Nur an zwei Stellen ist es unterbrochen: da, wo die Sakristei an das Langhaus angehängt ist, und da, wo sich auf der gegenüberliegenden Südseite ein meist durch einen kleinen Vorbau geschützter Eingang befindet. Dieser Vorbau und die Sakristei verleihen, wie hier bei Pleß, einer solchen Kirche die Kreuzgestalt. Der Laufgang soll wohl vor allem die untern Holztheile vor dem Einflusse der Witterung schützen; er dient aber auch zur Zeit großer Überfüllung des Gotteshauses den draußen weilenden Gläubigen zum Schutze gegen Regen und Sonnenbrand. Eine ähnliche Bauart weisen die Loppgänge an den alten norwegischen Holzkirchen, z. B. auch die Kirche Wang auf (vergl. Bd. I. S. 290), nur sind diese stets völlig durch Bretter geschlossen, während wir sie in Oberschlesien immer offen finden. Eine andere Ähnlichkeit in der Bauart der norwegischen und ober-schlesischen Holzkirchen liegt in der Konstruktion des Turmes. Dieser ist in den meisten Fällen völlig vom Langhause getrennt; aber auch wo er, vielleicht erst später, mit der Kirche verbunden worden ist, sieht man, daß kein harmonischer Zusammenhang zwischen beiden besteht, sondern daß er eigentlich ein selbständiges Bauwerk bildet. An der Basis meist ziemlich umfangreich, verjüngt er sich nach oben um ein Bedeutendes und trägt eine breite, über den oberen Bretterrand weit hervorragende Kappe, welche, wie der Turm selbst, meist vierseitig ist, bisweilen aber auch durch Abschneiden der Ecken die achtförmige Form erhält. Zwei bis drei nach Art jenes Laufgangdaches um den Turm gelegte Flugdächer sollen das Eindringen der Feuchtigkeit verhindern. Auf dem steilen Kirchendache sitzt gewöhnlich noch ein Dachreiter in Zwiebelform, welcher ein Glöcklein enthält. Während man beim Langhause und Chorraume den einfachen, in Oberschlesien noch allenthalben gebräuchlichen Blockverband erblickt, sind die Türme meist mit einer Bretterverkleidung umgeben.

Auf die zahlreichen, zum Teil recht interessanten Verschiedenheiten in der Bauart der einzelnen Kirchen einzugehen, ist hier nicht möglich.

Das Innere ist sehr einfach ausgestattet. Die Fugen zwischen den Balken sind mit Lehm ausgeflebt und das Ganze dann weiß getüncht worden. Die Decke ist meist eine flache Bretterdecke oder sie bildet, wie in den Kirchen des Ratiborer Kreises, ein Tonnengewölbe. Bemalung findet man nur selten, und hier zeichnen sich wieder einige Kirchen im Ratiborer Kreise aus, welche, wie die zu Brzezie, Syrin und Lubom, an der Decke oder an den Chorbänden Wandmalereien tragen.

Der Kreis Pleß gehört, was den Landbau anlangt, wie der ganze, die Kreise Pleß und Rybnik umfassende südöstliche Teil Oberschlesiens zu den am wenigsten begünstigten Gebieten unserer Provinz.

Im Norden des Pleßer Kreises besteht die Ackerkrume aus Sand-, Kies- und Letteschichten, welche auf den das Steinkohlengebirge einschließenden Sandstein- und Schieferthonmassen ruhen; im Süden liegt die dünne, ebenfalls aus Kies und Letten bestehende Ackerkrume entweder auf einem schmutzig-grauen, wasserhaltigen Letten der sogenannten Kurzawka, welche wegen des leichten Zerbröckelns das Offenhalten der Gräben und den Wegebau sehr erschwert, oder auf einer bis zu 180 Meter mächtigen kalkigen Thonschicht, welche ebenso wie die Kurzawka undurchlassend ist. Nicht besser ist hinsichtlich der Ackerkrume der den Pleßer Kreis im Westen begrenzende Rybniker bestellt, obwohl man nach Beschaffenheit der Oberfläche das Gegentheil vermuten könnte. Der Boden ist hier keineswegs so flach, wie er uns dort meist erscheint, sondern coupiert und teilweise geradezu abschüssig. Der Kreis bildet eine 250 bis 300 Meter sich erhebende Hochebene, welche zwar kein eigentliches Gebirge darstellt, aber doch als Ausläufer eines solchen angesehen werden muß, nämlich als ein vom nördlichen Teile der Beskiden etwa bei Teschen sich abzweigender und zwischen den Thälern der Weichsel und Olsa hinreichender Zug, welcher über Cissonka, Ruptau, Jastrzemb, Gogolau, Schwirklau, Poppelau, Radoschau, Orlowitz, Gaschowitz bis nach Zwonowitz ans Rudathal verfolgt werden kann. Trotz dieses mehr gebirgigen Charakters ist die Bodenbeschaffenheit keineswegs günstig. Ein großer Teil des Kreises ist, besonders im Norden, mit einem nassen, kalten und sehr armen Thonboden von recht geringer Tiefe bedeckt; in der Mitte finden wir wieder Sand in allen Sorten, vom feinen Flugande bis zum grobkörnigen Kies mit einem geringen Thongehalte, dagegen einer starken Beimischung des dem Pflanzenwuchse schädlichen Eisenoxyds; nur hie und da findet sich ein allen Früchten zusagender Boden, wie in der Gegend von Pshaw, Soslau und Sohrau. Der Hauptübelstand ist auch hier die undurchlassende Unterlage, welche bewirkt, daß sich in den Thälern versumpfte Strecken finden und daß sich ein saurer Humus bildet, welcher in den Wäldern nicht selten mit Heidekraut und Moorpflanzen bedeckt ist. (Ausführlicheres findet man in: Triefl, Topographie von Oberschlesien, Breslau 1864. S. 733 ff.)

Dieser Beschaffenheit der Oberfläche entspricht auch der Charakter der Flüsse. Im Pleßer Kreise haben sie ein geringes Gefälle, schlängeln sich in vielen Windungen durch die Ebene, nicht selten, und zwar besonders in nassen Jahren, sumpfige Wald- und Thalwiesen bildend. Der Pleßer Kreis gehört ganz dem Weichsel-, der Rybniker dem Odergebiete an. Eine bestimmte Er-

hebung, welche als Wasserscheide zwischen beiden Stromgebieten angesehen werden könnte, ist schwer erkennbar; doch bildet fast durchweg die Kreisgrenze auch die Wasserscheide. Nach Osten in die Weichsel fließen:

1. die Gostine, welche aus den Zuflüssen von Zgojn, Zawisc und Ober-Lazisk entsteht und bei Jedlin in die Weichsel mündet;
2. der Korzyniezbach und
3. die Przynka oder das Pfeffer Wasser.

Dem Rybniker Kreise und dem Obergebiete gehören an:

1. die Olsa mit der von Loslau herkommenden Schottawka;
2. die Ruda, die Hauptwasserader des Rybniker Kreises. Sie entspringt noch im Pfeffer Kreise, fließt in nordwestlicher Richtung durch den Rybniker und mündet zwischen Ratibor und Kosel in die Oder;
3. die Wirawka, welche nur die Nordostecke des Rybniker Kreises berührt, mit dem größten Teile des Laufes aber dem Koseler angehört.

Die beiden letzten Flüsse haben ein ziemlich starkes Gefälle; daher nehmen die häufig vorkommenden Überschwemmungen einen ziemlich raschen Verlauf. Sie wirken aber „mehr zerstörend, als befruchtend, weil sie durch arme Ländereien und Wälder fließen und daher keinen fruchtbaren Schlamm, sondern nur unfruchtbaren Sand und die aus den Wäldern entnommenen Gerbstoffe mit sich führen und absetzen.“

Sind nun schon die Bodenverhältnisse der Südostecke Oberschlesiens nicht günstig, so sind es noch weniger die klimatischen. Der Süden und teilweise auch der Osten dieses Landesteiles wird in nur geringer Entfernung von dem mächtigen Gebirgswalle der Karpathen eingeschlossen, welche ausgedehnte Waldungen tragen und bis in den Juni hinein mit Schnee bedeckt sind. Die Folge davon ist, daß die Ost- und Südostwinde, wenn sie auch warm aus den östlichen Ebenen kommen, durch die aufstauenden Schneemassen stark abgekühlt werden, sich dann diesseits der Karpathen schnell zu Thale senken und besonders im Frühjahr außerordentlich hemmend auf die Entwicklung der Vegetation wirken.

„Von kaum minder schädlicher Wirkung sind bei der meist undurchlässigen Beschaffenheit der Bodenunterlage die durch die großen Waldungen und die Nähe des Gebirges begünstigten atmosphärischen Niederschläge, sowie die namentlich den tiefer gelegenen Teilen aus alten trocken gelegten Teichländereien selbst im heißesten Sommer schon gegen Sonnenuntergang entsteigenden erkältenden Nebel. Die notwendige und regelmäßige Folge dieser klimatischen Verhältnisse ist ein spätes und kaltes Frühjahr, weshalb denn auch die Bestellung und das Reifen der Früchte um vierzehn Tage später als in andern Teilen der Provinz eintritt.“ (Triefst a. a. O. S. 563.)

Von Ortschaften erwähnen wir in diesem Gebiete zunächst die Kreisstadt Rybnik an dem Kudabache, nicht weit von dessen Einmündung in die Ruda gelegen. Als Dorf Ribnich war der Ort schon im 12. Jahrhundert vorhanden und verdankt seine Entstehung unzweifelhaft den fischreichen Teichen der Umgegend. Auf diesen Ursprung der Stadt weisen auch ihr Name und ihr Wappen hin. Ryba bedeutet in den slawischen Sprachen Fisch, und Rybnik heißt im Böhmischem ein Fischteich oder Fischhälter; im Stadtwappen bildet der Fisch das wichtigste Zeichen. Wie so viele Städte Oberschlesiens, war Rybnik bis an den Anfang unsers Jahrhunderts, als die Städteordnung eine freiere Entwicklung möglich machte, ein recht elender Ort. Von den 112 Häusern, welche Rybnik 1725 zählte, waren die meisten ohne Rauchfänge, und als 1730 der Besitzer der Herrschaft, Graf Wengerski, die Herstellung von Rauchfängen befahl, wurden sie von Holz gebaut. 1788 kaufte Friedrich Wilhelm II. die Herrschaft, um sie zur Einrichtung eines Invalidenhauses zu verwenden; dasselbe wurde jedoch 1848 aufgehoben und die Gebäude seit 1857 von dem Königl. Kreisgerichte und Rentamte benutzt.

Die Stadt hat sich etwas schneller entwickelt, nachdem sie 1818 zur Kreisstadt erhoben worden war; sie stieg bis 1885 auf 4080 Einwohner. Vor mehreren Jahrzehnten war Rybnik ein ziemlich bedeutender Platz für den Handel mit Ungarwein; allein die Veränderung der Verkehrswege durch den Bau von Eisenbahnen legte diesen Handel lahm. Für diesen Verlust hat die Stadt einen Ersatz erhalten an den Kohlengruben, welche man in ihrer Nähe eröffnet hat, und an der durch die Kohlen veranlaßten Errichtung von Hüttenwerken, Blech- und Eisenwalzwerken. Auch die Verlegung einer großen Provinzial-Irrenanstalt hat der Stadt zum Vorteil gereicht.

Der Rybniker Kreis enthält außerdem noch die Städte Loslau und Sohrau, von denen die letztere, im östlichsten Teile des Kreises gelegen, die Kreisstadt an Einwohnerzahl übertrifft; sie zählte 1885 4449 Einwohner.

Im äußersten Süden unserer Provinz liegen zwei Badeorte, welche kaum seit einem Menschenalter bestehen und einander ähnlich sind nicht bloß in Beziehung auf ihre Lage, sondern auch ihre Entstehung, den Gehalt und die Wirkung ihrer Quellen. Beide, Königsdorf-Jastrzemb wie Goczalkowiz, jenes im Rybniker, dieses im Pleßer Kreise, verdanken ihren Ursprung den fruchtlosen Versuchen, welche der Königl. Bergfiskus in den fünfziger Jahre machte, um Steinsalz beziehungsweise Soolquellen zu erbohren. Man fand zwar bei Jastrzemb in einer Tiefe von etwa 100 Meter eine Soolquelle und bei 150 Meter eine zweite; als aber eine Fortführung des Bohrloches bis auf etwa 200 Meter nicht zu dem gewünschten Resultate führte, verkaufte der Fiskus

das Recht auf das Bohrloch 1861 an den Besitzer von Jastrzemb, Grafen Felix von Königsdorf, welcher auf Grund einer Analyse beschloß, das jod-bromhaltige Kochsalzwasser als Soolbad nutzbar zu machen. Da nun bedeutende Ärzte das Jastrzember Wasser wegen seines starken Jod- und Bromgehaltes als ausgezeichnet heilkräftig bezeichneten, so erhoben sich schnell an der Quelle Badeanstalten, Wohnungen und Gartenanlagen, und die Zahl der Badegäste stieg schon 1863 auf 496 Familien mit 864 Personen.

„Das Wasser ist hell und farblos, entwickelt beim Stehen und Sieden nur wenig Gasblasen und setzt Eisenoxyd ab. Mit ihm strömt zugleich in ziemlich regelmäßigen Intervallen Kohlenwasserstoff aus dem Bohrloche, so daß bei der Annäherung eines brennenden Körpers an das darüber befindliche Reservoir oder an den kleinen für die Trinkenden aus besonderem Rohr ausströmenden Strahl ein schön gelbes Feuer entzündet.“ (Dr. Deutsch, Schlesiens Heilquellen und Kurorte, S. 147.) Die Jastrzember Soolquelle wird bei gewissen Frauenkrankheiten, bei vielen Hautkrankheiten und Rheumatismus mit großem Erfolge angewendet.

Was die Lage anlangt, so kann sich Königsdorf=Jastrzemb freilich mit den andern schlesischen Bädern nicht messen, welche meist in prächtige Gebirgslandschaften eingebettet sind; allein es fehlt ihm doch keineswegs an landschaftlicher Anmut, denn mäßig hohe Hügelketten, grüne Wiesen und Baumgruppen bilden seine nächste Umgebung, und in einer Entfernung von nur vier Meilen südwärts laden die blauen Vorberge der Karpathen zum Besuche ein.

Goczalkowiz liegt etwa $3\frac{1}{2}$ Meilen weiter östlich im Plesser Kreise, nicht weit von der Stelle, wo die Rechte=Oder=Ufer-Eisenbahn die Weichsel überschreitet. Auch dieser Badeort, jedenfalls der jüngste Schlesiens, verdankt seine Entstehung den Versuchen des preussischen Bergfiskus, ein Steinsalzlager oder eine reiche Soolquelle zu finden. Nachdem man in den Jahren 1856 bis 1859 200 Meter und 1860 300 Meter Tiefe erbohrt und erst eine 2,3 Prozent, dann 4 Prozent Kochsalz enthaltende Soole gefunden hatte, gab man die Bohrarbeiten auf, weil das Resultat für den Salinenbetrieb nicht lohnend war. Da aber durch Sachverständige festgestellt wurde, daß die Soole außer Kochsalz noch andere mineralische Bestandteile, besonders bedeutende Quantitäten des Jods und Broms enthalte, wurde durch ein Konsortium eine Badeanstalt eingerichtet und die erste Kur Saison schon 1862 eröffnet; sie ergab ein recht günstiges Resultat. Goczalkowiz ist allerdings mit natürlichen Reizen nur stiefmütterlich bedacht, denn es fehlt ihm der Schmuck der andern schlesischen Bäder, die Gebirgslandschaft; allein die Heilkraft seiner Quelle, welche

sich bei manchen Hautkrankheiten, Schleimhaut-Affektionen, Rheumatismus, Sicht und Lähmungen als vortreffliches Mittel bewährt, hat die Zahl der Besucher stetig vermehrt.

Wenn wir nur die preussische Provinz Schlesien in den Kreis unserer Betrachtung ziehen wollten, so müßten wir entweder kehrt machen oder uns mehr nach Westen wenden, denn wir sind im südlichsten Teile von Preussisch-Schlesien angelangt; allein so wie am Anfange des ersten Bandes die Herzogtümer Troppau und Jägerndorf nicht von der Darstellung ausgeschlossen werden konnten, weil sie einen Teil des Sudetenzuges umfassen, so kann hier das Herzogtum Teschen um so weniger übergangen werden, weil es zum größten Teile zum Stromgebiete der Oder gehört und weil schon durch den Namen Österreichisch-Schlesien, von welchem es einen Teil ausmacht, der ehemalige Zusammenhang mit Schlesien angedeutet wird. Es kann jedoch nicht unsere Absicht sein, ins einzelne einzugehen, wie es bei Preussisch-Schlesien zum Teil geschehen ist, sondern wir müssen uns mit einer kurzen Übersicht begnügen.

Das Herzogtum Teschen bildet einen Teil der nördlichen Abdachung der schlesischen Karpathen oder der Beskiden, wie sie nach drei darin liegenden Bergen genannt werden, nämlich erstens dem Beskyd oder Trojaska, unfern der Grenze von Mähren und Ungarn, zweitens dem Beskyd bei Istebna, östlich von Jablunkau, und drittens dem flachen Rücken des Beskydek an den Quellen der Schwarzen Weichsel. Der Hauptzug streicht in einer Länge von elf Meilen und mit einer mittleren Kammhöhe von etwa 800 Meter im allgemeinen von West nach Ost, doch ist am Anfange und am Ende des Zuges die Richtung von Südwest nach Nordost vorherrschend. Er bildet in Mähren die Landesgrenze gegen Ungarn und bis zum Jablunka-Passe zugleich die Wasserscheide zwischen der Oder und der Donau. Die Beskiden beginnen im Westen 1. mit dem Titscheiner Gebirge, dessen letzte niedrige Ausläufer man an der Beczwa westwärts bis zum Sattel von Weißkirch verfolgen kann, welcher als Grenze zwischen Karpathen und Sudeten anzusehen ist und über welchen die Eisenbahn von Oberberg nach Wien aus dem Thale der Oder in das der Beczwa, eines Zuflusses der March, gelangt. Östlich schließt sich an dasselbe 2. das Jablunkagebirge, von der Lissahora aus nach Südost streichend; es enthält zwischen dem Sulowberge, 939 Meter, und dem Girova, 834 Meter, die wichtige Einsattelung des Jablunkapasses. Als Fortsetzung des Hauptzuges zieht sich 3. das Maguragebirge in einem großen, nach Norden geöffneten

Bogen um die Quellen der Sola, eines direkt nach Norden laufenden Zuflusses der Weichsel, und streicht bis zur Babia Gura.

Die bedeutendsten Erhebungen des Zuges sind der Kleine Polomberg, 1040 Meter, der Große Polomberg, 1050 Meter, südwestlich von Jablunkau, der Magurkabergr, 1133 Meter, an den Quellen der Weißen Weichsel, und der Stalkabergr, 1072 Meter, südlich von Bielig. Der Rücken der Beskiden ist durch zwei tiefere Einsenkungen gegliedert, welche zugleich höchst wichtige Paßstraßen zwischen Schlesien und Mähren einerseits und Ungarn andererseits bilden. Über die westliche von diesen Einsattelungen führt eine Straße aus dem Thale der Ostrawika, oder dem Thale von Friedland, wie es nach dem an der obern Ostrawika liegenden Marktsteden auch genannt werden kann, in das Thal von Turzowka in Ungarn; die Straße überschreitet eine Höhe von 708 Meter. Weit wichtiger, besonders in strategischer Beziehung, ist der Jablunkapaß, über welchen in 600 Meter Höhe die alte Straße aus dem Olsathale in das der Kiszacza, eines rechten Nebenflusses der Waag, führt. Diese bequemste Verbindung zwischen der oberen Oder und der mittleren Donau war nicht nur zu allen Zeiten ein Handelsweg, sondern vor allem eine wichtige Heerstraße, welche zur Zeit der Verbindung Schlesiens mit Ungarn ihre ganz besondere Bedeutung hatte. Und als die Türken Ungarn erobert hatten, ließen die Schlesier aus Furcht vor einem Einfalle dieses kriegerischen Volkes in die Oberebene den Jablunkapaß stark befestigen. Auch im dreißigjährigen Kriege ist diese Straße von Heeren überschritten worden. Im Spätsommer des Jahres 1626 besetzte Ernst von Mansfeld die Jablunkaschanze und rückte dann mit seinem Heere nach Ungarn zur Vereinigung mit Bethlen Gabor. Und im Jahre 1645 erreichte der rastlose schwedische General Königsmark auf einem raschen Zuge von der Oberlausitz längs der Sudeten das Herzogtum Teschen, vertrieb die kaiserliche Besatzung der Jablunkaschanzen und legte Truppen hinein. Als Friedrich der Große Schlesien besetzte, sandte General Schwerin den Obersten Lamotte von Troppau aus nach dem Herzogtum Teschen, wo dessen Truppen am 8. Februar 1741 den Jablunkapaß erstiegen und der Besatzung der beiden alten Schanzen freien Abzug gewährten. Jetzt führt eine Eisenbahn über den Paß, die bequemste Verbindung zwischen Berlin, Breslau und Pesth.

Vom Hauptzuge der Beskiden ziehen in nördlicher Richtung Höhenzüge, welche mit ihrer bedeutenden Erhebung — bis zu 1250 Meter — den Hauptzug gegen die schlesische Ebene hin vollständig verdecken. An diese höheren Vorberge reiht sich im nördlichen Teile des Herzogtums Teschen ein stark zerschnittenes Hügel- und Bergland und noch weiter nördlich plateauförmige Erhebungen, wie wir eine solche im Rybniker Kreise skizziert haben.

Gegliedert werden diese Vorberge durch die drei in nordnordwestlicher Richtung laufenden engen Querthäler der Ostrawiza, Olša und Weichsel. Sie entspringen alle drei auf dem Hauptzuge der Beskiden und fließen mit starkem Gefälle zuerst durch sehr enge, wilde Thäler, die Ostrawiza mit etwa 94 Meter, die Olša mit 55, die Weichsel mit 125 bis 150 Meter auf die Meile; im Hügellande bilden sie dann ruhige Gebirgsbäche und weiter abwärts, im nördlichen Teile des Herzogtums, wo ihr Gefälle sehr bedeutend abnimmt, werden ihre Ufer niedrig und sie bilden Sandbänke, wie besonders die Ostrawiza unterhalb Friedeck. Die Ostrawiza und Olša sind für das Oberthal schon sehr oft verhängnisvoll geworden; denn starke Regengüsse oder Wolkenbrüche in ihrem Gebiete verursachen jedesmal eine Überslutung der Oberriederung. Wenn man bedenkt, daß jeder der beiden Flüsse das Wasser aus einem Gebiete von vierzehn Quadratmeilen aufnehmen muß und wenn man das starke Gefälle ihres Oberlaufes erwägt, so wird man es erklärlich finden, daß starke Niederschläge in ihrem Flußgebiete außerordentlich verheerend wirken müssen.

Geologisch gehört die Hauptmasse der Beskiden der Kreideformation an. Die mächtigen, bis über 1200 Meter aufsteigenden Bergrücken der Nordkarpathen bestehen aus ungeheuren Sandsteinmassen, von den Geologen wohl auch Karpathen-Sandstein genannt. Daneben finden wir besonders in der Teschener Gegend Lager von Mergelschiefer und von einem unreinen, dunkelgrauen Kalkstein. Diese Kreidebildungen gleichen aber nicht denen Deutschlands, „sondern so wie die Karpathen überhaupt sich in ihrem ganzen orographischen und geognostischen Verhalten durchaus als eine Fortsetzung der Alpen darstellen, so haben auch diese Kreideschichten den für die Kreideformation der Alpen und des südlichen Europa eigentümlichen Habitus“ (Römer, Geologie von Oberschlesien, S. 277 ff.). Dazwischen liegen größere und kleinere Gruppen von Eruptivgestein, welches Römer wegen des häufigen Vorkommens in der Teschener Gegend Teschenit nennt. Fast an der Nordgrenze des Herzogtums Teschen finden sich Kohlenlager bei Mährisch-Ostrau an der Ostrawiza und weiter östlich bei Orlau und Karwin; sie sind als der südlichste Teil des großen Steinkohlenbeckens von Preussisch-Schlesien anzusehen.

Die Bevölkerung des Herzogtums Teschen ist fast durchweg slawisch; nur in der Gegend von Teschen und Bielitz finden wir deutsche Sprachinseln; wir erwähnen dann am Abhange der Beskiden die Dörfer Nicksdorf, Ohlisch, Kamitz, Alexanderfeld u. a. Vereinzelt deutsche Niederlassungen findet man bis zum Jablunkapasse hin. Es läßt sich aber vermuten, daß das Deutsche einst eine größere Verbreitung gehabt hat, denn wir treffen nicht selten Slawen an, welche völlig deutsche Familiennamen tragen und jedenfalls slawifizierte

Deutsche sind. Die Slawen gehören den Wäpserpolen an, wie das czechisch-mährisch-polnische Gemisch im Gebiete der obern Oder, der Ostrawiza, Olsa und der obern Weichsel von den Deutschen genannt wird. Das Herzogtum Teschen ist insofern ein interessantes Sprachgebiet, als, wie wir schon Bd. I, S. 27, erwähnten, hier der Übergang des böhmischen in den polnischen Stamm stattfindet. Wenn man aber die Linie Publau, Reichwald, Peterswald, Schömberg (Schumberg), Bludowitz und Rzeska als Grenze bezeichnet, so ist dies nicht so zu verstehen, als ob das Volk östlich und westlich dieser Linie ausgeprägt böhmisch oder polnisch spräche, sondern nur in der Weise, daß der slawische Dialekt östlich von dieser Linie einen mehr polnischen, westlich einen mehr czechischen Charakter hat (vergl. Koristka, die Marktgrafschaft Mähren und das Herzogtum Schlesien, S. 257). Die Bewohner der niedrigeren Vorberge unterscheiden sich in keiner Weise von den Wäpserpolen Oberschlesiens; dagegen sind die Bewohner der Karpathen, welche man Goralen nennt (von gora, hora = Berg), ein großer, schöner Menschengeschlag von bedeutender körperlicher Gewandtheit und Stärke.

Dem Bekenntnisse nach ist die Mehrzahl der Einwohner des Herzogtums Teschen katholisch; allein Österreichisch-Schlesien, und davon wieder das Herzogtum Teschen, enthält doch verhältnismäßig die meisten Anhänger anderer Konfessionen; denn von etwa 560 000 Einwohnern Schlesiens im Jahre 1880 waren ungefähr 72 500 Lutheraner und Reformierte, und zwar bei weitem der größte Teil in dem Herzogtume Teschen.

Der Verwaltung nach zerfällt das 39½ □ Meilen enthaltende Herzogtum Teschen in die drei Bezirkshauptmannschaften Teschen, Bielez und Freistadt.

Die Hauptstadt des Landes und eine der ältesten Städte Schlesiens ist das auf dem östlichen Abhange des Olsathales sich hinaufziehende Teschen (czechisch Tesin, polnisch Cieszyn) mit etwa 13 000 Einwohnern. Unter den Gebäuden ist besonders das erzherzogliche Schloß mit den Resten einer alten Befestigung zu erwähnen; es wurde 1645 von den Schweden eingenommen, jedoch bald von den Kaiserlichen zurückerobert. Unter den fünf Kirchen sind die katholische Dekanatskirche und die evangelische Gnadenkirche erwähnenswert, letztere eine von den sechs protestantischen Kirchen, welche durch die Intervention Karls XII. von Schweden in Folge der an die Altranstädter Konvention sich anschließenden Verhandlungen zu Freistadt, Sagan, Hirschberg, Landeshut, Militz und Teschen gebaut werden durften. Besonders groß war die Freude über den Bau der Kirche in Teschen, da es in Oberschlesien schon lange keine einzige protestantische Kirche gab; es hielten sich damals gegen 40 000 Seelen zu der Kirche in Teschen. Das Herzogtum Teschen war, wie das übrige Schlesien,



Gez. v. Th. Blätterbauer.

Verlag v. C. Flemming in Glogau.

Gest. v. Huber.

FRIEDRICH.

Mähren und Böhmen, in der Reformationszeit fast ganz protestantisch geworden; allein die Gegenreformation nach dem dreißigjährigen Kriege und besonders die Niederlassung der Jesuiten, welche in Teschen eine sogenannte Residenz gründeten, rotteten auch hier den Protestantismus größtenteils aus. Seitdem bekennt sich der größte Teil der Bewohner wieder zur katholischen Kirche. Österreichisch-Schlesien gehört in kirchlicher Beziehung zur Diözese Breslau, hat aber insofern eine gewisse Selbständigkeit, als der in Teschen wohnende Generalvikar bischöfliche Jurisdiktion ausübt. — Teschen hat ein



Friedeck.

Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, ein evangelisches Alumnat, ein adliges Konvikt und das Scherschnick'sche Museum mit einer ziemlich bedeutenden Naturalien- und Münzensammlung und einer Bibliothek. Geschichtlich ist Teschen merkwürdig durch den 1779 zwischen Maria Theresia und Friedrich dem Großen geschlossenen Frieden, durch welchen der bayrische Erbfolgekrieg beendet wurde.

Den Osten des Herzogtums bildet die Bezirkshauptmannschaft Bielitz mit der gleichnamigen Stadt, welche sehr romantisch am linken Ufer des die Ostgrenze Schlesiens bildenden Bialaflusses liegt, gegenüber der galizischen Stadt Biala. Bielitz mit seinen gegenwärtig etwa 12000 Einwohnern ist ein sehr bedeutender Fabrikort. Die Fabrikthätigkeit bezieht sich besonders auf Schaf-

wollverarbeitung, in welcher es nach Brünn und Reichenberg die dritte Stelle in der ganzen Monarchie einnimmt. Die hier gefärbten Tücher gehen nicht nur nach Galizien, sondern auch nach dem Orient; außerdem besitzt es große Flachsgarn-Spinnereien, Maschinen-Fabriken und eine Hauptniederlage des galizischen Salzes für Mähren und Schlesien.

Der Handel von Bielitz-Biala — die beiden Städte werden gewöhnlich zusammen genannt — ist ziemlich bedeutend, was auch daraus hervorgeht, daß sich in der Stadt eine Handels- und Gewerbebank, sowie eine Filiale der k. k. Nationalbank befinden.

Von Gebäuden erwähnen wir ein großes, altertümliches Schloß, Eigentum des Fürsten Sulkowsky, welcher Besitzer des Mediat-Fürstentums Bielitz ist. An Bildungsanstalten ist die Stadt reich; denn sie besitzt ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine evangelische Lehrerbildungsanstalt, eine Webe-, Gewerbe- und eine gewerbliche Fortbildungsschule.

Wie an der Ostgrenze des Herzogtums Bielitz der Mittelpunkt der Erzeugung von Wollwaren ist, so bildet im Westen Friedeck den Sitz der österreichisch-schlesischen Baumwollensfabrikation. Die etwa 5500 Einwohner zählende Stadt liegt auf dem hohen rechten Ufer der Ostrawitzka, gegenüber dem mährischen Mistek. Friedeck ist als Wallfahrtsort weithin in Schlesien und Mähren bekannt. Tausende von Gläubigen kommen alljährlich zu dem Gnadenbilde in der Marienkirche auf einer Anhöhe in der Stadt. Von andern Gebäuden ist nur noch das ausgedehnte Schloß des Erzherzogs Albrecht zu erwähnen, welcher in dem nahe liegenden Baczka und Karlschütte bedeutende Eisenwerke besitzt.

2. Abschnitt.

Allgemeine Kulturverhältnisse Oberschlesiens.

*Die Sprachgrenze zwischen dem Deutschen und Polnischen. — Die polnische Bevölkerung: die Leibeigenschaft und ihre Folgen, der Bildungsgrad, die materielle Lage (die Überschwemmungen der Oder, Notwendigkeit der Drainage, Zerstückelung des Grundbesitzes), der jetzige Charakter des Volkes, Tracht und Sprache.

Das Volk, welches das heutige Oberschlesien bewohnt und am Beginn des Mittelalters ganz Schlesien einnahm, gehört dem Stamme der Polen oder Lechen an; doch weichen die Sprache wie der Charakter der heutigen Oberschlesier von denen der Bewohner des ehemaligen Königreichs Polen in vieler Beziehung so ab, daß sie zum Unterschiede von den reinen Polen von uns Deutschen gewöhnlich Wasserpolen genannt werden.

Die Grenze des deutschen und polnischen Sprachgebietes hat sich im Laufe der Jahrhunderte vielfach verschoben. Als seit der Zeit des Kirchen- und Klösterstifters Peter Blast und besonders seit der Regierungszeit Herzog Heinrichs I., des Gemahls der hl. Hedwig, zahlreiche deutsche Ansiedler nach Schlesiens kamen, wurden nicht bloß in dem heutigen Nieder- und Mittelschlesien viele deutsche Städte und Dörfer gegründet oder schon vorhandene zu deutschem Rechte ausgesetzt, sondern auch nach Oberschlesien drang das deutsche Element, ja es überschritt sogar Schlesiens Grenze und setzte sich in Krakau fest, wo die Kaufmannschaft und ein Teil der Zünfte deutsch waren, doch ist dieser äußerste Posten des Deutschtums nicht lange behauptet worden; denn nach wiederholten national-polnischen Aufständen wurde die deutsche Sprache aus den Aufzeichnungen des Krakauer Rates verbannt. Die Germanisierung war also auf Schlesiens beschränkt, und auch hier blieb der größte Teil Oberschlesiens noch polnisch, denn einige deutsche Städte und einzelne zerstreute deutsche Dörfer, wie das oben erwähnte Schönwald bei Gleiwitz, konnten auf die große Masse des Volkes einen germanisierenden Einfluß nicht ausüben. Es bildete sich so zwischen dem slawischen Oberschlesien und dem germanisierten Niederschlesien, wie das ganze Land nordwestlich von der Glazer Meisse genannt wurde, ein nationaler Gegensatz heraus, der gewissermaßen auch in den Titeln der Landesfürsten zum Ausdruck kam. Während die niederschlesischen Herzöge ihrem Titel *dominus de* (oder *in*) immer *dux Slezie* vorsetzten, wie Bolko dei gratia *dux Slezie et dominus de Lemberch* (Löwenberg), fehlte die Bezeichnung *dux Slezie* bei den oberschlesischen Herzögen. Im ganzen 13. Jahrhundert heißt Oberschlesien zusammen das Herzogtum Oppeln, zu welchem die Gebiete von Oppeln, Ratibor, Teschen, Beuthen und Aufschwitz gehörten. Als der *ducatus Opoliensis* 1281 oder 1282 in vier selbständige Herzogtümer zerfiel, indem die vier Söhne Wladislaws das Land teilten, wurde die alte Zusammengehörigkeit dadurch ausgedrückt, daß man dem Titel die Bezeichnung *dux Opoliensis* vorsetzte; z. B.: *dux Opoliensis dominus de Ratibor*. So standen also der fast ganz deutsche *ducatus Slezie* und der polnische *ducatus Opoliensis* einander gegenüber. Die Beziehungen zwischen beiden waren sehr lose, trotzdem die Fürsten demselben Geschlechte angehörten. Das kirchliche Band, das beide umschloß, die Zugehörigkeit zu demselben Bistum, hat kaum ein Gefühl der Gemeinsamkeit hervorzurufen vermocht. Erst das Lehnverhältnis beider Teile unter der Krone Böhmen hat allmählich die Verschmelzung beider Gebiete zu einem Lande Schlesiens herbeigeführt, doch hat sich die alte Bezeichnung noch eine Zeitlang erhalten. Noch 1358 spricht Karl IV. von *duces Slezie et Opoliensis*. Die Verbindung mit dem deutschen Hofe der Luxemburger in

Böhmen hat wohl auch vornehmlich bewirkt, daß im 14. Jahrhundert in den Ortsurkunden im Herzogtum Oppeln an die Stelle der lateinischen Sprache die deutsche trat.

Da kam die gewaltige Reaktion, durch welche das Czechentum in den furchtbaren Hussitenkämpfen und später unter der Herrschaft Georgs v. Podiebrad das Deutschtum in Böhmen und seinen Nebenländern zurückdrängte. In ganz Schlesien, besonders aber in Oberschlesien, bemerken wir eine zunehmende Slawisierung des Adels, welcher am Beginne des 15. Jahrhunderts, als die elende Herrschaft Wenzels sie nicht mehr nach Prag hinzog, weit mehr Neigung zum polnischen Hofe zeigte und dort Dienste suchte. Kann man sich da wundern, daß der der Botmäßigkeit der Landesfürsten vollständig entwachsene Adel die zahlreichen in den Hussitenkämpfen wüßt gewordenen Stellen nicht mit Deutschen, sondern nur mit Slawen besetzte, die ihm auch schon deswegen angenehmer waren, weil sie seine Willkür und Roheit leichter ertrugen als die Deutschen. Kann man sich ferner wundern, daß die deutsche Sprache in Oberschlesien immer mehr verschwand, so daß hier um die Mitte des 15. Jahrhunderts keine Urkunde mehr in deutscher Sprache, sondern in czechischer abgefaßt wurde, welche die Geschäftssprache der Prager Regierung war. Es ist ferner sehr bezeichnend für das Zurückweichen des Deutschtums in Oberschlesien, daß im ganzen 15. Jahrhundert kein ober-schlesischer Herzog eine deutsche Prinzessin heiratete, daß der 1497 in Reiffe enthauptete Herzog Nikolaus II. von Oppeln gar nicht deutsch verstand und daß die dort zum Fürstentage versammelten Fürsten czechisch verhandelten (Grünhagen i. d. Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. u. Alt. Schles., XVIII., S. 30 ff.).

Eine Verschiebung zu gunsten des Deutschtums fand in Oberschlesien erst im 16. Jahrhundert statt, als unter der Regierung König Ludwigs von Ungarn ein deutscher Fürst, der Markgraf Georg der Fromme aus dem Hause Hohenzollern, das Fürstentum Jägerndorf 1523 kaufte und die verpfändeten Herrschaften Beuthen und Oberberg einlöste. Er wie seine Nachkommen beförderten die Einwanderung von Deutschen, besonders von deutschen Bergleuten, nach Beuthen und Tarnowitz. Als Anhänger der Reformation begünstigten die Markgrafen die Einführung in ihren Gebieten und zogen meist protestantische Einwanderer nach Oberschlesien, wo die polnische Bevölkerung der katholischen Kirche treu blieb. Es ist daher leicht erklärlich, daß sich die katholische Reaktion nach dem dreißigjährigen Kriege gerade gegen die Deutschen wandte, daß sich Katholizismus und Polonismus für gleichbedeutend hielten und den Kampf gegen den Protestantismus und das Deutschtum zugleich begannen. Die Folge war in diesen hohenzollernschen Gebieten ein Rückgang der auf-

blühenden Kultur und besonders der Verfall des Bergbaues, da die deutschen Bergleute das Land verließen. Auch der Wohlstand der Städte sank; nur einige, welche an den alten Handelsstraßen lagen, bewahrten eine gewisse Bedeutung, wie Oppeln, Kosel, Ratibor, Teschen an der Straße nach Ungarn und Gleiwitz, über welches von Oppeln her die Straße nach Krakau führte.

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bis ins 19. hat das Polnische durch den Schutz der Geistlichkeit in Oberschlesien an Terrain wenig verloren; dagegen ist es in Mittelschlesien bedeutend zurückgedrängt worden. Im Jahre 1683 wurde in Münsterberg die polnische Predigt abgeschafft; im allgemeinen war aber unter den Evangelischen im 17. Jahrhundert das Polnische noch so verbreitet, daß 1683 ein polnisches Gesangbuch herausgegeben wurde und daß im Olsnischen und Briegischen die polnische Agende noch gebräuchlich war. Im 18. Jahrhundert wurde das Polnische um Münsterberg, Breslau und Neumarkt verdrängt; in Oberschlesien aber haben die Versuche Friedrichs des Großen, Deutsche anzusiedeln, sowie die Verordnungen des Ministers Schlabrendorf keinen rechten Erfolg gehabt. Erst in unserm Jahrhundert hat die enorme Entwicklung des Bergbaues und der Industrie eine große Menge Beamte und Arbeiter in jenen Bezirk gezogen, so daß die Bewohner der Hüttenorte heute bis zu einem gewissen Prozentsatz deutsch oder doch zweisprachig sind. Im Jahre 1861 zählte man im alten Kreise Beuthen 21,9 Prozent Deutschredende. Sehr groß war und ist noch heute der Gegensatz von Stadt und Land. So waren in der Stadt Beuthen 52,7, in Tarnowitz 66,6, in Myslowitz 80, in Rattowitz 52,4 Prozent Deutsche, in den Dörfern aber nur 9—16 Prozent. Weit geringer ist natürlich der Prozentsatz in den Landgemeinden außerhalb des Industriebezirks; giebt es doch noch Dörfer genug, in denen es schwer fällt, Leute zu finden, welche des Deutschen soweit mächtig sind, daß sie die Ämter des Ortsvorstehers, Schöffens, Schulvorstehers u. s. w. übernehmen können.

Die gegenwärtige Sprachgrenze wird durch folgende Linie angegeben. Von den östlich von Militsch an der Bartsch liegenden Teichen über Festenberg, Namslau südlich an die Oder, die Oder aufwärts bis zur Mündung der Neisse, die Steine entlang bis Zülz, dann östlich über Ober-Glogau und von hier aus etwa an der Grenze der Kreise Kosel und Leobschütz hin, doch finden sich hier und da ganz deutsche Dörfer im Polnischen, wie Kostenthal im Kreise Kosel.

Aufgabe der deutschen Schule ist es jetzt vor allem, nicht bloß diese Grenze weiter nach Osten zu verlegen, sondern das ganze polnische Oberschlesien zu germanisieren. Wird sie diese Aufgaben zu lösen imstande sein? — Berücksichtigt man die Fürsorge, welche die Staatsregierung der Schule zuwendet, und die Anstrengungen, welche die Schule macht, so möchte man diese Frage be-

jahren; betrachtet man dann aber die der deutschen Schule feindseligen Elemente, so wird man wenigstens für die nächste Zukunft noch manche Zweifel nicht überwinden. Wenn wir oben erwähnten, daß sich nach dem dreißigjährigen Kriege der Katholizismus mit dem Polonismus identifizierte, so trifft dies heute da und dort auch noch zu; denn ein Teil — wir betonen ausdrücklich ein Teil — der Geistlichkeit steht der deutschen Schule nicht nur nicht freundlich, sondern sogar feindlich entgegen und sucht den Bestrebungen derselben durch Verbreitung polnischer Blätter und andere Maßregeln entgegenzuarbeiten. Ferner mag auch mancher Großgrundbesitzer der Schule nicht das Interesse entgegenbringen, welches man von ihm als einem Deutschen und gebildeten Manne erwarten kann. Es ist glücklicherweise wohl nur eine selten vorkommende Ansicht, aber doch sehr bezeichnend, daß jemand, der auch die vielen neugegründeten Schulen spöttisch Gymnasien zu nennen pflegte, mit Rücksicht auf die erhöhten Anforderungen und besseren Leistungen der Volksschule ausrief: „Ja, wenn das so weiter geht, wo werden wir denn dann unsere Pferdeknechte und Kuhmägde hernehmen?“ Gerade als ob die deutschen Gutsbesitzer in Mittel- und Niederschlesien nicht auch Knechte und Mägde hätten und als ob nicht jeder obereschlesische Gutsherr recht gut wüßte, daß die deutschen Knechte und Mägde weit bessere Arbeiter sind, als die polnischen. Es soll ja eben dem obereschlesischen Volke nicht bloß die deutsche Sprache gelehrt, sondern vor allem auch der Segen der deutschen Kultur gebracht werden. Die Wasserpolaken sollen nicht etwa deutsch redende Slawen, sondern völlig Deutsche werden im Denken, Empfinden und Handeln.

Welches sind nun die Zustände dieses Volkes? Sind sie denn derart, daß die Germanisierung für sie einen Fortschritt in der Kultur bedeutet?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zum Teil auf die früheren Zustände zurückgreifen, deren Reste ja die gegenwärtigen sind.

Wenn sich in polnischen Landesteilen Deutsche ansiedelten, wurde den Einwanderern das Recht zugesprochen, Dörfer nach deutschem Rechte zu gründen. Sie waren dann freie Bauern, besaßen ihre Ackerstellen gegen einen bestimmten jährlichen Zins wie ein erbliches Lehn, hatten einen eigenen Gerichtsstand und waren von den zahllosen Diensten und Abgaben frei, welche die polnischen Bauern leisten mußten. Als aber die Macht des Adels gegenüber den Landesfürsten zunahm, wurden auch den deutschen Ansiedlern diese Vergünstigungen wieder entzogen und sie kamen in dasselbe Verhältnis der Abhängigkeit wie die polnischen Bauern. Vergeblich befahl Kaiser Ferdinand I. 1562 durch die Opperländer Landesordnung die Verleihung derjenigen Güter als erbliche Lehn, welche früher zu deutschem Rechte ausgesetzt gewesen waren; er hatte nicht die

Macht, diese Landesordnung durchzuführen; es blieb beim alten, und nach dem 30 jährigen Kriege wurde der Druck noch härter. Die Bauerstelle hörte auf, Eigentum des Bauern zu sein, sie war nur noch in seinem Nießbrauch. Erst Friedrich der Große hat nach dem siebenjährigen Kriege die Erblichkeit der Bauernstellen wieder hergestellt und einen der schlimmsten Mißbräuche, das Auskaufen seitens der Grundherrschaft (s. o. S. 3), abgeschafft; die Erbunterthänigkeit ließ er aber bestehen. Es sei gewiß, sagte er, daß der Zustand, nach welchem die Bauern dem Acker angehören und Knechte ihrer Edelleute sind, unter allen der unglücklichste und ein solcher sei, wogegen sich der Mensch am meisten empöre, indessen lasse sich eine solche Einrichtung nicht auf einmal abschaffen.

Die Leibeigenschaft war derjenige Übelstand, aus welchem die schlimmsten Eigenschaften des Oberschlesiens hervorgegangen sind. Die Dienste waren in den meisten Fällen ungemessen; unter allerhand Titeln wurden dem Bauern Lasten auferlegt, ohne daß er die Möglichkeit hatte, sein Recht zu suchen; fünf Tage in der Woche mußte er häufig mit Pferden und einem Gesinde auf dem Gutshofe arbeiten und hatte, da die Zahl der Feiertage damals größer war als jetzt, bisweilen in der Woche gar keinen Arbeitstag für sich. Die Roboten wurden von den Bauern als eine Last empfunden, im Vergleich mit welcher sie alles andere, was für sie gethan wurde, als wertlos ansahen. So erzählt der Leich- (Deich=?) und Straßeninspektor Hammarb in seiner (1783 unternommenen) „Reise durch Oberschlesien,“ daß die Bauern der Herrschaft Pleß 1781 einen Aufstand gegen den Grundherrschaft unternommen hätten, obwohl der Fürst von Anhalt-Pleß „sich durch die sanfteste Behandlung, durch die kostbarsten Anstalten zur Erhaltung und Bildung der Unterthanen vor allen übrigen Ständen dieses Landes auszeichnete.“ Dies alles aber „sahen sie als verächtliche Schuldigkeiten an, die sie gegen den Erlaß eines oder mehrerer Arbeitstage gern entbehren wollten.“ Trägheit mußte sich da entwickeln, wo man stets ohne Bezahlung oder doch gegen eine sehr geringe für einen andern arbeiten mußte, diebisches, lügenhaftes und störrisches Wesen, wo der Begriff Eigentum für den Bauern kaum vorhanden war, widerlich sflavische Kriecherei, wo der Leibeigene mit empörendem Hochmuth behandelt und durch Prügel zur Arbeit und zum Gehorsam gezwungen wurde, Trunksucht, wo man nur im Rausche die Noth des Lebens eine kurze Zeit vergessen konnte.

Demgemäß urtheilen alle Schriftsteller früherer Jahrhunderte höchst ungünstig über das ober-schlesische Landvolk. Wir wollen es nicht unterlassen, einige Zeugnisse anzuführen, um danach ermessen zu können, wie vieles doch schon besser geworden ist.

Stein (Stenus) sagt in seiner am Anfange des 16. Jahrhunderts erschienenen Beschreibung von Schlesien, die Oberschlesier seien roh, ohne geistige Bildung, ohne Industrie; sie bewohnen in Städten und Dörfern Hütten von Holz und Lehm, ohne Kunst gebaut; nur wenige Städte sind mit Mauern umgeben.

Weit schlimmer spricht sich ein päpstlicher Gesandter aus, Lucas Holstenius, Kanonikus und Verwalter der vatikanischen Bibliothek, welcher 1630 in Geschäften des päpstlichen Stuhles nach Warschau reiste: „Nachdem ich über Mähren hinausgekommen war und den oberschlesischen Boden betreten hatte, wo die Herzogtümer Troppau und Jägerndorf sind, da glaubte ich mich außerhalb aller menschlichen Kultur zu befinden; denn alles erschien mir hier neu und ungewöhnlich, aber nach sarmatischer Weise schmutzig, unflätig, barbarisch. Die Leute schlafen auf der Erde wie die Hunde; die Zimmer sind voll Rauch und Gestank, die Speise unappetitlich, das Bier ganz schlecht, die Art des Umganges rauh und ungebildet, die Sprache zischend und durch die Zusammenhäufung von Konsonanten für die Ohren von Ausländern unangenehm, das Gesicht und die ganze Körperbeschaffenheit an skythische Rauheit erinnernd, die öffentlichen Straßen durch Holpern und Böcher unwegsam, die Wälder massenhaft und dicht, prächtig geeignet für Räuber und Diebesgesindel Was soll ich von der Bauart der Häuser in den Städten und Dörfern sagen? Was von der Unreinlichkeit der Straßen? Das habe ich wirklich eingesehen, daß die Polen nicht umsonst eiserne (?) Sohlen unter den Füßen tragen; denn ohne diese würden sie in dem unergründlichen Kote leicht stecken bleiben.“

Henelius vergleicht in seiner Silesiographia VI § 20 die Deutschen und Polen Schlesiens in folgenden Versen:

„Ein deutscher Untertan
Sich redlich hält und wacker,
Baut Haus und Hof wohl an,
Und richtet zu den Acker,
Ist fleißig auf dem Feld,
Klug, mühsam und bescheiden;
Zu was man ihn bestellt,
Berrichtet er mit Freuden.
Was aber Slaven sind,
Zu stehlen gerne pflegen;
Doch haben Weib und Kind
Von diesem keinen Segen.
Zur Arbeit sind sie faul,

Und was sie heut erwerben,
 Muß morgen in dem Maul
 Auf einmal ganz verderben.
 Was sie vor Wirte sein
 An bösen Häusern schaue,
 Und fället selbst es ein,
 So heißt es: Herrschaft baue.“

Wir könnten diese Zeugnisse noch bedeutend vermehren durch Auszüge aus den zahlreichen Auffäßen, welche in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den schlesischen Provinzialblättern erschienen sind. Sie alle stimmen überein im Ausdruck des Erstaunens und Bedauerns über die traurigen Zustände Oberschlesiens. Und doch war damals durch die Fürsorge des großen Königs schon manches besser geworden; er hatte besonders auch für Verbreitung einiger Schulbildung Sorge getragen; denn in diesem Punkte fand die preussische Verwaltung geradezu haarsträubende Zustände vor. Die geborenen Lehrer des Volkes, die Geistlichen, thaten nichts zu seiner Bildung. „Die Menschen wachsen wie das Vieh auf, sie wissen von Heiligen und Agnus Dei und Rosenkränzen, aber von Gott und seinen Werken wissen sie nichts.“ So heißt es in einer Denkschrift der schlesischen Kammer über das Schulwesen Oberschlesiens. Bei jeder Kirche befand sich eine Schule, zu welcher aber manche Kinder anderthalb Meilen und mehr zurücklegen mußten. Den Unterricht überließen die Geistlichen dem Küster oder Organisten, dessen Wohnstube zugleich Schulstube und meist auch Aufenthaltort der Tiere war. Solche Schulen nannte man Simultanschulen. Von Schulgeräten, Büchern und Papier war meist nichts zu finden. Da die Lehrer gewöhnlich selbst aus solchen Schulen hervorgegangen und aus den Bedienten der Gutsherrn oder verabschiedeten Soldaten genommen wurden, so fehlte es nicht nur an den nötigen Kenntnissen, sondern vor allem auch an sittlicher Bildung. Durch Prügel suchte man den eng begrenzten Lehrstoff dem Kinde beizubringen. Gegenstände des Unterrichts waren meist nur Katechismus, das Singen geistlicher Lieder und allenfalls etwas Lesen. Da ein Schulzwang nicht bestand, so darf man sich nicht wundern, daß ein großer Teil der Kinder ohne alle Bildung aufwuchs.

In diesen Verhältnissen trat nun in Schlesien eine wesentliche Besserung durch den Erlaß des Kathol. Schulreglements vom Jahre 1765 ein; allein gerade in Oberschlesien zeigte sich seine Wirkung am wenigsten. Wohl wurden 1767 und 1768 in mehreren Dörfern Schulen gebaut, allein weniger in dem Streben, der Jugend eine Bildungsstätte zu verschaffen, sondern aus Furcht vor der Exekution, denn die Gebäude sahen meist entsetzlich kläglich aus. Hier

scheiterte das meiste an dem geringen Wohlwollen der Dominien, an dem Mangel geeigneter Aufsichtsorgane und an der schlechten Besoldung der Schulmeister. So konnte die Verfügung vom Jahre 1756, daß in polnischen Gegenden Lehrer angestellt werden sollten, welche des Deutschen mächtig und geeignet seien, daselbe zu verbreiten, schon deswegen keinen Erfolg haben, weil die Geistlichen, denen doch die Schulaufsicht oblag, selbst größtenteils des Deutschen nicht mächtig waren. Der Minister v. Schlabrendorf war nicht wenig erstaunt, als er 1764 im Kreise Beuthen, wo es übrigens damals nur zwei Schulen gab, nur zwei katholische Geistliche fand, welche des Deutschen mächtig waren. Aber auch was den Bildungsgrad anlangt, haben sich in der Zeit Friedrichs des Großen die Lehrer Oberschlesiens wohl nur wenig über den früheren Standpunkt erhoben; denn noch 1779 ging der König auf einer Reise durch Oberschlesien auf den Vorschlag eines Herrn v. Koppay ein, daß bei Besetzung der Lehrerstellen besonders auf die invaliden Soldaten Rücksicht genommen werden solle, denen es natürlich an der nötigen Befähigung mangelte. Dazu kam, daß das geringe Einkommen dem Lehrer durchaus nicht diejenige soziale Stellung schuf, in welcher er einen erzieherischen Einfluß hätte ausüben können. Wie sollte bei der Jugend wie bei den Erwachsenen ein Mann in Achtung stehen, zu dessen Einkommen das Nachrechen gehörte, welches neben ihm auch der Gemeindevhirt, der Flurschütze und der Maulwurfsjäger des Dorfes vornehmen durften.

Wenn auch in diesen Verhältnissen seit dem Jahre 1801 vieles besser geworden ist, so blieben doch zwei Übelstände noch lange Zeit bestehen, nämlich der Mangel an geeigneten Lehrern und an Schulen. So ist der neuesten Zeit ein Stück schwerer Arbeit übrig geblieben, und wir wollen hoffen, daß die Schule die ihr übertragene Aufgabe trotz mancher feindlichen Elemente zu lösen imstande sein wird, wenn auch nicht in einem Jahrzehnt, so doch in einem halben Jahrhundert.

Es wäre jedoch grundfalsch, den Mangel an genügender Volksbildung und Verbreitung deutschen Wesens für den Hauptgrund der teilweise noch wenig erfreulichen Zustände Oberschlesiens zu halten, sondern man muß hier zunächst örtliche Verhältnisse, vor allem aber den Charakter des Volkes berücksichtigen, um eine genügende Erklärung zu finden.

Wer die Lage der bäuerlichen Bevölkerung Mittel- und Niederschlesiens mit der Oberschlesiens vergleicht, wer Haus und Hof, Kleidung, Ernährungsweise hier wie dort gesehen und von der größeren oder geringeren Verschuldung des Grundbesitzes gehört hat, dem wird die Not gewisser Striche Oberschlesiens auffallen müssen.

Woher nun diese Erscheinung? — Die Ursachen sind verschieden.

In der Oberriederung sind es besonders die in den letzten Jahren häufigen Überschwemmungen, durch welche auf mehreren Quadratmeilen fruchtbarsten Bodens die Ernte mehrere Jahre hindurch vernichtet worden ist. Die Oder durchströmt Oberschlesien in einer Länge von 22 Meilen in sehr vielen Windungen, welche immer kleine Stromschnellen, ein Unterspülen der Böschungen, Nachstürzen des lockern Erdreiches und Versanden des Bettes verursachen. Dieses Flußbett hat überall niedrige flache Ufer, über welche das Wasser leicht heraustritt. Wenn nun die meist von West oder Nordwest kommenden Gewitter ihre Wassermassen in wolkenbruchartigen Regengüssen an den Abhängen des Gesenkes oder der Bestiden abladen, findet jedesmal eine starke Überslutung der ganzen Oberriederung statt. Von 1879—1885 ist dies jedes Jahr geschehen. Im Jahre 1879 trat die Oppa allein sechsmal aus den Ufern, die überschwemmte Fläche betrug im Kreise Ratibor etwa 37500 Hektar, im Kreise Kojel etwa 10250 Hektar. Der Schaden wurde im Kreise Ratibor auf 1850000 Mark berechnet.

„Daß diesen alljährlich wiederkehrenden Überschwemmungen nicht vorgebeugt, daß das Element nicht durch Deiche und Ausbaggerung des Flußbettes in seine Grenzen verwiesen worden, ist nicht lediglich Schuld der interessierten Bewohner der Niederung, sondern der eigentümlichen Rechtsverhältnisse, die für die Adjacenten der Oder und ihrer Nebenflüsse maßgebend waren und die jedem Besitzer gestatteten, seinem Nachbar oder dem Eigentümer des am gegenüberliegenden Ufer befindlichen Grundstückes den Bau von Deichen und Dämmen zur Sicherung ihrer Grundstücke zu verwehren, weil dann sein Grundstück durch den Austritt von Wasser und Eis doppelt zu leiden hätte.“ Einen großen Nutzen würde aber eine solche stückweise Eindämmung auch nicht gebracht haben; dauernde Abhilfe kann man nur von einer nach einem einheitlichen Entwurfe in großem Maßstabe unter Beihilfe des Staates ausgeführten Eindeichung erwarten, wie sie ja geplant ist und hoffentlich recht bald zur Ausführung kommt. Wir sagen recht bald, denn die Bewohner der zwei bis drei Quadratmeilen im Überschwemmungsgebiete der Oder sind durch die häufigen Wasserschäden in Schulden geraten und verarmt. Es ist ein furchtbares Los, sechs Jahre hintereinander die Früchte seiner Arbeit in den Fluten vergraben zu sehen. Da darf man sich nicht wundern, wenn sich dieser Leute ein gewisser Fatalismus bemächtigt, wenn sie die Hände in den Schoß legen und zur Schnapsflasche greifen, um die Sorgen zu vergessen.

Was hier das fließende Wasser macht, verursacht anderswo das stehende oder Grundwasser. Hierbei kommen besonders die Kreise Rybnik und Pleß

in Betracht, auf deren Bodenverhältnisse wir schon oben (S. 61) hingewiesen haben. Die im Verhältnis zu Mittel- und Niederschlesien bedeutende Menge der Niederschläge und der fette, undurchlässige Untergrund verhindern das Gedeihen der Feldfrüchte. Hier kann nur eine ausgebehnte Drainage Abhilfe schaffen, zu deren Ausführung sich ja erfreulicherweise da und dort schon Genossenschaften gebildet haben. Die Behörden, welche der Drainage große Aufmerksamkeit zuwenden, haben aber mit dem Mißtrauen der Bevölkerung und der Zersplitterung des Grundbesitzes hart zu kämpfen.

Gerade dieser letzte Umstand, die Zersplitterung des kleinen Grundbesitzes, ist einer der größten Übelstände Oberschlesiens.

Oberschlesien ist das Land des größten und kleinsten Grundbesitzes. Wir finden hier nicht bloß ungeheure Landgebiete als Privatbesitz in einer Hand vereinigt, wie die mehrere Quadratmeilen umfassenden Fideikommiß-Herrschaften der Herzöge von Ratibor und Ujest und des Fürsten von Pleß, sondern auch eine große Zahl von Rittergütern von hundert bis zu mehreren Tausend Hektar Bodensfläche. In manchen Gegenden, z. B. im Kreise Kosel, überwiegt der Großgrundbesitz bedeutend den bäuerlichen, so daß es hier zum Teil an einem eigentlichen Bauernstande fehlt. Zu einem rechten Bauerngute gehört so viel Grund und Boden, daß der Besitzer mit seiner Familie darauf genügende Beschäftigung hat und von dem Ertrage leben kann. Wenn nun auch bei weitem nicht alle bäuerlichen Besitzungen diese Größe haben können, so doch eine größere Anzahl, damit ein leistungsfähiger, selbständiger, mit einem gewissen Standesbewußtsein erfüllter Bauernstand vorhanden sei. An einem solchen mittleren Bauernstande fehlt es aber, jedenfalls wegen des Überwiegens des Großgrundbesitzes, in manchen Gegenden Oberschlesiens; wir finden in einzelnen Dörfern kaum einen spannsfähigen Bauernhof, sondern nur Gärtner- und Häuslerstellen, deren Besitzer freilich nicht selten auch Pferde halten, jedoch nicht um damit ihr Feld zu bestellen, sondern um die Vekturanz (Fuhrwesen) zu betreiben. Und dieser an sich schon kleine Grundbesitz wird durch den seit längerer Zeit in Oberschlesien eingebürgerten Grundsatz der Erbteilung in immer kleinere Stücke zersplittert. Daß das Gut ungeteilt auf eins der Kinder übergeht, ist nur da üblich, wo sich ein wohlhabender Bauernstand mit größerer Bodensfläche erhalten hat, wo dagegen nur Häusler- und Gärtnerstellen vorhanden sind, wird der Besitz meist unter sämtliche Kinder gleich geteilt, von denen nun ein jedes auf dem ihm zufallenden Stücke, wenn der Raum irgend ausreicht, eine der elenden, mit Stroh gedeckten Holz- oder Lehmhütten baut, welche den ober-schlesischen Dörfern ein so klägliches Aussehen geben. Durch einen dichten Zaun von den Nachbargrundstücken geschieden, stehen gedrängt die

kleinen, zum Teil verfallenden Häuschen, die Wohnungen der Armut und des Schmutzes, die Brutstätten ansteckender Krankheiten. Fürchterlich wüthet hier das verheerende Element des Feuers, wenn es einmal entfesselt ist und ungünstiger Wind das Flugfeuer auf die Strohdächer führt. Gehen auch hier nicht hohe Werte zu Grunde, für diese Leute ist der Verlust meist unerseßlich; denn da das Grundstück häufig schon überschuldet war, hat der Besitzer bisweilen nicht die Möglichkeit, eine neue Hütte aufzubauen.

Aber selbst dann, wenn das Ackerstück so klein ist, daß eine wirkliche Teilung und der Aufbau neuer Häuschen nicht mehr vorgenommen werden kann, findet doch eine „ideelle“ Teilung statt, indem das sonst in derselben Verfassung erhaltene Besitztum den Kindern zu gleichen Anteilen zufällt. Da kann man dann von einem Viertel-Häusler reden hören, oder in den häufigen Zwangsversteigerungs-Bekanntmachungen lesen, daß das dem Häusler X. zur ideellen Hälfte gehörige Miteigentum, oder der ein Zehntel betragende, dem Gärtner X. gehörige Miteigentums-Anteil an einem 1,17 Hektar großen Grundstücke versteigert werden soll.

Daß solche kleine Bodenflächen, so lange sie noch in einer Hand vereinigt bleiben, weit tüchtiger bearbeitet und ausgenutzt werden können, als große, liegt auf der Hand; allein dieser Vorteil wird doch völlig aufgewogen durch die großen wirtschaftlichen Nachteile einer so ungeheuern Zersplitterung des Ackers. Wie soll sich jener in andern Gegenden heimische Konservatismus, wie jene Stetigkeit, Ruhe und die Freude an dem von den Vätern ererbten Besitze entwickeln, wenn dieser Besitz nicht ausreicht, ein selbständiges Hauswesen zu begründen, und die Grundlage für die Erhaltung der Familie zu bilden! Wie können bei so kleinem, meist tief verschuldeten Grundbesitze irgend welche Maßregeln zur Verbesserung des Bodens, z. B. die Drainage oder Einführung neuer, besserer Bearbeitungsmethoden oder Hebung der Viehzucht, durchgeführt werden! Wie müssen nicht Not und Elend, die ja in solchen Gegenden in gewissem Maße stets vorhanden sind, sofort eine enorme Höhe erreichen, wenn das billigste Nahrungsmittel des armen Mannes, die Kartoffel, mißrät und zufällig auch Arbeitsgelegenheit fehlt! Dann treten jene furchtbaren Notstände ein, in denen der Hungertyphus seine furchtbare Runde macht, wie in den Jahren 1835 und 1847. Besonders aus dem letzteren sind die schriftlichen Aufzeichnungen, wie die mündlichen Berichte von Augenzeugen so gräßlich, daß wir es lieber unterlassen, näher darauf einzugehen. Man konnte nicht Särge genug schaffen für die Toten. Deswegen legte man bis zu sieben Leichen in einen großen Sarg, und als auch das nicht genügte, legte man sie haufenweise in große Gruben wie auf den Schlachtfeldern.

Wir werden nicht zu weit gehen, wenn wir behaupten, daß die rasche Verbreitung der Epidemien in Oberschlesien mittelbar mit der Zerspaltung des Grundbesitzes zusammenhängt. Schlechte Wohnung, Nahrung und Kleidung, und als fast selbstverständliche Zugabe ein gewisses Maß von Unsauberkeit sind die notwendigen wirtschaftlichen Folgen der fortgesetzten Erbteilungen. In diesen mangelhaft genährten Körpern, in den unsaubern Kleidern, in den engen, schmutzigen, von schlechter Luft erfüllten Wohnungen, findet aber jede Epidemie eine rasend schnelle Verbreitung.

Ein anderer Übelstand, welcher, wie uns scheint, mit der Zerspaltung des Grundbesitzes zusammenhängt, ist die Prozeßsucht der Wasserpolen. Wer nur eine kleine Scholle Landes, etwa einen Morgen, sein eigen nennt, für den hat natürlich auch das kleinste Stückchen einen weit höheren Wert als für den Besitzer einer größeren Fläche. Sorgsam wird das Ganze durch einen dichten Zaun abgegrenzt, und wehe dem fremden Huhn, das es versucht, dieses Gehege zu überschreiten, wehe aber auch dem Nachbar, der es wagt, eine Handbreit zu beanspruchen, auf welche jener ein Recht zu haben glaubt. Ein friedlicher Vergleich wird in den meisten Fällen gar nicht versucht; ihn läßt die dem Wasserpolen, und wie es scheint, dem Slawen überhaupt, eigentümliche Verbissenheit nicht zu. Die Sache wird vor Gericht gebracht, bisweilen Fälle, bei denen es sich um einen kaum zwanzig Zentimeter breiten Streifen Landes handelt. Der Richter rät zum Vergleich; er setzt den Parteien auseinander, daß die Kosten eines Prozesses das streitige Objekt weit überschreiten würden — man befolgt seinen guten Rat nicht und strengt den Prozeß an. Es muß behufs Festsetzung der Grenze ein Lokaltermin anberaumt werden. Eine Gerichtskommission, die Anwälte der streitenden Parteien und Vermessungsbeamte erscheinen an Ort und Stelle, eine Menge Zeugen werden vernommen, das Urteil wird gefällt — und die Kosten überragen den Wert des Landstreifens um das Zehnfache. Die Kuh und die Ernte wird von den Gerichtskosten aufgezehrt, allein dies hält den Verlierer nicht ab, die Sache an die höhere Instanz zu bringen. Er verliert den Prozeß wiederum und kann sein Besitztum nicht mehr behaupten, aber „Recht muß sein“ (*Prawo muszi bensz*) sagt der Pole, und muß es sich mit diesem schlechten Troste gefallen lassen, Einlieger oder Knecht zu werden. Daß die Prozeßsucht einer der schlimmsten Übelstände gerade in den Gegenden mit stark zersplittertem Grundbesitz ist, kann man von allen Richtern bestätigen hören; sie sind hier mit Arbeit weit mehr belastet, als anderswo.

Vergleichen wir nun den Wasserpolen Oberschlesiens von heute mit dem vor etwa fünfzig Jahren, so läßt sich ein bedeutender Fortschritt in fast allen

Verhältnissen nicht verkennen; allein noch immer steht der Slawe und speziell der slawische Arbeiter hinter dem Deutschen weit zurück. Der polnische Arbeiter ist geschickt, behend und ausdauernd bei der Arbeit, aber er arbeitet mehr der augenblicklichen Einnahme halber und um sich einen augenblicklichen Genuß verschaffen zu können. Jene stetige, auf den allmählichen Erwerb eines kleinen Besitztums gerichtete Thätigkeit, welche dem Deutschen im allgemeinen eigen ist, treffen wir bei dem Slawen selten. »Le Polonais travaille comme un cheval pour ses trente sous« (der Pole arbeitet wie ein Pferd für seine dreißig Sous) sagt ein Franzose. Wo der polnische Arbeiter nicht einen augenblicklichen Gewinn sieht oder wo er nicht zur Arbeit getrieben wird, arbeitet er gar nicht oder schlecht. Man hört nicht selten darüber klagen, daß in Oberschlesien die Knechte und Mägde und die ländlichen Arbeiter überhaupt sehr schlecht bezahlt werden und daß deswegen jährlich viele in deutsche Gegenden, besonders nach Sachsen, wandern, wo sie bessere Löhne erhalten. Diese Klagen sind zum Teil berechtigt, aber *audiatur et altera pars*. „Hätte ich lauter tüchtige deutsche Arbeiter oder würden die nach Sachsen ziehenden Leute hier ebenso fleißig arbeiten, wie sie es dort unter den Deutschen thun müssen, würde ich ihnen dieselben Löhne zahlen wie dort,“ hörten wir den Direktor eines großen Güterkomplexes äußern, „hier aber faulenzgen sie; das ist so hergebrachte Sitte.“ Gegen den Müßiggang spricht sich auch Max Waldau (Spiller von Hauenschild) in seinem interessanten, noch heute in vielen Stücken zutreffenden Buche über Oberschlesien (Nach der Natur, Bd. II., Hamburg 1850) mit scharfen Worten aus. „Ich liebe das Volk, aber ich verabscheue Gefindel jeder Art. Schmutziger Müßiggang ist mir die verhaßteste Krankheit, und ich fand sie nirgends so feuchenhaft ausgebildet, als in den slawischen Strichen.“ — „Faulheit ist Volkscharakter, Diebstahl Volkssitte,“ und er hätte noch „Trunksucht“ hinzufügen können.

Von den Arbeitern und den sehr kleinen Grundbesitzern unterscheiden sich in neuerer Zeit die Bauern vorteilhaft. Sie sind fleißig und wirtschaftlich, oft sogar geizig und haben es teilweise zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht. Leider ist die Zahl solcher größeren Bauernstellen in manchen Gegenden sehr gering.

„Diebstahl ist Volkssitte.“ Woher aber diese abscheuliche Sitte? Wir werden kaum irren, wenn wir sie noch als Folge der sehr harten Leibeigenschaft bezeichnen. Wer selbst kein Eigentum besitzt und den Begriff „eigen“ kaum kennt, wird auch den Besitz eines andern nicht als unantastbar erachten; wer als Bauer wegen der zahlreichen Robottage kaum imstande war, sein Feld zu bestellen, suchte eben das für sich und sein Vieh Notwendige auf dem Do-

minialfelbe und -hose zu stehlen, selbst auf die Gefahr hin, daß er dafür eine Tracht Prügel erdulden mußte. Eine solche durch Jahrhunderte geübte und genährte Volkssitte läßt sich schwer beseitigen; es müßten denn die Ursachen, aus welchen sie entstanden, die Dürftigkeit und Not, aus der Welt geschafft sein. Das ist aber in Oberschlesien weniger möglich gewesen, als anderswo. Daher finden wir unter den Wasserpolen mehr Diebe als unter den Deutschen. Selbst die Furcht vor der Höllestrafe und die geheiligte Stätte der Kirche vermögen ihn nicht vom Stehlen abzuhalten. Während er auf den Knien liegt und ein Lied zum Lobe Gottes singt, hebt er das seinem, ihm wohlbekannten Nachbar entfallende Geldstück auf und steckt es in die Tasche. Feld- und Forstdiebstahl scheinen manche gar nicht als Diebstahl anzusehen. Erst vor kurzem machte eine ober-schlesische Zeitung darauf aufmerksam, daß Leute, die kaum einige Quadratmeter Land ihr eigen nennen könnten, eine Kuh oder eine Ziege oder eine Menge Kaninchen hielten. Woher nähmen sie das nötige Futter? Das wird von Rainen, Wegen und Feldern zusammengestohlen.

Eine noch weit schlimmere Volkssitte ist die Trunksucht. Wie sie entstanden, wer vermöchte das zu ergründen! Vielleicht diente der Schnaps dem armen Leibeigenen als Sorgenbrecher, durch welchen er sein erbärmliches Los eine kurze Zeit vergessen konnte. Dem freien Mann ist er nicht mehr Sorgenbrecher, sondern Hausstrank, den er keinen Tag entbehren kann. Daß dies so geworden ist, liegt an einigen wirtschaftlichen Schäden, auf deren Beseitigung man jetzt ernstlich bedacht ist. Als der Grundsatz der freien Konkurrenz sich zum Teil auch auf die Branntweinschänken ausdehnte, schossen diese wie Pilze aus der Erde, und der Branntwein wurde billiger, aber auch schlechter — es war eben nur noch Fusel. Wurde schon dadurch der Branntweinkonsum bedeutend vermehrt, so wirkten noch weit nachteiliger die sogenannten Schnapskonsum-Vereine. Unter dem Aushängeschild eines Warenbeschaffungsvereins thaten sich nach dem Rechte der Association die Bewohner ganzer Dörfer zu keinem andern Zwecke zusammen, als um sich den Schnaps billiger zu verschaffen. So wurde der Schnaps Hausstrank, den man zu allen Tageszeiten genoß, den nicht bloß die Eltern, sondern auch die Kinder liebten, mit dem man auch den Säugling beruhigte, wenn er seinem jungen Dasein zu lauten Ausdruck gab. Solche Konsumvereine entstanden besonders in den Kreisen Rybnik und Pleß; sie sind jedoch von den Behörden größtenteils aufgelöst worden, wie man auch auf eine Verminderung der Schnapschänken ernstlich bedacht ist. Der Eindruck, welchen der Fremde gerade in dieser Beziehung von Oberschlesien erhält, ist geradezu widerwärtig. Man sieht in Breslau in einem Monate nicht soviel Betrunkene, und zwar zum Teil sinnlos Betrunkene, als

in mancher kleinen ober-schlesischen Stadt in einem Tage. Dabei darf man keineswegs glauben, daß die von dem Betreffenden verzehrte Menge Schnaps sehr groß gewesen sei. Die — fast durchweg jüdischen — Schnapsfabrikanten liefern einen so entsetzlichen Fusel, daß sich die Leute für höchstens 15 Pfennige bis zur Sinnlosigkeit betrinken können. Für dergleichen öffentlichen Skandal erregende Subjekte hat man in Pleß die schöne Einrichtung einer sogenannten „Jette,“ eines langen, auf zwei Rädern ruhenden Kastens, in welchem die Trunkenbolde zum Polizeigefängnis geschafft werden. Schon die Drohung eines Polizeibeamten, er werde die Jette holen lassen, soll manchen Venebelten zu verzweifeltsten Anstrengungen, in gerader Linie zu gehen, veranlaßt haben. Die Einrichtung der Jette dürfte auch andern ober-schlesischen Städten zu empfehlen sein.

Gerade betreffs Einschränkung des Branntweingenußes könnte nach der Meinung aller ortskundigen Leute die Kirche, die doch in Oberschlesien einen so unbedingten Einfluß auf das Volk besitzt, mehr wirken, als man bisher beobachtet hat. Es müßte freilich anders angefangen werden, als in den vierziger Jahren, wo von den Gutsherrschaften und der Geistlichkeit ein heftiger Kampf gegen die Branntweinpest angeregt wurde. Viele Domänen stellten das Brennen ein; man erklärte die Kartoffelfelder für ein Unheil; man gründete Mäßigkeitsvereine und bedrohte die, welche nicht beitreten wollten, mit Kirchenstrafen; man ließ selbst Kinder schon den Mäßigkeitsschwur ablegen. Die Geistlichen strafte die hartnäckigen oder rückfälligen Trinker durch Nennen von der Kanzel, durch Stehen vor der Kirchenthür, oder indem sie prophezeiten, daß die Schnapstrinker binnen Jahresfrist sterben würden. Gerade diese Übertreibungen vereitelten den Erfolg der anfangs vielversprechenden Bewegung. Von den Prophezeiungen erfüllte sich keine; nur über die Kartoffelfelder brachen zufällig Krankheiten herein; kurzum, der Erfolg war bald dahin, das Schnapstrinken hatte die alte Höhe wieder erreicht. — Es ist nicht unsere Sache, zu erörtern, wie die Geistlichkeit gerade in dieser Beziehung weit mehr erziehend auf das Volk wirken könnte, daß sie es aber imstande wäre, wird kein einsichtiger Mensch leugnen können. Wie leicht wäre es z. B. nicht, arme Leute, die kaum die notdürftigsten Kleider und Möbel zusammengebracht haben, um Hochzeit halten zu können, vom Wirtshausbesuch am Hochzeitstage abzuhalten. Gegen einen solchen Hochzeitstanz unter den Gästen, im geschlossenen Kreise, wird ja kaum jemand etwas einwenden können; allein da die Brautleute meist zu arm sind, um die Kosten zu decken, d. h. dem Schankwirt und den Musikanten, die schon auf dem Wege zu und aus der Kirche spielen müssen, eine genügende Einnahme zu verschaffen, so wird das halbe Dorf zum Tanze ein-

geladen, und es entwickelt sich so eine allgemeine Tanzlustbarkeit, verbunden mit obligatem Schnapsgelage. Die Amtsvorsteher kämpfen mit aller Energie gegen diesen Unfug an, er ist jedoch bei weitem noch nicht ausgerottet.

Für die nächste Zukunft wollen wir von dem neuen Branntweinsteuergesetz die besten Erfolge gerade für Oberschlesien erwarten.

Die Wasserpolen sind treue, vielleicht die treuesten Anhänger der katholischen Kirche, das haben sie in neuerer Zeit besonders bei den politischen Wahlen bewiesen; sie sind fleißige Kirchenbesucher und äußerlich fromme Katholiken, aber sie sind deswegen doch nicht die besten Katholiken. Wer eine katholische deutsche Gegend Schlesiens, z. B. die Grafschaft Glatz, mit Oberschlesien zu vergleichen Gelegenheit hat, der wird unschwer finden, daß dort das Christentum weit mehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß es mehr Herzenssache geworden ist und das ganze Leben durchdrungen hat, als hier. Man kann gewiß nicht leugnen, daß auch in Oberschlesien recht viele Leute mit wahrhaft frommem Gemüthe an ihrem Glauben hängen und ihn im Leben bethätigen, allein der Durchschnitt findet seine Befriedigung schon in der Ausübung althergebrachter äußerer Formen, die durchaus nicht der Ausdruck einer inneren, bewußten Gottesverehrung sind. Wer aus deutschen Gegenden nach Oberschlesien kommt, dem fällt die oft recht widerwärtige Kriecherei auf, welche der gemeine Mann im Verkehr mit höher Gestellten an den Tag legt. Wie wird nicht der Grundherr oder der Beamte oft mit den Ausdrücken der höchsten Ergebenheit überhäuft, wie schwer wird es ihm nicht oft, dem Handküssen zu entgehen! Dieselbe, man möchte sagen übertriebene Devotion bezeigt der Pole auch seinem Herrn und Gott; vieles ist hier überschwenglich. Es genügt ihm nicht, beim Aussprechen eines heiligen Namens das Haupt zu entblößen oder den Kopf zu neigen, sondern er beugt den ganzen Oberkörper tief vorwärts; er ist nicht zufrieden, vor einem Kreuze oder Heiligenbilde am Wege das Haupt zu entblößen, sondern er geht auch hin und küßt es, so schmutzig es auch von dem Küssen schon geworden ist; es ist ihm nicht genug, im Gotteshause vor dem Sakrament hinzuknieen, sondern er küßt auch öfters den Erdboden oder rutscht auf den Knien bis zum Altare. Die Ausübung solcher äußern Zeichen der Gottesverehrung wird ja kein vernünftiger Mensch seinem Nächsten verargen; allein es fällt doch auf, daß sie nicht selten rein mechanisch sind; oder ist es z. B. nicht mechanisch, wenn wir folgendes beobachten: In der Nähe der Kirche von Ostrog bei Ratibor treibt ein Mann eine kleine Herde Gänse die Dorfstraße entlang. Da kündigt ihm das Glöcklein an, daß in der Kirche soeben der wichtigste Teil des Messopfers, die Wandlung, vor sich gehe. Sofort kniet er entblößten Hauptes nieder, bekreuzt sich und spricht die üblichen

Worte der Anbetung. Raum aber hat er sich erhoben und gesehen, daß während der frommen Handlung die Gänse auseinander gelaufen sind, so stößt er den ekelhaften, in Oberschlesien leider so sehr üblichen Fluch aus: Przeklento bestio! (Verfl . . . Bestie!)

Neben diesem, zum Teil nur auf Formalismus beruhenden Glauben hat sich in Oberschlesien ein gutes Stück Aberglauben erhalten. Man würde freilich irren, wollte man die deutschen Gegenden ganz frei davon halten; wer tiefer in das Volksleben hineinschaut, findet auch da noch eine Anzahl abergläubischer Bräuche; allein so festgewurzelt und zum Teil noch bedeutungsvoll wie in Oberschlesien sind sie in deutschen Gegenden wohl nur ausnahmsweise. So dürfte es wohl nur noch wenige deutsche Bauernweiber geben, welche an das Verhexen des Viehes glauben; in Oberschlesien aber ist dieser Aberglaube durchaus nichts Seltenes. Der Aberglaube war es auch, der gerade in der Zeit der Epidemien so außerordentlich nachteilig wirkte. Wie schwer wurde es nicht oft den Ärzten, die Leute zum Gebrauche der vorgeschriebenen Heilmittel zu vermögen? Glaubten nicht die Ärmsten an die Wirkung irgend eines Kräutleins oder einer selbst bereiteten Mixtur mehr als an die jener Arzneien? Und auch heute noch ist der medizinische Aberglaube weit verbreitet und verhindert oft die rechtzeitige Zuziehung eines Arztes.

Die enge Beziehung des Wasserpölen zur Kirche bestimmt auch sein politisches Verhalten. Die Stellung der Kirche zum Staate war auch maßgebend für die politische Richtung des obereschlesischen Volkes und wird es voraussichtlich noch lange sein. Bei dem mächtigen Einflusse, welchen die Kirche besitzt, können natürlich die politischen Wahlen nicht als Ausdruck einer freien selbständigen Ansicht betrachtet werden.

Wie aber auch das politische Verhalten des Oberschlesiers bisher gewesen sein mag, man wird doch nicht leugnen können, daß er im ganzen ein guter Preuße ist. Er will mit Rücksicht auf seine Sprache nicht als Deutscher bezeichnet werden, trotzdem er ein Glied des Deutschen Reiches ist, und doch kann man auch wieder nicht von einer feindseligen Stimmung gegen das Deutsche Reich oder von einer national-polnischen Agitation gegen Deutschland sprechen. Wo sie versucht worden ist, hat sie nie bedeutenden Fortgang genommen. Der Oberschlesier betrachtet sich also nicht als Deutschen, sondern als Preußen; er fühlt sich keineswegs zu den sprachverwandten Nachbargebieten Polen oder Galizien hingezogen, deren Zustände ihm durchaus nicht begehrenswert erscheinen. Der junge Mann ist stolz darauf, als preußischer Soldat zu dienen. Am Gestellungstage tragen die tauglich Befundenen bei der Heimkehr Blumensträuße an den Hüten, und der zur Reserve entlassene Soldat trägt

mit Vorliebe noch die Militärmütze und wird gern Mitglied eines Kriegervereins.

Was die Körper- und Gesichtsbildung anlangt, so scheinen die Wasserpolen weit besser zu sein, als ihr Ruf. Wir können wenigstens durchaus nicht dem absprechenden Urteile beistimmen, welches wir in Zeitschriften, besonders aber in dem oben erwähnten Buche von Max Waldau finden. Er schreibt S. 24: „Ich sah den ganzen Weg über, seit wir in Oberschlesien sind, noch keine einzige schmucke Landdirne. Ein breiter Mund mit fahlen wulstigen Lippen, eine runde fette Nase, in deren Spitze nur ein Buchstabe geschnitten werden darf, um sie als Petschaft gebrauchen zu können; blasse, sinnlose Augen, die mit dem Nasenbuge in einem Niveau liegen, fast gar keine Brauen und eine kurze, dickknöchige Stirn, die in der Mitte tief eingebogen ist, das ist der Haupttypus. Die Gestalten sind mehr schwammig als gedrungen und kräftig; so waren noch alle, denen wir begegnet sind.“ — Das ist entschieden hart und ungerecht gesprochen. Es läßt sich nicht leugnen, daß sich beim Wasserpolen noch vielfach jener eigentümliche, schwer näher zu beschreibende slawische Typus findet, der dem Deutschen nicht immer angenehm sein mag; allein wir finden unter jungen Männern und Frauen doch eine große Anzahl interessanter Erscheinungen: große kräftige Burschen mit regelmäßigen Gesichtszügen und besonders unter den jüngeren Mädchen viele hübsche und schöne Gesichter, in welchen uns besonders die verführerischen dunklen Augen auffallen. Wenn sich diese Mädchen nicht so entwickeln, wie man es nach ihrem jugendlichen Aussehen erwarten darf, so liegt dies in der mangelhaften Ernährung und der ungesunden Lebensweise. Aus Kartoffeln, Sauerkraut, Kaffee und etwas Brot kann sich eben kein kräftiger Körper bilden. Kommt aber so eine junge Dorfschöne als Dienstmädchen in die Stadt und damit in bessere Kost, so entwickeln sich bald gesundes, kräftiges Aussehen und bedeutende Formensülle. Die mangelhafte Ernährung mag wohl auch der Hauptgrund für das frühzeitige Altern der Frauen sein. Kaum ist sie mit dem ersten Kinde niedergekommen, so sieht sie meist alt und abgeklappert aus, und unter den Frauen in höherem Alter ist uns bis jetzt nur selten ein einigermaßen hübsches Gesicht begegnet; sie sind fast alle geradezu häßlich.

So mangelhaft größtenteils die Nahrung, so ungenügend und teilweise unpraktisch ist die Kleidung. Wenn bei der ungesunden Lebensweise der Gesundheitszustand nicht noch mehr zu wünschen übrig läßt, so liegt dies an der zum Teil durch die Not gebotenen Abhärtung. Strümpfe und Schuhe besitzen viele junge Leute und namentlich Kinder überhaupt nicht. Bis tief in den Winter, wenn schon der Frost die Erde erstarrt hat, sieht man sie barfuß zur

Schule gehen. Wenn aber die Kälte gar zu groß wird, so stecken sie die bloßen Füße in Pantoffeln mit Holzsohlen und gehen so den ganzen Winter. Auf die Pflege und das Warmhalten der Füße wird überhaupt nicht die geringste Sorgfalt verwendet. Mädchen, welche Strümpfe und Schuhe besitzen, kann man den ganzen Winter barfuß im Hofe einhergehen sehen, und während die Frauen, vom Kinde bis zur Greisin, Winter wie Sommer den Kopf in ein großes Tuch einhüllen, so daß meist nur die Augen und die Nase sichtbar sind, gehen sie selbst bei großer Kälte barfuß. Ein großes Tuch um Kopf und Schultern ist fast ein notwendiges Attribut einer oberschlesischen Landfrau, Strümpfe und Schuhe scheinen Nebensache zu sein. Hat nun einerseits eine solche Lebensweise eine bedeutende Abhärtung zur Folge, so daß z. B. die polnischen Soldaten im Verhältnis die wenigsten Kranken stellen sollen, so verursacht sie doch auch manche Krankheiten. Hitze und Kälte vermag das Volk lange zu ertragen, aber dem plötzlichen Wechsel beider und vor allem naßkalter Witterung kann der schlecht genährte Körper nicht lange Widerstand leisten; Typhus, Fieber, Rheumatismus, Lungenschwindsucht sind die notwendigen Folgen dieser Lebensweise, und epidemische Krankheiten finden eine sehr rasche Verbreitung.

Das Übel wird noch verschlimmert durch den in Oberschlesien so sehr mangelnden Sinn für Ordnung und Sauberkeit. „Die Kleider starren von Schmutz und Unrat. Man hat die Unreinlichkeit sogar zur Tugend erhoben; es haben sich religiöse (?) Gesellschaften gebildet, deren Ordensregel es ist, sich weder zu waschen noch zu kämmen,“ so schreibt noch 1880 eine angesehene Zeitschrift „Unsere Zeit“ S. 598. Ob die Angabe betreffs der Schmutzgesellschaften richtig ist, vermögen wir nicht zu sagen, Thatsache ist aber, daß die Unsauberkeit zum Teil entsetzlich ist. In deutschen Gegenden bringt es auch die Frau des armen Tagelöhners und Knechtes nicht über sich, die Kinder mit so schmutzglänzenden, zerrissenen Kleidern, mit tagelang nicht gewaschenen Händen und Füßen, mit ungekämmten Haaren in die Schule zu schicken, wie in Oberschlesien. Es kann nicht jeder stets einen neuen Rock, ein neues Kleid am Leibe haben, aber einen reinen und einen ganzen Rock, sei er auch gestickt, kann jeder besitzen. Dafür fehlt aber so vielen Wasserpolen der Sinn. Ebenso geht vielen das Verständnis für die Pflege der Haut ab. Sowie die Kleider nicht gewaschen werden, so unterläßt man es auch beim Körper, welcher daher bei der Annäherung einen widerlichen Geruch verbreitet. Der öfters gebrauchte Satz: „Es riecht nach armen Leuten,“ müßte daher richtiger lauten: „Es riecht nach schmutzigen Leuten.“ Eine Folge der Unsauberkeit ist auch der in Oberschlesien immer noch vorkommende Weichselzopf, ein Kopfausschlag, welcher die Haare zusammenklebt.

Wie es aber so vielen am Verständniß für die Pflege des Körpers mangelt, so an Sinn für Ordnung überhaupt. Unordnung in Haus und Hof: Lächer in den Wänden und im Dache, bunt im Gehöfte umherliegende Wirtschaftsgeräte kann man nur zu häufig beobachten. Bisweilen mag ja die große Dürftigkeit die Schuld tragen; allein in den meisten Fällen könnten bei etwas Ordnungssinn die Schäden leicht beseitigt werden.

Die Nahrung des Oberschlesiens ist sehr einfach. Fleisch kommt bei den armen Leuten wohl kaum an den Hauptfesten auf den Tisch; sie leben gewöhnlich von Kartoffeln und Sauerkraut, welche untereinander gemischt und mit etwas Schweinefett vermengt werden. Die Kartoffel ist überhaupt das wichtigste Nahrungsmittel; mißrät sie, so wird in manchen Gegenden ein Nothstand kaum ausbleiben. Das Sauerkraut (Capusta) ist ein nationales Gericht; daher kann man allenthalben große Felder mit Kohl bebaut sehen. Die Behandlung und Aufbewahrung desselben war früher entsetzlich primitiv. Hammarb schreibt in seiner „Reise durch Oberschlesien u. s. w.“ (Gotha 1787), daß das Kraut in Lößern, die mit Stroh und Brettern ausgefüllt waren, dem Schoße der Erde übergeben worden sei. Der Zufluß von Feuchtigkeit, die sich immer in der Nähe des Hauses findet, wo diese Kloake ihren Platz, ihren angewiesenen und eisernen Platz hatte, habe in dem Kraute Fäulniß und Insekten erzeugt, und nicht selten habe er auf der Oberfläche auch Frösche und andere Amphibien umherspazieren gesehen. Wir vermögen nicht anzugeben, ob diese ekelerregende Art der Aufbewahrung der Capusta noch heute üblich ist, nehmen aber zu gunsten des Oberschlesiens an, daß überall die Krauttonne an die Stelle des Erdloches getreten sei. — Ein anderes nationales Gericht ist der Zur, ein Gemisch von Mehl oder geschrotetem Korn, Wasser, Sauerteig und Salz; kommt dazu noch gutes Schweinefett oder Speck, so soll der Zur eine sehr schmackhafte Speise sein. — Für den Winter füttert jeder Besitzer, und habe er auch nur ein kleines Ackerstück, ein oder mehrere Schweine.

In der Kleidung haben die alten Trachten schon vielfach modernen Platz gemacht, und zwar besonders bei den Männern. Nur sehr selten sieht man noch die kurze blaue Tuchjacke oder den langen Rock, beide mit hohem Stehragen und gelben Messingknöpfen, nur selten noch die gelbe Lederhose; auch der nicht bloß im Winter, sondern auch im Sommer getragene Pelz aus weißen Schaffellen ist schon weit seltener geworden. Eigentümlich ist den Wasserpolen jetzt noch ein niedriger schwarzer Hut oder eine Mütze aus Pelzwerk oder Krimmer, die man häufig auch im Sommer trägt, und bei armen Leuten die kurze Jacke, jedoch nicht aus Tuch, sondern aus buntem Barchent. Viele besitzen nichts Anderes als Leinwandhosen, eine kurze Jacke und einen schwarzen

Hut; fügt man die kurze Tabakpfeife hinzu, so ist der polnische Knecht oder Arbeiter fertig. Auch am Sonntage sahen wir junge Knechte mit baumwollenen Hosen und hellroten Barcentjacken auf dem Ratiborer Ringe stehen. So erscheint im deutschen Schlesien der elendeste Knecht oder Pferdejunge am Sonntage nicht in der Stadt. Wenn der nicht eine Plente (Rock) hat, bleibt er zu Hause. In Pleß konnten wir einen Menschen beobachten, der zwei Tage nach der Heimkehr vom Militär barfuß in Leinwandhose, roter Jacke, Militärmütze und Binde als Haushälter in den Dienst trat, so daß er selbst die Heiterkeit der Dorfschönen erregte, als er in einen nahen Bauernhof nach Butter geschickt wurde.

Origineller ist noch die Tracht der Frauen. Sie lieben noch mehr als die Landfrauen im deutschen Schlesien das Bunte: ein lilafarbener Rock, eine rote Schürze, ein blaues Mieder und ein grünes Kopftuch kann man wohl miteinander wechseln sehen. Junge Mädchen gehen im Sommer mit bloßem Kopfe oder sie tragen ein blumiges Tuch; in manchen Gegenden, wie bei Pleß, flechten sie in die Zöpfe bunte Bänder ein, welche lang herunterhängen. Frauen tragen als Sonntagsstaat entweder eine weiße, eng am Kopfe liegende Spizenhaube oder, und zwar wohlhabendere, eine Haube von Wollen- oder Seidenstoff, bisweilen auch mit Stickereien und Gold verziert. Da die Haube weit in die Stirn reicht und zwei große Lappen über die Backen bis nach den Schultern herabhängen, so verunstaltet sie das Gesicht in widerwärtiger Weise. Von diesen Lappen, wie vom hinteren Teile hängen lange breite, oft sehr kostbare Bänder bis fast zu den Füßen herab. Im Winter ist die Mütze von Pelzwerk, bei ärmeren von grauem Kaninchenfell umsäumt. Meist wird aber, wie wir schon erwähnten, ein großes Tuch um Kopf und Leib geschlagen, aus welchem nur die Augen hervorgucken. Das kurze Leibchen, welches die Taille sehr verunziert, weil die Röcke zu hoch gebunden werden, ist in manchen Gegenden schon aus der Mode gekommen. Wir konnten es aber noch im Pleßer und Ratiborer Kreise beobachten. Da das Leibchen durchaus nicht bis an die Hüften reicht, so hat man, um die Röcke festhalten zu können, Wülste oder Schöße an demselben befestigt, auf welche die Röcke gebunden werden. Diese Schöße waren übrigens früher auch in der Grafschaft Glatz üblich. Originell sind noch die Röcke. Sie sind meist sehr kurz, so daß der Fuß mit den gewöhnlich recht zierlichen Schuhen — wenn solche überhaupt getragen werden — sichtbar sind. In Einzelheiten haben bestimmte Gegenden wieder ihre Eigentümlichkeiten. So tragen im Pleßer Kreise Frauen und Mädchen einfarbige Röcke mit einem oder zwei in der Nähe des unteren Randes herumlaufenden bunten Streifen, welche im Verein mit den ebenfalls bunten, von

den Hauben oder den Zöpfen herabhängenden Bändern recht malerisch aussehen. Höchst eigentümlich werden fast allenthalben die Waschröcke (Kattunröcke) behandelt. Sie stehen so weit vom Körper ab, daß man glaubt, es sei eine Krinoline darunter; dem ist jedoch nicht so, sondern sie sind nur durch Stärke so steif gemacht. Dieser steife Kranz wird sorgfältig vor dem Zerdrücken, besonders beim Niederknien in der Kirche, gehütet. Sie stellen dann diesen steifen Rock ganz aufrecht hin, so daß es den Anschein hat, als wenn aus einer mit buntem Stoffe umhüllten Tonne ein abgestumpfter Keil hervorguckte. Die Schürzen sind meist so lang und breit, daß sie den größten Teil des Rockes verdecken; im Ratiborer Kreise sind sie zum Teil länger als die Röcke. Schuhe tragen viele Frauen im Sommer überhaupt nicht oder sie ziehen dieselben erst kurz vor dem Eintritt in die Kirche, oder in die Stadt an. Diese Schuhe sind dann gewöhnlich recht zierlich.

Wir schließen diesen Abschnitt mit einigen Bemerkungen über die Sprache der Wasserpolaken.

Das Polnische Oberschlesiens ist, wie genaue Kenner ausdrücklich bezeugen, nur ein ziemlich schlechter Dialekt, ein entarteter Zweig des Hochpolnischen und von diesem zum Teil so verschieden, daß der reine Pole manche Wörter gar nicht versteht, weil sie eben nicht aus dem Polnischen stammen. Die jahrhundertelange Zugehörigkeit Oberschlesiens zum deutschen Schlesien, der Verkehr mit den deutschen Stadtbewohnern und Beamten hat das Eindringen einer weit größeren Anzahl von deutschen Wörtern zur Folge gehabt, als man gewöhnlich annimmt. Ein anderer Grund für diese Erscheinung ist wohl der, daß das Wasserpolnische sich nicht weiter entwickelt hat und daß ihm vor allem Neubildungen fehlen; es besitzt deshalb nicht immer eigene Wörter für neue Gegenstände des Handels, für neue gewerbliche Einrichtungen oder für neue Erfindungen und Entdeckungen. Die bezüglichen Ausdrücke sind einfach mit einer polnischen Endung aus dem Deutschen entlehnt. Wir führen folgende Beispiele an: Gruba (Grube), Schmelzok (Schmelzküche), Schmelzysch (der Schmelzer), Kohlkastla (Kohlkasten), Bruni (Brauner, braunes Pferd), Streichhölzli, Steknabla, Dach, Schrank, Chandtuch (Handtuch), Schublade (in die Schublade), einsprijowatsch, Futterowatsch, untersuchowatsch, anschnallowatsch u. s. w. Wir könnten diese Zahl noch bedeutend vermehren; sie genügt aber, um zu beweisen, daß sehr viele Wörter völlig deutsch sind. Die rein polnischen Wörter für diese Begriffe sind den Wasserpolen meist nicht bekannt. Bei solcher Entartung des Wasserpolnischen ist es doch wohl erlaubt, zu fragen, ob es denn überhaupt als selbständiges Glied einer großen Sprache betrachtet werden kann und ob es nicht besser durch diejenige Sprache ersetzt wird, von welcher es

schon so manches aufgenommen hat, auf welche der Wasserpole im Verkehr mit den Beamten und den Gebildeten überhaupt angewiesen ist und welche seinen Kindern ein besseres Fortkommen sichert. Wir werden die Frage von der Existenzberechtigung des Wasserpolnischen um so mehr mit nein beantworten können, als es auch keine Weiterentwicklung und Lebensfähigkeit zeigt, wie der Mangel einer Litteratur recht deutlich beweist. Das Wasserpolnische besitzt keine Litteratur oder doch nur höchst unbedeutende Erscheinungen, fehlt es ihm doch sogar an einer Grammatik; es ist eben Sprache des Landvolkes geworden, der Gebildete und der Städter bedient sich seiner nur, wo er im Verkehr dazu genötigt ist.

Das Wasserpolnische besitzt eine große Zahl von Sagen, die jedoch dem Deutschen meist nicht gefallen, weil sie, wie der Slawe überhaupt, zum Teil zu Melancholie und Trübsinn hinneigen und oft ins Schauerliche und Gewaltthätige gehen, ohne den Humor und den freundlichen Charakter der deutschen Sagen zu kennen. Ungeheuer und böse Geister spielen oft eine wichtige Rolle, wie besonders in den Sagen von vereitelten Unternehmungen des Teufels gegen Kirchenbauten und Kirchen überhaupt. Ein Teil dieser Sagen ist von Minsberg in drei Bändchen, Reisse 1829—1833, gesammelt worden; die Darstellung ist jedoch meist sehr breit und entspricht den heutigen Anforderungen durchaus nicht. Andere Sagen finden sich im handschriftlichen Nachlasse des Lehrers Joseph Lampa auf der Stadtbibliothek zu Breslau.

Das Wasserpolnische entbehrt natürlich auch einer kunstmäßigen Poesie, aber es entbehrt doch nicht der Poesie überhaupt. In einer großen Zahl von Volksliedern, von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten äußert sich die poetische Begabung des Volkes. Letztere sind in einem 36 Seiten starken Bändchen von Lampa 1858 gesammelt worden. Wir führen hier folgende an:

Zu spät ist es, im Alter zu wandern.

Der läßt sich nicht die Ärmel abreißen.

Nicht die ist Mutter, die geboren, sondern die erzogen.

Nicht Zeit ist es zur Buße, wenn der Tod die Grütze (Speise) kalt macht.

Der Teufel holt den Bösen nicht, denn er ist seiner sicher.

Zerkleinere nicht den Wohn, denn er ist ohnedies klein.

Es ist nicht nötig, Dummköpfe zu säen; sie werden von selbst geboren.

Er hat so viel garasu (eine Speise) angerichtet, daß er es nicht auszuessen vermag.

Der Teufel ist nicht so häßlich, wie er gemalt wird.

Becke den Teufel nicht, wenn er schläft.

Reize den Teufel nicht, denn er ist so wie so böse.

Nichts nützt mir die Ehre, wenn in der Kammer die Beere.

Die Natur zieht den Wolf nach dem Walde.

Es schickt sich dies nicht: das Schwein auf gleicher Stufe mit dem Hirten.
Mancher stochert am Fenster Fleisch aus den Zähnen und hat nicht einmal eine Suppe gesehen.

Nicht dessen ist der Vogel, der ihn weiß, sondern dessen, der ihn ißt.

Die oberschlesischen Volkslieder sind 1864 von Roger gesammelt und gedruckt worden (Breslau, Schletter). Uns Deutschen hat Emil Erbrich in seinem Album polnischer Volkslieder der Oberschlesier, Breslau 1869, etwa hundert solche Lieder durch Übersetzung zugänglich gemacht. Wir wüßten über diese Volkslieder kein besseres Urteil anzuführen, als das, welches Theodor Ölsner, der Herausgeber des „Rübezahl“ und treffliche Kenner schlesischen Volkslebens, über sie gefällt hat. Er sagt: „Die Lieder zeigen auch in ihrem jetzigen Gewande (im Deutschen) das Angeficht jener unmittelbaren Frische der Empfindung, des lebhaften, innigen, oft sinnbildlichen Ausdrucks, wie es dem echten Volksliede eigentümlich ist, und können von jedem Freunde einfach dichterischer Schönheit, wie von jedem, der für die Pulsschläge des unbefangenen Menschlichen und Volkstümlichen Gefühl hat, nicht anders als mit Freude begrüßt werden. In der Mehrzahl sind es Liebeslieder, und zwar in den verschiedensten Strahlenbrechungen die Bezüge (Beziehungen?) der ewig neuen Begebenheit des jugendlichen Herzens spiegelnd, meist wohl mit einer Farbe der Schwermut, aber auch mit Scherz und Schelmerei. Doch klingen auch manch andere Saiten des Menschenlebens an, soweit sie eben den Dörfler Oberschlesiens berühren in seinen einfachen Verhältnissen; so besonders Abschiednehmen, Tod, Verwaisstsein, Soldatendienst und Krieg.“

Als Probe führen wir folgendes kurze Liebesliedchen an:

Nun laß mich scheiden, Liebchen,
Hörst Du der Lerche Schlag?
Es dämmert schon im Osten,
Die Lerche ruft: 's wird Tag!

Wenn wären mein die Schlüssel
Zum ersten Dämmerlicht,
Ich weiß es wohl, es tagte
Dann sicher heute nicht.

Und wären mein die Schlüssel
Zum hellen Tage gar —
Dann dunkle Nacht es bliebe
Wohl durch das ganze Jahr.

3. Kapitel.

Die Oder.

1. Abschnitt.

Oderlauf. — Zur Geschichte der Oderschiffahrt und der Oderregulierung.

Die Oder entspringt an dem 850 Meter hohen Pieselberge in Mähren und fließt zunächst, soweit sie Österreich angehört, im allgemeinen in nordöstlicher Richtung. Wir haben diesen Teil des Laufes Bd. I S. 10 skizziert. Nach einem Laufe von 12 Meilen erreicht sie die preussische Grenze bei dem Dorfe Goschialkowitz, 1 Meile südlich von Gultschin. Hier strömt ihr die von Nordwesten kommende wasserreiche Oppa zu, unmittelbar am Fuße eines hübschen Hügels, welcher nach der preussischen Besitznahme zu Ehren Friedrichs des Großen Königshügel genannt wurde; er bildet den südlichsten Punkt Schlesiens. Nach etwa einer Meile nordöstlichen Laufes nimmt die Oder die ebenfalls wasserreiche Ostrawitz auf. Gegenüber der Mündung und der nördlichsten Spitze des die Herzogtümer Troppau und Teschen trennenden Zipsels von Mähren liegt ein der Steinkohlenformation angehöriger 274 Meter hoher Berg, welcher mit Recht die Landeck heißt; in seiner Nähe liegt die Grenze von Mähren, Preussisch- und Österreichisch-Schlesien. Er gewährt eine höchst lohnende Aussicht auf die Liza Hora und die Beskiden vom Jablunkapasse bis zum Titscheiner Gebirge. Die Oder nimmt nun eine nördliche Richtung an, welche sie bis unterhalb Oberberg beibehält. Da wo sie von ihrem Übertritte auf preussisches Gebiet ab nordnordwestlich strömt, erhält sie noch einen bedeutenden Zuwachs durch die Olsa. Ihre Wassermasse ist jetzt schon so stark, daß sie bereits große Fahren tragen kann, welche den Verkehr der Anwohner vermitteln. Hierher setzt man gewöhnlich das Ende des Oberlaufes; der Fluß hat hier eine Seehöhe von 200 Meter, eine Breite von 70 Meter und ein Gefälle von 5 Meter auf eine Meile; noch an der Oppamündung beträgt aber das Gefälle 8 Meter. Es wird jedoch richtiger sein, die Grenze des Ober- und Mittellaufes dahin zu setzen, von wo der Strom wegen seiner größern Wassermasse stets befahren werden kann und wo die Schifffahrt eigentlich beginnt, nämlich an die Mündung der Klodnitz bei Kosel.

Den Mittellauf rechnet man von der Mündung der Klodnitz bis zum Einflusse der Bartsch. Die Richtung ist bis Oppeln mit geringen Abweichungen eine nordnordwestliche; doch bildet der Strom gerade auf dieser Strecke eine

große Anzahl kleiner Windungen, welche die Überschwemmungsgefahr vergrößern, aber auch die Schiffbarkeit erhöhen, da sie das Gefälle vermindern. Das Flußthal ist auf der Strecke von Oberberg bis Ratibor schon viel breiter als oberhalb, denn das Rybniker Hochland, welches sich etwa 100 Meter über die Ober erhebt, tritt nur an einigen Stellen nahe an die Ober heran, wie bei Gorzitz, Rogau und Ratibor, wo die Höhe von Lukasine einen beliebten Vergnügungsort der Ratiborer bildet; im allgemeinen ist aber die dem Hochwasser ausgesetzte Flußniederung etwa eine Viertelmeile breit. Auf dem linken Ufer sind die Höhen, welche von dem Gultschiner Berglande ausgehen, nicht so weit vom Strome entfernt als jene auf dem rechten Ufer. Nach der Annahme Sadebecks haben diese Schillersdorfer Berge einst mit den Rybniker Höhen zusammengehungen und so den Nordrand eines von der Ober, Ostrawiza und Olsa gespeisten Sees gebildet.

Von Ratibor bis Kosel beträgt das Gefälle des Stromes etwa 3 Meter auf die Meile. Die Ufer werden nun ganz flach, nur auf einer kurzen Strecke tritt das vom Gesenke ausgehende Hügelland an das linke Ufer heran und bildet bei Slawikau und Mistitz ansehnliche und malerische Höhen. Bei Ratibor beginnt, wie man gewöhnlich sagt, die Schiffbarkeit; allein der Schiffsverkehr ist wegen der noch zu geringen Wassermasse noch so unbedeutend, daß er eigentlich gar nicht in Betracht kommt. Oberhalb Ratibor hat die Ober die Binna aufgenommen, ein nur 6 Meilen langes, wasserarmes Flüsschen, welches von den Hügeln bei Leobschütz kommt und in südöstlicher Richtung fließt. In ihrem Unterlaufe vereinigt sich die von Ratscher kommende Troja mit ihr. Erst nachdem die Ober auf der Strecke von Ratibor bis Kosel rechts noch die Ruda, Birawka und Klodnitz aufgenommen hat, wird ihre Wassermasse so groß, daß sie nun auch größere Rähne zu tragen vermag. Ruda und Birawka entspringen auf dem Pleß-Rybniker Hügellande und fließen mit 6 Meilen langem Laufe westnordwestlich. — Die Klodnitz entspringt im Beuthener Bergreviere, nimmt in ihrem nordwestlich gerichteten Oberlaufe mehrere Grubenwässer und das Beuthener Wasser auf, an welchem in der Nähe von Zabrze der Klodnitz-Kanal beginnt. Derselbe geht dann in einer Länge von 6 Meilen an der Klodnitz entlang und wird von ihr gespeist; die Klodnitz mündet oberhalb, der Kanal unterhalb Kosel in die Ober. Bei Kosel beginnt eigentlich erst die Schiffbarkeit der Ober, bis hierher soll zunächst der Strom reguliert, hier soll eine Umladestelle für oberschlesische Montanprodukte errichtet werden.

Unterhalb Kosel sind die Ufer der Ober flach und es erheben sich bis nach Auras hin keine Höhen von irgendwelcher Bedeutung unmittelbar an denselben. Das Chelmgebirge, dessen höchster Punkt der Annaberg ist, läuft

etwa zwei Meilen der Oder fast parallel, ohne deutlich erkennbare Ausläufer an den Strom zu senden. Das breite Thal wird besonders unterhalb Oppeln von zahlreichen Armen und Bächen erfüllt und von ausgedehnten Waldungen bedeckt, unter denen die prächtigen Eichenforsten zwischen Brieg und Breslau besondere Erwähnung verdienen.

Bei Oppeln ändert der Strom seine Richtung und fließt direkt nordwestlich bis nach Auras. Von Nebenflüssen gehen ihm auf dieser Strecke zu: rechts die Malapane, welche auf den Tarnowitzer Höhen, aber auf russischem Gebiete entspringt und eine kurze Strecke unterhalb Oppeln mündet; ihre Länge beträgt dreizehn Meilen. Sie nimmt links das Himmelwitzer Wasser auf.

In der Nähe von Schurgast ergießt sich links die Glager Reisse, einer der größten Nebenflüsse, in die Oder. Etwa eine Meile oberhalb Brieg kommt von rechts die Stober. In Breslau mündet auf der linken Seite die Ohle. Etwa eine Meile unterhalb Breslau nimmt die Oder nahe aneinander zwei Nebenflüsse auf, nämlich links die Weistriz oder das Schweidnitzer Wasser, rechts die Weide.

Bei Auras wendet sich die Oder westwärts, um den vom Ragengebirge ausgehenden Ausläufer zu umfließen, welcher sich im Warteberge bei Niemberg zu 179 Meter Seehöhe und 72 Meter über die Oder erhebt. Bei Leubus tritt dann der polnisch-schlesische Landrücken mit ziemlich bedeutenden und recht malerischen Höhen, wie dem vielbesuchten Weinberge beim Kloster Leubus, bis unmittelbar an den Strom. Während es aber bisher den Anschein gehabt hat, als wolle die westwärts fließende Oder dem Höhenzuge ausweichen, wendet sie sich bei Maltzsch nordwestlich, bei Leubus aber direkt nördlich und durchbricht, indem sie diese Richtung bis Köben innehält, zwischen Sand- und Lehmhügeln hinströmend, den Landrücken. Auf der Strecke von Auras bis Köben bildet sie daher annähernd einen rechten Winkel; sie nimmt hier links, fast Leubus gegenüber, die Ragbach auf.

Bei Köben wendet sich die Oder wieder nordwestlich und nimmt unterhalb der Mündung der ihr rechts zuströmenden sehr wasserreichen Bartsch eine kurze Strecke ganz westliche Richtung an. Da, wo sie den Durchbruch vollendet hat und, etwa an der Mündung der Bartsch, ins Tiefland tritt, nimmt man gewöhnlich den Anfang des Unterlaufes an. Die westliche Richtung geht bei Glogau wieder in eine nordwestliche und bei Neusalz in eine nördliche über, welche der Strom bis zum Austritt aus Schlesien im allgemeinen beibehält. Trägen Laufes wälzt er sich durch die Ebene, denn das Gefälle, welches bei Breslau noch 3 Meter auf die Meile betrug, ist bei Neusalz auf 2,3 Meter gesunken; die Seehöhe beträgt an der Bartschmündung noch 73 Meter. Die

Ufer selbst sind ganz flach, doch zieht der polnisch-schlesische Landrücken von Glogau bis Grünberg etwa eine bis anderthalb Meilen entfernt mit der Oder parallel und bildet südwestlich von Glogau, ferner bei Dalkau und Grünberg Hügellandschaften von ziemlich bedeutender Erhebung und großer Lieblichkeit.

Im Unterlaufe nimmt die Oder auf schlesischem Boden keinen bedeutenden Zufluß mehr auf; dagegen strömt ihr bald nach dem Austritt aus der Provinz ein echt schlesischer Fluß und einer ihrer stärksten Zuflüsse, der Bober, zu. Die Oder fließt nun auf einer Strecke von neun Meilen bis zur Mündung der Lausitzer Neiße wieder rein westlich und von hier ab nördlich bis zur Mündung der Warthe. Die Ufer sind hier durchaus nicht so einförmig, wie an manchen Stellen des Mittellaufes; denn wir finden da und dort hohe Thälränder, wie auf der rechten Seite bei Carolath, Züllichau, Krossen und Frankfurt.

Unterhalb der Warthemündung fließt die Oder in nordwestlicher Richtung an dem baltischen Höhenzuge hin, gewissermaßen als wolle sie ihm ausweichen. Ihr Thal ist auf dieser Strecke sehr breit und von zahlreichen Flußarmen durchschnitten: es ist der durch seine Fruchtbarkeit bekannte Oderbruch. Oberhalb des Städtchens Oderberg biegt der Strom plötzlich nach Norden und später nach Nordnordosten um und durchbricht in einem eine halbe bis dreiviertel Meilen breiten, von mehr als hundert Meter hohen Hügeln eingefassten Thale den baltischen Höhenzug. Auf dem nördlichen Ende des linken Höhenrandes liegt hoch über dem Oerthale die alte Stadt Stettin. Wir wollen hierbei die beiden Hypothesen nicht unerwähnt lassen, daß sich die Oder einst in der von einer Menge Seen erfüllten und durch den Lauf der Spree und Havel bezeichneten Niederung der Elbe zugewendet habe und daß die Thalfurche bei Oderberg einst geschlossen gewesen sei, so daß der Oder- und Warthebruch einen See gebildet habe. Das Gefälle nimmt im Unterlaufe sehr rasch ab; es beträgt bei Küstrin 1,90 Meter, bei Oderberg noch 1,49 Meter auf eine Meile.

Mehrere Meilen oberhalb Stettin, bei Garz, spaltet sich der Strom in zwei Arme, von welchen der linke den Namen Oder behält, der rechte die Große Reglig heißt. Beide münden in den Dammschen See und aus diesem durch das Papenwasser in das Stettiner oder Pommersche Haff, welches durch die Inseln Usedom und Wollin gebildet wird. Die Mündungen in die Ostsee heißen Peene, Swine und Divenow.

Die Oder ist nicht nur ein preußischer Strom, sondern man kann sie den preußischen Strom schlechthin nennen, denn von dem 120 Meilen langen Laufe sind nur 12 Meilen nicht preußisch, ein Verhältnis, wie es bis in die Neu-

zeit, wo die Weser fast ganz preussisch geworden ist, kein anderer Strom aufweisen konnte. Gerade darin liegt ihre Bedeutung, nicht in der Wasserfülle oder in der bequemen Schiffbarkeit. Der preussische Staat hat sich an ihr und von ihr aus entwickelt; daher das Streben der preussischen Könige, ihren ganzen Lauf zu erwerben, was Friedrich Wilhelm I. bezüglich der Mündung, seinem Sohne Friedrich dem Großen bezüglich des Mittel- und Oberlaufes gelang. Von den acht alten Provinzen Preussens liegen vier im Obergebiete, nämlich Schlesien, Posen, Brandenburg und Pommern. Für den Verkehr ist die Ober insofern wichtig, als sie sich mit den Nachbarströmen, der Elbe und der Weichsel, leicht verbinden ließ. Wenn sie trotzdem nicht eine dieser günstigen Lage entsprechende Bedeutung für den Verkehr hat, so liegt dies an verschiedenen Umständen. Zunächst ist die Regenmenge im Obergebiete durchaus nicht ausreichend und außerdem zu ungleichmäßig verteilt, um stets eine genügende Fahrtiefe zu erhalten. Im Frühjahr schwillt der Strom meist so mächtig an, daß die Passage durch die zahlreichen Brücken sehr gefährlich ist; im Sommer ist der Wasserstand nicht selten zu niedrig, so daß bis zu der nun beinahe vollendeten Regulierung auch im Sommer die Schifffahrt oft eingestellt werden mußte; im Winter muß sie sowieso etwa hundert Tage ruhen. Ungünstig für den Verkehr ist ferner das immerhin starke Gefälle im Ober- und Mittellaufe, welches die Bergfahrt sehr erschwert; ungünstig ist endlich auch die leichte Versandung, welche ihren Grund in den sandigen Ufern und in der Zuführung von Schutt durch die Gebirgsflüsse hat.

Es läßt sich vermuten, daß die Ober schon früh für den Handelsverkehr benutzt worden ist. Die erste beglaubigte Nachricht darüber ist die dem Kloster Leubus im Jahre 1211 erteilte Erlaubnis, jährlich einmal mit zwei Schiffen aus Pommern Heringe und zweimal mit zwei Schiffen aus Guben oder Lebus Salz zollfrei durch das Land Herzog Heinrichs I. zu holen. Der Verkehr war aber jedenfalls sehr beschränkt. Oberhalb Breslau war von einer Oberschifffahrt im weiteren Sinne überhaupt nicht die Rede, sondern es fand nur Holzflößerei statt; aber auch unterhalb Breslau war die Schifffahrt durch Wehre, Sandbänke, Baumstämme und Bölle sehr erschwert. Deshalb verordnete König Johann von Böhmen 1327, daß alle Wehre auf der Ober abgethan und das Bett des Flusses bis auf die Breite von sechzehn Ellen und einer Spanne von Brieg bis Krossen erweitert werden sollte, damit die Schiffe und Fische frei und bequem durchgehen könnten. Diese Verordnung wurde jedoch nicht aus-

geführt, und die Erneuerung derselben durch Karl IV. 1349 und 1354, sowie das Edikt von 1355 hatten keinen bessern Erfolg. Es fehlte eben an ausführenden Organen, vor allem aber an einer Macht, welche die mit Privilegien ausgestatteten Mühlen- und Zollbesitzer zum Gehorsam zu zwingen vermochte. Diese Übelstände sind durch die folgenden Jahrhunderte fast unverändert dieselben geblieben.

Dazu kam aber noch ein anderer Umstand, welcher die Entwicklung eines umfangreichen Oberhandels geradezu unmöglich machte. Dies war das von Breslau und von Frankfurt beanspruchte und mit großer Zähigkeit verteidigte Niederlagsrecht. Für Breslau hatte sich allmählich die Praxis herausgebildet, daß die von Westen wie von Osten kommenden Kaufleute über diese Stadt nicht hinausgingen, sondern ihre Waren hier verkauften. Dieser Zustand wurde 1274 durch ein Privileg Herzog Heinrichs IV. gesetzlich festgestellt und so Breslau das alleinige Niederlagsrecht und damit großer Handelsgewinn gesichert. Ein ähnliches Privileg hatte Frankfurt von den Kurfürsten von Brandenburg erhalten und handhabte es mit gleicher Engherzigkeit wie Breslau das seinige. Um nun diese Niederlagen zu umgehen und Waren direkt aus Leipzig holen zu können, trafen die polnischen Kaufleute ein Abkommen mit Glogau, welches den Übergang über die Oder gestattete. Da dies den Handel von Breslau wie von Frankfurt ungemein schädigte, setzten beide Städte 1490 in einem Vertrage fest, daß kein Kaufmann, komme er von Osten oder Westen, mit seinen Waren weiter als gegen Breslau oder Frankfurt handeln und fahren solle, dagegen sollte keine der beiden Städte an das Niederlagsrecht der andern gebunden sein. Leider bestätigten der Kaiser Maximilian, der König von Ungarn, der Kurfürst von Brandenburg und die schlesischen Stände 1510 diesen Vertrag, welcher der Entwicklung des Handels so sehr hinderlich wurde und zwei Städte zu ungunsten der andern in ganz ungerechtfertigter Weise begünstigte.

Breslau hatte jedoch, was die Schifffahrt anlangt, von diesem Vertrage keinen großen Vorteil, denn Frankfurt legte ihn so aus, als ob sich der freie Verkehr nur auf den Handel zu Lande beziehe, welcher natürlich wegen der schlechten Wege sehr schwierig und sehr teuer war. Die Kurfürsten von Brandenburg unterstützten dabei die Frankfurter, und die Habsburgischen Kaiser bemühten sich mehrfach, die Sache beizulegen, aber vergeblich. Im Jahre 1555 gestattete der Kurfürst im Einverständnis mit Frankfurt, daß Salz und sogenannte neue Waren, die vorher nicht nach Frankfurt gebracht worden waren, auf der Oder transportiert werden durften, dagegen mußten die alten Waren, als Tücher, Tonnengüter, Heringe, Fische, Honig, Eisen, Röte, Kupfer u. s. w. unbedingt, dem Niederlagsrechte entsprechend, in Frankfurt ausgeladen und,

nachdem sie „durch drei ganze Sonnenscheine“ gelagert hatten, zu Lande weitergeführt werden. Dabei ist es in der folgenden Zeit geblieben. Frankfurt beharrte starr auf dem Niederlagsrechte, nahm wiederholt Breslauer Schiffsgut in Beschlag, bestritt 1583 den Breslauern sogar das Recht der Oberbeschißung und konfiszierte schließlich alle auf der Oder aus Schlesien kommenden Waren.

Die Verhandlungen wegen teilweiser Freigebung der Schifffahrt führten erst 1646 zu einem Vergleiche, nach welchem die Breslauer Kaufleute Waren ohne Unterschied nach Frankfurt bringen durften unter der Bedingung, daß sie das Niederlagsrecht beobachteten, nur ihre eigenen Waren beförderten und daß andere als Kaufleute zur Schifffahrt nicht zugelassen würden. Dieser Vergleich hatte den Erfolg, daß die Breslauer die neun auf der Strecke nach Frankfurt bestehenden Wehre instand setzen und das Fahrwasser verbessern ließen. Wie engherzig man aber die ganze Angelegenheit noch immer behandelte, geht daraus hervor, daß weder die Breslauer noch die Stettiner über Frankfurt hinaus fahren durften und daß allen dazwischen liegenden Orten der Oberverkehr verboten war.

Eine sehr günstige Aussicht für einen freieren, von Frankfurt nicht mehr abhängigen Verkehr auf der Oder eröffnete sich den Breslauern, als der große Kurfürst Friedrich Wilhelm sich entschloß, das schon einmal (1558) versuchte Werk der Verbindung der Oder mit der Elbe zur Ausführung zu bringen. Im Jahre 1662 ließ derselbe den Bau des „neuen Grabens, der nach ihm der Friedrich-Wilhelms-Kanal benannt wurde und der diese Verbindung herstellen sollte, beginnen und auf alleinige Kosten ausführen; im Jahre 1668 war derselbe fertig. Die Befürchtungen der Breslauer Kaufleute, daß der Vergleich mit Frankfurt sie noch hindern würde, sowie ihre aufgestellten Bedingungen, z. B. wegen des Krossener Mitleidens, wurden dann kurfürstlicherseits beseitigt.“ Dieses Krossener Mitleiden war ein Zoll, welchen die Stadt Krossen behufs Wiederaufbau ihrer abgebrannten Kirche und Schule erhob. Die Eröffnung des Friedrich-Wilhelms-Kanals trug zur Belebung der Schifffahrt wesentlich bei. Breslau trat mit Hamburg in direkten Schiffsverkehr. Es war der Kaufmann Ernst von Schmettau, welcher als der erste im Jahre 1669 auf fünf großen Oberkähnen eine Sendung Garn, Rüte und Wachs nach Hamburg verließ. 1678 gab endlich Frankfurt den Breslauern, aber keiner andern Stadt, den Verkehr nach Stettin frei; aber nicht einmal alte Breslauer Bürger durften die Oder zur Schifffahrt benutzen, sondern nur die Kaufleute. Als sich die Reichkrämer deswegen 1696 beim Räte beschwerten, wurden sie einfach abgewiesen.

Die Schiffe, deren man sich damals bediente, waren lang und schmal und auf eine Ladung von höchstens 200 Zentnern eingerichtet. Die Schiffe konnten eben bei der Menge von Sandbänken und alten Baumstämmen keinen bedeutenden Tiefgang haben.

Wenn nun bei den großen Schwierigkeiten: dem schlechten Fahrwasser, der Menge von Wehren, deren Zahl um das Jahr 1700 zwischen Breslau und Beuthen neun betrug, und bei der geradezu unverschämten Erpressung von Zöllen die Schifffahrt trotzdem dem Landtransport vorgezogen wurde, so liegt dies an der außerordentlich schlechten Beschaffenheit der Straßen. Wie hoch die Zölle waren, kann man daraus schließen, daß für 130 Schock Leinengarn, ungefähr 120 Zentner, etwa 135 Thaler erhoben wurden, einschließlich der in Breslau erhobenen Abgaben. Und diese Zölle wurden von Orten, wie Glogau, Fürstenberg, Krossen u. a., erhoben, welche für die Instandhaltung des Stromes nichts thaten.

Obwohl in dem 1646 zwischen Breslau und Frankfurt geschlossenen Vertrage ausdrücklich festgesetzt war, es solle sich niemand der Beschiffung des Oderstromes unterstehen, er sei denn in Breslau oder Frankfurt sesshafter Bürger, und obwohl die Breslauer streng auf die Durchführung dieser Bestimmung hielten, indem sie wiederholt Ladungen aus andern schlesischen Städten konfiszierten, so war es doch im 18. Jahrhunderte nicht mehr möglich, das Niederlagsrecht und die alleinige Beschiffung der Oder mit aller Strenge aufrechtzuerhalten. Friedrich der Große war ein viel zu praktischer Fürst, als daß er z. B. die Gebirgsstädte hätte zwingen wollen, die Leinwand über Breslau nach Hamburg zu spedieren; dachte er doch daran, einen Schifffahrtskanal von Freiburg nach Maltzsch anzulegen, um die Waldenburger Kohlen bequem an die Oder zu bringen. Solche Expeditionsplätze übten dann auch das Niederlagsrecht aus und man nannte sie Winkelniederlagen. Es werden folgende erwähnt:

Maltzsch, wo die Schweidnitzer, Nimptscher und teilweise auch die Glazer ausladen ließen.

Ruhlhauß bei Parchwitz, dessen sich die Liegnitzer, Goldbergger, das Gebirge und die aus Böhmen bedienten.

In Lübben und Bartisch unterhalb Köben wurde nach Polen spediert.

Anderer Expeditionsplätze waren Wilkau, oberhalb Glogau, und Saabor, östlich von Grünberg.

(Vergl. Julius Neugebauer: Zur Gesch. d. Oderschifffahrt, Schles. Provinzialbl. I, S. 264. Ausführlicheres findet man in: Klöden, Beiträge zur Gesch. d. Oberhandels.)

Für die Regulierung der Oder that die österreichische Regierung nichts, so daß Friedrich der Große den Strom in einem entsetzlich verwilderten Zustande fand. Seine alles umfassende Sorgfalt wandte er auch der Oder zu. Der Erlaß der Ufer-Ward- und Hegungs-Ordnung für Schlesien und die Grafschaft Glatz vom 12. September 1763 ist als der Anfang der Oderregulierung zu betrachten. Auf Grund dieses Gesetzes, welches teilweise noch heute gilt, wurde zunächst eine Anzahl von Krümmungen durchstoßen und so auf der Strecke von Ratibor bis zur pommerschen Grenze der Strom von 106 Meilen auf 85½, also fast um ein Fünftel verkürzt. Solcher alten Oberläufe, über deren einstige Bedeutung in der Gegend niemand Auskunft zu geben imstande ist, kann man in der Niederung oberhalb Kosel mehrere beobachten. Wenn man dabei einerseits die Verluste verminderte, welche die Adjazenten häufig durch Abbruch an den Ufern erlitten, und andererseits den Schiffern die Fahrt bedeutend abkürzte, so vermehrte man doch auch die gerade im Oberlaufe beträchtliche natürliche Geschwindigkeit des Stromes und vergrößerte damit die Schwierigkeit, welche sich bei der Schiffbarmachung der Oder so sehr geltend macht. Außerdem waren die neugegrabenen Rinnen meist zu eng und die Ufer nicht fest genug, so daß der Strom von dort Sand und Gerölle wegriß. (Ausführlicheres findet man in der dem Landtage im Oktober 1879 vorgelegten Regierungsbdenkschrift über die Regulierung der Weichsel, der Oder, der Elbe, der Weser und des Rheins.) Die weniger energische Regierung Friedrich Wilhelms II. und die unglückliche Lage Preußens am Anfange unsers Jahrhunderts mußten die Oder sich selbst überlassen, so daß dieselbe 1816 in einem noch schlimmeren Zustande war, als sie Friedrich der Große gefunden hatte.

Sofort ging die Regierung an die Beseitigung der Übelstände. Der Oberlandesbaudirektor Eytelwein und der Oberbaurat Günther leiteten die Regulierungsarbeiten, auf welche von 1816 — 1842 5 613 000 Mark verwendet wurden. Genügte diese Summe auch nicht, eine durchgreifende Verbesserung des Fahrwassers zu bewirken, da für das Jahr auf eine Meile nur 2631 Mark entfielen, so gelang es doch, auf der 79 Meilen langen Strecke von Kosel bis Schwedt 8442 Morgen Sandfelder an den Ufern zu bepflanzen, 11000 Baumstämme aus dem Strome zu entfernen und überhaupt eine solche Fahrtiefe herzustellen, daß am Ende dieser Periode bei mittlerem Wasserstande ein Schiff 1000 bis 1500 Zentner tragen konnte, während man am Anfange kaum 500 bis 700 Zentner lud. Wenn auch die Mühlen und Wehre, und zwar besonders das Wehr zu Beuthen, über welches die stromauf fahrenden Schiffe durch Binden befördert werden mußten, der Schifffahrt noch große Schwierigkeiten bereiteten, so entwickelte sie sich jetzt doch lebhafter. Es bildete sich 1826 eine

„Breslauer Strom=Asssekuranz=Kompanie“ auf Aktien, welche bald eine regelmäßige Schiffsverbindung mit Hamburg unter dem Namen „Extra=Jacht“ ins Leben rief. Jeden Mittwoch und Sonnabend gingen im Sommer sowohl von Breslau wie von Hamburg Schiffe ab, welche die Fahrt in 17 bis 24 Tagen vollenden mußten; für einen Zentner erhielten sie etwa einen Thaler Frachtgeld. Es wurden jährlich 150 bis 200 Extra=Jachtschiffe von Breslau nach Hamburg und umgekehrt abgeschickt, 1840 213 Rähne von Breslau, 222 von Hamburg ab. In demselben Jahre ging man auch mit dem Plane um, an der Viehweide bei Breslau einen Hafen anzulegen; die Ausführung unterblieb jedoch. Die Eröffnung der schlesischen Eisenbahnen in den vierziger Jahren, und zwar besonders der Niederschlesisch-Märkischen, verfezte der Extra=Jacht den Todesstoß. Die Verfrachtung der wertvolleren Waren fiel den Eisenbahnen zu, da die Frachtfäße der Schiffstransporte besonders wegen der Elbzölle höher waren als die der Eisenbahnen.

Da man sich von der Stückwerksarbeit bei der Regulierung einen bleibenden Erfolg nicht versprechen konnte, beschloß man eine zusammenhängende Regulierung und ging nach den von Cytelwein aufgestellten Grundsätzen zu derjenigen Methode über, welche dann beim größten Teile der Oder durchgeführt worden ist, zum Buhnenbau. Es wurde zunächst von 1844 bis 1848 versuchsweise eine drittheil Meilen lange Strecke von Laskau oberhalb Köben bis zur Diegnitzer Bezirksgrenze bei Leschkowitz durch Buhnen reguliert und dabei ein gutes Resultat erzielt. Es ergab sich bei einer Fahrwasserbreite von hundert Metern eine Tiefe von mindestens einem Meter bei niedrigem Wasserstande. Seit jener Zeit ist die Oberregulierung nach derselben Methode des Buhnenbaues von der Mündung der Glazer Neisse bis Schwedt im großen und ganzen durchgeführt. Das Resultat ist geradezu überraschend; denn bei den verschiedenen Strombereifungen hat man auch bei sehr niedrigem Wasserstande nur ganz ausnahmsweise eine Fahrtiefe von weniger als einem Meter vorgefunden. Nach Vollendung des Regulierungswerkes werden in der Oder etwa 15 000 bis 16 000 Stück Buhnen vorhanden sein, deren Unterhaltung jährlich etwa 500 000 Mark kosten wird. Als Vorteile des Buhnenbaues gegenüber Parallelwerken hebt eine Denkschrift der Strombau=Direktion hauptsächlich folgendes hervor (Parallelwerke sind Längsdämme — Steinschüttungen mit Abpflasterung — auf der konkaven Uferseite einer Strombiegung; hinter denselben soll das abgechnittene Stromstück zur Verlandung gebracht werden):

Die Buhnen bewirken eine Vertiefung der Stromrinne; die fortgespülten Sand- und Kiesmassen können sich in dem ruhigen Wasser zwischen den Buhnen ablagern und werden daher in wenig störender Weise stromab getrieben.

Die Buhnen können, wenn sich der Lauf des Stromes ändert, beliebig verlängert werden.

Das zu den Buhnen erforderliche Material, speziell die Faschinen, sind an der Oder billiger zu beschaffen, als das zu den Parallelwerken. Die Buhnen können, da man sie an der konvergen Seite, also im flachen Wasser baut, leichter ausgeführt werden als Parallelwerke, deren Bau stets im tiefen Wasser stattfindet.

Die Verlandungen zwischen den Buhnen bilden sich früher als hinter Parallelwerken.

Die Buhnen geben den Ufern einen kräftigeren Schutz gegen die Strömung als jene Werke.

Seitdem die Regulierung der Oder im Mittellaufe so gut wie beendet ist, hat sich der Verkehr gewaltig gehoben. Wir führen aus dem interessanten Schriftchen von Dr. Wolfgang Gras: Die Oberregulierung u. s. w.. Breslau, 1884, folgende Zahlen an:

Bergverkehr.

Im Unterwasser (bei Breslau) angeschwommen

1880:	1000	Rähne mit	1029367	Zentnern	Ladung	und	391	leere	Rähne,
1881:	1128	" "	1239048	" "	"	"	525	" "	" "
1882:	1274	" "	1432500	" "	"	"	643	" "	" "
1883:	1194	" "	1559465	" "	"	"	1064	" "	" "

Thalverkehr.

Im Unterwasser (bei Breslau) abgeschwommen

1880:	914	Rähne mit	1477728	Zentnern	Ladung,
1881:	1005	" "	1609056	" "	" "
1882:	1235	" "	1926790	" "	" "
1883:	2032	" "	4043634	" "	" "

Der Güterverkehr stieg also in vier Jahren stromauf 51,5 Prozent, stromab 173,6 Prozent; die Durchschnittsbelastung eines Rähnes stieg stromauf von 999 auf 1306 Zentner, stromab von 1617 auf 1990 Zentner. Die größten Rähne fassen gegenwärtig bei einer Fahrwassertiefe von 1,5 Meter bis 6000 Zentner und die Tragfähigkeit wird noch gesteigert werden können. Mit dem durch die Oberregulierung herbeigeführten regelmäßigen Schiffahrtsbetriebe ist auch die Wasserfracht bedeutend billiger geworden als der Eisenbahntransport. Während in den vierziger Jahren die Eisenbahnen die „Extra-Nacht“ lahm legten, kommt jetzt die Wasserverladung um 50 bis 70 Prozent billiger als die Eisenbahnfracht. Von großer Wichtigkeit für die Zunahme der Schiffahrt auf der Oder war die Einrichtung des Wasserumschlages bei Pöpelwitz unter-

halb Breslau, wo durch Schütt- oder Kippvorrichtungen die oberschlesischen Kohlen aus dem Waggon direkt ins Schiff geschüttet werden können.

Weit günstiger für den oberschlesischen Bergbau und die Montanindustrie würde es aber sein, wenn sie ihre Produkte nicht erst in Breslau, sondern schon bei Kosel auf das Schiff laden könnten; dies würde nach Dr. Eras' Berechnung (S. 36) für Breslau eine Herabsetzung des Kohlenpreises um 20 Prozent zur Folge haben. Deswegen wird jetzt beabsichtigt, auch die obere Oder zu regulieren, und zwar zunächst von der Neißemündung bis Kosel. Hier soll jedoch nicht der Buhnenbau zur Anwendung kommen, sondern es sind, um bei dem starken Gefälle ein möglichst gleichmäßiges und genügend tiefes Fahrwasser herzustellen, Stauvorrichtungen notwendig, welche durch Nadelwehre gebildet werden sollen. Ebenso schnell wie bei Hochwasser das Wehr beseitigt, d. h. die Nadeln gezogen und die eisernen Träger niedergelegt sind, ebenso rasch wird es beim Fallen des Wassers wieder aufgerichtet; die Träger werden gehoben und die Nadeln, vierkantige Holzstäbe, eingestellt und so dicht aneinander gefügt, daß nur wenig Wasser hindurchfließen kann. Es sollen von Kosel bis zur Neißemündung zehn solcher Wehre beabsichtigt sein. Vielleicht geht man dann später daran, die Oder auch oberhalb Kosel bis zur österreichischen Grenze in gleicher Weise zu regulieren. Man würde dadurch die Kohlenlager von Pischow, Loslau und Sohrau mehr erschließen und das Zustandekommen eines Donau-Oberkanals fördern. (Vergl. Dr. Eras: Oberregulierung, S. 35.) Im Jahre 1881 wurde von dem Ausschusse des österreichischen Abgeordnetenhauses die Anlegung einer künstlichen Wasserstraße von der Donau bei Wien bis zur Oder bei Oberberg beantragt; allein dieser Antrag scheint dort keine Folge gehabt zu haben, und auch preussischerseits ist wohl an die Ausführung eines solchen Planes erst zu denken, wenn die Wasserstraßen im Innern genügend ausgebaut sein werden.

Was nun die Kanalprojekte im Obergebiete selbst anlangt, so kommt hier zunächst die Erweiterung des Klodnikkanals und seine Weiterführung bis Beuthen in Betracht. Als am Anfange der achtziger Jahre die Kanalprojekte eine festere Gestalt erhielten, war es vor allem der Oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein, welcher in einer Denkschrift im Februarhefte des Vereins 1882 verlangte, daß die Vorarbeiten auf den Ausbau des zur Zeit sehr unvollkommenen, daher nur einen untergeordneten Lokalverkehr vermittelnden Klodnikkanals ausgedehnt werden sollten. Die Regierung ist jedoch auf diesen Vorschlag bisher nicht eingegangen, da man mittlerweile auch in den beteiligten sachmännischen Kreisen anderer Ansicht geworden ist; hat doch auch derselbe Verein in einer neuen Denkschrift im Jahre 1886 die Erweiterung des Klod-

nizkanals fallen gelassen und nur die Herstellung einer genügenden Wasserstraße bis Kosel verlangt. Die Entfernung des Grubenbezirkes von Kosel ist nicht so groß, daß der Eisenbahntransport die Kohlen und Industrieprodukte bedeutend verteuern könnte. Außerdem kommt noch in Betracht, „daß bei der starken Okkupation des ganzen Arealis in Hüttenrevieren durch Wege, Eisenbahnen, gewerbliche Anlagen, Wasserleitungen u. dergl. immer nur einer Minderheit von Werken das Glück zu teil werden kann, direkt an den Kanal angeschlossen zu werden.“ (Dr. Eras a. a. O. S. 34.) Wollte man aber Seitenkanäle anlegen, so würden ihre Kosten in keinem Verhältnis zum Nutzen stehen.

Das mit so großen Kosten ausgeführte Werk der Oberregulierung wird aber erst dann recht nutzbar werden, wenn auch die größten Oderschiffe, welche bei einer Fahrtiefe von einem Meter mehr als 6000 Zentner Ladung aufnehmen können, nicht bloß nach Stettin, sondern vor allem auch nach Berlin und in die Elbe gelangen können. Dies war aber bis jetzt nicht möglich, da weder der Friedrich-Wilhelms- (Müllroser) noch der Finowkanal eine genügende Schleusenbreite besitzen. Es ist daher vom gesamten Handelsstande mit Freude begrüßt worden, daß eine neue, genügende Wasserstraße zwischen der Oder und der obern Spree in sichere Aussicht gestellt worden ist. Dieser Kanal wird, wie die sehr hübsche, dem Dr. Eras'schen Werkchen beigelegte Karte zeigt, bei dem Fürstenberger See, einer seenartigen Erweiterung der Oder, beginnen, also zwei Meilen oberhalb der Mündung des Friedrich-Wilhelmskanals; er wird also den Oderschiffen den immerhin bedeutenden Umweg über Brieskow ersparen. In der Nähe der Hammerschleuse erreicht er den Friedrich-Wilhelmskanal und wird diesen nach genügender Erweiterung bis Neuhaus benutzen. Beim Kersdorfer See mündet der Kanal in die Spree, welche nun bis unterhalb Fürstenwalde befahren wird; dann führt der Kanal auf dem linken Spreeufer bis in den Seddiner See, welcher mit der Spree oberhalb Berlin schon längst eine gute Verbindung hat. Die Gesamtkosten sollen sich auf dreizehn Millionen Mark belaufen.

Wenn dies alles vollendet sein wird: wenn der neue Ober-Spreekanal den Friedrich-Wilhelmskanal mit seinen zu schmalen Schleusen ersetzt haben wird, was im Jahre 1890 geschehen dürfte, wenn die Breslauer Schleusen verbreitert sein werden, wenn durch Nadelwehre auch von der Meißemündung bis Kosel eine genügende Fahrtiefe hergestellt, wenn endlich der Hafen mit Umschlagsstelle bei Kosel angelegt sein wird — dann erst wird die Oder ein wahrhaft nutzbarer Verkehrsweg werden; denn es werden dann auf der ganzen Strecke von Kosel abwärts Rähne von einer Tragfähigkeit bis zu 7000 Zentnern verkehren können. Mit einer so bedeutenden Vermehrung der Ladung

vermindern sich aber die Frachtkosten. Man hofft, daß nach Durchführung der oben angegebenen Projekte die Tonne Kohlen von Kosel nach Stettin für 3 Mark 12 Pf. geschafft werden wird. Da nun der Eisenbahntransport von Königshütte nach Kosel 2 Mark 20 Pf. beträgt, so werden die Gesamtkosten 5 Mark 32 Pf. ausmachen, d. i. 2 Mark 18 Pf. weniger als der Exporttariffsatz der Eisenbahnen.

Wir wollen wünschen, daß die Hoffnungen, welche der schlesische Handelsstand und besonders der oberschlesische Hüttenbezirk an die Oberregulierung und den Ober-Spreekanal knüpfen, voll und ganz in Erfüllung gehen werden.

2. Abschnitt.

Tworkau: Pfarrer Welzel. — Ratibor: Geschichtliches, das Schloß, Allgemeines, die Kirchen. — Schloß Lubowitz, Geburtsort Josephs v. Eichendorff. — Kosel: Wichtigkeit der Lage, die Festung und deren Verteidigung durch General v. Neumann. — Starwenzitz. — Das Chelmgebirge und der Annaberg. — Geologisches: Der Muschelkalk bei Gogolin, der Kreidemergel bei Oppeln. — Krappitz. — Oppeln. — Proskau. — Czarnowanz.

Wer auf der Fahrt von Oberberg nach Ratibor bei der Haltestelle Tworkau den Blick nach Süden wendet, bemerkt im gleichnamigen Dorfe unter Baumgruppen versteckt ein Schloß und eine Kirche. An diesem Gotteshause und in dieser Parochie wirkt seit Jahrzehnten Pfarrer Welzel, ein Mann, der sich um die Geschichte Oberschlesiens hochverdient gemacht hat. Wenn in neuester Zeit auf dem Gebiete der allgemeinen Geschichte Schlesiens so Bedeutendes geleistet worden ist, so ist dies zum Teil nur möglich gewesen auf Grund einer Menge guter Spezialforschungen. Hier nimmt aber Pfarrer Welzel unbestreitbar eine hervorragende Stelle ein. Auf der Grundlage fleißiger Quellenforschung, mit möglichster Objektivität, in einfacher, klarer Darstellung hat er eine Anzahl Ortsgeschichten geschaffen, welche einen bleibenden Wert haben. Wer ermessen kann, wie schwierig es ist, in einem oberschlesischen Dorfe, fern von der Hauptstadt, wo das unentbehrliche Quellenmaterial aufgespeichert ist, so Vieles und so Tüchtiges zu schaffen, der wird die unermüdlige Thätigkeit des nunmehr hochbetagten Greises aufrichtig bewundern. Von seinen zahlreichen Arbeiten erwähnen wir nur die Stadtgeschichten von Ratibor, Neustadt und Kosel.

Zu einer der wichtigsten Städte am Oberlaufe der Oder ist besonders in letzter Zeit Ratibor herangewachsen; doch muß die Gegend, in welcher auf dem rechten Oberufer Ratibor erbaut wurde, ein Ausgangspunkt der oberschlesischen Landesgeschichte und schon seit der Mitte des 12. Jahrhunderts Residenz von

Herzögen, schon früh jedenfalls als Übergang über die Oder wichtig gewesen sein. Wir wissen mit Bestimmtheit, daß die Mongolen 1241 bei Ratibor den Übergang über die Oder erzwangen, und die Brücke, welche die Stadt mit dem Schlosse verband, gewährte auf eine weite Strecke die einzige bequeme Passage über den Fluß. Jedenfalls ist die Gegend von Ratibor eine uralte Kulturstätte; denn hier und in dem nordwestlichen Hügellande nach Ratscher und Leobschütz hin sind, wie ein Blick auf die Zimmermannsche Karte lehrt, eine Menge vorchristlicher Altertümer gefunden worden. Besonders reich waren aber die Urnenfunde bei den Dörfern Mosurau und Mistiz, nordwestlich und nördlich von Ratibor; bei Mosurau sollen sich die Funde auf eine Meile im Umkreise erstreckt haben. Sie wurden lange nicht beachtet. Erst als der Oberstleutnant von König (gest. 1855) das Gut Mosurau erwarb, wurden die Aschengefäße gesammelt und allmählich etwa hundert zusammengebracht. Leider ist die Sammlung später vernichtet worden, weil der im Schlosse wohnende Beamte den Wert derselben nicht kannte.

Ratibor ist nach Welzels Geschichte, S. 4 und 5, schon 1108 ein befestigter Platz gewesen. Als durch die Mongolen und bald darauf 1255 durch das vom Kreuzzuge aus Preußen heimkehrende Heer Ottokars von Böhmen die Stadt verbrannt und die Umgegend verwüstet worden war, beschloß Herzog Wladislaw, die Stadt stärker zu befestigen. Er schlug ein bedeutendes Stück Land dem Stadtgebiete zu (Neumarkt, Neue Gasse), besetzte es mit gewerbtreibenden Ansiedlern aus den Niederlanden und führte eine Mauer um die Stadt. Auch leitete er, um den Einwohnern gutes Wasser zu verschaffen, aus der Zinna von Benkowitz einen Kanal nach Ratibor, der Pfinna genannt wurde. (Vergl.: Trief, Topographie v. Oberschles., S. 663.)

Die vier Söhne Wladislaws, welcher außer dem Herzogtume Ratibor auch Oppeln und Teschen besaß, teilten 1283 das väterliche Erbe, so daß nun Ratibor eigene Herzöge erhielt und ständige Residenz wurde. Seit 1337 gehörten die Herzöge dem böhmisch-ottokarischen Stamme an. Der letzte aus dieser Linie, Valentin, schloß 1512 mit dem Herzoge Johann von Oppeln eine Erbverbrüderung, infolge deren bei dem 1521 erfolgten Tode des kinderlosen Valentin Ratibor an Oppeln fiel und mit diesem unzertrennlich vereinigt wurde, als 1531 auch Herzog Johann ohne Leibeserben starb und der Kaiser beide Gebiete als erledigte böhmische Lehen einzog. Von dem ehemals ziemlich bedeutenden Kammerbesitz war aber nicht viel übrig geblieben; denn die Herzöge hatten schon manches Stück verkauft oder verpfändet. Im Jahre 1603 wurden zunächst die verpfändeten Güter verkauft und 1609 auch die Restherr-

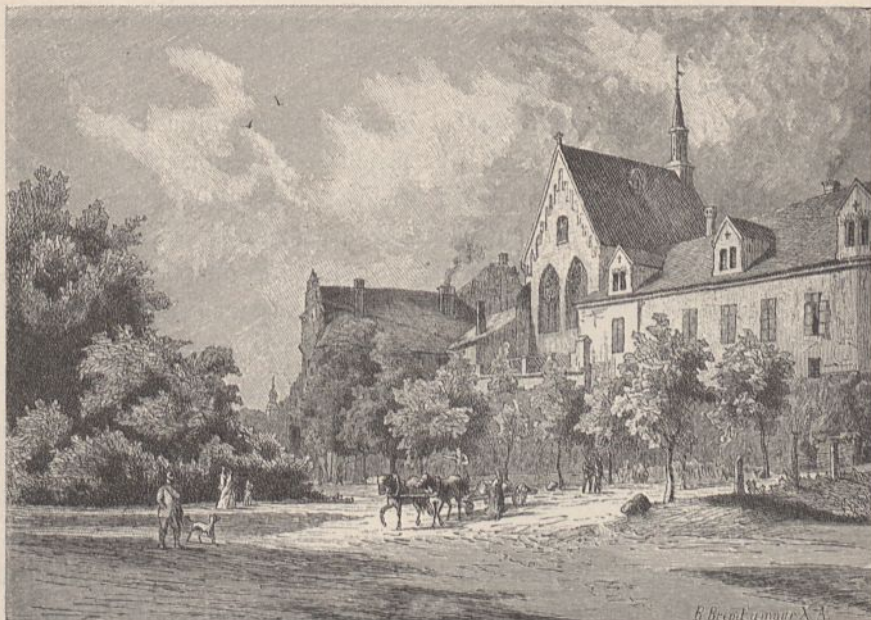
schaft; doch wurde dabei die Stadt Ratibor ausgenommen, welche eine kaiserliche Immediatstadt sein und bleiben sollte.

Die Besitzer der Restherrschaft wechselten mehrfach. Im Jahre 1812 kaufte dieselbe der Kurprinz von Hessen, welchem auch die 1810 säkularisierten Güter der Klöster und Stifte zu Ratibor, sowie das Cistercienserkloster Rauden überlassen wurden.

„Der Landgraf Viktor Amadeus von Hessen-Rothenburg hatte durch die Abtretung der Niedergrafschaft Katzenellenbogen an Preußen 1815 verschiedene Dominialeinkünfte verloren und empfing dafür von Kurhessen die durch die säkularisierten Güter verstärkte Herrschaft Ratibor mit einem anschlagsmäßigen Einkommen von 55000 Thalern, erhielt auch noch von Preußen die Grafschaft Corvey in Westfalen. Da die vom Landgrafen abgetretenen Güter mit Hoheitsrechten ausgestattet gewesen waren, so erhob König Friedrich Wilhelm III. 1821 die Herrschaft Ratibor zum Mediatherzogtum mit Virilstimme auf dem schlesischen Landtage, wozu später die Mitgliedschaft des Herrenhauses hinzugefügt wurde.“ Aus diesem Herzogtume Ratibor, der zum Fürstentum erhobenen Grafschaft Corvey, den Herrschaften Kieferstädtel, Zembowitz und der Steinkohlengrube Antonie-Glück in Oberschlesien bildete der Landgraf 1829 ein Fideikommiß für seinen Neffen, den Prinzen Viktor zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, jetzigen Herzog von Ratibor. (Trieft a. a. O., S. 670.) Der Herzog bewohnt nicht das etwas unansehnliche alte Ratiborer Schloß, sondern das Gebäude des ehemaligen Cistercienserklosters in Rauden. Das Schloß zu Ratibor ist ein altes, niedriges Gebäude mit mehreren Flügeln. Von künstlerischem Werte ist darin besonders die aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammende Schloßkapelle im altgotischen Stile. Bei dem Brande des Schlosses im Jahre 1858 wurde ein Teil des Gewölbes eingeschlagen, aber stilgerecht wiederhergestellt. Das Schloß enthält die Wohnung für den herzoglichen General-Direktor und mehrere Beamte; außerdem befindet sich in einem Flügel die Schloßbrauerei, deren Gebräu besonders in dem sehr schön vor dem Schlosse gelegenen Schloßgarten geschänkt wird, einem beliebten Vergnügungsorte der Ratiborer.

Die Stadt Ratibor ist seit etwa hundert Jahren verhältnismäßig rasch gewachsen. Die Einwohnerzahl betrug 1786: 2940, 1818: 4655, 1834: 6288, 1850: 9384, 1861: 11794, 1880: 18373, 1885: 19531. Diese rasche Zunahme der Bevölkerung verdankt Ratibor besonders dem Umstande, daß eine andere Stadt, welche der eigentliche Mittelpunkt Oberschlesiens, der Kreuzungspunkt der wichtigsten Straßen ist und wo der Ausgangspunkt der Schifffahrt liegt, nämlich Kosel, durch die Festung gewaltsam in ihrer Entwicklung ge-

hemmt wurde. Das Verhältnis gestaltete sich für Kosel um so ungünstiger, als die Eisenbahn durch die Festung fast eine Meile ferngehalten wurde, während sie sich Ratibor unmittelbar nähern konnte. So ist also Ratibor das geworden, was Kosel werden sollte: ein bedeutender Fabrik- und Handelsplatz und eine der volkreichsten Städte Oberschlesiens. Von großer Wichtigkeit war es auch für die Stadt, daß 1817 das Oberlandesgericht (so hießen bis 1848 die Appellgerichte) von Brieg nach Ratibor verlegt und daß 1819 ein Gym-



Schloß zu Ratibor.

nasium eröffnet wurde. Auch die 1860 erfolgte Vereinigung der Dorfgemeinde Neugarten mit der Stadt hat zu deren Vergrößerung wesentlich beigetragen.

Ratibor ist, was seine öffentlichen Plätze und Gebäude und besonders das Aussehen der neuen Straßen mit ihren hocheleganten Häusern anlangt, eine der schönsten Städte Oberschlesiens und dürfte hier vielleicht nur von Reisse übertroffen werden, nur muß man in Ratibor das „schön“ nicht auf den Straßenboden beziehen. So war es wenigstens, als wir im Jahre 1885 an einem schönen Herbstsonntage die Stadt zuletzt besuchten. Wir betraten die breite, aus ganz modernen Häusern bestehende Bahnhofstraße, welche jeder Großstadt würdig wäre, wenn nicht Schmutz sie stark bedeckte. Als wir uns

darüber wunderten, bemerkte unser Begleiter, ein erst seit kurzem in Ratibor lebender Freund: „Das ist so polnische Eigentümlichkeit, daran werden Sie sich hier schon gewöhnen müssen.“ — „Aber Ratibor ist doch keine polnische Stadt.“ — „Ganz richtig, aber es ist doch vieles hängen geblieben, und die polnische Nachbarschaft thut auch das ihrige.“ Welcher Unterschied zwischen dem Sonntagsstaate eines deutschen Dorfes, wo jedes Mädchen des Sonntags die Dorfstraße rein fegt, und dieser großen Stadt, wo Pferde- und Kuhdünger, Papierstücke, herabgewehnte Blätter u. dergl. die Straßen bedecken. Da darf man sich nicht wundern, wenn man spöttisch von der Polakei und von polnischer Wirtschaft spricht. Ob es unter dem neuen Stadtoberhaupte anders geworden ist, wissen wir nicht, wir wollen es aber hoffen.

Von den ältern öffentlichen Gebäuden verdient vor allem die katholische Kirche unsere Aufmerksamkeit. Das sehr verfallene Äußere wurde 1885 einer gründlichen Reparatur unterzogen, indem der schon größtenteils abgefallene Putz entfernt und der alte Ziegelrohbau wiederhergestellt wurde. An der Westseite sind zwei gotische Vorhallen zu den beiden neuen Thüren angebaut, welche, wie man hörte, auf Anordnung der Polizeibehörde angebracht werden mußten. Der nur etwa bis zur Höhe des Kirhdaches aufgeführte Turm soll in nächster Zeit ausgebaut werden. Das Innere zeigt verschiedenen Baustil. Vor dem gotischen Hauptgebäude liegt quer und nur durch eine Thür damit verbunden ein einer späteren Zeit angehöriger Bau mit Rundbogen, einem Tonnengewölbe und recht kleinen Fenstern; es ist die im Jahre 1430 angebaute sogenannte polnische Kapelle. Äußerlich bilden beide Teile scheinbar ein Ganzes, da sie unter einem Dache vereinigt sind, innerlich besteht kein Zusammenhang als jene Thür; jeder Teil hat auch eigene Altäre und eine eigene Kanzel. Das Hauptgebäude ist frühgotisch und stammt aus dem Ende des 13. Jahrhunderts; aber auch hier lassen sich zwei Teile unterscheiden. Das Langhaus besteht aus drei gleich hohen Schiffen, die auf achteckigen Pfeilern ruhen. Die Wölbung ist verschieden. Während nämlich der größte Teil des Langhauses wie der Seitenschiffe einfache Kreuzgewölbe ohne scharf hervortretende Rippen zeigt, sehen wir im Chor und zwischen den diesem benachbarten Pfeilern hübsche Sterngewölbe mit scharf hervortretenden Rippen.

Das Dominikanerkloster St. Jacobi ist ebenfalls ein frühgotischer Backsteinbau aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Die ehemalige Klosterkirche der Dominikanerinnen wurde 1821 der evangelischen Gemeinde als Pfarrkirche geschenkt.

Von neueren Gebäuden erwähnen wir das einfach, aber edel ausgeführte ehemalige Appellgericht, jetzt Landgericht, das Zuchthaus und mehrere Privatgebäude.

Ratibor ist eine bedeutende Handels- und Industriestadt. Bedeutend ist ihr Getreide- und Gemüsemarkt, bedeutend die Fabrikation von Schnupftabak und Zigarren, von Maschinen, Wagen und kleineren, zum Teil auf Hausindustrie beruhenden Waren der Korb- und Drahtflechtere, Holzschneiderei, Holzschuhfabrikation u. s. w. Ratibor ist nämlich Sitz des Vereins zur Hebung der Hausindustrie in Oberschlesien.

Unterhalb Ratibor ist das Land auf dem rechten Oberufer flach, auf dem linken fallen bald ziemlich bedeutende Höhen, der Rand eines weiten, vom Gesenke ausgehenden Hügellandes, ziemlich steil zum Strome ab. Etwa anderthalb Meilen unterhalb der Kreisstadt liegt an diesem anmutigen Abhange das Dorf Lubowitz, in dessen Schlosse einer der beliebtesten deutschen Dichter, Joseph v. Eichendorff, 1788 das Licht der Welt erblickte. Freundlich leuchten die schimmernden Mauern aus dem Grün des Gartens, der sich über mehrere Hügel bis hinab zum Oberthale ausdehnt. Da schweift der Blick auf den in Windungen dahinziehenden Strom, auf die üppigen Wiesen an seinen Ufern, auf die ungeheuren Waldungen auf seiner rechten Seite und auf den Zug der Beskiden in blauer Ferne. Diese, wenn auch nicht großartige, so doch liebliche und malerische Natur war es auch, die Eichendorff zu so manchem Ergüsse seiner Poesie begeisterte; ja die sinnige und innige Hingabe und das Vertiefen in die Natur drücken dem größten Teile seiner Gedichte den Stempel auf.

Es ist hier nicht der Ort, auf die sogenannte romantische Richtung, welcher Eichendorff und mit ihm die gesamte poetische Litteratur in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts huldigte, oder auf seine Werke näher einzugehen. Von seinen Werken haben die (historischen) Dramen, wie überhaupt die Dramen der Romantik, einen untergeordneten Wert, dagegen wird seine Novelle: „Aus dem Leben eines Taugenichts“ (1819) noch heute gern gelesen; ganz besonders aber haben ihm die Gedichte die Liebe des deutschen Volkes erworben. Es sind die Innigkeit des Gefühls und die erhabene, wahrhaft poetische Sprache, die uns



Alte Holzkirche in Ratibor.

hinreißen, und es ist das Melodiöse, was mehrere Gedichte zu deutschen Volksliedern gemacht hat. Wenn Eichendorff nichts Anderes gedichtet hätte, als die beiden herrlichen Lieder: „Der Abschied“ und „Der Jäger Abschied,“ würde sein Name doch mit Ehren genannt werden. Wie oft hört man nicht im Walde als Ausdruck der Lust, als rechten Gefühlserguß die Verse anstimmen:

„O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!“ u. f. w.

Oder:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?“ u. f. w.

Joseph v. Eichendorff studierte die Rechte in Halle und Heidelberg, machte als Offizier die Feldzüge 1813 bis 1815 mit, trat dann in den Staatsdienst und wurde Regierungsrat in Danzig, in Königsberg und zuletzt im Kultusministerium in Berlin. 1844 nahm er den Abschied und starb 1857 im Hause seiner Tochter in Neisse. Hier liegt er auch begraben. Das Gut Lubowitz kam 1822 in andere Hände, 1852 kaufte es der Herzog von Ratibor, welcher das alte, einfache Herrenhaus renovieren und mit einem turmartigen Aufbau versehen ließ.

An der Mündung der Klodnitz liegt der natürliche Mittelpunkt Oberschlesiens. Daß dies so ist, hat die neuere Zeit, die Zeit der Eisenbahnen, recht deutlich gezeigt. Hier verläßt die Hauptlinie der oberschlesischen Eisenbahn die Oder, um an der Klodnitz aufwärts in den Industriebezirk zu führen; hier zweigt sich die Linie ab, welche bei Oberberg den Anschluß ans österreichische Bahnnetz erreicht; von hier führt ein anderer Strang nach dem Gebirge und dann am Fuße desselben entlang. Endlich beginnt an der Klodnitzmündung eigentlich erst die Flußschiffahrt; hier beginnt der nach dem Hüttenbezirk angelegte Klodnitzkanal, und an dieser Stelle soll der Umschlagshafen gebaut werden, von welchem man sich so viel für die Entwicklung des Oberhandels verspricht. Wenn bei der unzweifelhaften Wichtigkeit der Klodnitzmündung die in der Nähe derselben liegende Stadt Kosel nicht die Bedeutung erlangt hat, die man nach ihrer Lage erwarten mußte, so ist daran allein die Festung Kosel schuld.

Kosel ist eine alte Stadt. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts sollen auf dem alten, noch heute vorhandenen Schlosse drei Raubritter, die Gebrüder

Koziol (Ziegenbock), gelebt haben, von welchen man den Namen der Stadt ableitet. Damit ist auch das wichtigste Emblem des Stadtwappens, drei Ziegenköpfe in flachem Felde, in Verbindung zu bringen. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts erhielt die Stadt deutsches Recht, wurde allmählich völlig deutsch und hat diesen Charakter inmitten einer völlig polnischen Bevölkerung bewahrt. Kosel war, wie alle mittelalterlichen Städte, befestigt und konnte durch Bewässerung ihrer Wallgräben leicht verteidigt werden. Friedrich der Große erkannte die Wichtigkeit dieses in der Mitte Oberschlesiens gelegenen und an der einen Seite durch die Oder geschützten Platzes und ließ ihn schon im ersten schlesischen Kriege so stark befestigen, daß ihn General Fouqué 1761 und 1762 erfolgreich gegen die Österreicher verteidigen konnte. Behufs weiteren Ausbaues der Festung wurde 1799 die dem Grafen Plettenberg gehörige Herrschaft Kosel gegen Ratibor eingetauscht. Diese mit neuen Erdwällen und Wassergräben umschlossene Stadt hielt 1807 General v. Neumann während einer mehrmonatlichen Belagerung gegen die Franzosen und gab bei der allgemeinen Kopflosigkeit und Mutlosigkeit einen rühmlichen Beweis von altem preußischen Heldenmuth. Als General Deroy am 24. Januar 1807 den Kommandanten zur Kapitulation aufforderte und dieses Verlangen besonders mit dem Hinweis begründete, daß die meisten andern Festungen sich ergeben hätten, antwortete der alte Neumann: „Ew. Excellenz habe ich die Ehre, auf das an mich gerichtete Schreiben folgendes zu erwidern. Ich habe meinem Monarchen mein Ehrenwort gegeben, die mir anvertraute Festung bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen und keine Rücksicht auf irgend ein äußeres Verhältnis zu nehmen, sondern nur für die Erhaltung meiner Festung zu leben und zu sterben. Halten Ew. Excellenz diese meine Äußerung für keine militärische Phrase der Prahlerei oder Zeremonie. Mein Betragen wird Ew. Excellenz meinen Stolz verraten, durch Erfüllung meiner Pflicht nicht nur die Gnade meines Königs, sondern auch die Achtung Ew. Excellenz zu verdienen“ u. s. w.

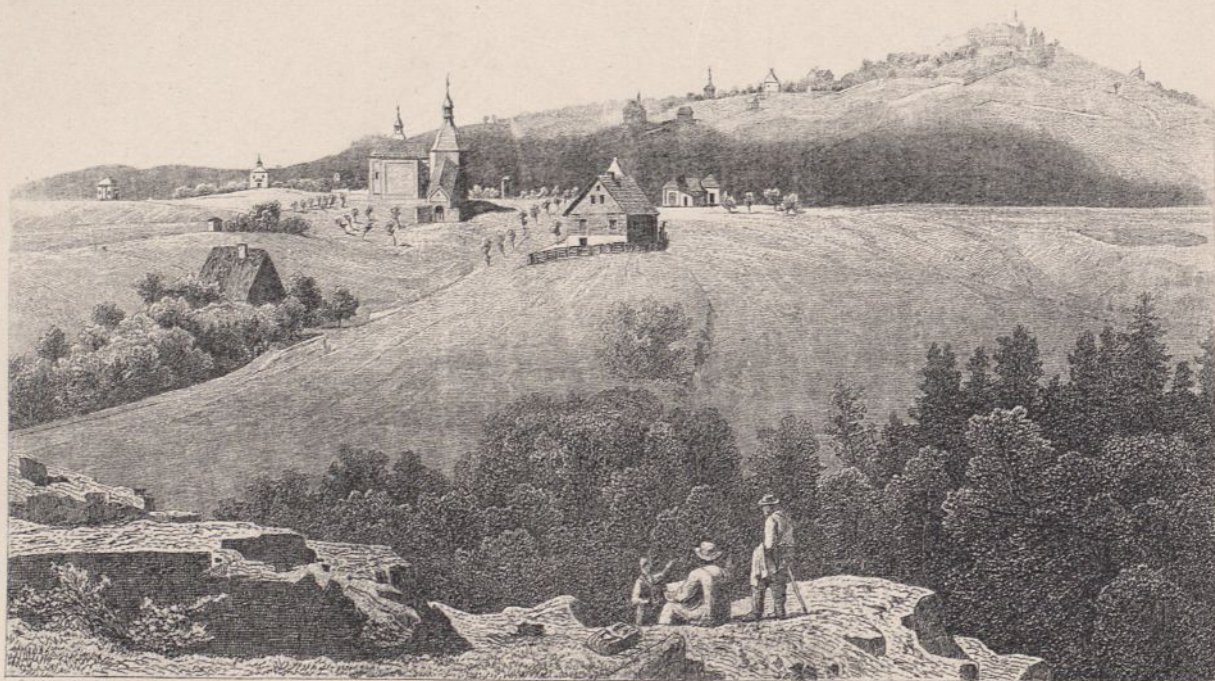
Trotz des furchtbaren Bombardements, das nun eröffnet ward, wies v. Neumann eine ähnliche Aufforderung am 1. März zurück. Krankheit raffte den 71½ Jahre alten General am 16. April dahin, aber sein Nachfolger, v. Puttkammer, hielt die Festung noch bis zum 18. Juni.

Friedrich Wilhelm III. ehrte das Andenken des tapfern Generals, indem er ihm vor dem Oberthore in der Nähe der jetzigen schönen Brücke ein eisernes Denkmal in Pyramidenform setzen ließ. Hat so die Festung Kosel ihren Zweck weit besser erfüllt, als mancher weit stärker befestigte Platz, so hat sie doch auch die Entwicklung der so günstig gelegenen Stadt Kosel in neuerer Zeit

gewaltsam aufgehalten. Als nämlich in den vierziger Jahren die oberschlesische Eisenbahn bis hierher gebaut wurde, mußte man nach den damaligen fortifikatorischen Ansichten den Bahnhof fast sechs Kilometer von der Stadt legen. Aus diesem Bahnhofs, dem Kreuzungspunkte mehrerer Bahnlinien, ist heute eins der größten Verkehrszentren Preußens geworden, aus dem unbedeutenden Dörfchen Randzín hat sich ein bedeutender, aus Beamtenwohnungen und Fabriken bestehender Ort entwickelt. Mittlerweile haben sich die Ansichten der militärischen Autoritäten geändert, denn man legt jetzt die Bahnhöfe in die Festungen hinein. Für Kosel hat dies aber keine Bedeutung mehr, selbst nicht, nachdem 1873 die Festung aufgegeben worden ist, denn der Bahnhof Randzín hat unterdessen einen solchen Umfang erhalten, daß an eine Verlegung näher an Kosel nicht mehr zu denken ist. So ist Kosel eine kleine Stadt geblieben, die heute nur wenig über den Rahmen des alten, sehr eng begrenzten Raumes hinausgeht. Den einst ziemlich bedeutenden Kammereibesitz, die Rittergüter Kobelwitz und Rogau, hat die Stadt 1837 wegen finanzieller Verlegenheit für 36000 Thaler verkauft; sie gehört daher heute zu denjenigen oberschlesischen Städten, welche sehr hohe Kommunalsteuern — bis zu 300 Prozent — erheben müssen. Die Einwohnerzahl betrug 1885 5458, einschließlich beinahe 1200 Mann Militär.

Das Gebiet auf dem rechten Oderufer ist weithin von einem sterilen Sandboden bedeckt und zum Ackerbau wenig geeignet. Daher bedecken zusammenhängende Waldungen hier mehrere Quadratmeilen. Sie sind, soweit sie zu den Koseler Kammergütern gehören, fiskalisch, zum Teil sind sie Eigentum des Fürsten zu Hohenlohe-Öhringen, Herzogs von Ujest, dessen prächtiges Schloß in dem Dorfe Slawenzitz in der Klodnikniederung liegt. Das alte, sehr weitläufige Schloß lag weiter westlich auf einer Anhöhe. Da es jedoch zweimal, zuletzt 1827, durch Blitzstrahl ein Raub der Flammen wurde, baute Fürst Friedrich August Karl zu Hohenlohe das jetzige, ziemlich umfangreiche Schloß, welches ein wohlgepflegter Park in englischem Stile umgibt; an diesen grenzt westlich der sogenannte „alte Hofgarten,“ welcher 1716 bis 1720 vom Grafen Hohn in dem damals herrschenden französischen Geschmack angelegt wurde. Das Dorf Slawenzitz trägt im Vergleich zu den ziemlich elenden umliegenden Ortschaften das Gepräge der fürstlichen Hofhaltung an sich. Der Gesamtbesitz der Fideikommiß-Herrschaft beträgt in Oberschlesien etwa sieben Quadratmeilen.

Bis unmittelbar an das Dorf Slawenzitz reichen die Ausläufer des Chelmegebirges, dessen höchster Gipfel, der Annaberg, zugleich der heilige Berg Oberschlesiens ist. Das Chelmegebirge ist ein etwa zehn Meilen langer und ein



Gez. v. Th. Blätterbauer.

Verlag v. C. Flemming in Glogau.

Gest. v. Huber.

ANNABERG.

bis drei Meilen breiter, flacher Rücken, welcher gegen Nord und Nordost die Verbreitung des Steinkohlengebirges wenigstens an der Oberfläche begrenzt. Er erstreckt sich von Krappitz an der Oder bis Olkusz in Rußland, jedoch mit einer etwa eine Meile langen Unterbrechung bei Löst, indem der die Hauptmasse des Ehemalgebirges ausmachende Muschelkalk hier von Diluvialschichten bedeckt wird. Der höchste Gipfel des Zuges, der 400 Meter hohe Annaberg, besteht jedoch nicht aus Muschelkalk, sondern bildet eine der interessanten Massen von Eruptivgestein, welche sich von der Eifel her quer durch das mittlere Deutschland verfolgen lassen und von denen der Annaberg die östlichste ist.

Man ersteigt den Annaberg, die bedeutendste Erhebung in ganz Oberschlesien mit Ausnahme der Subeten, am besten von der an seinem Südfuße hübsch gelegenen kleinen Stadt Beschnitz aus. Der Weg führt durch interessante, tief in den Muschelkalk eingeschnittene Schluchten zuerst mäßig ansteigend, dann steiler, sobald der Basaltkegel beginnt. Hier mehren sich auch die Zeichen des „heiligen“ Berges, die Kreuze und Kapellen, die man freilich richtiger Kirchen nennen kann, wie „der dritte Fall,“ in welcher der dritte Fall Christi unter dem Kreuze in recht roher Weise dargestellt ist. Der Gipfel des Berges ist von den Nachfolgern der Grafen Gaschin, der ehemaligen Besitzer des Berges, von zwei Seiten so abgegraben worden, daß der Bestand des Klosters auf dem Gipfel gefährdet war. Deshalb sind durch das bischöfliche Amt diese Basaltbrüche angekauft worden, welche nun zugeschüttet werden sollen. Das Kloster, ein umfangreicher Komplex von Gebäuden, stammt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Im Jahre 1655 stiftete der damalige Besitzer, Graf v. Gaschin, hier ein Kloster für Franziskaner von der strengen Observanz. „In seinem Testamente verpflichtete er diejenigen, welche die von ihm zum Fideikommiß erhobene, jedoch später wieder eneguierte Herrschaft Zhyrowa nach ihm besitzen würden, das Kloster in baulichem Zustande zu erhalten und den Mönchen auf ihr Erfordern jederzeit ausreichende Verpflegung zu geben. Infolge der Säkularisation wurden die Mönche aus dem Kloster entfernt, und es entstand nun ein Streit zwischen dem Grafen Gaschin als Besitzer der Herrschaft Zhyrowa und dem Fiskus über das Eigentum des Klosters, welcher im Wege des Prozesses zu gunsten des letzteren entschieden wurde. 1832 wurde das Klostergebäude nebst Kirche und Garten vom Fiskus dem Fürstbischof von Breslau freiwillig überlassen und ist seither wieder mit Franziskanermönchen besetzt.“ Als während des Kulturkampfes die klösterlichen Niederlassungen aufgelöst werden mußten, legten die Mönche das Ordenskleid ab und verrichten seitdem als Weltgeistliche ihre früheren Funktionen weiter. Es steht jedoch zu erwarten, daß sie bald wieder die Mönchstracht anlegen werden. Alljährlich

strömen Tausende und aber Tausende von Gläubigen auf den Berg, um dort ihre Andacht zu verrichten; ihre Zahl übersteigt jedenfalls 50000. Besonders groß ist der Zubrang an den Marienfesten und wenn „der Ablaß“ stattfindet, d. h. das Fest des Kirchenpatrons gefeiert wird. Dann vermag die immerhin geräumige Kirche die Zahl der Wallfahrer nicht zu fassen, und es muß im Freien gepredigt werden. Um nun den Deutschen und den Polen in gleicher Weise zu genügen, wird z. B. an Mariä Geburt (8. September) der Ablaß für die Deutschen an dem einen Sonntage, der für die Polen am folgenden abgehalten.

Außer dem Gebäude und dessen engen Hofe und Garten besitzt das Kloster keinen Grund und Boden, sondern die Mönche leben von den ihnen sehr reichlich zuströmenden freiwilligen Gaben der Wallfahrer.

Der Annaberg und der größte Teil des Chelmgebirges liegen im Kreise Groß-Strehlitz, welcher sich von der Ober nach der Malapane hin ausdehnt. Der Kreis besteht fast zur Hälfte aus Waldland; das übrige sind Äcker und Wiesen von sehr verschiedener Güte.

Die Stadt Groß-Strehlitz liegt an der Eisenbahn, welche von Oppeln in gerader Linie nach Gleiwitz und Beuthen führt. Die Stadt war früher als Hauptort einer großen Herrschaft Mediatstadt, aus welchem Verhältnis sie sich bei Einführung der Städteordnung 1808 löste. Gegenwärtig ist die Herrschaft Eigentum des Grafen v. Tschirschy-Renard, welcher in dem etwa eine Meile südlich von der Stadt liegenden Dorfe Dlschowa ein berühmtes Gestüt besitzt. Die Stadt zählte 1885 4112 Einwohner.

Der nordwestliche Teil des Kreises Groß-Strehlitz sowie der südliche des Kreises Oppeln gehören dem Muschelkalkzuge an, aus welchem, wie oben erwähnt wurde, der Basalt des Annaberges hervorragt. Diese Muschelkalkschichten werden von Römer (Geologie v. Oberschlesien) nach dem zwischen Oppeln und Gogolin liegenden Dorfe Goradze die Schichten von Goradze genannt. „Sie bilden eine gegen 25 Meter mächtige Reihe von $\frac{1}{6}$ — $2\frac{1}{2}$ Meter dicken Bänken eines nach Art des Schaumkalkes porösen weißen oder rötlichen Kalksteins, welche mit Bänken von dichtem grauen Kalkstein wechseln.“ Diese Schichten setzen besonders die obere Fläche des vom Annaberge gegen Nordwest sich erstreckenden Höhenzuges zusammen; sie sind an manchen Stellen steil abgeschnitten und geben zur Bildung nackter Kalksteinklippen Veranlassung. In dem westlich vom Annaberge sich hinziehenden, tief eingeschnittenen Ruhthale sind diese Kalksteinbänke in mehreren Brüchen aufgeschlossen. Der Muschelkalk wird in vielen Öfen bei Goradze, Großstein und besonders bei Gogolin gebrannt und sowohl als Baumaterial wie zur Düngung verwendet. Die etwa

siebzig Kalköfen bei Gogolin verbreiten besonders bei windstillem, trübem Wetter einen gelblichen, widerlichen Qualm über die Umgegend.

Während für den Groß-Strehlitzer Kreis der Muschelkalk von besonderer Wichtigkeit ist, verdankt der Oppelner einen Teil seiner Industrie dem Kreidegebirge.

Die Kreidebildungen in der Umgegend von Oppeln und Leobschütz gehören nach Römers Annahme demselben Becken an, obgleich ein etwa vier Meilen breiter Zwischenraum mit diluvialen und tertiären Ablagerungen bedeckt ist. Für die Entwicklung der Industrie hat der Oppelner Kreidemergel eine hervorragende Bedeutung erlangt. Die größte Mergelpartie ist die von Oppeln, welche sich, in anderthalb Meilen Länge zusammenhängend, von Groszchowitz bis Czarnowanz an der Malapanemündung hinzieht. In Oppeln selbst und dicht unterhalb der Stadt steht der Mergel am Flußufer zu Tage. Dieser Punkt und ein anderer bei Krappitz, wo Muschelkalk und bunter Sandstein am Ufer sichtbar sind, bilden die einzigen Stellen, wo die Ober auf der Strecke von Oberberg bis Stettin feste Gesteinschichten durchbricht. Getrennt von dieser Hauptpartie befindet sich eine kleinere bei Klein-Döbern und eine dritte bei Karlsmarkt.

Auf der linken Seite der Ober bildet der Kreidemergel einen etwa zwei Meilen langen schmalen Streifen von Groß-Schimnik bis Halbendorf nordwestlich von Oppeln.

Der Oppelner Mergel, eine etwa 20—30 Meter mächtige Folge von Schichten eines weißen und hellgrauen Kalkmergels, ist nach seiner Festigkeit sehr verschieden. Mit der Zunahme des Thongehaltes wird das Gestein lockerer und zerfällt desto rascher an der Luft. Besonders thonreich ist er auf der linken Oberseite bei Sczapanowitz. Nirgends ist der Thongehalt so gering, daß der Mergel zu einem luftbeständigen Kalkstein würde, sondern er zerfällt stets an der Luft. Der Mergel ist reich an Versteinerungen, von denen Römer eine Reihe anführt.

„Als Untergrund der Felder bedingt der Mergel die im auffallenden Gegensatz zu der Sterilität der weiten, ringsum verbreiteten Sandflächen stehende Fruchtbarkeit derselben.“ — „Der polnische Name Opole (pole bedeutet Feld) für Oppeln deutet auf die wegen der Güte des Bodens schon früh erfolgte Urbarmachung desselben bei Oppeln, derzufolge die Umgebung als Sichtung in dem ringsum verbreiteten Walde erschien.“ (Römer a. a. O. S. 297.)

Der Oppelner Kreidemergel wird in mehreren, zum Teil auch vom Bahnhofe aus sichtbaren Fabriken zur Herstellung von Zement verwendet. Es war

der schon mehrfach genannte, um die Mineralogie und Geologie Schlesiens hochverdiente Geheime Bergrat Professor Dr. Römer, welcher die Industriellen Schlesiens zuerst auf die Verwendbarkeit des Mergels zur Darstellung von Zement aufmerksam machte. Schon früher wurde der Mergel zum Kalkbrennen benutzt; auch als Zuschlag auf Eisenhütten leistet er gute Dienste.

Nahe der Grenze des Mergels und Muschelkalkes, aber noch im Gebiete des letzteren liegt an der Mündung der Hohenplog das Städtchen Krappitz mit einem alten, ziemlich umfangreichen Schlosse, dem Herrensitze der Fideikommiß-Herrschaft Krappitz. Die mit diesem Schlosse in Verbindung stehende, die innere Stadt einschließende Ringmauer ist niedergerissen, der Wallgraben eingeebnet und in Gärten verwandelt. Die Bewohner beschäftigen sich zum Theil mit Ackerbau, andere finden Arbeit in den in der Nähe liegenden Kalköfen, andere bei der Oderschiffahrt.

Zur Gründung der Stadt Oppeln mag die durch die Mergelunterlage bedingte Fruchtbarkeit des Bodens oberhalb der Malapanemündung Veranlassung gegeben haben. Es scheint uns wenigstens viel richtiger zu sein, den Namen der Stadt von dem polnischen Worte pole = Feld abzuleiten, als, wie eine alte Chronik will, von Populia, Popolia (lateinisch: populus = Pappel). Die ältesten geschichtlichen Nachrichten, welche wir über Schlesien besitzen, nennen schon den Namen Oppeln; denn neben den Gauen Slenzane, Boborane, Deodessi werden noch die Gebiete der Oppolini und der Frowaten in Oberschlesien genannt. Die Oppolini sollen hier zwanzig civitates (Orte) bewohnt haben, von denen Opole der Hauptort war. Im Jahre 984 soll der hl. Adalbert auf der Reise von Prag nach Preußen hier das Christentum gepredigt und die Gründung einer Kapelle, der späteren Maria-Adalbertkirche, veranlaßt haben. Die Anhöhe, auf welcher diese Kapelle erbaut wurde, war jedenfalls schon vorher besetzt und trug auch eine Burg an der Stelle, wo sich das jetzige Schloß befindet. Daran reihte sich allmählich die Stadt, welche schon 1228 von dem castrum ausdrücklich unterschieden wird. In demselben Jahre wurde auch das hölzerne Pfahlwerk, durch welches die Stadt bisher besetzt war, durch eine Mauer ersetzt. Unter den selbständigen Herzögen, welche Oppeln schon am Ende des 12. Jahrhunderts hatte, ist besonders Jaroslaus 1178—1201 zu erwähnen. Nachdem dieser durch eine Empörung seinen Vater Boleslaw zur Abtretung von Oppeln sowie des Reiffe-Ottmachauer Gebietes gezwungen hatte, mußte er in den geistlichen Stand treten, um eine Vererbung des Gebietes auf eventuelle Nachkommen zu verhindern; er erhielt dabei die Anwartschaft auf den bischöflichen Stuhl zu Breslau. Als Bischof vermachte er dem Bistume das nach der Ottmachauer Burg benannte Gebiet, später



Gez. v. Th. Blätterbauer

Verlag v. C. Flemming in Glogau

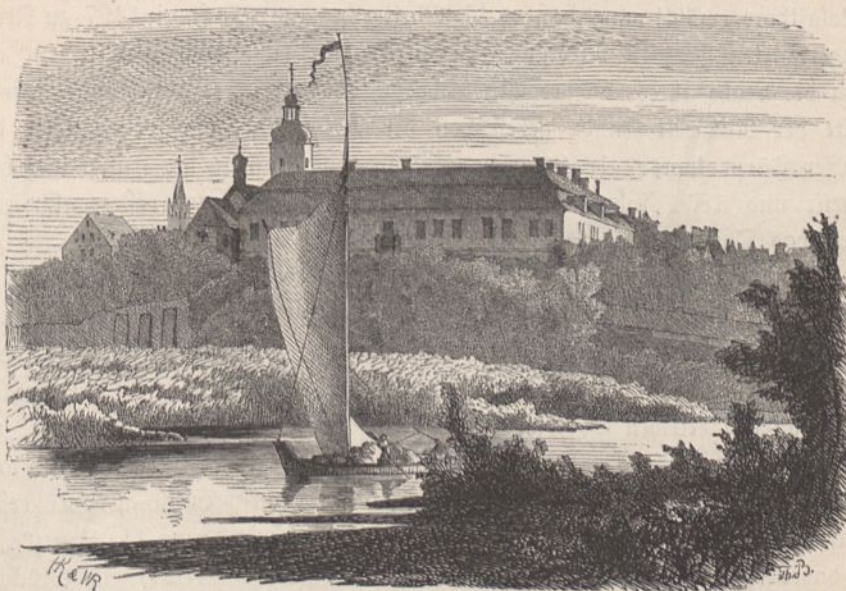
Gest. v. Pommer

OPIELN.

Fürstentum Meisse genannt, und legte so den Grund zur Macht und zum Glanze des „goldenen Bistums.“

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts nahm die Stadt bedeutend zu, da die Verleihung des deutschen Rechtes die Bürger von den schweren Verpflichtungen des polnischen Rechtes befreite und da Oppeln seit 1273 dauernd Residenz wurde.

Mit dem Aussterben der piastischen Herzöge im Jahre 1532 kamen Land und Stadt Oppeln in eine ungünstigere Lage, denn die österreichischen Kaiser,



K r a p p i t z.

an welche sie als erledigte böhmische Lehen fielen, verpfändeten sie wiederholt, und die Pfandinhaber thaten natürlich nichts für das Land. Daher hat Oppeln in den beiden Jahrhunderten bis zur Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen gar nicht zugenommen. War doch die Stadtmauer 1740 noch von demselben Umfange, welchen ihr Herzog Kasimir 1228 gegeben hatte.

Ihre heutige Bedeutung und ihr rasches Emporblühen in unserm Jahrhundert verdankt die Stadt zunächst dem Umstande, daß die 1816 errichtete ober-schlesische Regierung hierher verlegt wurde. Für diese erbaute man 1827 bis 1832 am Tuchmarke ein geräumiges, den heutigen Ansprüchen freilich nicht mehr völlig genügendes Gebäude. Neben der Errichtung der Regierung

war es die 1846 erfolgte Vollendung der oberschlesischen Eisenbahn, der Bau der Oppeln-Tarnowitzer Bahn und der Linie Oppeln-Groß-Strehlitz-Beuthen, was der Stadt eine immer größere Bedeutung verlieh; 1887 ist die neue Bahn von Oppeln nach Reisse dem Verkehr übergeben worden.

Die Einwohnerzahl, welche 1783 nur 2779 betrug, stieg bis 1861 auf 9608, bis 1880 auf 14447, bis 1885 auf 15967.

Oppeln muß einst einen recht malerischen Eindruck gemacht haben; denn die ehemals viel kleinere Stadt zählte vierzehn Türme, von denen einige jetzt nicht mehr vorhanden sind. Sämtliche fünf Thore hatten Türme. Von dem Nikolaithore erzählt man, daß es die Mutter des am 27. Juni 1497 zu Reisse hingerichteten Herzogs Nikolaus II. von Oppeln habe vermauern lassen, als man die Leiche ihres Sohnes hindurchgefahren hatte; die verschlossene Pforte sollte der Nachwelt Kunde geben von der stürmischen, ungerechten That des Reisser Fürstentages. 1848 wurde zunächst eine Passage für Fußgänger hergestellt und 1854 fuhr König Friedrich Wilhelm IV. zum erstenmal wieder durch das Thor.

Von dem 1426 auf der Paschete, einer Oberinsel, erbauten Schlosse ist infolge von Brand und Krieg nichts übrig geblieben, als der hohe, runde Turm und der Flügel unmittelbar am Eingange. Derselbe, sowie die später bei der Brennerei errichteten Gebäude dienen allerhand wirtschaftlichen Zwecken.

Von den Kirchen Oppelns ist zunächst die ehemalige Kollegiatkirche zum hl. Kreuz, die jetzige katholische Pfarrkirche, zu erwähnen. Sie ist eine dreischiffige Backstein-Hallenkirche ohne Querschiff, wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammend. Ihren Namen „zum hl. Kreuz“ soll sie daher haben, daß ihr der Bischof Klemens (1005—1027) ein Stückchen vom Kreuze Christi geschenkt habe, welches ihm vom byzantinischen Kaiser überfandt worden sei. Darauf deutet das halbe Kreuz im Stadtwappen, während der halbe Adler Oppeln als herzogliche Stadt kennzeichnet. Kollegiatkirche wurde die Kreuzkirche erst 1240.

Die älteste Kirche Oppelns, die Maria-Adalbertkirche, ist jetzt Filiale der Kreuzkirche und zugleich Gymnasialkirche. Sie wurde den Dominikanern überlassen, welche bis 1295 die Parochialrechte in Oppeln ausübten. Die Evangelischen hielten im 16. Jahrhundert in der Dominikanerkirche Gottesdienst. Später schmolz jedoch die evangelische Gemeinde so zusammen, daß sie zur Zeit der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen nur noch aus einer Person bestand; dann erfolgte eine rasche Zunahme. Im Jahre 1811 wurde den Evangelischen das säkularisierte Minoritenkloster als Pfarrermwohnung und Schulgebäude, die Klosterkirche als Pfarrkirche überwiesen. Der älteste Teil

dieser Kirche, der frühgotische Chor, soll aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammen.

Die nächste Umgebung von Oppeln ist gerade nicht reich an hübschen Plätzen und Vergnügungsorten. Der beliebteste in der Nähe der Stadt ist Wilhelmsthal, welches aus dem 1824 zerstückelten Schloßvorwerk entstand und nach dem Regierungsrat Wilhelm Krause benannt wurde.

Unerthhalb Meilen südlich von Oppeln liegen der Marktflecken und die



Altes Schloß zu Oppeln.

königliche Domäne Proskau, deren Namen in den landwirtschaftlichen Kreisen viel genannt werden. Die ausgedehnten Proskauer Güter waren durch mehrere Jahrhunderte im Besitze einer gräflichen Familie von Proskau, deren letzter Sproß 1769 im Duell fiel. 1783 kaufte Friedrich der Große die Herrschaften, und seitdem sind sie königliche Domäne. 1847 wurde auf dieser Domäne und in dem dazu gehörigen ehemaligen gräflichen Schlosse eine königliche landwirtschaftliche Lehranstalt (Akademie) errichtet, welche jedoch vor einigen Jahren mit der Universität Breslau vereinigt worden ist. Proskau hat zwar durch die Verlegung der Akademie einiges verloren, allein es ist keineswegs verödet,

denn es befindet sich hier noch eine Obst- und Gartenbauschule, ferner ein milchwirtschaftliches Institut, in welchem männliche und weibliche Personen (Meier und Meierinnen) ausgebildet werden, und eine Försterlehrlingschule, welche mit der dortigen Oberförsterei verbunden ist.

Eine Meile nördlich von Oppeln liegt an der Malapanemündung die königliche Domäne Czarnowanz, welche aus den Gütern eines 1810 säkularisierten Prämonstratenserinnen-Klosters besteht. Im Jahre 1228 verlegte Herzog Kasimir von Oppeln das in Rybnik von seiner Mutter Submilla gestiftete Jungfrauenkloster nach Czarnowanz; schon 1234 wird das Haus und der Konvent der hl. Jungfrau hier erwähnt. Das frühere Prälaturgebäude ist jetzt Wohnung des Pächters der Domäne, die Klosterkirche ist Pfarrkirche.

3. Abschnitt.

Der Unterlauf der Neisse. — Salkenberg. — Schloß Koppitz. — Grottkau. — Löwen. — Brieg: Geschichtliches, Herzog Georg II., Erbauer des Schlosses, andere Bauwerke, Johann Christian und Dorothea Sibylla, der letzte Pfast, der Chronist Lucä, Brieg in neuester Zeit. — Die Schlacht bei Mollwitz. — Ohlau.

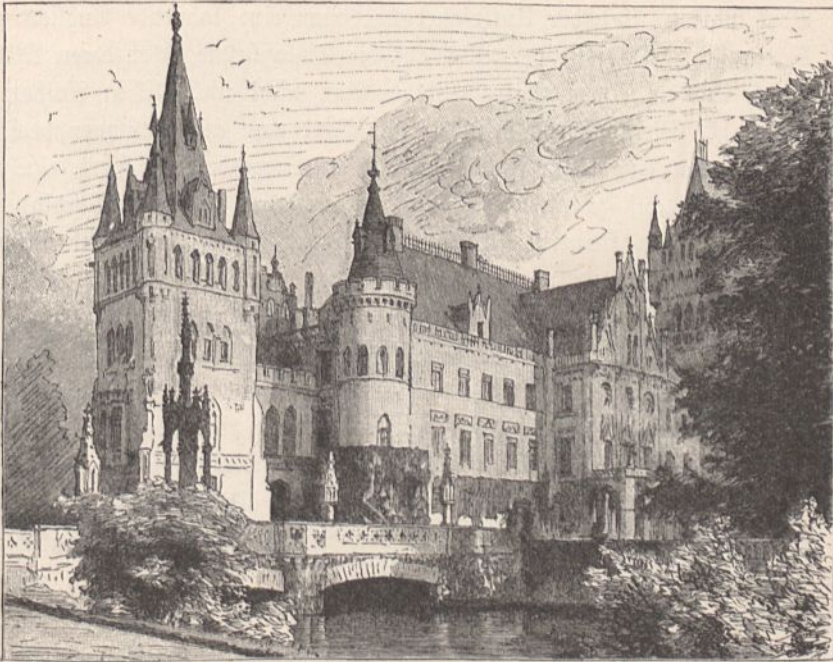
Nachdem die Ober etwa eine Meile unterhalb Oppeln rechts die Malapane aufgenommen hat, strömt ihr links in der Nähe von Schurgast die Glazer Neisse zu, welche mit einer Länge von 24 Meilen einer ihrer größten Nebenflüsse ist.

Die Glazer Neisse fließt von der Festung Neisse aus zunächst noch etwa eine Meile östlich, wendet sich dann aber direkt nördlich und behält diese Richtung im allgemeinen bis zu ihrer Mündung bei.

An Nebenflüssen strömt ihr auf dieser Strecke rechts die Steina zu, welche über Friedland und Falkenberg nordwärts fließt und bei Löwen mündet. Während das linke Neisse-Ufer größtenteils flach ist oder doch nur mäßig ansteigt, zieht sich auf dem rechten ein vom Gesenke ausgehender, zwischen der Neisse und Steina streichender Höhenzug hin, welcher besonders westlich von Falkenberg mit ziemlich steilen Rändern zum Neiffethale abfällt. Östlich wird dieser Rücken von einem sehr niedrigen sumpfigen Striche begrenzt, welcher sich der Steina entlang von Tillowitz über Falkenberg, Schedlau bis fast nach Löwen hinzieht. Zahlreiche Teiche füllen diese Niederung an, und Torfstiche geben vielen Leuten Beschäftigung.

Die Kreisstadt Falkenberg mit etwa 2000 Einwohnern liegt inmitten dieses Teich- und Moorgebietes an der Steina. Die Bewohner beschäftigen sich teils mit Ackerbau, teils mit Kleinhandel.

Der Kreis Falkenberg wird westlich vom Grottkauer begrenzt. Die Straße von Falkenberg nach Grottkau überschreitet die Neiße in der Nähe eines der schönsten Herrensitze Schlesiens, des Schlosses Roppitz. Die Herrschaft Roppitz gehörte nebst dem südlich daran grenzenden Winzenberg bis 1859 der gräflichen Familie v. Sierstorpff. In diesem Jahre kaufte beide Graf Hans Ulrich Gotthard v. Schaffgotsch. Dieser ließ an der Stelle des alten Schlosses im Jahre 1864 einen imposanten Neubau im gotischen Stile aufführen.



Schloß Roppitz.

Schloß Roppitz liegt zwar in der Ebene, wo doch das Terrain selbst die Herstellung schöner landschaftlicher Bilder nicht begünstigt; allein durch die Wirkung großer Baumgruppen, Wiesenflächen und Wasserpiegel in dem über hundert Hektar großen Parke in Verbindung mit der Architektur sind doch wahrhaft fesselnde Bilder geschaffen worden. Das Schloß ist besonders an der Ostseite mit Giebeln, Vorbauten, Erkern und Türmen reich ausgestattet und präsentiert sich höchst malerisch. Durch die Unterfahrt gelangen wir in eine Halle, welche mit Rittern auf gepanzerten Pferden, Wappenemblemen, reichem Schnitzwerk und einer schönen Holzdecke ausgestattet ist. Zwei Treppen

führen zu breiten, von acht Säulen getragenen Galerien, von welchen man in die oberen Stockwerke gelangt. An diese Halle stößt eine andere mit schönem gotischen Netzgewölbe, reich bemalt und mit schöner, hoher Eichenvertäfelung versehen; sie dient als Speisesaal. Außerdem sind im ersten Stock noch der Empfangssaal und der große Festsaal sehenswert, von denen der letztere mehrere wertvolle Gemälde und andere Kunstwerke enthält. Die Kapelle mit ihren bunten Fenstern macht einen dem imposanten Bauwerk durchaus entsprechenden Eindruck.

Vom Balkon über der Unterfahrt hat man eine lohnende Aussicht nach drei Seiten hin. Da fällt der Blick auf die Schloßbrücke, über deren Mittelpfeiler sich in dem einem Sakramentshäuschen nicht unähnlichen Aufbau die Statue des hl. Christophorus befindet; da schaut man auf Baumgruppen und Wasserspiegel, auf eine kleine Anhöhe, welche ein Siegesdenkmal ziert, eine vergoldete Viktoria auf granitener Säule, und endlich auf den Vorplatz des Schlosses mit seinen steinernen Brunnen, eisernen Randelabern und Teppichbeeten!

Die Chaussee nach der Kreisstadt Grottkau führt etwa eine Meile nordwestlich.

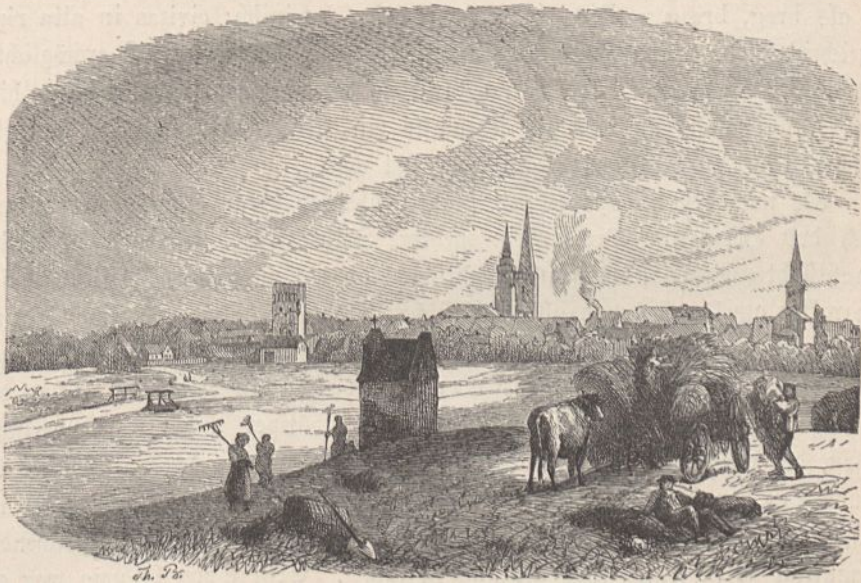
Grottkau ist eine von den zahlreichen zu deutschem Rechte ausgefetzten Städten, welche neben schon bestehenden Ansiedelungen gegründet wurden. Hier erinnern das Dorf Alt-Grottkau und die südlich der Stadt gelegene sogenannte Altstadt, ein Teil der städtischen Feldmark, an jene älteren Orte. Der Name der Stadt ist ohne Zweifel slawischen Ursprungs und hängt wahrscheinlich mit dem Worte *grad*, ein umfriedeter Platz, eine Burg, zusammen. Es war für das Schicksal der Stadt auf ein halbes Jahrtausend entscheidend, daß sie Herzog Boleslaw 1324 an das Bistum Breslau verkaufte. Grottkau wurde nun mit dem Fürstentum Neisse vereinigt und blieb bis zur Säkularisation 1810 bischöflicher Besitz.

Die Kirche ist frühgotisch und hat eine schöne Turmspitzpyramide innerhalb eines Innenkranzes. Die Krönung eines alten Thorturmes gehört noch der Renaissance an; der Ratsturm vereinigt Gotik und Renaissance.

Jetzt ist Grottkau Hauptstadt eines Kreises, welcher seiner Gestalt nach zu den am wenigsten begünstigten in Schlesien gehört. Er besteht nämlich aus dem Gebiete von Grottkau und dem weit südwestlich gelegenen Ottmachauischen, welches Neisse viel näher liegt; Ottmachau ist nach der Bahnlinie gerechnet von Neisse zwei Meilen, von Grottkau etwa sechs Meilen entfernt.

Obwohl der Boden im Grottkauer Kreise gut genannt werden muß, denn der Reinertrag von einem Hektar beträgt durchschnittlich 24 Mark — der

beste Kreis ist in Oberschlesien der Neobischitzer mit 32 Mark, der schlechteste der Lubliner mit 6 Mark vom Hektar — so hat doch die ländliche Bevölkerung in letzter Zeit abgenommen. Wenn in manchen Kreisen, wie in Oppeln, Pleß und Falkenberg, in denen die Zählung von 1885 auch eine Abnahme der ländlichen Bevölkerung festgestellt hat, die sehr mangelhafte Bodenbeschaffenheit als Grund angesehen werden kann, so werden wir bei Neisse, Grottkau und Kosel, welche doch größtenteils guten Boden haben, dem Überwiegen des



Grottkau.

Großgrundbesitzes in manchen Gegenden einen Teil der Schuld für die Abnahme der Bevölkerung beimessen können.

Bei dem Städtchen Löwen überschreitet die oberschlesische Eisenbahn die Neisse, und eine kurze Strecke weiter nördlich mündet dieser Fluß in der Nähe von Schurgast in die Oder. Bis zu dieser Stelle, bei welcher die Wassermasse der Oder bedeutend vermehrt wird, ist, wie schon erwähnt wurde, die Stromregulierung bereits durchgeführt, die Strecke bis Kosel wird demnächst in Angriff genommen werden.

Eine kurze Fahrt bringt uns nach der berühmten Stadt „der Pfaffen zum Briege,“ der Stadt, wo Herzog Georg II. und seine edle Gemahlin Barbara regierten, wo unter diesem Fürstenpaare die Renaissance in Schlesien zu so

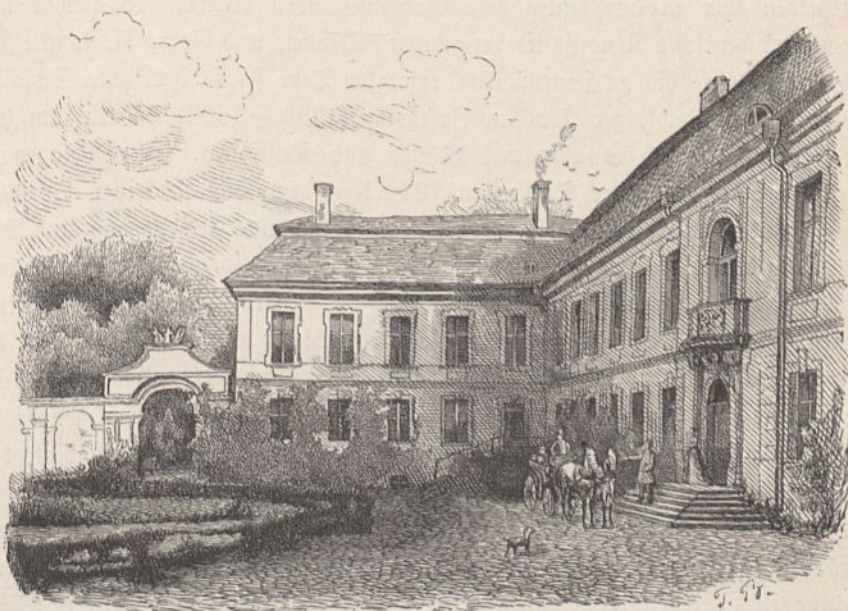
herrlicher Blüte kam und wo sich in neuester Zeit aus dem durch die Festung eingegengten mittelalterlichen Kerne eine der schönsten Städte Schlesiens entwickelt hat.

Die älteste Niederlassung in dieser Gegend der Oder scheint nicht an der Stelle des heutigen Brieg gestanden zu haben, denn wir besitzen beglaubigte Nachrichten, daß schon in vorchristlicher Zeit in dem Walde zwischen Brieg und Ohlau ein befestigter Ort, das Kastell Ritschen, stand, von welchem noch einige Ruinen vorhanden sind. Aber auch die Stelle, wo jetzt Brieg sich befindet, muß schon in alter Zeit wichtig gewesen sein, wie aus dem Umstande hervorgeht, daß sie als breg, brzeg = Ufer, d. h. hohes Ufer, lateinisch: civitas in alta ripa bezeichnet wird, welches einen bequemeren Übergang über den Fluß ermöglichte, als andere Stellen an der Oder. Zur Zeit des Mongoleneinfalls stand hier ein festes Schloß, an das sich jedenfalls ein kleiner polnischer Ort anlegte, welcher 1250 zu deutschem Rechte ausgefetzt wurde.

Als nach dem im Hause der Piasten üblichen Grundsätze der Erbteilung auch das Herzogtum Breslau in mehrere Teile zerfiel, wurde 1311 Brieg Hauptstadt eines selbständigen Fürstentums und hat zugleich mit Liegnitz diesen Charakter am längsten von allen schlesischen Städten behalten, nämlich bis zum Aussterben des Piastenhauses im Jahre 1675. Brieg hat seinen Herzögen manches Gute zu verdanken, hat aber auch viel Übles erfahren. Schon der erste Herzog, Boleslaus, war ein höchst gewaltthätiger und verschwenderischer Fürst, der wiederholt Teile seines Landes verpfändete, Kirchen und Klöster beraubte, in den Bann verfiel und sich von demselben erst befreite, als er infolge des Genußes von dreizehn jungen Hühnern und einer entsprechenden Quantität Wein seinen Tod herannahen fühlte. Sein Sohn Ludwig war ein trefflicher Fürst, dagegen drückte der Enkel, Ludwig II., das Land sehr hart, weil er auf seinen Reisen und am Hofe des Kaisers viel Geld brauchte.

Das 15. Jahrhundert brachte wie ganz Schlesien so auch der Stadt Brieg schwere Leiden. Glücklicher war das 16., denn Brieg besaß in dieser Zeit zwei Regenten, welche zu den trefflichsten Piasten gehören, Friedrich II. und Georg II. Unter ersterem fand die Lehre Luthers auch in Brieg ohne jede Gewalt Eingang; er war es auch, welcher mit dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg 1537 die Erbverbrüderung schloß, auf welche Friedrich der Große seine Ansprüche auf Schlesien stützte. Dabei wurde eine Doppelheirat verabredet zwischen dem Kurprinzen von Brandenburg und der einzigen Tochter Friedrichs II., Sophie, sowie zwischen Friedrichs zweitem Sohne Georg und Barbara von Brandenburg. Während Friedrich II., der zugleich Liegnitz besaß, seine Sorgfalt mehr seiner gewöhnlichen Residenz Liegnitz zuwandte, indem er sie durch Bauten verschönerte, erwarb sich sein Sohn Georg II., welchem bei

der Erbteilung Brieg zufiel, um dieses Fürstentum große Verdienste; denn er ließ seinem Lande „ein Maß von landesväterlicher Fürsorge zu teil werden, die seine lange, vierzigjährige Regierung, die noch dazu in eine Periode fast ungestörten Friedens fiel, zum großen Segen hat werden lassen. Er ist als Regent unermülich thätig, sucht durch Verordnungen der verschiedensten Art neue verständige Organisationen ins Leben zu rufen, die Lasten der Unterthanen zu mildern und Übelständen entgegenzuarbeiten, Arbeit und Verdienst



Schloß Löwen.

zu schaffen, den Gesetzen strenge Geltung zu verschaffen, aber auch durch Gnade und Milde die Herzen sich zu gewinnen. Die geordneten Zustände seines Landes lieferten ihm dann die Mittel, seine Domänen zu vergrößern, wie er denn für mehr als 150000 Thaler Güter, darunter die ansehnliche Herrschaft Reherndorf (Karlsmarkt) mit sechs Dörfern, denselben hinzuzufügen vermocht hat. Deren sorgfältige Bewirtschaftung, die Erhöhung ihrer Erträge, ihre Verschönerung durch den Bau von Schlössern und Anlage von Gärten, in denen dann ausländische Gewächse mit Kunst gezogen, auch wohl für jene Zeit seltenerere Thiere, z. B. Schwäne und Fasanen, gehegt wurden, die Zucht von Rassen der verschiedensten Rassen, die er aus aller Herren Länder sich zusammenbrachte, und vor allem das, was zur Pflege des von ihm sehr hoch

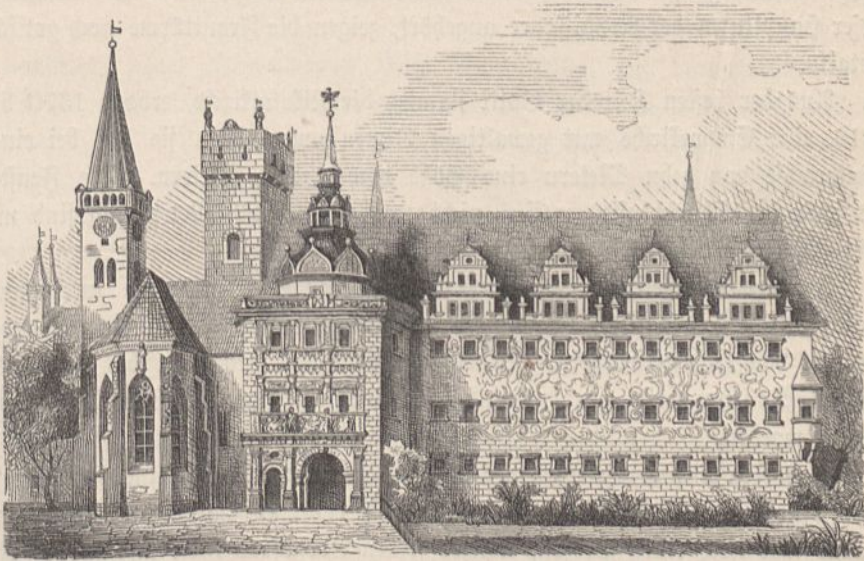
gehaltenen Weidwerkes gehörte, das waren ihm Gegenstände besonderer Liebhaberei.“ (Grünhagen, Gesch. Schlef. II.)

Seine Residenzstadt Brieg verdankt seiner Regierung mehrere monumentale Bauten, und zwar besonders die Vollendung des von seinem Vater 1544 begonnenen Schlosses, eines der schönsten Denkmäler der Renaissance in Schlesien. 1547 kam Georg II. zur Regierung und ließ nun unausgesetzt an dem Ausbau des Schlosses arbeiten, welchen der italienische Baumeister Jakob Baar und neben ihm in den letzten zehn Jahren Niuron leitete. 1574 war das Prachtwerk deutscher Renaissance im ganzen vollendet, und Georg II. konnte sich noch zwölf Jahre bis zu seinem 1586 erfolgten Tode seines herrlichen Schlosses freuen. Sein Nachfolger Joachim Friedrich (1586—1602) änderte am Gebäude nichts, umgab es aber mit Wällen und Bastionen. Die Belagerung durch die Schweden unter Torstenson 1642 that dem Schlosse keinen Schaden; daher konnte Herzog Georg III. (1650—1664) an eine Erweiterung und Verschönerung denken, indem er dem Stile des Schlosses entsprechende Nebengebäude auführen ließ. Damals stand das Schloß in seiner Vollendung und seiner ganzen Schönheit da, und in dieser Gestalt sucht es uns das Schriftchen des Baumeisters Kunz vorzuführen; denn es ist von dem edlen Werke deutscher Renaissance nur ein Teil des Portals gut erhalten; der größte Teil wurde bei dem Bombardement durch die Preußen im Frühjahr 1741 so beschädigt, daß er allmählich verfiel; was noch erhalten ist, dient als Getreidemagazin.

Aus der sehr ansehnlichen, zwölf Fenster zählenden Fassade trat um ein beträchtliches Stück das Thorgebäude hervor, auf dessen künstlerisch reiche Ausstattung in Schlesien besonderer Wert gelegt wurde. Eine besonders in Schlesien heimische und z. B. auch bei den Piastenschlössern in Liegnitz, Haynau und Ols anzutreffende Bauform teilte den Eingang in ein breiteres und höheres Thor für Wagen und Reiter und ein kleineres für Fußgänger. Die unsymmetrische Einteilung des Erdgeschosses dieses Portalbaues hat der Baumeister in den höhern Etagen sehr geschickt auszugleichen gewußt. Sehr reich ist der Figuren- und Wappenschmuck sowohl auf der Attika der untern Pilasterstellung wie zwischen dem mittlern und obern Stockwerk. Unten erblicken wir gleichsam als Hüter des Thores die lebensgroßen Sandsteinfiguren des fürstlichen Erbauers und seiner Gemahlin Barbara, oben, friesähnlich angebracht, 29 steinerne Brustbilder von alten Piastherzögen. Fügen wir dazu noch die andern, den besten griechischen Mustern vergleichbaren Ornamente, sowie den an Stelle des jetzigen Walmdaches einst sichtbaren „hohen Turm, zweimal durchsichtig mit großen Fenstern, kupfernen Dachungen, sonderlich mit vielen vergolbten Knöpfen geziert,“ wie ihn Lucä in seinen „Kuriosen Denkwürdigkeiten“ beschreibt, so

können wir uns annähernd eine Vorstellung von diesem imposanten Portalbau machen. Der eigentliche Schloßthurm erhob sich auf dem Schloßgebäude hinter der Hedwigskirche; vier Ritterfiguren standen in den Ecken, und wappenhaltende Löwen schmückten ihn.

Neben der Fassade — die andern Seiten und Flügel wurden künstlerisch nur wenig berücksichtigt — wandte man der Ausschmückung des Hofes besondere Sorgfalt zu. Diesen Hof, von welchem nur wenig erhalten ist, hat Kunz nach den Angaben des Lucä in seinem Werkchen zu rekonstruieren gesucht. „Dank



Schloß in Brieg.

seiner Mühe steht das Bild des auf allen Seiten von Loggien umgebenen, mit schönen Platten belegten Schloßhofes, dessen triumphbogenartige Einfahrt im Südwesten dem äußern Portale entspricht, in voller Klarheit vor unserm geistigen Auge: wir sehen die mit ornamentierten Pilastern eingefassten und mit prächtigen Gesimsen bekrönten Thüren und Fenster, deren Schmuck zum Glück wenigstens teilweise bis auf unsere Zeit sich gerettet hat, wir wandeln in Gedanken auf den lustigen Galerien, deren Wände starke Geweihe oder die derbnativen Schildeereien mächtiger Tiere zierten; die der bekannten Weidlust der Brieger Herzöge zur Beute gefallen waren, und wir bewundern in dieser einfach edlen Bauanlage ebenso die Erfüllung des praktischen Bedürfnisses, als die schöne Zugabe der Kunst, deren Würde den Hof des Pfaltenschlosses zu

einem der schönsten seiner Gattung im ganzen weiten Gebiete diesseits der Alpen gestaltete.“

Der zweite wichtige Bau, welchen Georg II. 1564—1569 aufführen ließ, war das Gymnasium, auch ein schloßähnliches Gebäude in der Höhe von drei Stockwerken mit achtzehn Fenster Front, neun Giebeln und einem Turme; auf den Giebeln standen die neun Musen, auf dem Turme das Bild des Apollo.

Die Baulust und die künstlerische Richtung des Fürsten wirkten auch auf die Stadt, welche in jener Zeit eine Schule baute, 1570 dem Rathhause seine jetzige Gestalt gab und 1576—1577 den Ratsturm aufführen ließ. Während dieser Hauptturm der Renaissance angehört, zeigen die Fronttürme noch gotische Details.

Aus der besten Zeit der Gotik stammt die Nikolaikirche, erbaut 1370 bis 1416, eine Emporkirche mit gewaltigen Dimensionen; denn sie hat bei einer Pfeilerachse von zehn Metern eine Höhe von dreißig Metern. Die Fenster des schlanken Chorschlusses messen nicht weniger als 23 Meter und sind mit recht schönem Maßwerk verziert.

In der evangelischen Kirche sind erwähnenswert zahlreiche interessante Epitaphien und das Denkmal des Generals von Geßler, des Helden aus der Schlacht von Hohensriedeberg. Leider sind viele von den etwa bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts zurückreichenden Grabsteinen zum Pflastern der Kirche benutzt worden.

Das Fürstentum Brieg war im 16. Jahrhundert durch eine Reihe trefflicher Fürsten zu hoher Blüte gelangt, und der Ausgang des Jahrhunderts brachte ihm noch einen Herzog, welcher seinen Vorfahren nicht nachstand. Johann Christian, welcher sich 1610 mit der trefflichen Dorothea Sibylla, einer Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg vermählte, war ganz geeignet, seinem Ländchen den Frieden und den Wohlstand zu erhalten, allein der furchtbare Krieg legte seine Thätigkeit lahm. Als er die Leiden des Krieges auch über Schlesien hereinbrechen sah, als nach der Schlacht am Weißen Berge den Protestanten und Reformierten nur die trostlose Aussicht auf den Niedergang ihrer Sache blieb, als Johann Christian in die verwickelten Verhältnisse nicht Ordnung zu bringen vermochte, legte er 1621 sein Amt als Landeshauptmann nieder und ging mit seiner Gemahlin nach Frankfurt a. O. in das Land seines Schwagers, des Kurfürsten von Brandenburg. Fern von der Heimat starb der Fürst 1639, tiefgebeugt über die Niederlage der protestantischen Sache; seine Gemahlin Dorothea Sibylla war ihm schon 1625 im Tode vorausgegangen. Das Fürstenpaar, welchem dreizehn Kinder geboren wurden, von denen bei des Vaters Tode zwei Töchter und drei Söhne am

Leben waren, ahnte wohl nicht, wie nahe das Erlöschen ihres Geschlechtes bevorstehe. Von den vier Söhnen Johann Christians starb der eine noch vor dem Vater und von den übrigen drei, welche sich in das väterliche Erbe theilten, hatte nur der jüngste, Herzog Christian, einen männlichen Nachkommen, auf welchem die Zukunft des Piastengeschlechtes beruhte.

Dieser Prinz, Namens Georg Wilhelm, entwickelte sich an Körper und Geist so vortrefflich, daß die Stände schon in seinem 15. Lebensjahre die Mündigkeit beschloffen, deren Bestätigung er noch in demselben Jahre 1675 persönlich in Wien vom Kaiser erlangte. „Freundlich nahm ihn der Kaiser auf, und der erst 15jährige Herzog erregte durch seine jugendliche Schönheit, die Gewandtheit seiner Unterhaltung, seine Beredsamkeit und vornehmlich durch seinen augenscheinlich über seine Jahre hinaus entwickelten Geist solches Aufsehen am Hofe, daß einige Tage, wie der spanische Gesandte berichtet, die ganze Stadt und der Hof von nichts als dem jungen Prinzen gesprochen hat. Vorsichtig bewegte er sich auf dem schlüpfrigen Parkett des Hofes, wo so viele Augen ihn lauern beobachteten. Als ihm einst die verfängliche Frage vorgelegt ward, welche Religion er für die beste halte, antwortete er kurz gefaßt: »Gott und dem Kaiser treu zu sein.« . . . Der junge Prinz gewann sich schnell die Herzen durch eine bezaubernde Freundlichkeit und mildes Wohlwollen, während er dabei doch zum Staunen aller, die sein Alter in Betracht zogen, mit großem Eifer sich der Staatsgeschäfte annahm, über alles selbst unterrichtet sein wollte und gleich von vornherein Reformen der Landesverfassung und Verwaltung in Aussicht nahm, Gesetzentwürfe zu diesem Zwecke und eine neue Instruktion für die Beamten ausarbeiten ließ. Der Kaiser selbst ernennet ihn zum Kommissar für den nächsten Fürstentag.“ (Grünhagen, Gesch. Schlef. II, S. 358.)

Und dieses hoffnungsvolle Leben wurde noch in demselben Jahre geknickt; am 21. November 1675 war Herzog Georg Wilhelm eine Leiche. Dem Weidwerk wie seine Vorfahren zugethan, zog er sich bei einer Jagd im Oderwalde eine Erkältung zu, welche seinen frühzeitigen Tod zur Folge hatte. Als er seinen Tod herannahen fühlte, schrieb er von Brieg aus eigenhändig einen Brief an den Kaiser, welcher von der Begabung des jungen Fürsten deutliches Zeugnis ablegt. Nachdem er erklärt hat, daß er zwar gern noch länger leben würde, daß er sich aber dem Willen Gottes füge, fährt er fort: „Diesen himmlischen Ratschluß nehme ich mit unerforschlichem und willigem Gemüte an. Bevor ich aber solche Schuld der Natur bezahle, lege ich mit unsterblichem Danke für allen meinem Hause und mir erzeigten kaiserlichen Schutz, Huld und Gnade dasjenige zu ideo Füßen allergehorsamst nieder, was Ew. Majestät die Rechte

nach meinem Tode zueignen.“ Nachdem dann der Herzog seine Mutter und seine übrigen Verwandten dem Schutze des Kaisers empfohlen, bittet er, derselbe wolle „vornehmlich aber meine armen Unterthanen bei ihren Privilegien und bisherigen Glaubensübungen in kaiserlicher Huld und Gnade ferner allergnädigst erhalten.“ Es ist genug bekannt und schon beim Abschnitt über Siegnitz hervorgehoben worden, wie wenig der Kaiser diese letzte Bitte erfüllte und wie der Religionsdruck bald auch über die Fürstentümer Siegnitz, Brieg und Wohlau hereinbrach. Die Leiche des letzten Piasten wurde in der bald darauf von seiner Mutter erbauten prächtigen Gruft in Siegnitz beigesetzt.

Für die Geschichte der letzten piastischen Herzöge ist das Werk des Brieger Hospredigers Lucä mit dem Titel: „Schlesiens curieuse Denkwürdigkeiten oder vollkommene Chronika“ von Wichtigkeit; auch seine Selbstbiographie wird stets Wert behalten, weil sie einen guten Einblick in das Familienleben jener Zeit gewährt. Dagegen ist Lucä wegen eines früher von ihm unter dem Pseudonym Lichtstern etwas leichtfertig verfaßten Werkes: „Schlesische Fürstenkrone“ von seinem freilich viel gründlicheren Zeitgenossen, dem Siegnitzer Senator Thebesius, sehr scharf angegriffen und z. B. auch mit dem Namen „Irrstern“ belegt worden.

Im ersten schlesischen Kriege wurde Brieg, damals noch Festung, nach etwa zweimonatlicher Einschließung durch Kapitulation an die Preußen übergeben; die Festungswerke wurden 1807 von den Bayern und Franzosen abgetragen, und Brieg hat sich auf denselben eine der schönsten Promenaden geschaffen, welche schlesische Städte besitzen.

Brieg hat sich im Laufe unsers Jahrhunderts zu einer der volkreichsten Städte Schlesiens entwickelt; die Einwohnerzahl betrug 1885 18909; an den alten ehemals durch die Festung eingeengten Kern haben sich neue, schöne Stadtviertel angelegt, z. B. der nach dem Bahnhofe sich ausdehnende Stadtteil, der jeder Großstadt würdig ist. Brieg ist jetzt Sitz eines königlichen Landgerichtes; es besitzt ein evangelisches Gymnasium, eine Landwirtschaftsschule und ein Gewerbehause zur Förderung des Gewerbefleißes. Bedeutend ist die Fabrikation von Leder, Posamentierwaren, Zucker und Zigarren.

Etwas eine Meile westlich von Brieg liegt das Dorf Mollwitz, in dessen Nähe am 10. April 1741 die denkwürdige Schlacht geschlagen wurde, mit welcher der Siegeslauf des großen Friedrich begann.

Vom 16. Dezember 1740, an welchem Tage die ersten preußischen Truppen

die schlesische Grenze überschritten, bis zum 8. Februar 1741 war die Besetzung von ganz Schlesien vollendet; denn an diesem Tage hatte der vom Feldmarschall Schwerin entsandte Oberst Lamotte den südlichsten Posten Schlesiens, die Schanzen im Jablunkapasse, besetzt. Ganz Schlesien mit Ausnahme der Grafschaft Glatz und der Festungen Glogau, Brieg und Neisse war nun in der Gewalt des Königs, dessen Truppen in einer etwa dreißig Meilen langen Linie von Reichenbach bis zum Jablunkapasse standen. In Ratibor wurde das Hauptmagazin für Oberschlesien angelegt. Im Anfange des März, in der Nacht vom 8. zum 9., wurde Glogau durch den Erbprinzen Leopold von Dessau mit Sturm genommen. (Wir folgen der Darstellung Grünhagens in: Erster schles. Krieg, I, S. 170 ff.)

Es war klar, daß im Frühjahr 1741 ein österreichisches Heer nach Schlesien einrücken würde, um die Preußen zu vertreiben. Friedrich erwartete, daß dasselbe in der Gegend von Neisse aus dem Gebirge hervorbrechen werde; schrieb er doch an den Fürsten von Anhalt: „Nach der jetzigen Situation bin ich hauptsächlich vor die beiden Posten von Ziegenhals und Weidenau besorgt, als welche einem feindlichen Einfalle am meisten exponiert sind.“ Er gedachte daher, während die Belagerung von Neisse fortgesetzt würde, das ganze Heer auf beiden Seiten der Neisse so aufzustellen, daß es bequem in zwei Tagen vereinigt werden könnte, und gab Schwerin entsprechende Befehle zu schleuniger Ausführung; doch dieser war anderer Meinung. Er glaubte nicht, daß das österreichische Heer direkt auf Neisse zu marschieren, sondern daß es auf der großen Straße über Troppau und Jägerndorf nach Schlesien einbrechen werde. Der Marschall, welcher damals den jungen, im Kriege noch wenig erfahrenen König weniger wie seinen Herrn, als vielmehr wie seinen Schüler behandelte, wußte denselben für seine Ansicht zu gewinnen, da er ihm auch vorstellte, der Feind könne das Aufgeben der bisherigen Stellungen für einen Rückzug halten. Der König zog also mit den ihm zu Gebote stehenden Truppen zur Vereinigung mit Schwerin, traf mit diesem am 30. März in Neustadt zusammen und brach am 1. April nach Jägerndorf auf. Eine kleine österreichische Reiter-schar unter dem General Baranyay, welche in der Gegend von Troppau und Jägerndorf umherschwärmte, brachte nun auch den König zur vollen Überzeugung, daß die Gefahr von dieser Seite her drohe und daß Schwerins Ansicht die richtige sei, der Feind könne wegen der Berge und der grundlosen Wege die Straße über das Gefenke auf Zuckmantel, Ziegenhals und Neisse nicht wählen.

„Da brachten mit einemmal am 2. April einige Überläufer vom Sichtensteinschen Dragonerregimente dem Könige und seinem Heerführer nach Jägern-

dorf die furchtbar überraschende Kunde, daß das österreichische Hauptheer bereits an ihren Stellungen vorbeigegangen sei und über das Gebirge nach Neisse marschiere.“

Der österreichische Feldzeugmeister Graf Reipperg, welchem Maria Theresia die Führung des gegen Friedrich II. operierenden Heeres anvertraute, hatte mit großer Kühnheit den in jener Jahreszeit außerordentlich beschwerlichen Marsch über Freudenthal, Engelsberg, Hermannstadt, Zuckmantel, Biegenhals auf Neisse gewählt und gelangte unbehelligt mit etwa 15000 Mann am 5. April in Neisse an, wo er mit Jubel empfangen wurde und wo von Glatz her noch fast drei Regimenter zu ihm stießen.

Die Lage des Königs war sehr gefährlich; denn der Feind war ihm fast zwei Tagemärsche voraus und konnte nach noch zwei Tagen Brieg erreichen und die Munitionsvorräte und Magazine in Ohlau wegnehmen.

Die größte Eile war also nötig, um die höchste Gefahr möglicherweise noch abzuwenden. Den bei Ratibor, Grottkau und Schweidnitz stehenden Truppenteilen wurden bestimmte Befehle gegeben; der König raffte an Truppen zusammen, was er schnell erreichen konnte, und nun ging es in Gewaltmärschen nordwestwärts. Am 4. April erreichte man Neustadt, am 5. Steinau und am 6. gelang der Übergang über die Neisse unterhalb des Dorfes Michelau.

Reipperg hätte den König in die größte Gefahr bringen können, wenn er von Neisse rasch nach Norden aufgebrochen wäre. Er blieb aber hier zwei Tage, weil er seinen durch den Gebirgsmarsch erschöpften Soldaten einige Erholung gönnen wollte und weil er über die Stellung der Preußen schlecht unterrichtet war. Am 7. April brach er auf, erreichte am 8. Grottkau, ging am 9. auf der Straße nach Ohlau vor und legte am Abende seine Truppen in die Dörfer Bärzdorf und Laugwitz, während er selbst mit einem Teile der Reiterei in dem näher an Brieg gelegenen Dorfe Mollwitz Quartier nahm. Von der Stellung des Königs, der ihm sehr nahe stand, hatte er keine Kunde, ein Umstand, der nur zum Teil durch das Schneetreiben jener Tage erklärlich ist.

Der König ging am 8. April von Michelau aus nordwestlich, erreichte am Abende das kaum anderthalb Meilen von Mollwitz entfernte Dorf Alzenau-Pogarell, den Kreuzungspunkt der Straßen Löwen-Ohlau und Grottkau-Brieg, und war fest entschlossen, am folgenden Tage die Österreicher anzugreifen. Daß er dies nicht that, lag zum Teil an dem sehr schlechten Wetter, zum Teil aber auch daran, daß Reipperg seinen Marsch nicht fortsetzte und also die Magazine in Ohlau nicht gefährdet waren. Für den 10. April aber wurde die Schlacht angeordnet.

Die Ebene, auf welcher die erste Schlacht um den Besitz Schlesiens geschlagen wurde, liegt südwestlich von Brieg, etwa eine Meile von der Stadt entfernt. In nördlicher Richtung fließt durch sie trägen Laufes der Ulmenbach oder das Konradswaldbauer Wasser, in welches sich bei Mollwitz das nordwestlich fließende Laugwitz'er Wasser, auch der Kleine Bach genannt, ergießt. Dieses letztere mit seinen sumpfigen Ufern als Deckung zur Linken marschierte Friedrich zum Angriffe gegen Neipperg. Dieser war auch jetzt noch von der Stellung des Gegners so wenig unterrichtet, daß er durch Raketen, welche der Kommandant von Brieg von den Türmen der Stadt aufsteigen ließ, von dem Anmarsch des Feindes benachrichtigt werden mußte. „Hätte,“ wie ein Zeitgenosse sagt, „der König damals nur den vierten Teil der Erfahrung besessen, die er seitdem erworben hat, er hätte Neipperg und seine ganze Armee gefangen genommen, oder das, was nicht gefangen genommen worden wäre, würde in die Pfanne gehauen worden sein. Der König brauchte nur in Kolonnen rüstig weiter zu marschieren und zu gleicher Zeit auf die Dörfer Mollwitz u. sich deployieren, sie hätten nicht Zeit gehabt, auch nur die Pferde zu satteln, geschweige denn eine ordentliche Schlachtordnung zu bilden.“ Da jedoch diese Sachlage durch vorgeschobene Reiterfähren verdeckt wurde, so stellte er sein Heer hinter dem zwischen den genannten zwei Bächen liegenden Dorfe Pampitz ordnungsmäßig zur Schlacht auf, so daß seine linke Flanke durch den Ulmenbach gedeckt wurde.

„Das Heer zählte 17760 Mann Infanterie und 4680 Reiter, im ganzen 22440 Mann mit ungefähr 28 Kanonen, ausschließlich der Bataillonsgeschütze, während die Österreicher nur 12700 Mann Infanterie mit 18 Geschützen in die Schlacht geführt haben, aber dagegen 9460 Reiter, so daß die Totalsumme einen nur geringen Unterschied ergab (22440 gegen 22160 Mann).“ Das preussische Heer war in zwei Treffen aufgestellt, deren erstes unter Schwerin 17 Bataillone Fußvolk und 10 Schwadronen Reiter auf den beiden Flügeln, das zweite 11 Bataillone und ebenfalls 10 Schwadronen rechts und links zählte. Zur Stütze der Reiterei, welche der österreichischen zu sehr an Zahl nachstand, hatte der König zwischen die Schwadronen links ein und rechts zwei Bataillone Infanterie aufgestellt.

Auch das österreichische Heer wurde in zwei Treffen aufgestellt, allein es dauerte sehr lange, ehe die in Bärzdorf und Laugwitz liegenden Truppen herankommen konnten; daher war die österreichische Aufstellung noch nicht beendet, als der König um 2 Uhr nachmittags den Befehl zum Angriffe gab. Am frühesten war die in Mollwitz einquartierte österreichische Kavallerie zur Stelle.

Die Preußen begannen ihren Angriff mit einer furchtbaren Kanonade

auf die österreichische Kavallerie aus achtzehn nach rechts vorgeschobenen Geschützen. Zugleich befahl der König ein allgemeines Vorrücken mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele.

Da General Neipperg befohlen hatte, einen allgemeinen Angriff erst zu unternehmen, wenn seine Armee völlig aufgestellt sei, so sah sich die schon kampffertige österreichische Kavallerie einem starken Geschützfeuer wehrlos ausgesetzt. Deshalb eröffnete General Kömer, der Befehlshaber der österreichischen Reiter, auf eigene Faust den Kampf und stürzte mit 36 Schwadronen in furchtbarem Ansturm auf den rechten Flügel der Preußen, wo die 8 aufgestellten Schwadronen des ersten und zweiten Treffens in wilde Flucht gejagt wurden. Als dann die übrige, durch zwei Bataillone Infanterie von jenen 8 Schwadronen getrennte Kavallerie des rechten Flügels einen Flankenangriff gegen die österreichischen Reitermassen machte, wurde auch sie geworfen und der König zur Flucht nach dem linken Flügel gezwungen. Als aber die österreichische Kavallerie sich auch auf die preußische Infanterie des rechten Flügels warf, machte diese nach allen gefährdeten Seiten hin Front und trieb durch ein ruhiges, wohlgezieltes Feuer den Feind zurück. Aber General Kömer ruhte nicht, er sammelte seine Reiter zu einem neuen Angriffe, welcher etwa eine halbe Stunde nach jenem ersten wiederum den rechten preußischen Flügel traf, aber an dem Kugelhagel der beiden dort aufgestellten Bataillone vollständig scheiterte. Erneute Angriffe Kömers hatten keinen bessern Erfolg. Der tapfere General starb dabei den Heldentod.

Eine verhängnisvolle Unordnung entstand auf dem rechten Flügel des ersten Treffens der preußischen Infanterie, als infolge eines nicht gerade geschickt erteilten und noch ungeschickter ausgeführten Befehls des Erbprinzen von Dessau das zweite Treffen in das erste feuerte. Als Schwerin diese bedenkliche Verwirrung sah und ihm um den glücklichen Ausgang der Schlacht, wie um das Leben des Königs hangte, suchte er diesen zu bewegen, er möge das Schlachtfeld verlassen. Er stellte ihm vor, „wie er sich nach Oppeln begeben, dann auf dem rechten Oberufer nach Ohlau gehen, dort die 7500 Mann Holsteins an sich ziehen und so dem Feinde, selbst wenn dieser siegen sollte, weiteren Widerstand bereiten könne.“ Der König wies diesen Vorschlag unwillig zurück, und erst, als auch der Erbprinz von Dessau und sein Adjutant, Graf Wartensleben, in ihn drangen, gab er nach und ritt mit geringer Begleitung auf Oppeln zu.

„Nun übernahm Schwerin das Kommando, und mit dem Bewußtsein, jetzt alles in seiner Hand zu haben, kam ihm eine gewisse Zuversicht wieder. Er selbst, dem die Schuld der letzten Zeit auf der Seele brannte, war entschlossen, »die Bataille zu gewinnen oder den Verlust nicht zu überleben.«

Als die Generale, durch den Rückzug des Königs beunruhigt, ihn fragten, wohin man den Rückzug nehmen solle, rief er ihnen zu: »Auf den Leib des Feindes.«

Der Anfang war aber auch für ihn nicht glücklich; denn die Kavallerie des österreichischen rechten Flügels, welche, vier Regimente stark, unter General v. Berlichingen erst spät auf dem Schlachtfelde eingetroffen war, griff nun die zehn Schwadronen des preussischen linken Flügels ungestüm an und warf sie zurück, wurde aber selbst durch das wirksame Feuer der Infanterie und das sumpfige Terrain am Bache zur Umkehr gezwungen und zerstreute sich, um dann zur Plünderung der preussischen Bagage bei Pampitz überzugehen, welche von den Trösknechten größtenteils verlassen war.

So stand eigentlich nur noch die Infanterie auf dem Schlachtfelde; denn die Kavallerie beider Heere war nach allen Richtungen hin zerstreut. Jetzt konnte Schwerin, durch sein Fußvolk dem Feinde weit überlegen, immer noch auf den Sieg hoffen. Zu der größeren Zahl kamen noch die ungestüme Tapferkeit, die günstigere Aufstellung — die Preußen in drei, die Österreicher in vier Gliedern — und das schnellere Schießen. Infolge besserer Handhabung des Gewehres und der Anwendung des eisernen Ladestockes — die Österreicher hatten noch immer den leicht zerbrechlichen hölzernen — kamen auf zwei österreichische Schüsse etwa fünf preussische. Eine kernige Anrede Schwerins an die Infanterie, welche „über die Entscheidung gebiete“ und von deren Unererschrockenheit er alles erwartete, verfehlte ihre Wirkung nicht. Ein allgemeines Vorgehen der Infanterie warf den Feind in kurzer Zeit. Ein österreichischer Offizier schreibt über diesen Angriff: „Ich kann wohl sagen, mein Lebtag nichts Süperberes gesehen zu haben; sie marschierten mit der größten Kontenance und so nach der Schnur, als wenn es auf dem Paradeplatze wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effekt, und ihr Feuer ging als ein stetiges Donnerwetter. Unsere Armee ließ nunmehr den Mut völlig sinken, die Infanterie war nicht mehr aufzuhalten und die Kavallerie wollte nicht mehr Front gegen den Feind machen. Um daher die Armee nicht völlig zu sakrifizieren, so nahm der Feldmarschall die Resolution, sich hinter das Dorf Mollwitz und alsdann en faveur der einbrechenden Nacht bis Grottkau zu retirieren.“

Die Österreicher zogen sich in guter Ordnung zurück; denn eine Verfolgung konnte nicht ins Werk gesetzt werden, da die Nacht mittlerweile eingebrochen war.

Der Sieg war allein durch die vortreffliche Haltung der Infanterie erkämpft worden, von welcher der König unter anderm schreibt: „Unsere Infanterie sind lauter Cäsars und die Offiziers davon lauter Helden; aber die

Kavallerie ist nicht wert, daß sie der Teufel holt, kein Offizier geht mit sie um.“

Der König erhielt die Siegesnachricht in einer Mühle bei Löwen. Er war mit einem Gefolge, welches allmählich auf siebenzig Mann gestiegen war, sehr schnell über Löwen nach Oppeln geritten, wo er das Regiment Lamotte zu finden hoffte; allein er wurde am Thore mit Schüssen empfangen. Lamotte war rastlos nach Westen geeilt und hatte zum Teil noch in die Schlacht eingegriffen; Oppeln aber war von etwa fünfzig österreichischen Reitern besetzt worden, welche nun durch eine Menge Schüsse den Feind abzuhalten suchten. Der König machte kehrt und ritt eilig wieder auf Löwen zu, wo ihn die Siegesnachricht erreichte; dann kehrte er nach Mollwitz zurück.

Wenn auch Friedrich über den Sieg hochfreut war, so konnte er es doch nicht verschmerzen, daß ihn Schwerin um jeden Anteil an demselben gebracht habe. Und so sehr der König seinem Feldherrn versichert, „er habe als ein treuer Diener des Reiches recht gethan und es solle von der Sache niemals die Rede sein,“ so klagt doch Schwerin, der König habe ihm jenen Vorfall nie verziehen und der Vorschlag von Mollwitz habe sein ganzes übriges Leben verbittert. Wenn aber auch der König an der Schlacht selbst wenig Anteil hat, so ist es doch wesentlich sein Verdienst, den Gegner, der einen so bedeutenden Vorsprung hatte, eingeholt, überrascht und zum Kampfe gezwungen zu haben.

Eine Niederlage hätte für König Friedrich unberechenbar nachteilige Folgen gehabt, auf welche einzugehen hier nicht der Ort ist; der Sieg sicherte erst den Erfolg des kühnen Einmarsches und der Besetzung Schlesiens und hielt die zahlreichen Gegner des Königs vorläufig von Unternehmungen gegen diesen ab.

Wer das Schlachtfeld von Mollwitz besucht, werfe auch auf die Kirche des Ortes einen Blick, denn sie ist ein Bauwerk der Frühgotik mit bemerkenswerten Formen, mit einem geraden Chorabschluß, den der Frühgotik eigentümlichen schmalen Fenstern, „einem Portal mit treppenartig zurücktretendem Säulenschmuck und farbigen Blattkapitälern.“

Da wo sich der Mündungsfluß der Oder so sehr nähert, daß hier eine Mündung leicht hergestellt werden könnte, liegt die Stadt Ohlau, in ganz Schlesien und darüber hinaus wegen ihrer Tabakfabrikation bekannt. Die Brieger Herzöge besaßen auch in Ohlau ein Schloß, welches jedoch an Umfang und künstlerischer Ausstattung dem Brieger nicht gleichkommt. Als die Stadt 1654 an den Herzog Christian fiel, schlug dieser auf dortigem Schlosse seine Residenz

auf und ließ es durch italienische Bauleute vergrößern. Dann wurde es Witwenitz der letzten schlesischen Herzogin Luise.

Auf dem Ohlauer Schlosse wurde 1634, den 14. Februar, der Wallenstein'sche General Hans Ulrich Graf Schaffgotsch vom Adjutanten des Feldmarschalls Kollaredo im Namen des Kaisers verhaftet, um von da nach Olaz, Pilsen und zuletzt nach Regensburg gebracht zu werden, wo er enthauptet wurde.

Ohlau war beim Einrücken der Preußen in Schlesien noch so stark befestigt, daß der um das schlesische sog. Wielandsche Kartenwerk verdiente Ingenieur Schubarth die aus dem Mittelalter stammenden Befestigungen noch in Verteidigungszustand setzen zu können glaubte. Als jedoch die Preußen am 8. Januar 1741 bei Baumgarten Kanonen aufzuhren, zog es Oberst Formentini vor, gegen freien Abzug mit militärischen Ehren zu kapitulieren.

Ohlau hat sich in neuerer Zeit gedeihlich entwickelt. Sehr bedeutend ist in der Umgegend der Anbau von Tabak, dessen Verarbeitung in mehreren Fabriken etwa 800 Arbeiter beschäftigen soll. So sehr man auch da und dort über den Ohlauer, wie über den Wansener Knafter spottet, dem schlesischen Landmanne ist er ein billiges, durchaus nicht schlechtes Kraut für die Pfeife. Außer den Tabakfabriken finden wir in Ohlau noch große Mühlen und ein Zinkwalzwerk.

Die Einwohnerzahl betrug 1885 8575.

4. Abschnitt.

Der schlesisch-polnische Landrücken. — Lublinitz. — Rosenberg. — Kreuzburg, Gustav Srenytag. — Loffkowitz, Geburtsort des Bienenvaters Dzierzon. — Namslau. — Schmograu. — Minkowsky, Grab des Generals v. Seydlitz. — Bernstadt. — Ols: Geschichtliches, das Schloß. — Sibyllenort. — Trebnitz: Das Kloster mit dem Grabe der hl. Hedwig, der Buchenwald. — Obernigh. — Militsch. — Trachenberg. — Krasnitz. — Guhrau.

Die Oder fließt von Ohlau über Breslau bis Mura durch Flachland. Erst unterhalb dieses Städtchens tritt der polnisch-schlesische oder, wie er in seiner Fortsetzung auf dem linken Oderufer auch genannt werden könnte, der schlesisch-märkische Landrücken an den Strom. Wir haben diesen Zug bereits skizziert, soweit er der Kohlenformation angehört und soweit er den das Chelmegebirge (Annaberg) zusammensetzenden Höhenzug bildet. Nachdem der Zug im östlichen Teile des Lublinitzer Kreises im Lubshauer und Grojehberge bis zu 347 Meter angestiegen ist, fällt er in seiner nordwestlichen Fortsetzung mehr ab. Im Norden wird er von der Biswarthe, einem Zufluß der Warthe, und

dann von der Prosna und ihren Zuflüssen begrenzt. Die Richtung des Zuges wird durch die Städte Lublinitz (260 Meter), Rosenberg (245 Meter) und Pittsch (190 Meter) bezeichnet. Bei Polnisch-Wartenberg wendet sich der Zug westlich und heißt bis an die Ober das Trebnitzer oder Ragengebirge.

Der größte Teil des genannten Höhenzug-Abschnittes gehört Oberschlesien an, nämlich die Kreise Kreuzburg, Rosenberg und Lublinitz; die beiden letzteren waren Teile des Fürstentums Oppeln. Die drei Kreise gehören hinsichtlich der Bodenbeschaffenheit zu den am wenigsten begünstigten Schlesiens. Der schlechteste ist der Lublinitzer Kreis, in welchem ein armer, strenger Lehm- oder Lettoboden mit losem Sande und einem humusreichen, aber nassen und kalten Niederungsboden abwechseln; die Fruchtbarkeit ist insolge dessen gering, die Erträge unsicher. Der Reinertrag von 1 Hektar Ackerland ist daher mit 6 Mark der niedrigste in Schlesien. Zum Vergleiche führen wir an, daß der Kreis Striegau als der reichste Schlesiens vom Hektar 41 Mark, der Kreis Schweidnitz 33 Mark, Leobschütz 32 Mark Reinertrag haben.

Nur wenig günstiger ist der Boden im Kreise Rosenberg mit einem Reinertrage von 7 Mark, Sand bildet meistens die Oberfläche, da und dort mit Lette, Lehm oder Moorboden gemischt; der Untergrund ist fast durchweg undurchlässig. Bei dieser Beschaffenheit ist der Boden weniger zur Acker- und Wiesenkultur, sondern zu Holzungen geeignet; daher nimmt hier der Wald fast die Hälfte, im Lublinitzer Kreise sogar 63 Prozent der Bodenfläche ein. Die Eisenerze, teils roter Eisenschiefer, teils Thoneisenstein mit einem Gehalte von 22—55 Prozent guten Eisens, haben die Anlegung von Eisenwerken, z. B. zu Bodland und Sausenberg veranlaßt.

Die Kreisstadt Rosenberg liegt fast anderthalb Meilen von der Rechte-Ober-Ufer-Eisenbahn entfernt in der Nähe der Quelle der Stober. Der Ort soll sich um ein massives Jagdschloß gebildet haben, welches Herzog Heinrich der Bärtige in den ungeheuern Wäldern dieser Gegend anlegte. Rosenberg ist vorwiegend Ackerbaustädtchen; die Zahl der Bewohner betrug 1885 3562, 8 weniger als 1880.

Bedeutend besser ist die Bodenbeschaffenheit im Kreuzburger Kreise, so daß der Reinertrag vom Hektar 14 Mark beträgt. Im östlichen Teile des Kreises findet man Thon und Eisenerze, z. B. bei Magdorf, Ludwigsdorf und Bankau, welche zur Ausbeute geeignet sind.

Die Kreisstadt Kreuzburg an der Stober ist für die Geschichte Schlesiens insofern interessant, als sie eine Gründung der Kreuzherrschaft mit dem roten Stern ist, jenes Hospitalordens, welcher Schlesien und einigen Nachbarländern ausschließlich angehört. Dieser Orden, dessen Entstehung wahrscheinlich auf

eine während der Kreuzzüge gebildete geistliche Korporation zurückzuführen ist, beschäftigte sich hier vom 12. bis zum Beginne unsers Jahrhunderts mit der Verwaltung und Leitung von Hospitälern und Mhilen für die leidende Menschheit. Nach Schlesien kamen die Kreuzherrn, als gemäß dem Wunsche des in der Mongolenschlacht 1241 gefallenen Herzogs Heinrich des Frommen dessen Witwe und Söhne in Breslau ein Hospital für Sieche und Arme gründeten, das Hospital zu St. Elisabeth, in welches Kreuzherrn aus Prag berufen wurden. Das Elisabeth-Hospital hieß später gewöhnlich Matthias-Hospital oder Matthiasstift. Dieses Stift besaß oberhalb Breslau an der Oder und Ohle mehrere Dörfer und bedeutende Forsten. Außer diesen Besizungen schenkte des frommen Herzogs Gemahlin Anna den Kreuzherrn eine Reihe von Gütern in der Gegend des heutigen Kreuzburg. Es werden als solche in der Stiftungsurkunde genannt: Ulrichsdorf, Kuhnau, in dessen Bezirke dann auch Kraskau gegründet wurde, ferner Kotschanowik, Bankau und ein nicht mehr vorhandenes Neuhoj, Ober- und Nieder-Kunzendorf, Loffkowitz und ein nicht näher bekanntes Chonowitz. Von diesen oberschlesischen Dörfern besaß der Orden bei der Säkularisation 1810 noch Ober- und Nieder-Kunzendorf, Loffkowitz, Kuhnau und Kotschanowik.

Diesen Kreuzherrn verbannt auch die Stadt Kreuzburg die Gründung nach deutschem Rechte. Der Orden blieb aber nicht lange im Besitze der Stadt, denn nachweislich ging die niedere Gerichtsbarkeit schon vor dem Jahre 1274 an herzogliche Bögte über.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts fand die Lehre Luthers in der Stadt wie auf dem Lande Eingang, wurde aber nach dem Tode des letzten Piasten möglichst unterdrückt, bis die Ultranstädter Konvention eine Erleichterung brachte und den Kreuzburgern besonders den Wiederbesiz der Pfarrkirche verschaffte. Die Evangelischen bilden noch heute im Kreuzburger Kreise bei weitem die Mehrzahl der Bewohner, nämlich etwa 72 Prozent. Die Einwohnerzahl betrug 1756 nur 1416, im Jahre 1861 4176, 1885 6577. Hier befinden sich ein evangelisches Gymnasium, ein evangelisches Schullehrer-Seminar mit Präparanden-Anstalt und eine Provinzial-Irrenanstalt.

Wenn in ganz Deutschland der Name Kreuzburg öfter genannt wird, als wir es von der im Osten des Reiches gelegenen Stadt erwarten dürfen, so geschieht es, weil sie der Geburtsort Gustav Freytags ist.

Gustav Freytags Familie ist nicht nur echt schlesisch, sondern auch echt Kreuzburgisch; denn nachweislich befand sich die Erbscholtsisei in dem eine kurze Strecke östlich von Kreuzburg gelegenen Dorfe Schönwald seit 1699 im Besitze der Familie Freytag, von welcher freilich ein Vertreter, der im Jahre 1723

verstorbene Johann Freytag, seinen Namen ins Polnische übersehte und sich Jan Piontek nannte; sein Sohn kehrte jedoch zu dem alten deutschen Namen zurück. Auf der Erbscholtisei zu Schönwald wurde auch Gustav Freytags Vater geboren, welcher in Halle Medizin studierte und sich 1797 in Kreuzburg als Arzt niederließ. Er heiratete Henriette Zebe, die Tochter des Pastors aus Wüstebriese bei Ohlau, „eine poetisch, fast schwärmerisch angelegte Natur, wie sie in deutschen Pastorshäusern nicht eben selten vorkommen,“ während der sonst herzengute Vater ein wenig hart und rauh, ja pedantisch war. Am 13. Juli 1816 wurde ihnen der erste Sohn geboren, welcher in der Taufe den Namen Gustav erhielt. Der Knabe verlebte die erste Jugend in Kreuzburg, wo sein Vater 1818 zum zweitenmal zum Bürgermeister gewählt wurde, um diesen Posten ununterbrochen bis 1847 zu bekleiden. 1829 kam Gustav Freytag auf das Gymnasium zu Ols. Schied er so auch vom Elternhause, so führten ihn doch die Ferien immer wieder wochen- und monatelang dorthin zurück, und er nahm hier Eindrücke auf, die sein dichterisches Schaffen vielfach verwertet hat. Wer erkennt nicht am Anfange von „Soll und Haben“ Kreuzburg, die Vaterstadt des Dichters, und wer wüßte nicht, daß auch in andern Werken Kreuzburger Verhältnisse geschildert werden! Die Stadt Kreuzburg hat ihren berühmten Sohn dadurch geehrt, daß sie an seinem Geburtshause eine Gedenktafel anbringen ließ.

Es ist hier nicht der Ort, auf Gustav Freytags Bedeutung als Dichter einzugehen. Welchem auch nur einigermaßen gebildeten Menschen wäre nicht bekannt, welche kostbaren Güter er in seinen Romanen: „Soll und Haben“ und „Die verlorene Handschrift,“ in seinem klassischen, auf keiner deutschen Bühne fehlenden Lustspiel „Die Journalisten,“ in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ und vor allem in seinem monumentalen Werke „Ahnen“ dem deutschen Volke geschenkt hat? So lange es noch ein deutsches Volk geben, so lange diesem Volke die Begeisterung für große und edle Ziele innewohnen und so lange noch ideales Streben die deutsche Jugend erfüllen wird — so lange wird auch Gustav Freytags Name fortleben, wird fortleben, was er geschaffen hat. Wir wüßten keinen neueren deutschen Dichter zu nennen, dessen Werke so sehr Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind, als die Gustav Freytags; Viktor v. Scheffel dürfte ihm vielleicht am nächsten kommen.

Etwa eine Meile nordnordöstlich von Kreuzburg liegt das Dorf Loffkowitz, in welchem am 11. Januar 1811 der berühmte Bienenzüchter Johann Dzierzon das Licht der Welt erblickte. Als Pfarrer von Karlsmarkt bei Brieg, wohin er 1835 berufen wurde, legte er einen großen Bienenstand an und trieb rationelle Bienenzucht. Die Imkerei verdankt ihm die Verbreitung italienischer

Bienenrassen und die Erfindung der Bienenwohnung mit beweglichen Waben. Außerdem schrieb er „Theorie und Praxis des neuen Bienenfreundes,“ ferner „Rationelle Bienenzucht“ und gab 1854—1856 die Zeitschrift „Der Bienenfreund aus Schlesien“ heraus. Streitigkeiten mit der geistlichen Behörde veranlaßten ihn, sich früh emeritieren zu lassen.

Eine kurze Fahrt bringt uns von Kreuzburg in das Gebiet der Weida. Dieser Fluß hat seine Quelle bei dem nordwestlich von Polnisch-Wartenberg gelegenen Dorfe Rudelsdorf, fließt zunächst im allgemeinen südlich, biegt bei Namslau nach Westen um und behält diese Richtung bei, bis er etwa von Hundsfeld ab nordwestlich der Oder zuströmt; er mündet unterhalb Breslau nur wenige Schritte unterhalb der Mündung der Weistritz und nimmt rechts das Juliusburger Wasser mit der Olsa auf. Als Tieflandsfluß hat die Weida ein geringes Gefälle und schleicht trägen Laufes durch das Wiesenland hin, nicht selten Sumpfstrecken bildend.

An einer solchen sumpfigen Stelle liegt die Stadt Namslau. Die Sümpfe bildeten hier eine natürliche Schutzwehr für den Ort und das alte, feste Schloß der Johanniter; die offene, trockene Seite war künstlich befestigt. Henel sagt in seiner Beschreibung von Schlesien, daß Namslau wegen seiner günstigen Lage ein Zufluchtsort bei plötzlichen Überfällen sei; es werde sogar der Schlüssel Schlesiens gegen Polen genannt. Als solchen hat sich Namslau zwar nie erwiesen, allein es hat sich doch im dreißigjährigen Kriege so wacker gehalten, daß die schlesischen Stände 1652 beschlossen, die Stadt besser zu befestigen, und daß die Österreicher noch 1741 an eine Verteidigung des Ortes dachten. Mußten sie auch die Verteidigung der Stadt selbst bald aufgeben, da es ihnen an Geschütz mangelte, so konnte sich doch der Kommandant mit zwei Feldgeschützen und einigen Doppelhaken hinter den dicken Mauern des auch durch die sumpfige Weida geschützten Schlosses behaupten, bis die Preußen am 27. Januar mit zwei Vierundzwanzigpfündern und zwei Bombenmörsern ein heftiges Feuer gegen das Schloß eröffneten, welches es stark beschädigte. Als jedoch am 30. Januar, einem Sonntage, das Feuer aufhörte und die Belagerten aus der Absendung einiger leeren Wagen schlossen, daß den Preußen die Munition ausgegangen sei, riefen sie spöttisch vom Schlosse herab, ob man vielleicht etwas Pulver und Blei geliehen haben wolle. Der folgende Montag belehrte sie jedoch eines andern. Das erneuerte Feuer zwang den Kommandanten zur Kapitulation, durch welche 260 Mann Kriegsgefangen wurden.

Am Ende des 15. Jahrhunderts lebte in Namslau der Stadtschreiber Froben, dessen chronikalische Aufzeichnungen eine der besten und zuverlässigsten Quellen für die Geschichte jener Zeit sind.

Die Gegend von Namslau wird in der ältesten schlesischen Geschichte häufig genannt. Etwa fünf Viertelmeilen nördlich von Namslau liegt das Dorf Schmograu, von welchem man gewöhnlich sagt, daß hier die erste christliche Kirche in Schlesien erbaut worden sei. Wenn nun auch diese Nachricht keineswegs verbürgt ist, so hat doch Schmograu in der ältesten Bistumsgeschichte eine Rolle gespielt, denn hier hatten seit dem Jahre 1038 die Breslauer Bischöfe eine Zeitlang ihren Wohnsitz. Als nämlich nach dem Tode des Herzogs Mesko 1034 das von ihm auch schon mühsam zusammengehaltene Reich von seiner Witwe Richenza und deren Sohne Kasimir nicht behauptet werden konnte, begann eine Reaktion des Heidentums, bei welcher zugleich der Haß gegen die deutsche Fürstentochter Richenza hervortrat, welche mit ihrem Sohne vertrieben wurde. Die Verfolgung der Christen zwang auch den Breslauer Bischof, welcher auf der Dominsel in der Nähe der herzoglichen Burg seine Kirche und seinen Wohnsitz hatte, zu flüchten. Er begab sich nach Schmograu, einem später dem Domstifte gehörigen Orte, und dann in die schon erwähnte feste Burg Ritschen zwischen Ohlau und Brieg.

Zwischen Namslau und der Oder, nach Brieg und Ohlau hin, dehnen sich weite Forsten aus, zwischen denen verhältnismäßig nur wenige Dörfer liegen. Die Gegend ist wenig anmutig. Magere Felder und große Wälder, das ist ihr Charakter.

In solcher Gegend liegt das Dörfchen Minkowsky, in welchem einer der populärsten und edelsten Helden aus dem Kreise Friedrichs des Großen, der Reitergeneral v. Seydlitz, seine letzten Jahre verlebte, wo er auch die letzte Ruhestätte fand. Nach dem siebenjährigen Kriege kaufte er das Gut Minkowsky, und der König schenkte ihm 20000 Thaler zum Bau eines Schlosses. „Hier lebte er in der von ihm selbst geordneten Schöpfung so oft und so lange seine Dienstbeziehungen es gestatteten. Über dem Eingange des Wohnhauses sah der Eintretende in ausgedrückter (?) Arbeit Kurius bei seinen Rüben und Cinnatus bei seinem Pfluge . . . Hier war er, wofür er sich jedem ihm angenehmen Besuche ankündigte: der Schulze von Minkowsky, ländlich gekleidet und ländlich thätig; aber herablassend, human und sorgsam für das Wohlbefinden seines Gastes, wie es irgend ein Weltmann sein kann.“ (Vergl. Silesia, Heft 4.) Seine letzte Ruhestätte wählte er selbst im Garten aus. An dieser Stelle hatte er sich zur Wohnung eine Einsiedelei erbaut, so unter Bäumen versteckt, daß man sie nur schwer gewahrt. Hier lag er in seiner letzten Krankheit und hier wollte er auch begraben sein. Sein Wunsch ist erfüllt worden. Unter hohen Eichbäumen liegt er in der Eremitage zur ewigen Ruhe gebettet. Sein Grabstein trägt die Inschrift: »Herois Frid. Willh. L. B.

De Seydlitz, Nat. A. MDCCXXI. Denat. A. MDCCLXXIII, Cineres.« Er war also erst 52 Jahre alt, als er starb.

Wenn wir uns nun nordwärts wenden, betreten wir das ehemalige Herzogtum Öls und treffen in Bernstadt eine der zahlreichen Burgen an, auf welchen die Ölser Herzöge zeitweise residierten. Dies waren außer Öls und Bernstadt noch Wartenberg, Trebnitz, Trachenberg, Wohlau, Herrnsdorf, Braunsdorf, Militzsch, Konstadt und Kosel. Die Burg zu Bernstadt scheint jünger zu sein, als die Stadt, denn sie wird in der Urkunde, in welcher das slawische



Schloßhof zu Namslau.

Vigniza unter dem Namen Fürstenwald 1266 zu deutschem Rechte ausgefetzt wurde, nicht genannt; erst 1323 wird ein herzogliches Schloß erwähnt. Der Name Fürstenwald ist übrigens dem Orte nicht lange geblieben, denn schon 1288 finden wir ihn in der Stiftungsurkunde des Kreuzstiftes zu Breslau als Beroldestat bezeichnet, jedenfalls nach einem Grafen Beroldus, der als herzoglicher Beamter wiederholt in Urkunden vorkommt.

Bernstadt ist jetzt ein Landstädtchen an der Weida mit 4353 Einwohnern (1885).

Die Hauptstadt des Fürstentums ist die jetzige Kreisstadt Öls.

Ein selbständiges Fürstentum Öls besteht erst seit dem Jahre 1320. Vorher war das Land ein Teil des großen Breslauer Herzogtums. Als 1290

Herzog Heinrich IV. von Breslau starb, vererbte er sein Land an Herzog Heinrich von Glogau, wogegen die Breslauer zu Heinrich von Liegnitz hielten, welcher sich in der Reihe der Breslauer Herzöge Heinrich V. nannte. In dem zwischen den beiden Heinrich ausgebrochenen Kriege wurde der Breslauer Herzog durch Verrat 1293 im Bade in der Oder gefangen genommen, in fürchterlich strenger Haft gehalten und so gezwungen, seinem Vetter die Gebiete von Ols, Bernstadt, Ranslau, Konstadt, Kreuzburg, Pitschen, Landsberg nebst dem Pfandbesitze von Boleslawice in Polen abzutreten. Der Sohn Heinrichs von Glogau, Konrad, erhob 1320 Ols zu einem selbständigen Fürstentume mit der Residenzstadt Ols. Die Piasten regierten in Ols bis 1492. Von Wichtigkeit ist die Geschichte des letzten Piasten in Ols, Konrads X. Sein Land verkleinerte er erheblich durch die 1472 erfolgte Abtretung von Kosel, Beuthen und Gleiwitz an den Herzog Heinrich von Münsterberg, König Georg Podiebrads Sohn, und die Überlassung von Kanth an das Bistum Breslau. Den Rest des Landes nahm ihm 1490 sein Lehnsherr, König Matthias von Ungarn und Böhmen, welcher Polnisch-Wartenberg seinem Feldhauptmann Hans v. Haugwitz überließ und diesen Besitz zur sogenannten Freien Standesherrschaft erhob. Durch König Wladislaus erhielt der Herzog sein Land wieder, er starb jedoch schon 1492 kinderlos. Diesen Rest des Ols'er Herzogtums verkleinerte Wladislaus noch durch die Abtretung von Trachenberg 1492 und von Militsch 1494 an seinen Kammerer Sigmund von Kurzbach. Seitdem bilden auch Trachenberg und Militsch freie Standesherrschaften. Schließlich vertauschte der König 1495 das ganze Ländchen an den Herzog Heinrich von Münsterberg gegen dessen böhmischen Stammsitz Podiebrad.

Es folgt also in Ols die Fürstenlinie der Podiebrads von 1495—1647. Heinrichs Sohn, Karl I., überließ 1517 Wohlau, Steinau und Raudten an den Herzog Friedrich II. von Liegnitz. Karls I. Sohn, Johann, trat 1538 zur lutherischen Kirche über und führte in seinem Lande die Reformation ein. In der Fürstenkapelle der Schloßkirche zu Ols befindet sich das Hochgrab dieses Fürsten und seiner Gemahlin Christine v. Schildowitz. Sein zweiter Nachfolger, Herzog Karl II., ist der Erbauer des Schlosses zu Ols. Da Karls II. Sohn und Nachfolger, Karl Friedrich, keine männlichen Nachkommen hatte, so fiel das Land an seine Tochter, welche mit dem Herzoge Sylvius Nimrod von Württemberg-Weitlingen vermählt war.

Daher folgte die Linie der Württemberger von 1647—1792. Der letzte Herzog Karl Christian Erdmann verheiratete seine einzige Tochter an den Prinzen Friedrich August von Braunschweig, welcher 1792 beim Tode seines Schwiegersvaters den Besitz von Ols antrat.

Die Braunschweiger besaßen Öls von 1792—1884. Nach Friedrich Augusts Tode (1805) erhielt das Land dessen Bruder, der regierende Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der unglückliche Oberbefehlshaber der preussischen Armee in der Schlacht bei Jena und Auerstädt. Von Napoleon aus seinem Lande vertrieben und der Herrschaft entsetzt, starb er an seiner schweren Verwundung am 10. November 1806 zu Ottenfen. Ihm folgte sein tapferer Sohn Friedrich Wilhelm, der von tödlichem Hasse gegen den Räuber seines väterlichen Erbes erfüllt, in Öls und im nördlichen Böhmen bei Ratschob die berühmt gewordene schwarze Schar warb, mit welcher er bald auf eigene Faust gegen Napoleon Krieg führte. Mit schwarzem Waffenrocke, dem „schwarzen Rächerkleide,“ und mit dem Totenkopfe auf dem Tschako, war die kühne Schar bereit, Gut und Blut einzusetzen für ihren Führer, für die Rache an dem verhassten Feinde; Pardon sollte weder gegeben noch genommen werden. Stolz verschmähte es der Herzog, die Bedingungen des Schönbrunner Friedens 1809 anzunehmen, sondern

er unternahm vom Baireuthischen aus, wohin er einen Einfall gemacht hatte, mit 1300 Jägern, 650 Reitern, 4 Geschützen und 80 Artilleristen den tollkühnen Zug nordwärts am Harz vorbei in sein Herzogtum, wo ihn die westfälisch-holländische Meute erreichte. Glücklich entging er der Gefahr, bei seiner Hauptstadt gefangen zu werden, erreichte glücklich die Weser, das offene Meer und England, wo seine Tapfern in die deutsche Legion eintraten, welche unter dem Herzog von Wellington in Spanien gegen Napoleon kämpfte.

Im Jahre 1813 erhielt der Herzog sein Land zurück. Als im Frühjahr 1815 der Kampf gegen Napoleon erneuert werden mußte, erschien Herzog



— Schloss zu Bernstadt.

Friedrich Wilhelm als einer der ersten auf dem Kampfplatze. Mit 6000 Mann, wieder gekennzeichnet durch die schwarze Uniform und den Totenkopf, eilte er zum Heere Blüchers und starb den Heldentod bei Quatre-Bras.

Sein Sohn Karl trat 1825 seinem Bruder Wilhelm Vls als Sekundogenitur ab. Herzog Wilhelm war der letzte Braunschweiger in Vls. Er starb kinderlos auf dem von ihm erbauten prächtigen Schlosse Sibyllenort, etwa anderthalb Meilen westlich von Vls, am 18. Oktober 1884.

Das erledigte Thronlehn Vls ist dem Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen verliehen worden, die Allodial- und Fideikommissgüter sind, erstere infolge testamentarischer Bestimmung, an den König von Sachsen übergegangen; mit ihnen auch Schloß Sibyllenort.

Wer die Sehenswürdigkeiten von Vls in Augenschein nehmen will, wird vor allem seine Schritte zu dem herzoglichen Schlosse lenken.

Von der ältesten herzoglichen Burg, welche noch vom Herzoge Karl I. (1511—1536) wiederholt bewohnt wurde, ist nichts erhalten; doch deuten (nach der Annahme des Regierungsbaumeisters Lutsch) manche Unregelmäßigkeiten des jetzigen Schlosses auf die Benutzung alter Grundmauern. Am Ende des 16. und Anfange des 17. Jahrhunderts wurde das Schloß vollständig erneuert, und dieser Bau ist größtenteils bis heute erhalten worden. „Die von dem Vlsler Chronisten Sinapius in seiner ausführlichen Beschreibung des Schlosses erwähnten, zum Teil erst in späterer Zeit entstandenen Nebenbauten, ein Ball- und Komödienhaus, ein Frucht-, Back-, Brau-, Malz- und Dörrhaus, ein Eiskeller, ein großer Marstall mit Reit- und Rennbahn, eine Fasanerie und ein Kaffeehaus nebst Küchengarten sind, wenn überhaupt, in veränderter Form auf uns gekommen. An dem Schlosse selbst sind zwei größere Bauabschnitte zu unterscheiden, deutlich gekennzeichnet durch die hier und dort verwendeten Früh- und Spätrenaissance-Formen.“

In der Beschreibung des Schlosses selbst folgen wir einem Aufsatze von F. Kleinwächter im Zentralblatt der Bauverwaltung: „Das Schloß erhebt sich auf einer sanften Anhöhe im Westen der Stadt, reich an Giebeln, Türmen, Erkern und Portalen, ein reizvolles, malerisches Werk. Prächtige Baumgruppen umgeben die Gebäude und heben die massigen Verhältnisse in wirkungsvollster Weise Von den beiden Teilen, in denen es nacheinander entstanden, baute Herzog Johann von Münsterberg in den Jahren 1558—1562 den sog. Wittumsstoc (Frührenaissance) und sein Nachfolger Karl II. in Verbindung damit bis zum Jahre 1616 die übrigen Flügel (Spätrenaissance).“

Als Baumeister des Wittumsstoces gilt der Brieger Hofsteinsetzmeister Kaspar Kuhne, während das eigentliche Schloß der aus Liegnitz stammende

Hans Lucas erbaute, welcher später vom Herzoge Christian von Brieg zum Fürstlichen Baumeister ernannt wurde.

„Nach Norden und Osten hin trennte ein breiter Wallgraben, der mit den auf der Süd- und Westseite gelegenen Schloßteichen in Verbindung stand, die Gebäudegruppe von der Stadt, und nur zwei Zugbrücken, eine kleinere für Fußgänger, eine größere für Reiter und Fuhrwerke bestimmt, vermittelten den Verkehr mit dem Fürstensitze. Das Brückenportal, im Jahre 1603 entstanden,



Schloß Sibyllenort.

ist ein prunkvoll ausgeführter Sandsteinbau, dessen Bossenquadern mit kräftig wirkenden Sternmustern reich belebt sind. Zwei den Zugbrücken entsprechende Thorwege sind in dem durch Pfeiler gegliederten Unterbau angeordnet. Darüber liegt ein profiliertes Abschlußgesims mit glattem Fries, auf dem die Worte aus Psalm 127 zu lesen sind:

Wo Gott nicht selbst behüt das Haus,
So ist's mit unserm Wachen aus.

Das Gesims trägt einen gut modellierten und in den Formen sehr reichen Aufbau. Er besteht im wesentlichen aus drei Wappenschildern, welche von zwei

schreitenden Löwen gehalten werden. In der Mitte ist das Münsterbergische Wappen, zur Linken das der Herzöge von Brieg, rechts sind die Wappen von Berka, Duba, Leipa (die Familienwappen der beiden Gemahlinnen des Erbauers Karl II.) dargestellt. Fruchtschnüre, Masken, Löwentöpfe und barock gezeichnete Ornamente umgeben die mit streng stilisierten Lorbeerkränzen eingerahmten Schilder. Trotz des unsymmetrischen Unterbaues wirkt das Ganze bei der frischen, eigenartigen Behandlung günstig und im höchsten Grade malerisch. Leider ist durch die spätere Zuschüttung des Wallgrabens der Sockel des Portals verschwunden, und es haben die Thorwege insolge dessen ein etwas gedrücktes Verhältnis angenommen.

Diesem fünf Meter breiten Portalbau zunächst liegt ein kleiner, von Mauern umgebener offener Vorraum, an den sich der älteste Teil des Schlosses, der vom Herzog Johann 1558 — 1562 erbaute Wittumstoc anschließt“

Durchwandert man den mit Tonnengewölbe und Stiechkappen überspannten Durchgang, so gelangt man nach dem äußeren Schloßhofe und an das rechtsseitig vorgebaute Treppenhaus des Wittumstodes. Dies ist ein mit Giebeln geschmückter turmartiger Bau von sieben Metern im Quadrat. Lübke nennt ihn in der „Deutschen Renaissance“ ein kleines, aber in ausgesuchter Eleganz durchgeführtes Werk. Eine über der reichen Eingangspforte angebrachte Inschrifttafel bezeichnet 1616 als das Jahr der Erbauung. Gegenüber führt ein zweiter gewölbter Thorweg in den inneren, sehr geräumigen Schloßhof, den interessantesten Teil der ganzen Bauanlage. Die zahlreichen Giebel, welche wirkungsvoll die steilen Ziegeldächer beleben, der große, mit seiner Rundung in den Hof vorspringende Turm, die bedeckten und unbedeckten Gallerieen, die in Höhe der einzelnen Stockwerke an allen vier Seiten des Hofes bald eingebaut sind, bald auf ausgestreckten Kragsteinen oder terrassenförmig dahinlaufen, machen einen überaus malerischen Eindruck. Die Form des Hofes ist ein unregelmäßiges geschlossenes Viereck mit einer Grundfläche von rund 1360 Quadratmetern.

Von dem früheren Glanze und Reichtum ist hier nichts vorhanden, die alte Ausschmückung ist entfernt, die großen Säle sind durch Zwischenwände geteilt und in Dienstwohnungen oder Bureauräume verwandelt worden. Durch Se. Kaiserliche Hoheit den Kronprinzen wird, wie man hört, das Schloß in seinem alten Glanze wiederhergestellt werden.

Im Erdgeschoße des nach Osten gelegenen Flügels befanden sich die Bibliothek und die Kunstkammer, im ersten Stockwerk die Wohnräume des Herzogs und darüber die der Herzogin. Von der Bibliothek schreibt der Chronist Sinapius: „Ihre Situation ist gegen Morgen, wie denn nach Vitruvii Gut-

befinden die Bücherkammern gegen Morgen wegen Abhaltung der Schwaben gesetzt werden sollen. Die Bücher sind meistens sauber konditioniert und mit einerley schöner Livree bekleidet.“ Die stattliche, 20000 Bände zählende, nach den vier Fakultäten geordnete Bibliothek ist ein rühmliches Zeugnis für die wissenschaftlichen Bestrebungen der damaligen Herzöge. Als Seltenheit besitzt die Ölser Bibliothek eine auf Pergament gedruckte Bibel, welche Luther im Jahre 1540 dem damaligen Herzoge übersandte. Das Titelblatt trägt einen von Luther geschriebenen Bibelspruch nebst einem von ihm und Melanchthon verfaßten Begleitschreiben. Diese Bibel ist mit der gesamten Bibliothek nach dem Tode des letzten Herzogs von Braunschweig in den Besitz des Königs von Sachsen übergegangen und nach Dresden geschafft worden.

Mit dem Schlosse steht die aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammende gotische Schloß- und Pfarrkirche, dem Evangelisten Johannes geweiht, in Verbindung. Im Jahre 1533 wurde sie evangelisch.

Die Stadt Öls war wie die meisten schlesischen Städte bis in die Neuzeit ein kleiner Ort. Seit etwa dreißig Jahren ist aber die Stadt verhältnismäßig rasch gewachsen, dank der Entwicklung der Eisenbahnen. Öls ist nämlich nicht bloß Station der Rechte-Ober-Ufer-Eisenbahn, sondern auch Anfangspunkt der Öls-Gnesener und Abzweigungspunkt der Breslau-Warschauer Eisenbahn. Die Einwohnerzahl betrug 1885 10275. Die Stadt ist Sitz eines königlichen Landgerichtes, eines evangelischen Gymnasiums und eines evangelischen Schullehrer-Seminars.

Aus der Zahl der merkwürdigen Persönlichkeiten heben wir nur zwei um die Geschichte der Stadt und des Fürstentums verdiente Männer hervor, nämlich: den Chronisten Sinapius und den Justizrath Häusler aus Trebnitz. Sinapius, geboren 1667, gestorben 1726, hat in seiner Olsnographia eine Masse Material über die Geschichte von Öls zusammengetragen; allein dieses Werk wird vom Historiker weit weniger geachtet und ist auch weniger bekannt als



Kirchenthür in Öls.

„die Kuriositäten des schlesischen Adels,“ ein gründliches, von großem Fleiße zeugendes Werk, welches in der Adelsgeschichte immer als wichtige Quelle befragt wird.

In neuerer Zeit hat sich der Justizrat Wilhelm Häusler aus Trebnitz in seiner erst 1883 nach seinem Tode erschienenen „Geschichte des Fürstentums Öls bis zum Aussterben der Piastischen Herzogslinie“ nicht bloß um die Geschichte des Fürstentums im allgemeinen, sondern auch der einzelnen Ortschaften ein bleibendes Verdienst erworben. Das Werk wurde von der Witwe dem Vereine für Geschichte und Altertum Schlesiens als Geschenk überwiesen.

Wer Öls besucht, der wird wohl auch auf die merkwürdige Thatsache hingewiesen, daß die Stadt mit dem Altertume die Ehre teilt, sieben Wunder zu besitzen. Und diese sieben Wunder sind in der That so eigener Art, daß sie hier einen Platz finden dürfen:

1. Die Breslau-Warßchauer Bahn, die nicht nach Warßchau führt,
2. „die Fasauerie“ — ohne Fasanen,
3. „das Storchneß“ — ohne Störche,
4. „der Weinberg“ — ohne Reben,
5. „Bellevue“ — ohne Aussicht,
6. „die Apothekerei“ — ohne Apotheke,
7. „das Elysium“ — ohne Götter.

Der bisher geschilderte Teil des schlesisch-polnischen Landrückens verfolgt eine direkt nordwestliche Richtung und erscheint als eine breite, flache Erhebung; von Polnisch-Wartenberg ab aber wendet sich der Zug westlich und sein Charakter ändert sich, indem die Basis geringer wird und die Höhe zunimmt, so daß der Landrücken von der Breslauer Ebene wie von der Warßchniederung sich dem Beschauer wie ein geschlossener Bergzug darstellt. Bei der Annäherung an die Oder wird der Rücken wieder breiter und teilt sich in zwei Züge, von denen der südwestliche höhere als der Hauptzug erscheint und bei Leubus von der Oder durchbrochen wird; der nordöstliche, durch das Flüsschen Jüseritz von jenem getrennt, zieht zwischen Wohlau und Stroppen auf Winzig zu.

Der ganze zwischen Polnisch-Wartenberg und der Oder hinreichende Zug heißt das Trebnitzer oder Rakengebirge, eine Reihe von Sand- und Lehmhügeln, welche anmutige Thalmulden einschließen. Die bedeutendsten Höhen sind der Pollentschiner Berg, südöstlich von Trebnitz, 250 Meter hoch, die Höhe von Hochkirch, 225 Meter, der Weinberg bei Trebnitz, 219 Meter, der

Blücherberg bei Obernigt, 233 Meter, und der Warteberg nördlich von Auras, 195 Meter hoch, welcher eine schöne Aussicht auf das Oberthal gewährt.

Das Ragengebirge ist einer von denjenigen Theilen Schlesiens, welche auch schon in vorhistorischer Zeit stark bevölkert gewesen sein müssen; finden sich doch in seinen Thälern wie an seinen nördlichen und südlichen Ausläufern zahlreiche Fundorte vorhistorischer Gegenstände. Der wichtigste ist wohl das nordöstlich von Trebnitz an der Straße nach Militsch gelegene Dorf Massel, dessen Funde schon im vorigen Jahrhundert Aufsehen erregten und von dem Pastor Herrmann in seiner Maslographia genau beschrieben wurden. Häusler zählt in seiner Geschichte des Fürstentums Öls nicht weniger als 77 Fundorte in den Kreisen Trebnitz, Öls, Militsch und Polnisch-Wartenberg auf. Die große Zahl von Fundorten, welche auch die Zimmermannsche Karte gerade im Ragengebirge und in seiner Nähe aufweist, sind Beweis genug für eine starke (vielleicht slawische) Bevölkerung in vorhistorischer Zeit. Dr. Rudolf Drescher, der schon mehrfach genannte verdiente Forscher auf dem Gebiete schlesischen Altertums, nimmt an, daß mehrere noch heute bedeutungsvolle Quellen in jener Gegend nichts Anderes seien, als heilige Quellen jener alten Bevölkerung, welche Drescher dem slawischen Stamme zuweisen will. Als solche Brunnen nennt er eine warme Quelle am Töpelberge bei Massel, eine warme Quelle an dem Platze der Heidengräber bei Ellguth unweit Trebnitz, die noch jetzt als heilkräftig verehrte Quelle in der Krypta der uralten Bartholomäuskirche zu Trebnitz und die schwefelhaltige Quelle neben den Heidengräbern bei Lasermiz unweit Stroppen.

Neben den Spuren eines vorchristlichen Volkes hat man in jener Gegend, wie an vielen andern Orten Schlesiens, griechische, besonders aber römische Münzen und Geräte der verschiedensten Art aufgefunden. Schon Pastor Herrmann deckte eine Graburne mit römischer Inschrift auf; in neuester Zeit aber haben die Aufsehen erregenden Funde von Sakrau an der Straße von Breslau nach Öls bewiesen, daß römische Kaufleute einen schwunghaften Handel nach dieser Gegend getrieben haben müssen.

Als erster wichtiger Ort tritt aus dem Dunkel der Vorzeit Trebnitz hervor, wo Herzog Heinrich I. schon ein Jahr nach seiner Thronbesteigung, im Jahre 1202, ein großes Kloster für Cistercienser-Nonnen errichtete. Der Herzog kam selbst in die damals noch sehr walddreiche, wenig kultivierte Gegend, bestimmte den Platz zum Klostergebäude und schenkte durch Urkunde vom Jahre 1203 der neuen Stiftung sein Erbgut Trebnitz, welchen Ort er zum Marktflecken erhob, nebst mehreren umliegenden Ortschaften. Und noch ehe das neue Klostergebäude errichtet war, wurden die Nonnen, welche Herzogin Hedwig,

Heinrichs I. Gemahlin, aus dem Theodors-Kloster zu Bamberg mit ihrer Lehrerin Petruffa, der ersten Äbtissin, berufen hatte, in ein schnell eingerichtetes Wohngebäude vom Bischof Cyprian von Breslau in Gegenwart aller Domherrn eingeführt. Noch in demselben Jahre begann der Bau des massiven Klostergebäudes samt der Kirche, wozu das Baumaterial aus weiter Ferne, nämlich aus Niederschlesien, herbeigeschafft werden mußte. 1219 war das Gebäude, welches 100—120 Nonnen aufnehmen konnte, vollendet und wurde in Gegenwart mehrerer Bischöfe und jedenfalls auch des Herzogs und seiner Gemahlin, deren beider eigentliches Werk es war, feierlich eingeweiht.

Wenn auch Herzog Heinrich I. einen wesentlichen Anteil an der Gründung des Klosters hatte, so gebührt doch das Hauptverdienst seiner frommen Gemahlin Hedwig, wie schon aus dem Umstande hervorgeht, daß in das neue Kloster Nonnen aus ihrer fränkischen Heimat berufen wurden und daß ihr Vater wie ihr Bruder, der Bischof von Bamberg war, der Eröffnung beiwohnten. Hedwig war die Tochter eines fränkischen Grafen Bertold, welcher zugleich den Titel eines Herzogs von Meran in Dalmatien führte. Schon im Alter von zwölf Jahren wurde sie nach der gewöhnlichen Angabe dem Herzoge Heinrich I. vermählt, welchem sie sieben Kinder gebar. Sie war eine Frau von großer Frömmigkeit, beseelt von inniger Liebe zu Gott und wahrer Liebe zum Nächsten. In dem Streben, mehr abgeschieden von der Welt zu leben, bewog sie ihren Gemahl, mit ihr vor dem Bischofe Lorenz von Breslau das Gelübde der ehelichen Enthaltbarkeit abzulegen. „Hedwig entsagte allen, auch den einfachsten Genüssen, Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens und gab sich gänzlich den Andachts- und Bußübungen und Kasteiungen in deren vollster Strenge, sowie der Mildthätigkeit hin, ein Muster frommer Demut, Entsagung und Menschenliebe. Wenn sie zum Genusse des hl. Abendmahles ging, flossen die Thränen in Strömen über ihr Gesicht, und innige Gebete, zahlreiche Kniebeugungen und oft wiederholtes Niederwerfen auf den Boden weckte die Umstehenden zu lebendiger Andacht. Auf ihrem bloßen Leibe trug sie, sich kasteiend, ein Kleid und einen knotigen Gürtel von Roßhaaren; fast immer ging sie ohne Schuhe, barfüßig selbst im Winter. Weil sie täglich sehr lange auf dem harten Boden mit bloßen Knien ihre Andacht betend verrichtete, hatte sie große Schwielen an denselben. Dabei milderte sie durch Vorstellungen und Bitten oft die Strenge ihres Gemahls gegen Verbrecher.

Sie war eine Mutter der Kranken und Armen, Witwen und Waisen, nahm elternlose Mädchen zu sich und erzog sie in Frömmigkeit. Sie unterrichtete ihre Dienerinnen im Beten und selbst ihr Gemahl lernte von ihr mehrere Gebete. In der Kirche lag neben ihr immer eine Menge Pfennige,



Gez. v. Th. Ertterbauer.

Verlag v. C. Flemming in Hildesheim.

Gez. v. Haber.

TRUBENTZ.

welche sie unter die Bedürftigen verteilte; selten ging ein Bittender unbeschenkt von ihr. Soviel als möglich sammelte sie Bilder und Reliquien der Heiligen und bewies ihnen große Verehrung.“ (Stenzel, Geschichte Schlesiens, S. 35.) Dies ist das Bild der frommen Fürstin, wie es die Legende und die etwa um 1300 vollendete vita Hedwigis hinterlassen hat. Ob dies freilich das Bild der geschichtlichen Herzogin Hedwig ist, kann mit Recht bezweifelt werden; denn es wird bei der obigen Darstellung jedenfalls nur die asketische Seite ihres Wesens einseitig in den Vordergrund gestellt. „Daß es aber noch eine andere Seite gab, zeigt uns die, kurze Zeit nach ihrem Tode gefertigte Statue ihres Hochgrabes, wo sie in reichem herzoglichen Schmucke uns entgegentritt, und ebenso das Siegel, dessen sie sich selbst bediente, und welches sie in sehr modischer, fast üppig zu nennender Gewandung darstellt.“ (Grünhagen, Gesch. Schles., I, S. 56.) Außerdem wissen wir, daß die Fürstin auch nach ihrer Übersiedelung ins Kloster Trebnitz, wo ihre Tochter seit 1223 Äbtissin war, ihrer Pflichten als Frau wohl eingedenk war; denn als ihr Gemahl bei einem Überfalle verwundet worden war, eilte sie schnell herbei, um ihn zu pflegen, und als er in die Gefangenschaft Konrads von Masovien geraten war, machte sie die beschwerliche Reise nach Ploß



An der Klosterkirche zu Trebnitz.

„und vermochte durch die Macht ihrer Persönlichkeit die Fesseln zu lösen.“

Sie selbst sowie ihr Gemahl statteten das Kloster Trebnitz mit Gütern so aus, daß es zu den reichsten Stiftern Schlesiens gehörte. Die Aufzählung der Güter und Einkünfte, welche das Kloster im Jahre 1266 besaß, umfaßt bei „Häusler, Gesch. d. Fürstent. Ols“ zwei volle Druckseiten (S. 130 u. 131).

Die fromme Frau starb 1243 und wurde 1267 durch den Papst Clemens IX. heilig gesprochen. Seitdem wird sie als Schutzpatronin Schlesiens verehrt; doch ist ihre Verehrung keineswegs, man möchte sagen, populär ge-

worden; sie ist nicht in die breiten Schichten des Volkes gedrungen, was schon daraus hervorgeht, daß man ihre Statue wohl nur sehr selten findet.

Aus der Geschichte des Klosters führen wir noch einen interessanten Nationalitätenstreit zwischen Deutschen und Polen an, welcher schließlich durch kaiserliche Gewaltmaßregeln zu gunsten der ersteren entschieden wurde.

Seit dem 16. Jahrhundert waren in das Kloster so viele Polinnen, und zwar besonders adlige eingetreten, daß es diesen bald gelang, die Leitung des Klosters und besonders die Wahl der Äbtissin an sich zu reißen. Daher finden wir bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges nur ausnahmsweise eine Deutsche als Oberin erwähnt. Die Klosterzucht soll unter dem Regiment der Polinnen nicht gerade musterhaft gewesen sein. Dieses, sowie das Streben, das deutsche Element zu stärken, veranlaßten 1649 die kaiserliche Regierung zu dem Befehle, daß polnische Novizen nicht eher aufgenommen werden sollten, als bis zwei Drittel des Konvents aus Deutschen beständen. Die Aufregung und Erbitterung unter den polnischen Nonnen wurde so groß, daß der Abt von Leubus, welcher über die Ausführung jener Maßregel zu wachen hatte, gar nicht mehr nach Trebnitz kommen wollte, weil er fürchtete, durch Polen von der nahen Grenze her aufgehoben zu werden. Als dann 1705 ausdrücklich die Wahl einer Deutschen als Äbtissin verlangt wurde, weigerten sich die Jungfrauen und blieben auch hartnäckig, als sie der Abt in Ketten legen und bei Wasser und Brot einsperren ließ. Erst als der Kommandant von Brieg von Wien aus den Befehl erhielt, eine Abteilung Soldaten zur Blockade des Klosters zu entsenden, und als den Nonnen die Überführung in böhmische oder mährische Klöster angedroht wurde, gaben sie nach. (Grünhagen, Gesch. Schles., II, S. 341.)

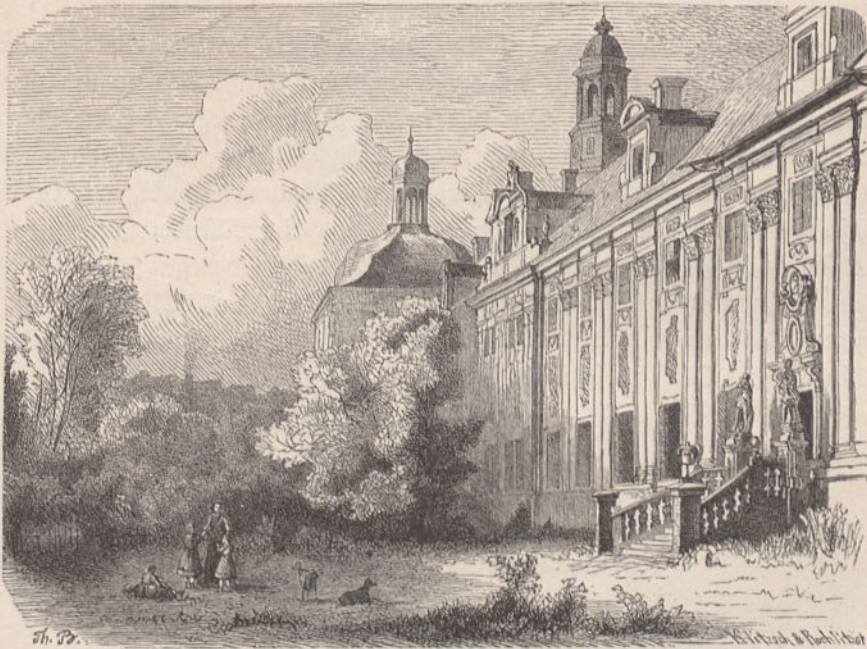
Das Kloster wurde 1810 säkularisiert. Die Gebäude und Güter gingen in den Besitz des Staates über, die Bücher und Bilder wurden in das Sandstift zu Breslau geschafft.

Von den Gebäuden ist nur die Kirche in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten worden. Der Baustil ist trotz der Spitzbogen romanisch, jedoch nicht mehr rein romanisch, sondern der sogenannten Übergangszeit angehörend, welche der Einführung des gotischen Stiles unmittelbar vorausging. Sie ist eine aus Backsteinen aufgeführte dreischiffige Pfeilerbasilika, an welcher die Seitenschiffe niedriger sind als das Mittelschiff, während das Kreuzschiff die Höhe des Mittelschiffes erreicht. Bemerkenswert sind ferner die drei Apsiden, die Krypta mit dem Hedwigsbrunnen, die Johanneskapelle, in welcher sich ursprünglich das Grab der hl. Hedwig befand, und die am südlichen Seitenschiffe liegende, im frühgotischen Stile erbaute Hedwigskapelle, in welcher 1268, ein

Jahr nach der Heiligspredung, ein neues Grab errichtet wurde. Das jetzige Denkmal im Renaissancestil wurde um 1680 von der Äbtissin Gräfin Katharina von Byrbna = Pawlowska errichtet.

Das sehr umfangreiche Klostergebäude ist in späterer Zeit erneuert worden. Der größte Teil gehört jetzt dem Malteserorden, welcher daselbst 1870 eine Krankenanstalt eingerichtet hat.

Doch genug der historischen Erinnerungen! Trebnitz hat nicht nur sein



Kloster Trebnitz.

Kloster, seine romanische Kirche, sein Hedwigsgrab aufzuweisen, es besitzt auch eine Umgebung, um welche es viele schlesische Städte beneiden können — einen weit berühmten Buchenwald mit so viel Idylle, mit so erhabener Einsamkeit, mit so lauschigen Plätzen und prächtigen Ausblicken. Und dieser Wald hat auch sein Hedwigsbörnlein, wie ja hier alles an die heilige Fürstin erinnert, und sein altes Kirchlein mit einer Klausur und einem Klausner. Reges Leben herrscht jetzt, da die Eisenbahn dieses Juwel Schlesiens seiner Hauptstadt näher gerückt hat, während des ganzen Sommers unter den alten rauschenden Buchen, von denen manche noch die alte Klosterherrlichkeit mit angesehen haben, von

denen manche Zeuge waren, wie sich bei den Klosterfesten das Volk hier sammelte und wie am Kirchweihfeste der Totengräber von einem Baume unter das Volk Kuchen warf, welche das Kloster besorgte.

Was jetzt Trebnitz und das etwa anderthalb Meilen weiter westlich gelegene Obernigt für die Breslauer sind, nämlich Ausflugsorte, an denen sie, dem Lärm und dem unruhigen Treiben der Großstadt entflohen, Stunden der Ruhe genießen und Waldluft atmen können, das war vor etwa hundert Jahren Skarsine, in südöstlicher Richtung ebenfalls anderthalb Meilen von Trebnitz entfernt. In Wort und Bild werden am Anfange unsers Jahrhunderts, z. B. im Breslauer Erzähler, die Skarsiner Quelle und der herrliche Wald gefeiert, und wir hören, daß besonders an den Pfingsttagen große Scharen von Breslau zu Wagen und zu Fuß nach dem kleinen Badeorte zogen. Heute ist von der alten Zierde eigentlich nur der Wald übrig geblieben; die Eisenbahn hat auch hier die Wanderzüge nach einer andern Richtung gelenkt und in den Kiefernwäldern von Obernigt einen Badeort und ein Willendorf großgezogen, das sich an Lieblichkeit mit mancher Hochgebirgslandschaft messen kann. Hügel-land, Waldesduft, freundliche Anlagen in den „Sitten“ und hübsche Villen vereinigen sich zu einem Bilde voll Anmut und poetischen Reizes, und die Kiefern-wälder liefern Stoff zu stärkendem Bade. Ein alter Spruch lautet:

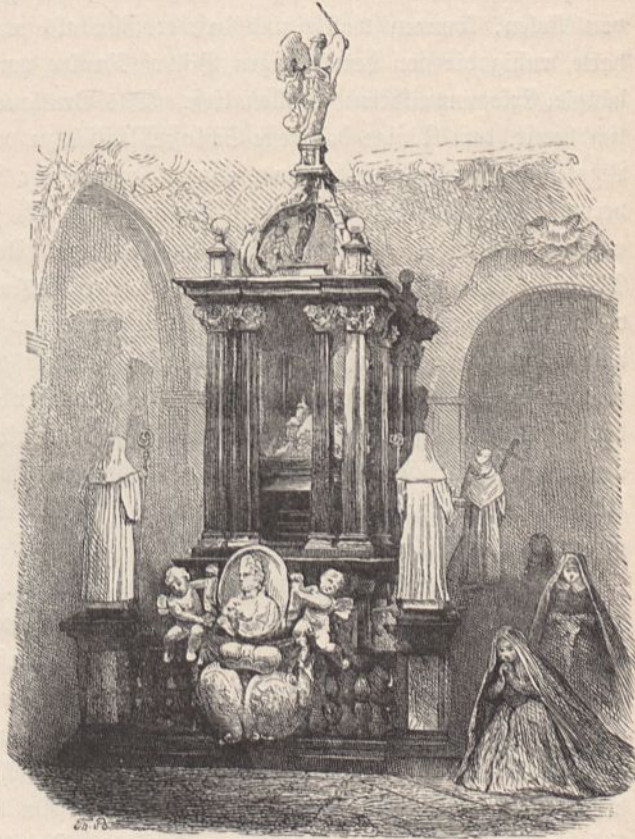
„Obernigt
 Liegt zwischen Sorg' und Kummernick;*
 Wer sich dort will ernähren,
 Muß suchen Pilz und Beeren,
 Und wer die nicht kann finden,
 Der muß Besen binden.“

Heute dürfte der Spruch wohl nur ausnahmsweise Geltung finden, denn der starke Fremdenzufluß schafft den Bewohnern lohnende Arbeit. Badeort war Obernigt freilich schon vor dem Bau der Eisenbahn, allein seine Bedeutung verdankt es doch vornehmlich dieser. Im Jahre 1835 ließ der Rittergutsbesitzer Wolfgang Schaubert, in dessen Familie sich das Rittergut Obernigt seit 1756 befindet, in einer von altersher „die Sitten“ (vom polnischen Sit = das Schilf?) genannten Waldparzelle eine Anstalt für Wasserkuren nach Gräfenberger Art einrichten; sein Neffe aber, welcher den Besitz erbt, verwandelte das Bad in ein Kiefernadelbad, erbaute einen Kurssaal, erweiterte die Parkanlagen und errichtete auf dem Blücherberge ein Belvedere. Seitdem ist Obernigt ein beliebter Vergnügungsort der Breslauer geworden, hat jedoch

* Sorge und Kummernick sind zwei Kolonien.

seit Eröffnung der Bahn nach Trebnitz an diesem Orte einen bedeutenden Konkurrenten erhalten.

Im Jahre 1819 (oder 1820) ließ sich Holtei bewegen, nach Obernigitz überzusiedeln. Rasch bewog er seine alte Pflegemutter, dort ein Häuschen zu kaufen, und bald ließen sich die blinde Baronin Arnold und der 21 jährige Holtei in der Obernigitzer Villa nieder. Am 4. Februar heiratete er hier die Schauspielerin Luise Rogée und wurde in der kleinen hölzernen Dorfkirche getraut; allein lange wollte es dem jungen Paare dort nicht gefallen; denn schon im folgenden Frühjahr trat Frau v. Holtei am Breslauer Stadttheater auf. Holtei gedenkt aber in seinen „Vierzig Jahren“ wie in seinen Gedichten gern des Aufenthaltes in Obernigitz.



Grabmal der hl. Hedwig.

Der eben geschilderte Zug des Katzengebirges wird nördlich von der flachen sumpfigen Niederung der Bartsch begrenzt, welche von der russischen Grenze ab dem Zuge parallel läuft und mit ihren schwer zu passierenden Sumpfstrecken der Ausbreitung deutscher Ansiedler Hindernisse in den Weg legte. Daher kann die Bartsch in ihrem Oberlaufe als Grenze des deutschen Elementes gegen das polnische angesehen werden; sie bildete gewissermaßen eine natürliche Verteidigungslinie mit den Orten und festen Flußübergängen Rügen, Sandwalde, Herrnstadt, Trachenberg, Sulau, Militsch, Adelnau und Ollabok.

Nördlich der untern Bartsch hat von alters her Guhrau einen wichtigen Punkt für das Deutschtum gebildet. Der Besitz und damit auch die Verteidigung dieses Bartschgebietes war abwechselnd in den Händen der Herzöge von Breslau, Glogau und des Bischofs von Breslau. Für welche wichtige Grenzscheide es aber gehalten wurde, geht daraus hervor, daß König Johann von Böhmen um jeden Preis in den Besitz der festen Grenzburg Militisch, des Schlüssels von Polen, kommen wollte und daß er sich, als er 1339 sein Ziel erreicht hatte, ruhig die von dem heftigen Bischof Ranke von Breslau über ihn verhängte Exkommunikation gefallen ließ. Das Breslauer Domkapitel war nämlich bereit, dem Könige das feste Schloß Militisch zu verkaufen; allein der vom Legaten Galhard de Carceribus, einem Freunde der Polen, angestiftete Papst verbot diesen Verkauf geradezu. Johann ließ sich jedoch dadurch nicht irremachen, sammelte auf Kosten der Breslauer ein kleines Heer und zog vor Militisch. Der Befehlshaber des Schlosses, der Breslauer Archidiacon Heinrich v. Würben, ließ sich zu einer Besprechung im Lager des Königs bereden und wurde durch den Wein so mild gestimmt, daß er die Aufnahme einer böhmischen Besatzung zugab. Der Bischof war darüber so ergrimmt, daß er in der bekannten auffallenden Weise den König im Jakobskloster zu Breslau in den Bann that. Johanns Sohn und Nachfolger, Karl IV., gab Militisch der Kirche zurück unter der Bedingung, daß es im Falle eines Krieges dem Könige geöffnet werde solle.

So lange die piastischen Herzöge von Ols Besitzer des Bartschgebietes waren, erwiesen sie sich auch als Verteidiger dieses immer heunruhigten Grenzstriches; als jedoch das Aussterben dieser Linie bevorstand, — der letzte Piast in Ols starb 1492 — übertrug König Wladislaw von Böhmen und Ungarn die Bewachung des Bartschlandes einem mächtigen, erprobten Manne, seinem Kanzler Sigismund v. Kurzbach, dessen Familie sich schon längst im Besitze der Kastellanei Rützen an der Bartsch befand. Am 30. November 1494 verließ er ihm in Osen die Schlösser und Städte Freyhan, Neuschloß, Militisch, Sulau, Trachenberg, Prausnitz, Herrnstadt und Winzig und bildete daraus die freien Standesherrschaften Militisch und Trachenberg; letzteres war schon 1492 dazu erhoben worden. Sigismund starb 1513 und wurde in der Kirche zu Prausnitz begraben, wo neben der Kanzel sein ihn in der Ritterrüstung darstellender Grabstein zu sehen ist. Die Freiherrn v. Kurzbach sind sich ihrer Aufgabe als Grenzhüter gegen Polen bei den wiederholten Grenzstreitigkeiten und räuberischen Einfällen der Polen wohl bewußt gewesen, wie uns dies z. B. von Wilhelm v. Kurzbach ausdrücklich bezeugt wird.

Sigismunds Söhne, Johann und Heinrich, teilten 1521 das väterliche

Erbe, so daß Heinrich die Herrschaft Trachenberg, Johann Militſch erhielt. Da jedoch beide früh starben, mußte der erst 23 jährige Wilhelm v. Kurzbach, Heinrichs Sohn, die Vormundschaft über seinen Neffen und die Verteidigung des ganzen Besitzes übernehmen. Von ihm erzählt Luca in seinen Denkwürdigkeiten: „Um die Jahre 1554 erzeigten sich die benachbarten Polen sehr widersinnig gegen Schlesien der Grenze halben, violierten die Grenzsteine und zwackten dem Lande bald da, bald dort etwas ab; sonderlich beängstigten sie unaufhörlich die Herrschaften Drachenberg und Militſch. Indem nun dieser Herr v. Kurzbach auf möglichste Defension seines Ortes bedacht war, geriet er darüber denen Polen in die Hände, welche ihn samt vielen seiner Unterthanen



Alte Holzkirche in Obernigh.

gefänglich in ihr Land führten und wohl bewachten und mit den übrigen Einwohnern der Herrschaft nach eigenem Gefallen allen Gewalt und Frevel begingen.“

Die Trachenberger Linie mußte ihren Besitz aufgeben, da Heinrich III. v. Kurzbach tief in Schulden geriet und sich insolgedessen genötigt sah, 1592 die Herrschaft Trachenberg für 195000 Thaler an Adam v. Schaffgotsch zu verkaufen. Bald darauf erlosch mit seinem Sohne Ladislaus das Geschlecht der Kurzbach überhaupt; denn auch die Militſcher Linie starb 1590 mit Heinrich II. aus, und die Standesherrschaft erbte seine mit dem Freiherrn v. Malkan vermählte Enkelin. Seitdem befindet sich die Standesherrschaft Militſch im Besitze der Familie der nunmehrigen Grafen v. Malkan.

Im 18. Jahrhundert verfiel das alte feste Schloß Militſch, welches so

lange eine wichtige Grenzfestung gegen Polen gewesen war, und der damalige Besitzer, Joachim Karl v. Malzan, baute sich eine neue, bequemere Wohnstätte.

Die alte Feste Militsch verdankt ihre Entstehung unzweifelhaft dem Umstande, daß hier auf eine weite Strecke der einzige bequeme Übergang über die sonst sumpfreiche Flußniederung war. Seitdem ist freilich der Charakter jener Gegend ein anderer geworden. Friedrich der Große hat nämlich den in vielen Windungen sich hinschlängelnden Fluß gerade legen und so weite Sumpfstrecken in anbaufähiges Land verwandeln lassen. Damit hat aber auch die militärische Wichtigkeit jenes Teiles der Niederung aufgehört.

Unterhalb Sulau breitet sich das Thal der Bartsch zu einem seenartigen Becken aus, welches mehrere größtenteils zusammenhängende Teiche enthält, in denen eine bedeutende Karpfenzucht betrieben wird.

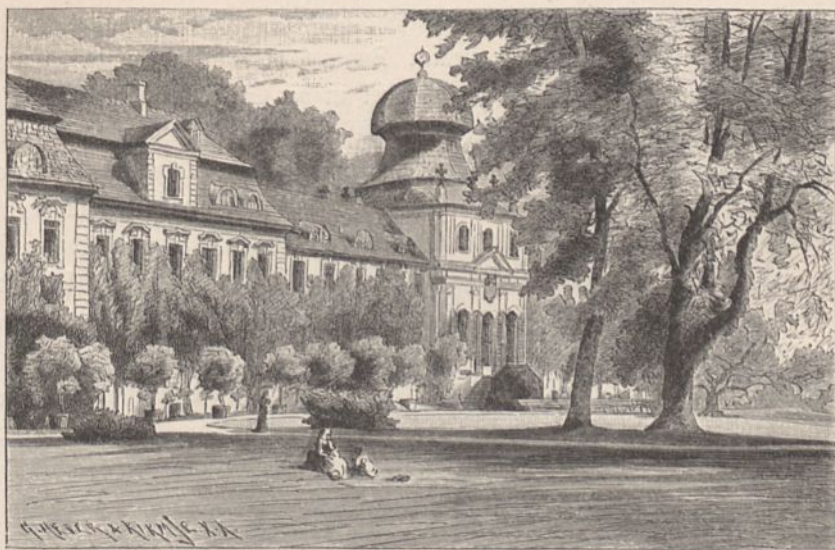
Am westlichen Ende dieses Teichgebietes liegt die Stadt Trachenberg, der Hauptort der gleichnamigen freien Standesherrschaft. Die Familie Schaffgotsch hat sich des Besitzes dieser Güter nicht lange erfreut. Es ist schon Bd. I. S. 242 von dem Prozeß des Wallenstein'schen Generals Hans Ulrich v. Schaffgotsch die Rede gewesen, welcher am 23. Juli 1635 in Regensburg enthauptet wurde und dessen sämtliche Besitzungen, die Herrschaften Kynast, Greiffenberg und Trachenberg, der Kaiser einzog. Die beiden ersten erhielten die Kinder zurück, nachdem sie im Jesuitenkloster zu Olmütz katholisch erzogen worden waren; Trachenberg aber verließ der Kaiser 1641 seinem General Melchior v. Hatzfeld teils als Belohnung für treue Dienste, teils als Entschädigung für Vorschüsse, die ihm jener gemacht hatte. Melchior v. Hatzfeld wurde in den Grafenstand und einer seiner Nachkommen von Friedrich II. in den Fürstenstand erhoben, doch so, daß nur der regierende Fürst den Fürstentum, die übrigen Familienglieder den Grafentitel führen sollen. 1794 starb diese Linie aus und die Herrschaft Trachenberg kam an den Wildenbergschen Zweig, in dessen Besitze sie sich noch heute befindet.

Im Schlosse zu Trachenberg wurde am 12. Juli 1813 der von Knefbeck entworfene Feldzugsplan gegen Napoleon von Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm und dem Kronprinzen von Schweden unterzeichnet.

Wir können nicht aus dem Kreise Militsch-Trachenberg scheiden, ohne eines erhabenen Denkmals christlicher Nächstenliebe zu gedenken. Etwa fünf Viertelmeilen südlich von Militsch liegt das Dorf Kraschnitz, dessen Dominium dem Grafen von der Recke-Bolmerstein gehört. Dieser edelgesinnte Mann gründete hier 1860 ein Samariter-Ordens-Stift, um die Kinder der in jener Zeit in Kleinasien und Syrien verfolgten Christen, außerdem aber Kranke, Blinde und Geisteschwache aufzunehmen. Da sich jedoch der Ausführung dieses Unternehmens

manche Schwierigkeiten in den Weg stellten, da ferner jene Waisen in der Heimat verpflegt wurden, so bestimmte er das dreistöckige schöne Gebäude zur Aufnahme von geisteschwachen und verkrüppelten Kindern (Kretins). Der Segen der Anstalt, in welcher eine große Anzahl Diakonissen wirken, ist ein ungeheurer, und Graf von der Necke konnte sich kaum ein schöneres und edleres Denkmal setzen.

Während im obern Bartschgebiete die alten Burgen Militzsch und Trachenberg Schutzwehren Schlesiens gegen Polen hin bildeten, waren es im Unter-



Schloß Trachenberg.

laufe die Kastellaneien Sandwalde und Rützen und das zwar nicht an der Bartsch liegende, aber doch zu ihrem Gebiete gehörige Guhrau. Diese freundliche Stadt ist in Schlesien weit weniger bekannt, als sie es verdient. Nicht weit oberhalb der Mündung der Bartsch in die Oder fließen derselben zwei Bäche zu, der Polnische und der Schlesische Landgraben, von denen der erste die Grenze zwischen Schlesien und Posen bildet, der zweite jenem parallel läuft; aber nicht nur die Grenze gegen das ehemalige Polen hin bildeten sie, sondern sie waren zugleich wichtige Grenzwehren des Deutschtums, welches sich trotz aller Feindseligkeiten der Polen im Guhrauer Ländchen behauptet hat. Dieses Guhrauer Ländchen hat seine natürlichen Grenzen, welche im Norden und Westen jene Bäche mit ihren sumpfigen Ufern ausmachen, im Süden die

Ausläufer des schlesischen Landrückens und im Osten ein von Nord nach Süd streichender Höhenzug, welchen man den Tschirnauer Rücken nennen kann und welcher mit seinen Stirnen südlich zur Bartsch bei Sandwalde und Herrnsstadt und nördlich zum Landgrabenthale bei Reisen abfällt. Der Mittelpunkt dieses Ländchens ist die Kreisstadt Guhrau in gesunder, hoher Lage, von Obstgärten und Promenadenanlagen freundlich umrahmt. Guhrau liegt leider etwas „aus der Welt,“ denn es hat sich, wie es heißt, durch den Eigensinn einzelner selbst um die von Breslau nach Posen führende Bahn gebracht. Was der Grund dieser kurzsichtigen Handlungsweise war, wissen wir nicht. Vielleicht war es Eifersucht wegen des sehr blühenden Mehlgeschäftes, zu dem man Fremden nicht einen so bequemen Zugang verschaffen wollte. Guhrau hat nämlich von alters her, wie schon Henel in der Silesiographia VII, § 52, bezeugt, einen schwunghaften Getreide- und Mehlhandel getrieben, so daß nicht bloß die Handelsleute große Geschäfte machten, mancher bis zu 20000 Thaler an einem Tage, sondern viele Leute der Umgegend mit dem Mahlen des Getreides Beschäftigung fanden. Die Zahl der Windmühlen um Guhrau ist heute noch groß, soll aber der Sage nach einst weit größer gewesen sein; doch soll sie 99 nie überschritten haben; denn die hundertste sei stets einem Unfalle erlegen. Das alte blühende Getreidegeschäft hat durch den Bahnverkehr natürlich auch eine bedeutende Einbuße erlitten. Jetzt ist die Stadt durch eine Seitenbahn von Bojanowo her mit der Strecke Breslau-Posen verbunden. Guhrau zählte 1885 4414 Einwohner.

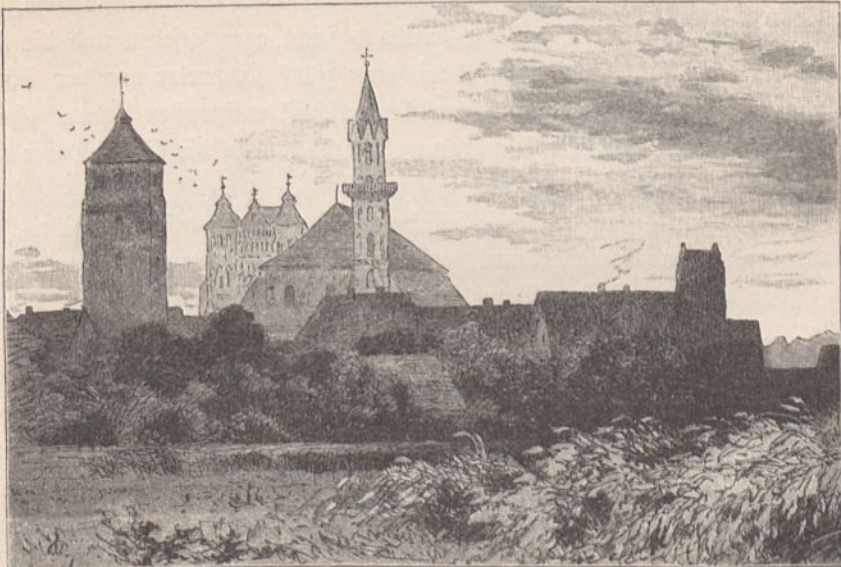
5. Abschnitt.

Der Durchbruch der Oder durch den schlesisch-polnischen Landrücken.

Dyhernfurth. — Neumarkt, der Humanist Laurentius Korvinus. — Kloster Leubus, der Maler Michael Willmann, das Tagebuch des P. Stephanus Voldmann. — Steinau, wichtiger Oderübergang. — Wohlau. — Der Landrücken zwischen der Oder und dem Bober. — Lüben. — Glogau: Aus der ältesten Geschichte, Herzog Hans II. und der Hungerturm, Glogau ein Stapelplatz, 1806—1814, Gebäude.

Unterhalb Breslau treten bei Auras die Ausläufer des schlesisch-polnischen Landrückens an die Oder, und diese, die bis dahin eine nordwestliche Richtung innehält, wendet sich eine kurze Strecke unterhalb Auras direkt westlich, gerade als wolle sie dem an sie herantretenden Höhenzuge ausweichen. Während bei Auras die Ufer noch flach sind und früher (als die Oder unzweifelhaft eine

größere Breite hatte), sowie auch jetzt noch bei Hochwasser, dem Übergange hier Schwierigkeiten bereiten, werden sie eine kurze Strecke weiter unterhalb höher und fester. Diesen Punkt bezeichnet der Name des dort liegenden Dorfes Dyhernfurth selbst als Übergangsstelle, und damit stimmt überein, daß Sadowsty (Handelsstraßen d. Griechen und Römer) behauptet, dieser Ort habe einst brzeg (Ufer) geheißen und eine ähnliche Bedeutung als Übergangsstelle über den Strom gehabt, wie noch heute das diesen Namen tragende Brieg. Beiden Orten hat später Breslau einen großen Teil ihrer Bedeutung ge-



Blätterbau. cr. 002.

K. A. Z. STENDAMOUR

G u h r a u.

nommen. Heute hat Dyhernfurth für den Oberverkehr keine Wichtigkeit; es wird nur wegen seines alten, dem Marquis d'Alsac gehörigen Schlosses und Parkes manchmal besucht.

Während das rechte Ufer des Flusses auch hier mit magerem, für den Getreidebau nicht günstigem Sandboden bedeckt ist und daher große Waldungen trägt, wie den der Stadt Breslau gehörigen Forst von Riemberg, breitet sich links eine reiche Fruchtebene aus, in welcher die Stadt Neumarkt liegt. Man kann es mit Rücksicht auf die vorzügliche Beschaffenheit des Bodens, welcher im Neumarkter Kreise 31 Mark Reinertrag vom Hektar bringt, wohl verstehen, warum die im 12. Jahrhundert nach Schlesien einwandernden Kolonisten

hier eins der ersten deutschen Gemeinwesen gründeten, welches für die Gründung anderer deutschen Städte insofern maßgebend wurde, als mehrere das in Neumarkt eingeführte Magdeburger Recht von Neumarkt entlehnten. Als solche werden genannt die Städte Leubus, Brieg, Trebnitz, Schawoine, Ols und Konstadt.

Neumarkt hat im allgemeinen das Schicksal der meisten andern schlesischen Städte erfahren, auf welches wir schon wiederholt hingewiesen haben.

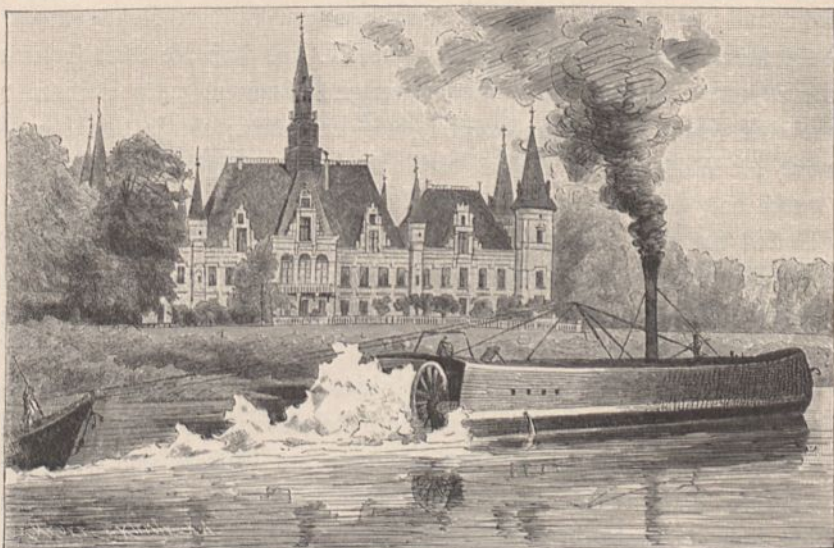
Von großem Vorteil war es für die Stadt, daß an ihr die große Handelsstraße nach Sachsen wie nach der Mark vorüberführte. Da das Fuhrwesen und der lebhafte Verkehr der Stadt bedeutende Einnahmen verschafften, so soll sie den Bau der Eisenbahn durchaus nicht gern gesehen und die Anlegung des Bahnhofes in Stephansdorf, etwa fünf Kilometer von der Stadt, soll ganz dem Wunsche der damaligen Bürgerschaft entsprochen haben. Heute verlangt man nach größerer Annäherung der Bahn an die Stadt, aber vergeblich.

Aus Neumarkt stammt der schlesische Humanist Laurentius Korvinus, ein Mann, der, bisher wenig gekannt, erst in neuester Zeit durch die gründliche Biographie von Dr. Gustav Bauch (Zeitschr. d. Vereins für Gesch. u. Altert. Schlef., XVII, S. 230 ff.) gebührend gewürdigt worden ist. Ein bedeutender Gelehrter, ein geistvoller Philolog, ein fruchtbarer Dichter, hat er im Gegensatz zu der engherzigen scholastischen, theologischen und juristischen Wissenschaft die von Italien ausgehende freiere wissenschaftliche Strömung, den sogenannten Humanismus, in Schlesien und besonders in Breslau verbreitet. Korvinus wurde um 1465 in Neumarkt geboren, weshalb er sich nach der Sitte jener Zeit auch Novoforensis (Neumarkter) nannte. Er studierte an der Universität Krakau und wirkte dort als Lehrer. Später finden wir ihn als Lehrer an einer Pfarrschule in Breslau, dann als Notar und zuletzt als Stadtschreiber, in welchem Amte er wiederholt wichtige Sendungen im Auftrage des Rates ausführte. In Breslau trat er auch zu dem Pfarrer und Reformator Johann Heß in Beziehung und hat wesentlich zur Einführung der Lehre Luthers beigetragen. Er starb 1527.

Schon bei Maltsch, welches, wie wir oben (S. 102) erwähnten, stets ein wichtiger Expeditionsplatz war, verändert die Oder ihre bisherige westliche Richtung wieder in eine nordwestliche und bei der Mündung der Raßbach macht sie noch eine Biegung, um in direkt nördlich gerichtetem Laufe den Höhenzug zu durchbrechen. Dieser tritt auf dem rechten Ufer unmittelbar und mit steilem

Abfalle an den Strom heran und bildet hier eine außerordentlich malerische Landschaft. Die prächtige Lage dieser Höhe in Verbindung mit der Sicherheit gegen Wassergefahr war es wohl auch, was die Cisterciensermönche am Ende des 12. Jahrhunderts zur Anlegung eines Klosters veranlaßte.

Wenn Herzog Boleslaus I. von Schlesien im Jahre 1175 den aus dem Kloster Pforta herbeigerufenen Cisterciensermönchen ein großes Gebiet an der Ober schenkte, so hatte er dabei vielleicht weniger die Absicht, ein gutes Werk zu thun, als vielmehr in ihnen Beförderer der Germanisierung Schlesiens zu



Schloß Dnhernfurth.

erhalten und sich durch diese Germanisierung den Besitz Schlesiens zu sichern, welchen ihm, wie er fürchtete, Polen vielleicht noch streitig machen werde. Nur mit Hilfe der Deutschen, nämlich des Kaisers Friedrich Barbarossa, war er und seine Brüder in den Besitz Schlesiens gelangt; er stammte von einer deutschen Fürstentochter, war in zweiter Ehe mit einer deutschen Prinzessin verheiratet und hatte lange in Deutschland gelebt. Kann man sich da wundern, daß er, schon um sich gegen die Polen in Schlesien zu behaupten, sich auf die Deutschen stützte und daher deutsche Kolonisten ins Land zog? Der Mittelpunkt eines solchen Kolonistenstriches wurde das Kloster Leubus. Die vom Kloster herbeigerufenen Ansiedler fanden beim Kloster Schutz, während andererseits dieses der Existenz und Blüte der deutschen Dörfer seine Existenz ver-

danke. Boleslaus stattete das Kloster mit Gütern reich aus und seine Nachfolger thaten ein Gleiches, so daß zur Kirche von Leubus schon um 1220 fünfzehn Kirchsprengel gehörten. Von großer Wichtigkeit war es, daß Bischof Sirosław von Breslau dem Kloster in allen neuen Dörfern den Zehnten überwies, ein Geschenk, von dessen Bedeutung und Größe er wohl kaum einen Begriff hatte. Sein Nachfolger Jarosław suchte diese Schenkung rückgängig zu machen, doch bestätigte sie dessen Nachfolger Cyprian 1202. Die Macht und Unabhängigkeit des Leubuser Klosters wurde aber durch mehrere wichtige, ihm von den Päpsten verliehene Privilegien immer größer. 1220 wurde ihm die Aufsicht und die Leitung etwaiger Untersuchungen in dem Nonnenkloster zu Trebnitz übertragen. 1234 ordnete Gregor IX. an, daß die Äbte Exkommunikationen nur dann bekannt zu machen verpflichtet wären, wenn es ihnen vom Papste oder einem Legaten ausdrücklich befohlen würde; ebenso befahl er, daß niemand die Abtwahl in Leubus verhindern oder rückgängig machen dürfe. So wurde das Kloster von der bischöflichen Jurisdiktion teilweise befreit.

Leubus hat aber auch den Erwartungen Boleslaus' entsprochen, eine Stätte und ein Mittelpunkt deutscher Kultur zu werden. Bald folgten andere, gleich großartige Stiftungen nach, nämlich die Klöster Heinrichau und Ramenz und etwas später Trebnitz und Grüssau.

Von dem alten Klostergebäude ist nichts mehr vorhanden, sondern was wir heute vor uns sehen, ist ein gewaltiger Rokokobau aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Um die Ausschmückung des Klosters und seiner Kirche hat sich der Maler Michael Willmann besondere Verdienste erworben, und vielleicht sind es gerade seine in diesem Kloster ausgeführten Arbeiten, welche ihm seinen Ruf und den Beinamen des schlesischen Apelles oder des schlesischen Raphael erwarben. Als er in Breslau von der Malerzunft verfolgt wurde, verließ er die Stadt und fand bei dem Prälaten Arnold Freiburger von Leubus (Abt 1636—1672) freundliche Aufnahme; ja er wohnte sogar nach seinem Übertritt zum Katholizismus und so lange er unverheiratet war im Kloster. Nach seiner Verheiratung kaufte er im Dorfe Leubus eine Gärtnerstelle und baute dort ein für seine Zwecke geeignetes Wohnhaus. Hier fertigte er auch den größten Teil seiner, wie es heißt, tausend (?) Gemälde. Willmanns bedeutendste Werke sind die Gemälde und Freskomalereien in den Klosterkirchen zu Leubus, Heinrichau, Ramenz und in der Josephskirche zu Grüssau. Mag man ihm auch manches vorwerfen, wie da und dort unrichtige anatomische Verhältnisse, Übertreibungen in den Muskeln und Stellungen oder mangelhafte Farben, welche veranlaßt haben, daß seine Bilder im Farbenton bisweilen abgestorben oder verdorben sind — so bleibt er doch ein hellleuchtender

Stern in jener so kunstarmen Zeit. Seine gewissermaßen naturalistische Richtung beruht auf den spätern Niederländern und den spätern Italienern. Sein guter Geschmack in der Komposition und die Mannigfaltigkeit in der Anordnung, seine meist korrekte und sichere Zeichnung, sein großer Farbensinn und namentlich die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, kennzeichnen ihn als einen Künstler von bedeutendem Talente. Hätte er nicht, der Richtung seiner Zeit folgend, mehr Freude daran gefunden, eine Menge von Kunstwerken zu schaffen, sondern den einzelnen Arbeiten mehr Sorgfalt und Muße gewidmet, so würde er von seinen heutigen Kunstgenossen höher geschätzt werden, als es so der Fall sein kann. Willmann starb 1706.

Das reiche Stift Leubus hatte in den schlesischen Kriegen und besonders im ersten manche Drangsale zu erleiden. Höchst interessant und auch kulturhistorisch wichtig sind hier die Aufzeichnungen des Paters Stephanus Volkmann. Er war Provisor des Klosters und hatte als solcher die ökonomischen Angelegenheiten zu verwalten. „Er schreibt als unmittelbarer Augen- und Ohrenzeuge, trotz der vielen Unannehmlichkeiten, die ihm persönlich widerfahren, ohne alle leidenschaftliche Polemik, mit ergötzlicher Naivität und köstlichem Humor, dem nicht selten ein Anflug von Ironie und seinem Sarkasmus beigemischt ist. Die tagebuchartige Form und die anschauliche Frische der Darstellung lassen schließen, daß die Niederschreibung bald nach den Ereignissen erfolgt sei.“ Das Tagebuch ist von dem Kaplan Jungnick in Guhrau in der Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. u. Altert. Schlef. XV, S. 445 ff., veröffentlicht worden. Besondere Sorge bereitete dem Kloster die Forderung des Königs, binnen einer kurzen Frist 200000 Thaler Kontribution zu zahlen. Eine in das Lager des Königs geschickte Deputation, zu welcher auch der Provisor Volkmann gehörte, vermochte den König, die Summe auf 100000 Thaler herabzusetzen. Da das Kloster auch diese nicht aufbringen konnte, so wurde in dasselbe und auf dessen Güter ein Regiment gelegt, welches unterhalten werden mußte. Neben der Darstellung der Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten, welche gerade den Ökonomen trafen, findet sich auch manche ergötzliche Schilderung über das Treiben der Soldaten im Kloster, z. B. folgende: „Nun war in der Abtey alles aufgereumt und lustig, der Hr. Obriste mit denen Offizieren bekame unterschiedliche Visiten von den Land-Cavalier, Madamen und andern Frauenzimmer, nebst Pastoren und Prädikanten, so alle ganz frey, ohne daß selbe den Wirt begrüßet hätten, ein (kamen); wurden zur Taffel eingeladen, aßen und truncken zugleich mitte; die Herrn Offizier stellten einen Tanz an, fragten mich zwar, ob es erlaubt sey hier zu tanzen. Hätte ich es nicht zugelassen, vielleicht hätte ich Haß verdienet in diesen gewaltigen Umständen

und würden doch gethan haben, was sie wollten; mit mußten die Musicalinstrumenten gebracht werden; sie hatten aber ihre Bergknappen, welche ihnen mußten aufwarten und Musik machen.“ Da auch diese Einquartierung die Zahlung der 100.000 Thaler noch nicht zur Folge hatte, wurden sechs Geistliche auf die Festung Glogau abgeführt. Es war dem Kloster in jener unruhigen Zeit in der That sehr schwer, die Summe aufzubringen; denn da sich das Gerücht verbreitet hatte, der König wolle die Klöster einziehen, so wollte niemand Geld leihen. Mit vieler Mühe brachte man endlich die Summe auf, und die Gefangenen, zu denen auch Volkmann gehörte, erhielten die Freiheit. Der Geistliche rühmt an den Preußen, sie hätten dem Befehle des Königs gemäß die geistlichen Handlungen nie gestört, sie hätten stramme Disziplin gehalten und seien den Mönchen human begegnet, besonders aber auf der Festung Glogau.

In den Gebäuden des 1810 säkularisierten Klosters befindet sich jetzt eine Provinzial-Irrenanstalt und ein Landgestüt.

Die Lage des Klosters ist außerordentlich schön. Wer einmal auf der Höhe des Weinberges stand und seinen Blick zur Linken auf die lange Front des Klosters und den malerischen Uferstrand, vor sich auf den ruhig dahingleitenden, von zahlreichen Schiffen belebten Strom und auf die üppig grünen Wälder auf seinem linken Ufer gleiten ließ, wird diese Gegend eine der schönsten Schlesiens nennen müssen. Daher strömen jährlich Tausende von Besuchern aus der Umgegend, und besonders aus Breslau herbei, um in dem herrlichen Eichenwalde zwischen Maltzsch und Leubus und auf der Höhe des Weinberges Stunden der Ruhe und Erholung zu genießen.

Unmittelbar unterhalb Leubus strömt der Oder auf der linken Seite die Raabach zu. Hier wendet sich der Strom direkt nördlich und durchbricht auf der Strecke bis Köben den Landrücken. Die Ufer sind daher auf beiden Seiten hügelig, und teilweise recht anmutig. In der Nähe der Mündung der Raabach erreicht die Oder die wichtige Straße aus dem Gebirge, welche von Goldberg über Liegnitz geht, bei Parchwitz die Raabach überschreitet und bei dem Expeditionsplatz Aufhalt an den Strom herantritt.

Wenn sich auch auf der genannten Durchbruchsstrecke Hügelland auf beiden Seiten des Stromes erhebt, so tritt dasselbe doch nicht überall unmittelbar an denselben heran, so daß die schmale Niederung, den Überschwemmungen ausgesetzt, nur an wenigen Stellen einen bequemen und sichern Übergang gestattet. Eine solche Stelle befand sich von jeher bei Steinau, welches jedenfalls diesem Umstande sein Bestehen verdankt.

Die früheste Erwähnung des Oderüberganges bei Steinau fällt nach der

„Urkundlichen Geschichte der Stadt Steinau von Heinrich Schubert“ ums Jahr 1280; denn in dieser Zeit schenkte Herzog Primko seiner Stadt Steinau den Oberzoll mit der Bestimmung, daß eine Meile ober- und unterhalb von Steinau keine Ober-Überfahre angelegt werden dürfe. Während wir hier nur von einer Ober-Überfahre hören, wird später eine hölzerne Brücke erwähnt. Wann diese jedoch erbaut worden ist, steht nicht fest; sie wird aber wiederholt genannt, z. B. 1432, als die Hussiten, von Liegnitz und Neumarkt kommend, „bis vor die Steine zogen, do eine Brücke ist obir dy Oder.“ Da die Her-



P a r c h w i t z.

zöge Konrad der Ranthner und sein Bruder Konrad der Weiße mit ihren Leuten den Übergang sperren, suchten die Hussiten unterhalb Steinau eine Furt, setzten über den Strom, fielen jenen Truppen in den Rücken und machten die meisten nieder. Die Unterhaltung der Brücke lag der Stadt Steinau ob; dafür durfte diese aber mit Bewilligung der Herzöge einen Zoll erheben, von welchem sich die umwohnende Ritterschaft vergeblich frei zu machen suchte; denn, so entschieden die Herzöge, es sei nicht unbillig, daß derjenige, welcher sich der Brücke bediene, auch zur Unterhaltung derselben beitrage. Im Jahre 1632 brannten die Kaiserlichen, welche von den Schweden, Sachsen und Brandenburgern aus den Steinauer Verschanzungen geworfen worden waren, die Ober-

brücke nieder. Da weder die im dreißigjährigen Kriege bis auf die Kirchen und drei Häuser niedergebrannte Stadt Steinau, noch auch die herzogliche Regierung imstande waren, die Brücke herzustellen, so richtete letztere schon 1638 eine Überfahre ein und brachte natürlich auch deren Gerechtfame an sich. Als nun die wieder aufblühende Stadt die Überfahre und ihre Einkünfte beanspruchte, wurde sie stets, zuletzt 1809 von der preußischen Regierung, abgewiesen. Das 1821 ausgearbeitete Projekt, aus städtischen Mitteln eine Brücke zu bauen, mußte wegen der Höhe der Kosten aufgegeben werden. So blieb es bei der Überfahre, bis 1858 die aus Staatsmitteln erbaute hölzerne Brücke dem Verkehr übergeben wurde. Diese Brücke wurde durch den Eisgang am 10. Januar 1880 stark beschädigt, indem sie zwei Joche und einen Eisbrecher verlor.

Hatte einerseits die Brücke der Stadt bedeutende Einkünfte gebracht, so war sie andererseits doch auch der Grund, daß bei dem Kampfe, welcher 1632 zwischen den Kaiserlichen und den Sachsen, Schweden und Brandenburgern um die Brücke und die auf dem rechten Oderufer liegenden Schanzen entstanden war, die Stadt fast völlig vernichtet wurde. Wegen dieses wichtigen Oberüberganges hat die Stadt so manche Kriegsschar vor ihren Mauern erscheinen, so manchen Fürsten hier den Strom überschreiten gesehen. So ging Karl XII., als er 1706 von Polen nach Sachsen zog, hier über die Ober. Gerade hier war es, wo ihm die Bitten der Protestanten, er möge sie in ihrem Glauben schützen, besonders eindringlich entgegengebracht wurden. Durch den Haufen, welcher wie überall am Wege stand, drängte sich ein grauköpfiger Schuster, „erfaßte die Zügel von des Königs Pferd und erklärte, er lasse ihn nicht weiter ziehen, bis er ihm gelobt, an die armen, elenden Leute in Schlesien und an den unterdrückten Glauben zu denken. Unter dem Jubel des Volkes reichte Karl dem Manne die Hand zum Zeichen seines Gelöbnisses.“

Auf die Ermahnung Luthers an die Bürgermeister und Ratsherrn aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten sollten, wurden mehrere sogenannte lateinische Schulen begründet, ältere reformiert. Auch in Steinau finden wir eine solche Schule 1542 zum erstenmal urkundlich erwähnt als Trivialschule mit zwei Klassen und zwei Lehrern, jedoch nur für Knaben. Nach dem dreißigjährigen Kriege wurde in dem neuerbauten Gebäude eine lateinische Schule eingerichtet, welche einen gewissen Ruf hatte. Im Jahre 1701 wurden durch eine kaiserliche Kommission die bisher „in functione tolerirte vier Schulkollegen auf den Pfarrhof citiert und daselbst autoritate caesarea von ihrer Funktion removiert.“ 1707 gab man zwar in Folge des Alt-ranstädter Vertrages Kirche und Schule zurück, letztere erlangte aber ihren früheren Ruf nie wieder.

Steinau brannte 1834 fast vollständig ab; daher ist von den alten Gebäuden keins erhalten. Es befinden sich hier ein evangelisches Schullehrerseminar, ein Waisenhaus der Schlabrendorff'schen Stiftung, ein Kloster der Barmherzigen Brüder und eine Krankenanstalt Bethanien. Die Einwohnerzahl betrug 1885 3636.

Der schlesisch-polnische Landrücken, auf dessen Höhe auch die Stadt Steinau liegt, hat gerade im Durchbruchgebiete der Oder eine ziemlich beträchtliche Breite. Er teilt sich rechts wie links vom Strome in zwei Züge, von denen die beiden rechtsseitigen, durch das Thal des Lüseritzbaches getrennt, bei Leubus und westlich von Winzig zur Oder abfallen. Die zwei Züge schließen ein Thalbecken ein, welches die walddreichen, sumpfigen, mit mehreren Teichen angefüllten Niederungen zwischen Wohlau und der Oder enthält. In der Mitte zwischen beiden Zügen liegt an dem genannten Bache die alte Fürstentums-Hauptstadt Wohlau.



Aus Steinau.

Das Gebiet von Wohlau gehörte zum Fürstentume Öls, so lange die

Piasten in diesem Lande regierten. Von den Podiebrads verkaufte Herzog Karl I. 1517 Wohlau nebst Steinau und Rauden an Hans Turzo und dieser wieder 1523 an den Herzog Friedrich II. von Liegnitz, in dessen Linie die Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau bis zum Erlöschen des Piastenhauses geblieben sind. Auf dem Schlosse zu Wohlau starb 1504 einer der berühmtesten Piasten, der Herzog Hans II. von Sagan, der Grausame. Nach dem Verluste seines Landes mußte er froh sein, das kleine Gebiet von Wohlau und Winzig zu erhalten, welches seiner Gemahlin von ihrem Erbe gelassen worden

war. Als einst ein Bote ihm auf seine Frage, ob er bereits gespeist habe, vorsichtig antwortete, er habe winzig (ein wenig) gegessen, sagte der Herzog mit bitterem Humor zu ihm: „Hast Du Winzig gegessen, so heiß Wohlau dazu, und Du hast mein ganzes Herzogtum verschlungen.“

Das Schloß zu Wohlau wurde von dem Herzoge Georg II. von Brieg erbaut, welcher nicht bloß in seiner Residenz Brieg, sondern auch in den meisten andern Städten seines Landes, wie in Ohlau, Strehlen, Rothschloß und Nimptsch Neubauten aufführen ließ.

Als Wohlau 1781 durch Feuer fast völlig vernichtet wurde, schenkte Friedrich der Große der Stadt Mittel zum Aufbau der Häuser.

Jetzt ist Wohlau Kreisstadt mit 3114 Einwohnern (1885).

Auf der linken Seite der Oder erhebt sich, entsprechend der Gliederung auf der rechten, der Höhenzug in zwei Theilen bei Dieban unterhalb der Mündung der Ratzbach und bei Köben. Beide vereinigen sich in einer waldbreichen Hochfläche zwischen Lüben und Polkwitz; sie schließen eine etwa durch die Oder, Steinau und Raudten begrenzte sehr fruchtbare Ebene ein. Nach seiner Vereinigung zieht der Rücken nordwestlich über Hermsdorf, Quaritz, Dalkau nach Freistadt; mehr inselartig liegt das Grünberger Hügelland, welches durch die in östlicher Richtung fließende, unterhalb Neusalz der Oder zufließende Ohel vom Hauptzuge getrennt wird. Der Zug sendet seine Ausläufer weit nach Süden, so daß die Sprottau und der Sprottaubruch seine Grenze und die Städte Quaritz (Marktflecken), Sprottau, Sagan, Raumburg, Freistadt und Bentzen etwa seinen Umfang bezeichnen. Bei Dalkau westlich von Glogau und bei Grünberg erhebt er sich bis zu 227 Metern und bildet hier wie südwestlich von Glogau Landschaften von großer Lieblichkeit. Weiter westlich löst sich der Zug in einzelne Höhen auf, zwischen denen der Bober, die Lausitzer Neiße und die Spree hindurchbrechen. In Brandenburg ist der Zug wieder mehr geschlossen und heißt Fläming.

An der Grenze des Hügellandes und des weiten, nach dem Bober und Queis hin sich ausdehnenden Wald- und Heidelandes liegt die Kreisstadt Lüben, ein zum ehemaligen Herzogthume Liegnitz gehöriger Ort und eine Zeitlang Residenz von Herzögen. Wir erfahren, daß 1349 Herzog Ludwig die Stadt Lüben stärker befestigen und ein neues Schloß erbauen ließ, in welchem er wohnte. Dieses Schloß muß ziemlich fest gewesen sein; denn die Hussiten belagerten es 1428 vergeblich; im dreißigjährigen Kriege wurde es aber gänzlich zerstört. Außerdem befindet sich in der Stadt das sogenannte Württembergische Palais, in welchem ein Prinz von Württemberg als Kommandeur des Dragoner-Regiments Nr. 4 wohnte.

Üben ist eine freundliche, in gedeihlicher Entwicklung begriffene Stadt. Die Einwohnerzahl stieg von 5026 im Jahre 1880 auf 5876 im Jahre 1885.

Üben muß eine alte Kulturstätte inmitten des weiten, die Stadt noch heute fast auf allen Seiten umgebenden Wald- und Heidegebietes sein; denn in seiner Nähe hat man bedeutende archäologische Funde gemacht. In Verchenborn südwestlich von Üben fand man 1868 ein großes, etwa fünfzig Morgen umfassendes Begräbnisfeld, teils Hügel, teils flache Steinsetzungen. Die Urnen



W o h l a u .

waren zum Teil von großer Vollkommenheit. Auch bei Groß-Krichen und Brauchitschdorf hat man früher zahlreiche Funde gemacht.

Nachdem die Oder bei Schwusen die Bartsch aufgenommen hat, wendet sie sich in einem flachen, nach Süden gerichteten Bogen westlich, um unterhalb Beuthen wieder nördlich zu strömen. Etwa in der Mitte dieses Abschnittes umfließt sie eine kleine Insel. Hier liegt auf dem linken Ufer und zum Teil auf der Insel die Stadt und Festung Glogau. Vielleicht verdankt Glogau wie Breslau seine Bedeutung schon in der ältesten Zeit dem Umstande, daß hier wie dort die Teilung der Oder in mehrere Arme einen bequemeren Übergang ermöglichte als anderwärts. Sicher ist, daß jedenfalls zur Deckung dieses

Überganges schon früh ein Kastell hier errichtet wurde. Wir wissen, daß Kaiser Heinrich V. in seinem Kriege gegen den Polenherzog Boleslaw III. im Jahre 1109 erst Lebus und Beuthen zu nehmen suchte und dann den Oberübergang bei Glogau zu gewinnen trachtete. Der Kaiser setzte der Bürgerschaft so zu, daß sie gegen Stellung von Geiseln einen fünfjährigen Waffenstillstand erhielt, um von Boleslaw die Erlaubnis zur Kapitulation zu erlangen. Da jedoch Boleslaw ein solches Ansinnen entschieden zurückwies, mußte man sich weiter verteidigen und that dies mit solchem Mute, daß der Kaiser unverrichteter Sache von dannen zog. Im Jahre 1253 wurde der um das Kastell allmählich entstandene Ort zu deutschem Rechte ausgesetzt und ist seitdem eine deutsche Stadt geblieben. Der Herzog spricht in der darauf bezüglichen Urkunde aus, „er wolle hier eine freie und zugleich feste Stadt begründen, auf daß die Freiheit zahlreiche Bewohner dorthin ziehe, die Festigkeit aber sie dann dort sicher leben lasse.“ (Grünhagen, Gesch. Schlef. I, S. 90.) Glogau wurde bald Hauptstadt eines selbständigen Fürstentums und hat als solche in der schlesischen Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt.

Unter den Glogauer Herzögen erwähnen wir zunächst jenen schon mehrfach genannten Heinrich, welcher, um seiner unerfättlichen Ländergier zu genügen, seinen Vetter Heinrich V. von Breslau durch Verrat bei einem Bade in der Ober, nahe der herzoglichen Burg, etwa am 11. November 1293 überfallen und erst nach Sandwalde, dann nach Glogau bringen ließ. Hier sperrete er ihn, um seinen Widerstand zu brechen, zuletzt in einen engen Holzkäfig, in welchem er weder stehen, noch sitzen, noch liegen konnte und bei lebendigem Leibe von den Würmern gefressen wurde. Da gab der gequälte Fürst nach, trat einen großen (schon oben bei Ols) genannten Teil seines Herzogtums an den Glogauer Vetter ab und mußte Garantien für sein Verhalten geben. Schon am 26. Februar 1296 starb der unglückliche Fürst.

Dem Streben des Böhmenkönigs Johann, die schlesischen Herzogtümer in ein Vasallenverhältnis zur Krone Böhmen zu bringen, vermochte Glogau um so weniger Widerstand zu leisten, als hier ein großer Teil der Bürgerschaft eine solche Verbindung wünschte. Als daher der König nach dem Tode des Herzogs Primko 1331 mit einem Heere vor Glogau erschien und die Rathsherrn in sein Lager kamen, um gegen eine Besetzung der Stadt Widerspruch zu erheben, sagte er, auf sein Heer deutend: „Mit wenigen seid ihr herangekommen; mit dieser Menge werde ich euch zurückführen, und ehe ihr hineinkommt, werdet ihr mein Banner auf dem Schlosse zu Glogau wehen sehen.“ Bald darauf rückte Johann in die Stadt ein. Bei der Huldigung ließ sich die Bürgerschaft das Versprechen geben, daß der König Stadt und Land

Glogau nicht von der Krone Böhmen und von der Verbindung mit Breslau trennen werde. Man wollte eben hier wie dort lieber die Herrschaft eines mächtigen Fürsten, als die Mißwirtschaft der kleinen piastischen Herzöge. So wurden Glogau und die Hälfte seines Gebietes unmittelbarer Besitz der Krone Böhmen und sind als solcher angesehen worden, trotzdem Johann und seine Nachfolger das Land zeitweise an jemanden verliehen. Gerade dieses Übergang in so verschiedene Hände war es aber, der auch dieses Land zu keiner rechten Blüte kommen ließ. Es sei jedoch hier nicht unsere Sache, darauf einzugehen, sondern wir wenden uns den Kämpfen zu, in welchen Glogau zwischen 1480—1490 eine hervorragende Rolle spielte.

Beim Aussterben der Glogauer Herzogslinie mit dem 1476 erfolgten Tode Heinrichs XI. fiel diese Hälfte des Glogauer Landes an den Herzog Johann von Sagan, die andere Hälfte gehörte seit etwa hundert Jahren den Herzögen von Teschen. Als nun König Matthias

ersteren 1479 veranlaßte, ihm diesen Anteil gegen das Land Kosel einzutauschen, erschrak Johann gewaltig, einen so mächtigen Nachbar zu erhalten. Rasch beschloß der wilde Herzog, das Ganze in Besitz zu nehmen, zog vor Glogau und forderte die Bürger der Teschener Hälfte auf, ihm zu huldigen. Diese weigerten sich jedoch und brachten ihre Habe in das Schloß, welches Johann beschloß und in welches er Nas und ekelerregende Stoffe schleudern ließ (Grünhagen, Gesch. Schl. I, S. 345 ff.).

Da Hoffnung auf Entsatz nicht vorhanden war, so mußte die Herzogin-



Partie aus Lüben.

Witwe gegen freien Abzug kapitulieren, und Johann hielt seinen Einzug in die Stadt.

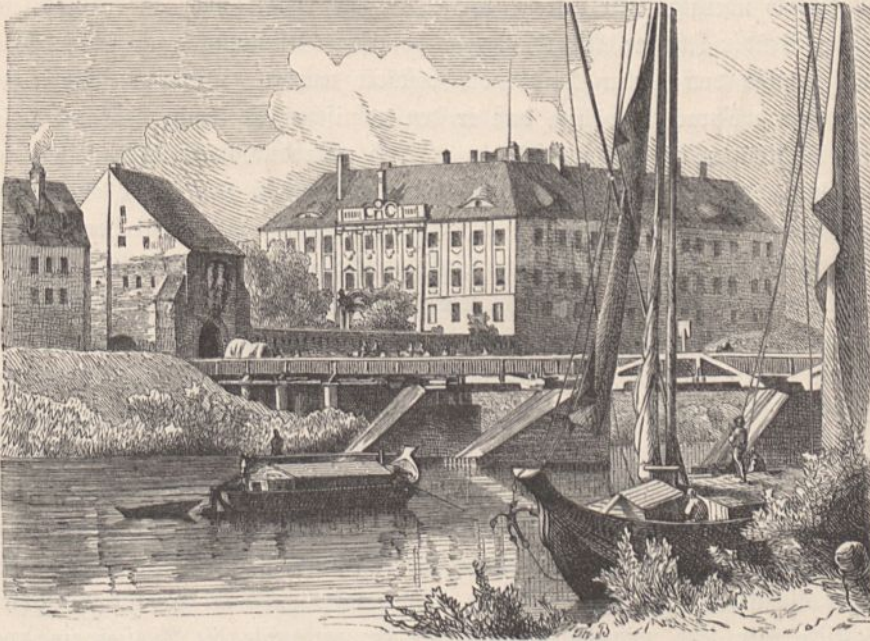
Wenn auch König Matthias diese Besetzung sehr ungerne sah, so ließ er doch Johann im Besitze des Glogauer Anteils, weil er hoffte, nach Johanns Tode, der ohne männliche Nachkommen war, das Land doch zu erhalten; er ließ sich für diesen Fall bereits die Huldigung leisten. Da jedoch Matthias durch seine zum Teil sehr gewaltsamen Landerwerbungen in Schlesien für seinen natürlichen Sohn und event. Nachfolger Johann Corvin viele schlesische Fürsten verletzete, so bildete sich ein Bund Unzufriedener gegen ihn, welchem auch Johann von Sagan beitrug; denn er wollte sein Land nicht dem Könige vererben, sondern seinen drei Töchtern, welche er 1487 und 1488 mit den drei Söhnen des Herzogs Heinrich von Münsterberg vermählt hatte. Zu diesem Zwecke verlangte er von den Ständen die Eventualhuldigung für seine drei Schwiegersöhne. Da aber die Glogauer Ratscherrn mit Rücksicht auf den dem Matthias geleisteten Eid die Huldigung verweigerten, ließ sie Johann im März 1488 in einen Turm des Schlosses einsperren.

Als nun der König sein Kriegsvolk vor Glogau führte, rüstete auch Johann eifrig zum Kampfe und ließ die Vorstädte niederbrennen. Ehe aber die Stadt von neu heranrückenden ungarischen Scharen ganz eingeschlossen wurde, verließ Johann die Stadt, um Entsatz herbeizuführen. Bei der völligen Absperrung stieg die Not in der Stadt bald so, daß die Bürgerschaft schon eine Kapitulation beabsichtigte, als es dem Herzoge gelang, bei Nacht vierhundert Söldner in die Stadt zu bringen, welche die Verteidigung fortsetzten, bis sie sich genötigt sahen, am 18. November gegen freien Abzug zu kapitulieren.

„Ein schreckliches Opfer der schweren Zeiten wurden die sieben Ratscherrn, die seit dem März 1488 in dem runden Turme schmachteten. Hatten sie schon lange nur höchst unregelmäßig Nahrung erhalten, so hörte das im Laufe des Septembers allmählich gänzlich auf. Einer der Unglücklichen, Hans Keppel, hat die Kraft gehabt, mit einer aus Lichtpuze hergestellten Art von Tinte Aufzeichnungen zu machen, die uns noch erhalten sind.“ Geradezu haarsträubend ist die Schilderung der Qual, welche die Unglücklichen erleiden mußten. Da heißt es unter anderm: „Dieses Schreiben ist gethan bei großen Schmerzen und unaussprechlicher Marter und Qual, den 6. Tag nach Kreuzes Erhebung, welcher war der 19. Septembris Man hat uns fast 11 Tage nacheinander weder zu essen noch zu trinken gegeben. Gott wolle ihnen und allen denen, die diese bösen Ratschläge über uns schmieden helfen, verzeihen und vergeben Und ihr lieben Leute sollt wissen, daß uns der Durst mehr als der Hunger gequälet hat.“ Erst als die Unglücklichen alle verschieden

waren, sprengte man die Thür des Gefängnisses, begrub die Leichen heimlich bei Nacht und verbot, die That weder öffentlich noch heimlich zu erwähnen. „Es kehrten sich aber,“ sagt Lucä, „die kompassionierten Federn der Gelehrten gar nicht an diese Ordre, sondern ließen ihren freien Gang mit allerlei Grabschriften.“ Nach der Räumung Glogaus von den herzoglichen Söldnern errichtete man ihnen in der Pfarrkirche ein Denkmal.

Diese entsetzliche That, für welche der Hungerturm in Glogau ein stummes



Schloß und Oderthor zu Glogau (letzteres vor dem Abbruch).

Zeugnis ablegt und welche dem Herzoge Johann den Beinamen des Grausamen verschafft hat, darf uns freilich nicht wunder nehmen, wenn wir hören, daß dieser Fürst, um in den Besitz des Herzogtums Sagan zu kommen, sich nicht scheute, seinen Bruder Balthasar, welchen er durch eine Beschießung von Stadt und Schloß Sagan zur Kapitulation gezwungen hatte, gefangen nach Priebus zu führen und im Wartturm des dortigen Schlosses in strenger Haft zu halten. Und als Balthasar wenige Monate nachher starb, verbreitete sich das Gerücht, man habe ihn verhungern lassen und der Bruder sei der Urheber der entsetzlichen That. Darum spricht man auch noch von einem Hungerturme in Priebus.

Herzog Hans ging straflos aus, denn der Verlust seines Landes war doch keine genügende Strafe für so entsetzliche Frevelthaten. Es war dem alten Übelthäter gestattet, auf dem Schlosse zu Wohlau ruhig seine Tage zu beschließen (1504).

Nicht lange nach dieser Schreckensherrschaft unter Herzog Hans mußte Glogau neue Gewaltthatigkeiten über sich ergehen lassen unter Johann Polak v. Karnikow, dem Statthalter des Herzogs Johann Albert. Als nämlich nach dem Tode des Königs Matthias die Glogauer Lande an dessen Nachfolger Wladislaw übergegangen waren, verlieh sie dieser mit noch andern Gebieten seinem Bruder Johann Albert, dessen polnische Gesinnung nach seiner Wahl zum Könige von Polen 1492 noch bestärkt wurde. Dieser Neigung zum Polentum entsprach es völlig, daß er den polnischen Edelmann Johann Polak zum Statthalter in Glogau einsetzte. Durch allerhand Gewaltthatigkeiten und Verletzung der alten Rechte und Freiheiten der Stadt rief dieser eine große Erbitterung hervor. Diese stieg aber noch bedeutend, als Polak den Bürgermeister Arnold und den Schöffen Vink, welche sich mit der Bitte, die kurz vorher unterdrückte freie Ratswahl wieder zu gestatten, an ihn gewandt hatten, in den berühmten Schloßthurm sperren ließ. Wenn es richtig ist, daß er dabei die Worte sprach: „Ich will doch sehen, ob ich diesen Freiheitschwindel der Deutschen nicht bändigen werde; erst nur die Häupter der Empörung, das übrige Volk wird dann schon zu Kreuze kriechen“ — so entspricht dies vollkommen seiner Gesinnung. Diese Verhaftung rief einen vollständigen Aufruhr hervor; die Menge lief zusammen und lärmte, man läutete die Sturmglocke, zog vor das Rathhaus und verlangte die Freilassung der Gefangenen. Eine Gesandtschaft an den Herzog hatte keinen Erfolg, denn er billigte Polaks Schritte, der jetzt noch härter verfuhr. Er verlangte die Auslieferung von zehn Bürgern, welche sich bei dem Aufruhr hervorgethan hatten, und hätte sie sämtlich hinrichten lassen, wenn nicht ein Edelmann den Statthalter milder zu stimmen vermocht hätte. Polak schenkte ihnen das Leben unter der Bedingung, daß die Bürger im Bußgewande, barfuß und barhaupt auf dem Schlosse erschienen, auf die Kniee fielen, um Gnade flehten und Gehorsam versprächen. Der Bürgermeister Arnold wurde trotzdem enthauptet, Vink erhielt jedoch die Freiheit wieder.

Erst als die Glogauer Lande 1499 an Johann Alberts Bruder Sigismund kamen, wurden sie von dem gewaltthätigen Manne befreit und sahen wieder bessere Tage.

Als im Jahre 1490 der Rat einen drückenden Getreidezoll einführte, hörte man im Volke folgende Spottverse:

Der Glogauer Gebot (Steuer),
 Der Freystädter Rat,
 Der Sprottauer Urtheil,
 Geschehen selten ohne Vurtel (Vorteil).

Am Ausgange des Mittelalters gewann Glogau auch für den Handel eine gewisse Bedeutung. Es ist schon oben, S. 100, erwähnt worden, daß Breslau das Niederlagsrecht beanspruchte, d. h. daß Kaufleute mit ihren Waren weder von Ost noch von West über diese Stadt hinausgehen durften. Als jedoch in Polen selbst der Unternehmungsgeist erwachte und aus Mißgunst auf den großen Gewinn Breslaus die immer mehr aufblühenden Messen von Leipzig auf geradem Wege zu erreichen suchte, da bot Glogau ebenso bereitwillig die Hand zur Umgehung Breslaus, wie es auf der andern Seite Brieg that, wo die polnischen Warenzüge in der Richtung nach Mähren die Oder überschritten. Weder die Bestätigung der Niederlagen in Frankfurt und Breslau durch Kaiser Maximilian noch durch König Wladislaw vermochte die Polen am Anfahren von Waren in Glogau zu hindern, so daß die Stadt als Stapelplatz auch in der folgenden Zeit eine Rolle gespielt hat.

Im dreißigjährigen Kriege hatte natürlich auch Glogau schwere Drangsale zu erleiden, auf welche wir hier nicht eingehen können.

Als Friedrich der Große in Schlesien einrückte, war es seine erste Sorge, in diesem wichtigen Plaze Niederschlesiens einen Stützpunkt zu erhalten. Die Stadt wurde durch ein Korps unter dem Prinzen Leopold von Dessau blockiert und schon in der Nacht vom 8. bis 9. März 1741 durch Sturm genommen. Bald darauf huldigte die Bürgerschaft dem Könige. Dieser begann bald nach dem Frieden 1742 die Verstärkung der Befestigung, so daß Glogau eine der stärksten Festungen Schlesiens wurde und auch im zweiten und dritten schlesischen Kriege von den Preußen stets behauptet werden konnte.

Weniger ehrenvoll war die Haltung des Festungskommandanten im Jahre 1806. Anfänglich machte dieser, der Generalmajor v. Marwitz, Anstalten, die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen und wies einen Unterhändler, welcher die Übergabe verlangte, ab. Als jedoch die Württemberger von Stettin her Belagerungsgeschütz heranschafften und die Stadt zu beschießen angingen, erfolgte die Übergabe schon am 3. Dezember. Große Kriegsvorräte, darunter 208 Stück schwere Geschütze, fielen den Feinden in die Hände, 72 Offiziere und beinahe 3400 Mann wurden kriegsgefangen. Leider wurde Glogau auch nach dem Frieden von Tilsit nicht von den Feinden befreit, denn die Festung wurde, ebenso wie Stettin und Küstrin, nach der Bestimmung des Tilsiter Friedens von 10000 Franzosen besetzt gehalten zur Sicherheit für die Ruhe

Preußens. Und sie blieb in den Händen der Feinde bis zum Zusammenbruche der französischen Gewaltherrschaft.

Bei dem Empfange der preußischen Behörden soll der stolze Imperator unter anderm folgende Worte gesprochen haben: „Ihr habt den Frieden gewünscht; ich habe ihn euch soeben gegeben. Preußen hat unrecht gethan, Frankreich den Krieg zu erklären; das war eine Thorheit, zu welcher die Hofleute den König verleitet haben; sie hätte ihm beinahe den Thron gekostet. Ihr werdet übrigens Preußen bleiben, aber ihr werdet nicht mehr sein, was ihr waret. Ich hoffe, daß dies die letzte Thorheit eures Königs gewesen sein wird.“ Wenn diese Worte wirklich gefallen sind, so kennzeichnen sie recht deutlich den Übermut des frechen Korsets, der den Versuch des andern, sich zu verteidigen, als Thorheit bezeichnet.

Ganz anders mochten wohl die Gedanken und Gefühle desselben Mannes sein, als er am 12. Dezember 1812 wie ein Flüchtling ver mummt unter dem falschen Namen eines Herzogs von Vicenza in einem bedeckten Schlitten in Glogau eintraf. Nach kurzem Aufenthalte setzte er die Reise fort. „Die Nacht war eine der kältesten. Von über hundert Mann, die dem Kaiser gefolgt waren, kamen nur sieben mit erstarrten Gliedern mit ihm in Haynau an, bis auf einen unfähig, ihren Weg weiter fortzusetzen; die übrigen hatte der Frost theils zum Zurückbleiben gezwungen, theils getödet.“

Wie ganz anders hatte sich's noch König Jerome am 10. April desselben Jahres in Glogau bequem machen lassen. Ein Heer von Köchen (es waren ihrer fünfzehn) war schon mehrere Tage vorher vollauf beschäftigt, für seinen Gaumen zu sorgen, und die Stadt hatte die Ehre seines 36 stündigen Aufenthalts in ihren Mauern mit 1191 Thalern zu bezahlen. Hatte die Stadt schon durch die Unterhaltung der französischen Besatzung Schweres erduldet, so stiegen die Leiden aufs höchste, als der große Befreiungskrieg begann und Russen und Preußen die Stadt eng einschlossen und beschossen. Zu dem Hunger und den fortgesetzten unerhörten Forderungen der Feinde kamen die beängstigende Ungewißheit über den Fortgang des Krieges, von welchem man nichts erfuhr, und der peinigende Gedanke, daß es Landsleute und Freunde seien, welche zur Erlösung herbeikamen und doch jeden Augenblick Leben und Eigentum gefährdeten. Bei solcher Lage kann man es wohl verstehen, daß, als nach einer Okkupation von 7 Jahren 6 Monaten die Franzosen am 17. April 1814 nach erfolgter Kapitulation abzogen, der vom Rathhausturme ertönende Choral: „Nun danket alle Gott“ u. s. w. der gequälten Bürgerschaft so recht von Herzen kam.

Wie alle Festungen war auch Glogau durch den ihm umgelegten verhältnis-

mäßig engen Steinpanzer in seiner Entwicklung gehemmt. Erst in neuester Zeit ist mit der Erweiterung der Festung der Stadt auch die Möglichkeit gegeben worden, sich auszubreiten, und es ist besonders an der Ostseite auf ehemaligem Festungsterrain ein neuer eleganter Stadtteil entstanden, dessen geräumige, mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit ausgestattete Häuser von den alten, größtenteils recht engen Gebäuden der inneren Stadt scharf abstecken. Eine sehr bedeutende Erleichterung des Verkehrs war es, daß das an der Ostseite liegende enge Festungsthor, ein Tonnengewölbe, völlig beseitigt wurde. Rings um die Stadt ziehen sich auf dem Festungs-*Glacis* herrliche Promenaden-Anlagen, die zu den schönsten Schlesiens gehören.

Glogau hat sich in der letzten Zeit rasch entwickelt. Die Bevölkerung stieg von 18630 im Jahre 1880 auf 20028 im Jahre 1885, darunter freilich über 3000 Mann Militär. Diese starke Garnison, verbunden mit der infolge der Oberregulierung immer mehr zunehmenden Schifffahrt und dem bedeutenden Ortsverkehr einer im ganzen wohlhabenden Landbevölkerung, macht Glogau zu einem der lebhaftesten Plätze Schlesiens.

Von den älteren Bauwerken Glogaus sind architektonisch eigentlich nur der Dom und die Jesuitenkirche bemerkenswert, letztere ebenso wie das dazu gehörige Kollegiatgebäude, jetzt katholisches Gymnasium, ein schöner Rokokobau.

Von dem ältesten Glogauer Dome auf der linken Oberseite sind keine Reste mehr vorhanden. Als Herzog Konrad I. in der Mitte des 13. Jahrhunderts das Kollegiatstift an seinen jetzigen Platz auf dem rechten Ufer verlegte, überließ er den alten Dom den Dominikanern. In dieser Kirche fand des Herzogs Gemahlin, Salome, eine Gönnerin dieses Ordens, ihre letzte Ruhestätte. War diese alte Domkirche schon durch die Säkularisation 1810 ihrem ursprünglichen Zwecke völlig entfremdet worden, so wurde sie durch einen Brand in den fünfziger Jahren gänzlich zerstört. Jetzt erblickt man, wenn man durch das Bahnhofsthor die Stadt betritt, bald rechts an ihrer Stelle eine Kaserne.

Besser ist der Dom erhalten, welchen Herzog Konrad bei dem Kollegiatstifte der hl. Jungfrau auf der sogenannten Domininsel an der nördlichen Umwallung der Stadt erbauen ließ; doch ist von dem alten etwa um 1255 vollendeten Gebäude nichts mehr erhalten als der hohe Chor, der sich nördlich daran schließende Kleinchor und die Sakristei, und auch dabei ist zu bemerken, daß der achteckige Chorschluß erst aus der Zeit des Neubaus der Domkirche stammt. Im Jahre 1413 begann nämlich das Domkapitel den Bau eines neuen Langhauses und ließ die dreischiffige gotische Hallenkirche bauen, welche mit ihrer gewaltigen Masse und ihren Strebepfeilern einen großartigen Ein-

druck macht. Das Äußere hat dadurch eine Einbuße erlitten, daß der der Größe des Gebäudes entsprechende, durchbrochene Turm 1831 zusammenstürzte. Später wurde, von der Kirche etwas getrennt, ein neuer Turm aufgeführt. Im Innern fallen uns die zahlreichen Kapellen und Altäre und die reiche Freskomalerei auf, welche, aus dem 17. und 18. Jahrhunderte stammend, meist recht geringen Wert hat. Am besten sind noch die angeblich von Willmann stammenden Freskomalereien der Annakapelle und die hl. drei Könige am ersten Pfeiler in der linken Reihe. — Der Stifter des Domes, Herzog Konrad, wurde im Dome beigesetzt, und sein Grabmal befand sich unzweifelhaft im hohen Chore. Es ist verschwunden ebenso wie die Grabfigur, welche einst die Tumba deckte, wie noch jetzt die des Herzogs Heinrich IV. in der Kreuzkirche zu Breslau.

An den Namen Glogau knüpft sich gewöhnlich auch die Erinnerung an die erste schlesische Dichterschule, weil einer ihrer Hauptvertreter, Andreas Gryphius, hier geboren wurde und hier seine ersten und letzten Jahre verlebte.

Der Anteil, welchen Schlesien an der litterarischen Kulturarbeit aufzuweisen hat, ist größer als man gewöhnlich annimmt. Von welcher hoher Bedeutung ist nicht die litterarische Erneuerung nach dem dreißigjährigen Kriege, die gerade von Schlesien ausging. Es ist das Verdienst des Martin Opitz, geboren zu Bunzlau 1597, und der durch ihn begründeten Richtung, daß sie die formale Seite der Dichtkunst betonten, durch Aufstellung einer geregelten Metrik die Einführung des Versfußes möglich machten und im Gegensatz zu den Gelehrten ihrer Zeit in deutscher Sprache schrieben. Die an Opitz sich anschließende Richtung wird besonders vertreten durch Paul Flemming, Friedrich v. Logau, geboren zu Brockgut bei Nimptsch, und Andreas Gryphius, welcher 1616 zu Glogau geboren wurde. Schwere Schicksalsschläge ließen diesen gewaltigen Geist nicht zur vollen Entfaltung kommen, und hartes Mißgeschick beugte ihn nieder. Sein Vater, ein Prediger in Glogau, starb an Gift, Mutter und Schwester raffte die Pest hin; sein Stiefvater brachte ihn um einen Teil seines Erbes. Von der Schule zu Glogau vertrieb ihn Feuer, aus Frauastadt die Pest. So war er elternlos schon als Knabe, ohne Mittel, ohne Beistand und Ruhe und verdankt alles sich selbst. Seine Lage besserte sich, als ihn der Pfalzgraf Schönborn 1636 zum Hofmeister ernannte und ihm die Dichterkrone und das Adelsdiplom verschaffte, von welchem er aber nie Gebrauch machte. Wegen eines Gedichtes „der Brand von Freystadt,“ welches die Greuelthaten der Wallensteiner lebendig schildert, floh er nach Holland und lehrte von 1639 bis 1644 an der Universität Leyden die verschiedensten Wissenschaften, wie Philosophie, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Anatomie und Physiognomik;

er besaß also einen erstaunlichen Reichtum von Kenntnissen und beherrschte außer den alten fast alle bedeutenden lebenden Sprachen. Seit 1644 reiste er drei Jahre in Holland, England, Frankreich und Spanien umher und erweiterte sein Wissen. 1650 endlich kam er zur Ruhe, denn er nahm das Amt

eines Syndikus des Fürstentums Glogau an und starb als solcher 1664.

In seinem dichterischen Schaffen war er sehr fruchtbar und beherrschte die verschiedensten

Zweige der Dichtkunst, so daß der Litterar = Historiker Gerwinus von ihm sagt: „Man zeige mir einen, der alle ernstesten und größten Gattungen, Kirchenlied, Ode, Satire, Trauerspiel und Lustspiel so selbstständig, mit so passend geändertem Tone, mit solcher Bemeisterung der poetischen Vorstellungen und Sprache behandelt hat.“ Von



Dom in Glogau.

seinen zahlreichen Werken erwähnen wir nur „Das verliebte Gespenst,“ ein Gesangspiel, und „Die geliebte Dornrose,“ ein Scherzspiel, welche beide 1660 zur Vermählung des Herzogs Georg von Liegnitz und Brieg gedichtet wurden. Die beiden Stücke sind so miteinander verbunden, daß immer auf einen Akt des einen ein Akt des andern folgt. Das letztere ist für uns Schlesier insofern von großer Bedeutung, als es in der schlesischen Bauernsprache geschrieben ist und somit eins der ersten im schlesischen Dialekt verfaßten Werke bildet.

Der südlich von Glogau streichende Teil des schlesisch-polnischen Landrückens, in seinem westlichen Teile auch die Dalkauer Berge genannt, ist reich an landschaftlich schönen Bildern. Die Hügelkette fällt in ihrer ganzen Ausdehnung, besonders aber bei Jakobskirch, fünf Viertelmeilen südwestlich von Glogau, und bei Dalkau in steilen, romantischen Hängen zur Thalniederung der Ober ab und gewährt eine lohnende Fernsicht, indem das Auge auf der einen Seite die fruchtbare Glogauer Ebene und die weißen Segel der Oderfähne, auf der andern über ein ausgedehntes Waldgebiet hin die verschwimmenden Konturen des Riesengebirges erblickt.

Im östlichen Teile dieses Abschnittes des Höhenzuges, etwa zwei Meilen südsüdöstlich von Glogau, schaut von steiler Höhe die alte Kirche von Hochkirch ins Thal hinab und zieht mit ihrem Gnadenbilde seit Jahrhunderten Tausende von frommen Wallfahrern hinauf; besonders stark ist der Zudrang zum Marienbilde an den Marienfesten, aber auch am Sonntage Trinitatis.

Das Kirchlein in dem lieblich gelegenen Jakobskirch ist höchst wahrscheinlich eins der ältesten Bauwerke Schlesiens. Die im Jahre 1838 bei Carl Flemming in Glogau erschienene Silesia, welche auch eine Abbildung des Gotteshauses bringt, enthält die Notiz, daß der erste Bischof Schlesiens im jetzigen Dorfe Jakobskirch dem älteren Jakobus die heilige Stätte geweiht habe, „welche bisher nach höchst wahrscheinlichen Anzeichen zum Opferplatze der heidnischen Vorfahren gedient hatte.“ Diese Angabe wird urkundlich nicht belegt werden können. Urkundlich wird die Kirche erst 1376 erwähnt; allein sie ist nach ihrer Bauart, welche noch der Zeit des romanischen Stils angehört, weit älter.

6. Abschnitt.

Die niederschlesische Heide. — Primkenau. — Die Westgrenze Schlesiens. — Sprottau, die reichste Stadt Schlesiens. — Sagan, Wanderung durch die Stadt, Johannes Keppler, die Gnadenkirche, das Augustinerkloster und Ignaz Selbiger, das Schloß und der Park, die Kreuzkirche. — Der Landrücken zwischen Bartsch, Warthe und Obra. — Beuthen a. O. — Carolath. — Neusalz. — Grünberg, Wein- und Obstbau, Tuchfabrikation.

Südlich fällt der eben erwähnte Teil des Höhenzuges allmählich zur Sprottau und zum Bober ab. Südlich von diesen Flüssen und westlich von jenem zwischen der Ragbachmündung und Köben von der Ober durchbrochenen Abschnitte des Höhenzuges dehnt sich nach den Flüssen Bober, Queis, Tschirnau und Lausitzer Neiße das größte Heidegebiet Schlesiens aus. Ungeheure Wald-, Wiesen- und Heidemoore, in denen der Boden fast völlig horizontal ist, so daß

das Wasser der in viele Arme getheilten Flüsse, sogenannten Brüche, nur wenig Abfluß hat, bilden die Oberfläche. Die Kiefer ist der diesem Gebiete eigentümliche Baum. Ausgedehnte, höchst einförmige Wälder, sumpfige Mooregebiete, auf denen da und dort einsam eine Torfgräber-Hütte steht, melancholisch-ruhige Teiche und träge dahinschleichende Gewässer: das ist der Charakter der niederschlesischen Heide. Die wichtigsten Abschnitte sind die Kogener Heide, westlich davon die Primkenauer und Bunzlauer Heide, letztere mit dem großen Greulicher Brüche, aus welchem zahlreiche Gräben das Wasser dem Schwarzwasser zuführen; noch weiter westlich liegen die Klitschdorfer, Mallmiker, Sprottauer und Saganer Heide.

Inmitten dieses Heidegebietes liegt, etwa eine halbe Meile südlich von der Sprottau, das Städtchen Primkenau, der Sitz einer ausgedehnten Herrschaft; Torfstiche, Moorewiesen und mehrere größere Teiche bilden die weitere Umgebung der Stadt. Der kleine, 1728 Einwohner zählende Ort



Hochkirch bei Glogau.

interessiert uns weniger als das burgartig gebaute Schloß, welches in neuester Zeit in der Familiengeschichte unsers Herrscherhauses viel genannt worden ist; brachte doch hier ihre Jugendjahre die Fürstentochter zu, welche die Gemahlin des dereinstigen Erben der deutschen Kaiserkrone geworden ist. Am 27. Februar 1881 vermählte sich Prinz Wilhelm mit der Prinzessin Augusta Viktoria, Tochter des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Besitzers der Herrschaft Primkenau.

Den Namen verdankt die Herrschaft ihrem Begründer, dem Herzoge Primislaus I. von Schlesien (1273—1289), welcher gewöhnlich Primko genannt

wurde. Aus der spätern Zeit erwähnen wir, daß die Güter von 1397—1637 im Besitze der Familie v. Reibberg waren. Dann wechselten die Besitzer häufig. Im Jahre 1853 kaufte sie Herzog Christian von Schleswig-Holstein und vergrößerte sie auf etwa 13500 Hektar.

Folgen wir dem Laufe der Sprottau bis zu ihrer Mündung in den Bober, so stehen wir an der ältesten Westgrenze Schlesiens. An der Mündung der Sprottau liegt die gleichnamige Stadt; etwa eine halbe Meile weiter westlich treffen wir in dem Dorfe Eulau auf einen Knotenpunkt jener Reihe von Befestigungen, der sogenannten Dreigräben, welche die Westgrenze des schlesischen Gaues Diodesi bildeten und wahrscheinlich von den Laufiger Wenden gegen die Polen errichtet worden sind. Nach Grünhagens Angabe (Schles. Gesch. I, S. 6) zogen sich diese Schanzen und Gräben von Eulau aus nordwärts an der Grenze der Fürstentümer Glogau und Sagan bis in die Gegend von Krossen; nach der andern Seite hin bildete die Grenze zunächst der Bober bis zur Mündung des Queis und dann dieser Fluß bis zum Dorfe Puschkau. Von hier aus lassen sich wieder Spuren von Befestigungen verfolgen bis Petersdorf südwestlich von Primkenau und dann südlich bis zum Greulicher Bruche. An jenem wichtigen Knotenpunkte der Dreigräben, in Eulau, wurde später eine Burg gebaut, deren Trümmer noch 1802 zu sehen waren und deren uralte Anlage noch jetzt einigermaßen erkennbar ist.

Die älteste Nachricht über diesen wichtigen Punkt stammt aus dem Jahre 1000. Als in diesem Jahre Kaiser Otto III. zum Grabe des hl. Adalbert nach Gnesen wallfahrtete, wurde er an der Grenze seines Landes in loco, qui *Ilua* dicitur (an einem Orte, welcher *Ilua* heißt) vom Polenherzoge Boleslaus chrobry empfangen. Dieses *Ilua* ist aber nach der Ansicht der Geschichtsforscher Eulau am Bober. Der Ort verdankt seine Bedeutung dem Umstande, daß die Sprottau früher hier in den Bober mündete. Als jedoch, wahrscheinlich infolge der sehr häufigen und sehr starken Überschwemmungen des Bobers, die Durchbrüche der Sprottau durch das Hügelland westlich von der gleichnamigen Stadt versandeten, brach sich der Fluß eine Bahn weiter östlich da, wo sie sich heute noch befindet.

Aus der Geschichte der Stadt Sprottau interessiert uns vor allem jene wohl nur in wenigen Städten von alters her verfolgte Politik, der Stadtgemeinde Grundbesitz zu erwerben und den erworbenen zu erhalten, eine Politik, welche Sprottau unsers Wissens zur reichsten Kommune Schlesiens gemacht hat.

Aus einer Abhandlung des früh verstorbenen Direktors des Realgymnasiums zu Sprottau, unsers bekannten schlesischen Dialektdichters Robert Köppler: „Wie erwarb Sprottau seinen Grundbesitz?“ entnehmen wir darüber folgendes:

1. Bei der Gründung zu deutschem Rechte, deren Jahr nicht bekannt ist, erhielt die Stadt dreißig Ackerhufen „vor der Stadt gegen Mittag gelegen,“ nebst dem Zins von allen an dieses Land anstoßenden Gärten, ferner fünf Hufen zur Viehweide neben jenem Acker; dann die Mühle in der Sprotte und auf dem Bober; ferner die freie Fischerei eine halbe Meile aufwärts und eine halbe Meile abwärts im Bober, endlich den Bürgerwald, der bis an die Acker der Bauern von Leschen reicht.



Katholische Kirche zu Jakobskirch bei Glogau.

2. Derselbe Herzog Heinrich III. von Glogau, welcher 1304 die Rechte und Freiheiten der Stadt bestätigte, verlieh ihr auch das Recht, fünfzig im Stadtgebiete gelegene Morgen (Hufen?) zu kaufen und befreite diese Acker von allen Lasten.

3. 1396 kaufte die Stadt vom Herzoge von Glogau sein vor der Stadt gelegenes Vorwerk, welches später die Neue Viehweide genannt und um 1830 an Sprottauer Bürger in Erbpacht gegeben wurde.

4. 1405 kaufte die Stadt vom Herzoge Johann von Glogau und Sagan ein vor der Stadt liegendes Vorwerk.

5. 1406 kaufte sie von demselben Fürsten die Dörfer und Güter Zirkau und Boberwitz.

6. 1406 erwarb sie von Erich v. Lessnow Dorf und Gut Mückendorf und was er zu Polkwitz im Sprottauischen Weichbilde besaßen.

In den Unruhen des 15. Jahrhunderts vermehrte die Stadt ihren Besitz nicht, aber sie vermochte ihn wenigstens zu erhalten.

7. Im Jahre 1520 kaufte die Stadt das Dorf Ober-Leschen und

8. 1530 Dittersdorf.

9. Seitdem das Herzogtum Glogau eigene Herzöge nicht mehr besaß, wurden das Schloß und Burglehn Sprottau, welches hauptsächlich aus den Dörfern Petersdorf und Küpper bestand, wiederholt verpfändet. Im Jahre 1565 erwarb die Stadt für eine bedeutende Summe den Pfandschilling und das Vorkaufsrecht auf diese Güter und kaufte sie nebst dem Schlosse 1613 erblich; doch behielt sich Kaiser Matthias das Recht des Wiederkaufes vor. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß bei dem Zustande der kaiserlichen Kasse von einem Wiederkaufe nicht die Rede war, sondern im Gegenteil erwarb die Stadt, nachdem sie der kaiserlichen Regierung einen bedeutenden Vorschuß gemacht hatte, Schloß und Güter „unwiederkäuflich“ im Jahre 1707.

10. 1599 kaufte die Stadt halb Ebersdorf und Gießmannsdorf.

11. Bei weitem die wichtigste Erwerbung machte aber Sprottau, als es 1730 die schon seit 1728 „in Mietung“ innegehabten Güter Wittgendorf und Hertwigswaldau für 183000 Gulden und ein Schlüsselgeld von jährlich hundert Dukaten an die Frau des früheren Inhabers, des Grafen v. Proskau, an sich brachte; dazu gehörten außer den genannten Dörfern Wachsbrunn und Teile von Saganisch-Küpper und Rückersdorf. Das größte Verdienst um diese Erwerbung hat der Ratsherr Sigismund Geiger, welcher fast sämtliche Bürger vermochte, nicht bloß Geld, sondern in Ermangelung auch Wertfachen zu leihen, so daß die Kaufsumme am bestimmten Termine erlegt werden konnte. Sprottau hatte sicher ein Recht, im Jahre 1830 den hundertsten Jahrestag dieser Erwerbung zu feiern, und es erfüllte eine Pflicht der Dankbarkeit, als die Stadtvertretung vor kurzem die Namen der Ratsmitglieder von 1730, auf eine Tafel von schwarzem, schlesischem Marmor geschrieben, im Sitzungszimmer des altherwürdigen Rathauses aufhängen ließ, dessen Gründung in das Ende des 13. Jahrhunderts fallen soll.

12. Im Jahre 1810 endlich kaufte die Stadt das Gebäude und den Garten des säkularisierten Jungfrauenklosters Maria-Magdalena.

Diese seit einem halben Jahrtausend mit großer Beharrlichkeit verfolgte Politik hat Sprottau zur reichsten Stadtgemeinde Schlesiens gemacht, in welcher besonders das in vielen Städten wie ein wahres Schreckgespenst gefürchtete Wort „Kommunalsteuer“ bis in die neueste Zeit unbekannt war; für das Stats-

jahr 1886/87 hat aber auch „die glückliche Stadt Sprottau“ auf das Glück der Freiheit von städtischen Steuern verzichten müssen. Die Einnahmen aus den Forsten nahmen bedeutend ab, als große Bestände durch schädliche Insekten so gelitten hatten, daß sie abgeholzt werden mußten. Da sich aber in benachbarten Gebieten dieselben Übelstände zeigten, so mußte das Holz sehr billig losgeschlagen werden, und die Einnahmen blieben hinter den Ausgaben zurück.

Es läßt sich aber wohl denken, daß die biedern Sprottauer Bürger,



Schloß Primkenau.

deren Väter nicht nur nichts gezahlt, sondern noch Holz erhalten hatten, über die 75 Prozent Kommunalsteuer weidlich räsonnieren.

Unter den Gebäuden Sprottaus verdient zunächst die große gotische Pfarrkirche Erwähnung. Sie soll schon 1240 vollendet gewesen sein. An Schönheit steht das vom Feuer wiederholt heimgesuchte Gebäude vielen andern in Schlesien nach.

Die evangelische Kirche ist in dem alten herzoglichen Schlosse eingerichtet worden. Nachdem ein großer Brand am Ende des 17. Jahrhunderts auch das Schloß zerstört hatte, wurde die Ruine in ein Malzhaus verwandelt. Mit Genehmigung Friedrichs des Großen wurde dieses zur evangelischen Kirche umgeschaffen, welche jedoch ihre jetzige Gestalt im Außern wie im Innern erst

im Jahre 1822 erhielt. Aus jener Zeit stammt auch der hübsche Turm, von welchem man eine lohnende Aussicht auf die Umgebung der Stadt genießt.

In Sprottau wurde im Jahre 1800 Heinrich Robert Göppert geboren, der berühmte Botaniker und Paläontologe, welcher als Geh. Medizinal-Rat und Direktor des botanischen Gartens in Breslau 1884 starb.

Sprottau ist ferner die Vaterstadt von Heinrich Laube, geboren daselbst 1806, eines sehr fruchtbaren und geistvollen Schriftstellers und berühmten Dramaturgen. Er starb 1884 in Wien.

Diesen beiden berühmten Söhnen, sowie dem im besten Mannesalter am 20. Mai 1883 durch plötzlichen Tod dahingerafften Robert Köppler, dem bedeutendsten schlesischen Dialektdichter nach Holtei, ließ die Stadt im November 1885 Gedenktafeln an den betreffenden Häusern anbringen und ehrte so ihr Andenken.

Sprottau zählte 1885 7516 Einwohner.

Der Raseneisenstein, welcher in der Umgegend von Sprottau sich findet, hat Veranlassung zu Eisenhüttenwerken und ähnlichen Etablissemments gegeben. Solche Hüttenwerke treffen wir in Culau, Mallmitz und Primkenau; Fabriken verschiedener Art an diesen und andern Orten, wie in Dittersdorf, Ober- und Nieder-Beschen und in Suckau in der Nähe von Neustädtel.

Etwa drei Meilen weiter unterhalb am Bober liegt nahe der Westgrenze Schlesiens die alte Fürstentums-Hauptstadt Sagan.

Wir betreten die Stadt von der Westseite her, wo eine großartige, 1881 vom Herzoge und von der Stadt gemeinsam erbaute Brücke den Bober überschreitet. Die Ufer sind hoch und von Bäumen prächtig beschattet. Ober- und unterhalb liegt der industrielle Teil von Sagan, bedeutende Tuchfabriken und Mühlen, und noch weiter oberhalb erblicken wir einen Teil des herzoglichen Parkes, die Kammerau. Das Kirchlein auf der Höhe im Süden, die Bergelkirche, ziert jetzt den Friedhof der katholischen Gemeinde; vor Jahrhunderten aber barg es ein wunderthätiges Marienbild, zu welchem Tausende wallfahreteten. Lassen wir den Blick stromabwärts gleiten, so sehen wir in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde bewaldete Höhen. Auf einer derselben soll sich ein heidnisches Heiligtum befunden haben, bei welchem der Sage nach Saganna oder Saganda, eine Verwandte der Seherin Libussa, Sagan gründete. Als dann deutsche Kolonisten einwanderten, entstand zwischen ihnen und den einheimischen Slawen ein Streit, insofgedessen letztere auswanderten und an der Stelle, wo heute Sagan steht, eine neue Niederlassung gründeten, welche zu größerer Blüte kam als erstere. Die Dörfer Brennstadt und Altkirch, nördlich von Sagan, sollen die Reste jenes ältesten Sagan sein, welches noch im 15. und 16. Jahrhundert Antiquum oder Vetero-Saganum heißt.

Wir überschreiten die Brücke. Aus unsern Betrachtungen über das älteste Sagan werden wir herausgerissen durch eine alte Tafel, auf welcher etwas verbläßt das herzogliche Wappen mit der Unterschrift: „Brücken-Maut-Gebestelle“ steht. Hier wird nämlich von alters her von allen fremden Fuhrwerken ein Zoll erhoben, dessen Einkünfte der Herzog, die Stadt und ein Abt teilten. Dieser Rest mittelalterlicher Verkehrsbelästigung kann leider nicht beseitigt werden, da die Beteiligten nicht darauf verzichten und sich niemand findet, der den Zoll ablöst.

Eine schöne Hauptstraße führt uns auf den „alten Ring,“ aber in Sagan nennt ihn niemand so, sondern Markt, auch wohl Kornmarkt, im Gegensatz zum neuen Ringe, dem jetzigen Ludwigsplatz, wo der Gemüsemarkt abgehalten wird. Der Name Markt für Ring sagt uns schon, daß wir die Grenze des eigentlichen Schlesiens überschritten haben, und im Hotel, wo wir Leipziger Bier und Berliner Zeitungen, dagegen kaum eine Breslauer vorfinden, werden wir belehrt, daß hier die



Rathaus zu Sprottau.

Beziehungen mehr auf die Mark und Sachsen als auf Schlesien hinweisen.

Sagan ist zwar eine alte Stadt, allein der heutige Eindruck ist doch im allgemeinen modern; der Krieg und Brände haben das Alte vernichtet; da und dort hat sich freilich ein Stück erhalten. So sehen wir rechts und links von dem Hotel (Kretschmar) zwei schöne Renaissance-Portale, von denen sich das linke durch den Reichtum der Verzierung auszeichnet.

Auf der Wanderung durch die Stadt erblicken wir ein noch schöneres Portal und Fenster auf der Dorotheenstraße Nr. 30. Zwei stattliche Helle-

barriere umgeben zwei Wappen, und darunter steht ein Spruch, den man in Schlesien vielfach findet:

Ach Gott, wie geht es immer zu,
Daß mich die neiden, den ich nichts thu,
Mir auch nichts genommen noch geben,
Müssen doch leiden, daß ich lebe.

Die Jahreszahl 1590 giebt uns die Zeit der Erbauung an.

In der Hospitalstraße zeigt man uns ein Häuschen, an welchem eine kleine Tafel folgende Inschrift trägt:

„Auf dem Turme, der bis 1848 an der Stelle dieses Hauses stand, erforschte Johannes Keppler in den Jahren 1628 bis 1630 die Geseze des Himmels.“

Hier auf diesem Turme und in dieser Stadt verlebte der berühmte Astronom, der die Geseze des Himmels entdeckte, die letzten Jahre des Kummers, der ihn von einem Orte zum andern trieb. Von Linz, wo er seit 1614 als Professor der Mathematik am Gymnasium wirkte, mußte er fort, weil er als Protestant von der Geistlichkeit angefeindet wurde und weil er längere Zeit kein Gehalt erhielt, so daß die Rückstände 12000 Gulden betrugten. Da in den Unruhen des dreißigjährigen Krieges Geld vom Kaiser nicht zu erlangen war, so war es schon ein Trost für Keppler, als die genannte Summe auf die Einkünfte aus den Herzogtümern Mecklenburg angewiesen wurde und der Gelehrte eine Einladung an den Hof Wallensteins nach Sagan erhielt. Allein der Herzog von Friedland fand in Keppler nicht, was er gesucht hatte, und jedenfalls verschmähte es dieser, durch die Kunstgriffe der Astrologie den Feldherrn sich geneigt zu machen. Kurzum, dieser verschaffte ihm, vielleicht um ihn los zu werden, eine Professur an der Universität zu Rostock. Keppler erklärte, dieselbe nicht eher annehmen zu können, als bis ihm die Rückstände bezahlt seien und der Herzog ihm die Zustimmung des Kaisers zur Verleihung der Professur erwirkt habe. Da beides nicht geschah, blieb Keppler zunächst in Sagan. Als nun im Jahre 1630 der Kaiser einen Reichstag abhielt, begab sich Keppler dorthin, um seine Forderungen geltend zu machen und sich durch Überreichung seines berühmten Werkes: *de stella Martis* Hilfe in seiner trostlosen Lage zu erwirken. Die neuntägige Reise zu Pferde in kalter Jahreszeit und das geringe Entgegenkommen, das er fand, erschütterten den vielgeplagten Gelehrten so, daß er am 15. November starb.

Zu den sehenswürdigen Gebäuden Sagens gehört unstreitig auch die Gnadenkirche, eine jener sechs Kirchen, welche während der auf Grund der Altranstädter Konvention stattfindenden Verhandlungen von dem schwedischen

Unterhändler Baron Henning von Strahlenheim den Protestanten erwirkt wurden. Die Friedenskirche ist ein großes Gebäude, im „Bethausstile“ erbaut. Wer ein solches Bethaus gesehen hat, kennt sie alle. Merkwürdig ist, daß das Äußere wie ein Ziegelrohbau mit Strebepfeilern erscheint, während man im Innern in einem Holzbau zu stehen meint. Das Innere ist geräumig, aber nicht schön und sticht von den gotischen und selbst von den bisweilen überladenen und verschörfelten Kirchen der Zopfzeit sehr ab; aber das liegt in den Verhältnissen. Störend sind die drei übereinander stehenden sehr breiten Emporen. In der Sakristei zeigt man uns ein altes Altarbild, welches die evangelische Gemeinde benutzte, als sie nach dem im Brandenburgischen liegenden Jeschkendorf wandern mußte. In dem Bethsaale über der Sakristei erblicken wir ein Bild des Schwedenkönigs Karl XII., welchem die Protestanten diese Kirche verdanken. Auf dem Schwert gestützt, steht der jugendliche Fürst weit im Vordergrund; hinter ihm spielt sich eine Schlacht ab.



Evangelische Kirche zu Sprottau.

Wir lenken nun unsere Schritte dem „Felsbigerhause“ zu, jenem Augustinerkloster, welches durch den Abt Felsbiger eine besondere Berühmtheit erlangt hat. Wir treten ein. Ein altertümlicher, bunt bemalter Korridor umgiebt uns, von dessen Wänden die Bilder vieler Äbte auf uns herniedersehen. Diese weiten Hallen und Korridore sind aber doch von denen anderer Klöster, besonders der Jesuitenklöster, weit verschieden. Wer viele Klostergebäude gesehen hat, kann schon aus dem Stile die Erbauer erkennen. Die äußerlich gotisch aussehende Kirche ist ein merkwürdiges Beispiel der Zusammenstellung

von Rundbogen, z. B. in den Arkaden, und von Spitzbogen. Nach der Bauart zu schließen, müssen die einzelnen Teile längere Zeit nacheinander entstanden sein. Am besten charakterisiert dies die ungleichmäßige Stellung der Pfeiler und die verschiedene Spannung der Bogen. — Diesem Kloster stand von 1758 — 1779 als Abt Ignaz Felbiger vor, ein Mann, welcher sich um das Schulwesen im allgemeinen, besonders aber um das Schulwesen Schlesiens die größten Verdienste erworben hat. Es ist hier nicht möglich, auf diese Verdienste, die ja bekannt genug sind, näher einzugehen. Es genügt, zu bemerken, daß es Felbiger war, welcher das General-Landschulreglement (vom Jahre 1765) für die Römisch-Katholischen in den Städten und Dörfern des Herzogtums Schlesien und der Grafschaft Glatz ausarbeitete und daß er in Sagan ein Schullehrer-Seminar errichtete, welches ein Muster für andere wurde. Felbigers Name wird in der Geschichte der Pädagogik stets einen ehrenvollen Platz einnehmen. — Das Augustinerkloster ist jetzt Gymnasialgebäude.

Die bedeutendste Sehenswürdigkeit von Sagan ist das herzogliche Schloß. Wieder wandern wir die Dorotheenstraße entlang und stehen bald vor dem Park, zu welchem jedermann Zutritt hat. Da liegt ganz in der Nähe des Einganges das gewaltige Bauwerk. Es ist auf drei Seiten von tiefen Gräben umgeben, nur nach der Parkseite ist es frei. Der Bau ist in einfachem, edlem Renaissancestile aufgeführt, ohne Turm, ohne Krönung, aber von bedeutendem Umfange, umfaßt er doch vier große Flügel. — An der Stelle des heutigen Schlosses stand die feste Burg, welche Herzog Primko erbaute und in welcher sich Herzog Balthasar vergeblich gegen seinen Bruder, den wilden Hans, verteidigte. Als er sich unter der Bedingung freien Abzugs ergab, wurde er nach Priebus geschleppt, in dessen rundem Turme er verhungerte, ob mit oder ohne Wissen des Herzogs Hans, ist ungewiß. Im Jahre 1627 wurde Wallenstein für verschiedene Zahlungen, die er im kaiserlichen Dienste geleistet hatte, mit dem Herzogtume Sagan belehnt. Sofort begann dieser unter der Leitung eines italienischen Baumeisters einen Neubau, welcher eines der größten und prächtigsten Schlösser Wallensteins werden sollte. 75 Häuser in der Stadt wurden abgetragen, und es sollen noch mehr, sogar das Rathaus, zum Abbruche bestimmt gewesen sein, damit der Blick nach allen Thoren hin frei würde. Aber Sagan sollte nicht bloß eine glänzende fürstliche Residenz, sondern auch ein Handelsplatz werden, denn Wallenstein beabsichtigte, den Bober bis zur Mündung in die Oder schiffbar zu machen. Mit seinem Tode fiel dieser sowie mancher andere, weit großartigere Plan, und auch das Schloß blieb unvollendet. Als ein Flügel fertig war, guckten von allen Fenstern und Thüren Teufelskraken höhnisch herunter. „Der Künstler hatte nämlich, so geht die Sage, mit dem

leibhaftigen Gottseibeius einen Pakt geschlossen, und dieser habe dem Bildner um den Preis seiner Seele all diese Fragen gezeigt. Jedoch bei der hundertsten, die des Teufels wahrhaftiges Angesicht darstellen sollte, habe den Künstler ein solches Grauen erfaßt, daß er auf dem Gerüste gewankt habe und vom Satan durch einen Windstoß heruntergeworfen und geholt worden sei." (Zander: Sagan, S. 10.) Diese Teufelsgesichter, von denen keins dem andern gleicht, sind in der That merkwürdig genug; sie haben zu der Sage Veranlassung gegeben.

Nach Wallensteins Tode fiel das Fürstentum Sagan an den Kaiser zurück, welcher es 1646 an den Fürsten Lobkowitz verkaufte. Von dessen Nachkommen kaufte es 1798 Peter Biron, Herzog von Kurland; 1862 kam es durch Erbschaft an den Herzog von Sagan und Valencay. Der gegenwärtige Fürst, Ludwig Talleyrand, nach welchem der Ludwigsplatz benannt ist, gestattet gern die Besichtigung des Schlosses. Und es giebt da so vieles, was uns interessiert. Da nehmen bald die großen Prunkgemächer, die Schloßkapelle, die Bibliothek, das Theater und die Rüstkammer unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, da fesseln uns kostbare Statuen aus tarrarischem Marmor oder Vasen aus Pompeji, oder die Stickereien und Malereien der Herzogin Dorothea, der Mutter des jetzigen Herzogs, oder ein alter Gobelin, der einen enormen Wert haben soll; da richten wir unser Auge empor zu der stattlichen Reihe der Bilder von Herrschern und Feldherrn und den Stammbäumen der Piasten und Hohenzollern. Von dem Mobilien des Erbauers des Schlosses, Wallensteins, sind nur noch zwei Sessel erhalten; dagegen finden wir hier die Hinterlassenschaft des Oheims des jetzigen Herzogs, jenes berühmten Diplomaten, des Fürsten v. Talleyrand-Périgord, welcher die Revolution, die Herrschaft Napoleons, die Wiederherstellung der Bourbons und den Sturz von allen dreien erlebt und bei allen eine wichtige Rolle gespielt hat. Unter diesem Mobilien befindet sich auch der Tisch, an welchem einst die Absetzung Napoleons I. beschlossen wurde.

Ein ausgedehnter, vortrefflich angelegter Park zieht sich südlich und südwestlich vom Schlosse hin. Vornehme Raumverschwendung und edle Einfachheit sind hier harmonisch vereinigt. Was sollen wir erst von den dunkeln Baumgruppen sprechen, welche sich über die schneeweißen Riesenwege wölben, was von den reizend zusammengestellten Bosketts, von umfangreichen Gewächshäusern und von farbenprächtigen Blumenanlagen, es würde doch dem Rahmen dieser Darstellung nicht entsprechen, ein großes, ins einzelne gehendes Bild zu entwerfen. Es war jedenfalls Wallenstein, welcher beim Schlosse einen Park anlegen ließ, der noch im vorigen Jahrhundert berühmt war, in dem unsrigen

jedoch so vernachlässigt wurde, daß sich die „Wildnis,“ ein großer, mangelhaft gepflegter Wald südlich vom Schlosse ausdehnte. An seiner Stelle schufen die Herzogin Dorothea und ihr Sohn den jetzigen Park.

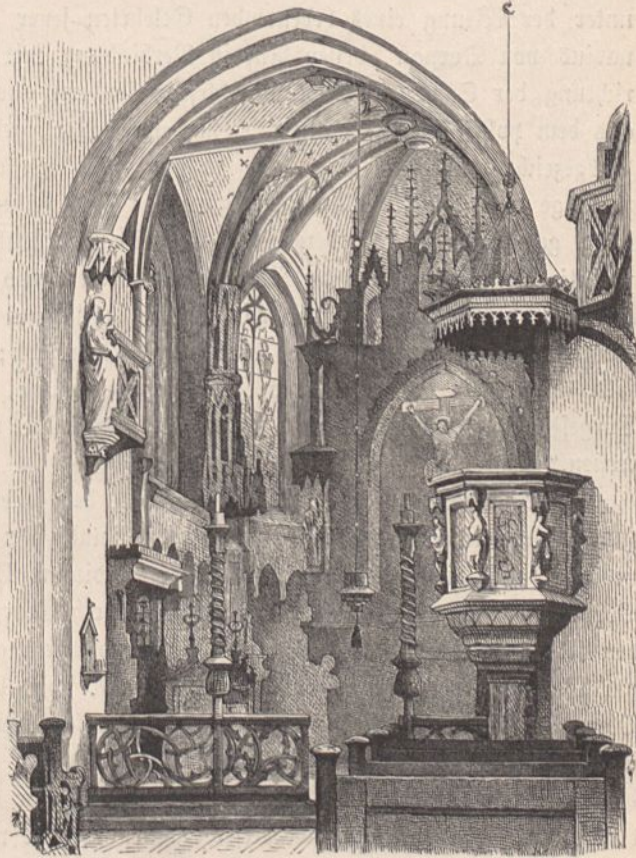
Durchschreiten wir den Park in südlicher Richtung, so gelangen wir zu einem einfachen gotischen Kirchlein, welches von Schlingpflanzen dicht bedeckt ist. Es ist die Begräbnisstätte der herzoglichen Familie. Aber nicht der Zufall hat es hierher gesetzt, sondern Gott selbst hat diese Stätte als eine heilige bezeichnet. Als nämlich im Jahre 1335 der Bober seine Fluten weit über das Land hin ergoß, wurde ein Kreuz angeschwemmt und an jener Stelle von den Wogen so in die Höhe gestellt, als ob es regelrecht fest aufgerichtet wäre. Die Herzogin Mechtildis, welche davon hörte, sah dies als ein von Gott gegebenes Zeichen an und erbaute dort eine Kirche, welche naturgemäß Kreuzkirche genannt wurde. Das alte Gotteshaus ist zwar 1850 durch jenen gotischen Neubau ersetzt worden, das hölzerne Kreuz aber ist an seiner Außenwand eingemauert noch heute zu sehen.

Von der Mündung der Bartsch bis unterhalb Beuthen fließt die Oder im ganzen in westlicher Richtung. Hier tritt wieder ein Höhenzug an sie heran, welcher zwar als eine selbständige Erhebung erscheint, aber doch nichts Anderes ist, als ein Teil der großen südrussischen Höhe, zu welcher auch der in seinen einzelnen Teilen beschriebene schlesische Landrücken gehört. Jener zum Teil sehr flache, wellenförmige, oft nur schwer erkennbare Rücken fällt zwischen Warschau und der Pilica steil zur Weichsel ab, zieht dann westlich an der Pilica entlang bis gegen Petrikau und dann zur Prosna bei Kalisch. Westlich von der Prosna füllt die Erhebung das Gebiet zwischen Warthe und der Bartsch mit Plateaus von 200 bis 250 Metern Höhe an. Zwischen Bartsch und Obra fortstreichend, erreicht er die Grenze Schlesiens. Bei Schwusen an der Mündung der Bartsch trifft die Oder auf den hier ziemlich steilen Südrand des Rückens und wird durch ihn zu der westlichen Richtung gezwungen. Auf dieser Strecke liegt auf dem Rücken hoch über dem Oberthale das Schloß Carolath. Oberhalb Neusalz wendet sich der Strom wieder nordwärts zum Durchbruche durch den Rücken. In einer Mulde dieser Erhebung liegt der Schlawaer See, etwa anderthalb Meilen lang und eine halbe Meile breit. Das Wasser desselben findet zur Oder keinen Abfluß, dagegen sendet er über Kontopp einen Gmiffär zur Faulen Obra.

Auf der linken Seite der Oder erscheint zwar das Land flach und es ist von einer Erhebung wenig zu merken, allein man wird doch die Höheninsel

von Grünberg nördlich von der Odel richtiger zu dem soeben skizzierten System rechnen, als zu dem sogenannten schlesisch-polnischen Landrücken. Die Nordgrenze dieser plateauartigen Erhebung bildet die Odra, von welcher aus die Niederung der Faulen Odra nordöstlich von Grünberg die Oder erreicht.

Von bemerkenswerten Ortschaften ist auf der linken Seite der Oder zunächst Beuthen zu erwähnen, ein Ort, welcher einst mit Glogau die Aufgabe hatte, einem feindlichen Heere den Übergang über den Strom zu wehren. Schon in der Zeit, wo Schlesien aus dem Dunkel in die Geschichte eintritt, wird Bythom als Kastell der Polen erwähnt. Als im Jahre 1157 Kaiser Friedrich Barbarossa zu gunsten des aus Polen vertriebenen Herzogs Wladislaw gegen den Herzog Boleslaw IV. einen Feldzug unternahm, zündeten die Polen die Kastelle



Kreuzkirche in Sagan.

Glogau und Bythom an und gingen aufs rechte Oderufer. — Später tritt Beuthen gegen das immer mehr aufblühende Glogau zurück; nur einmal erlangt es noch eine gewisse Bedeutung, ja einen weit über die Grenzen Schlesiens hinausgehenden Ruf. Im Jahre 1615 gründete nämlich Georg v. Schönau, Freiherr v. Beuthen, hier eine höhere Schule, welche gewöhnlich als Gymnasium bezeichnet wird, aber sowohl was den Lehrstoff als auch die Organisation anlangt, über die Ziele des Gymnasiums hinausging. Mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit stattete

er dieselbe aus. Er gab 51000 Thaler und die Einkünfte von sechs Dörfern dazu her, gewährte 72 Scholaren freien Tisch und ließ vierzehn Zimmer für fremde Schüler einrichten. Am Pädagogium, welches etwa unsern heutigen Gymnasien entsprach, wirkten sieben Lehrer, am Gymnasium, welches einen akademischen Charakter hatte, lehrten neun Professoren. Die Anstalt stand unter der Leitung eines bedeutenden Gelehrten jener Zeit, des Kaspar Dornavius von Dornau, dessen Ruf in Verbindung mit der vortrefflichen Einrichtung der Schule nicht bloß Schlesier, sondern auch viele junge Edelleute aus dem polnischen Osten anzog. Zu den Schülern gehört auch Martin Opitz. Ausgezeichnet und, im Gegensatz zu der unter den christlichen Bekenntnissen zu Tage tretenden Unduldsamkeit, ganz den Grundsätzen einer christlichen Duldung gemäß waren die den Lehrern erteilten Instruktionen. Der professor pietatis sollte nicht bloß die Bibel kommentieren und interpretieren, sondern der Jugend Anleitung geben, wie sie ein gottseliges Leben führen und die ganze Theologie zu wirklicher Übung bringen möchte; der professor morum sollte die in die Welt tretenden Zöglinge vorbereiten, daß sie sich gegen ihre Vorgesetzten gut betragen und „in das allgemeine weltliche Wesen schicken lernen.“

Georg v. Schönauich war, dem Beispiele der schlesischen Herzöge folgend, zum reformierten Bekenntnisse übergetreten, und wir dürfen mit Recht annehmen, daß dieser Umstand für Kaiser Ferdinand II. ein Grund mit zum Vorgehen gegen die Anstalt war; hatte es doch Georg v. Schönauich gewagt, den König Friedrich V., ein Haupt der Reformierten, als er nach der Schlacht am Weißen Berge über Breslau nach Holland floh, bei sich zu beherbergen. Obwohl daher der Stifter seine Schule der Kaiserlichen Majestät, den schlesischen Ständen und Fürsten empfohlen und alles zur Sicherstellung der Fundation gethan hatte, wurde sie schon 1628 ein Opfer der Unduldsamkeit Ferdinands II. — Henel sagt von dieser Schule, sie habe wie ein Edelstein in der Krone des Herzogtums Schlesien gegläntzt.

Die Einwohnerzahl von Beuthen war von 3703 im Jahre 1880 auf 3494 im Jahre 1885 zurückgegangen. Beuthen ist Hauptort des mediatisirten Fürstentums Carolath-Beuthen-Schönauich; die Residenz des Fürsten, das Schloß Carolath, erblicken wir in ausgezeichnete Lage auf der Anhöhe des rechten Oberufers. Es ist ein mächtiger Bau im Renaissancestile und verdankt seinen Ursprung dem schon genannten Georg v. Schönauich, welcher Vizekanzler der zur Verwaltung der schlesisch=lausitzer Angelegenheiten 1611 neu-geschaffenen deutschen Kanzlei war. Kaiser Rudolf II. hatte diesen im Jahre 1600 mit der Herrschaft Beuthen=Carolath belehnt und dieselbe 1601 zur

freien Standesherrschaft und 1610 zum Majorat umgewandelt. Im Jahre 1700 wurden die Freiherrn v. Schönau in den Reichsgrafenstand und 1741 der jedesmalige Besitzer des Majorats von Friedrich dem Großen in den Fürstenstand erhoben. Das Fürstentum Carolath-Beuthen umfaßt etwa $4\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, darunter einen bedeutenden Waldkomplex nordöstlich von Carolath, südlich vom Schlawaer See.

Unweit von Beuthen an dem Abhange des Rakengebirges liegt das dem Fürsten Carolath gehörige alte Schloß Milkau, welches wenig verändert den treuen Eindruck eines alten Ritterstizes des 15. Jahrhunderts macht. Dasselbe ist dadurch besonders merkwürdig, daß es das erste Hauptquartier Friedrichs des Großen in Schlesien war. Am 16. Dezember 1741 überschritt die preußische Armee die schlesische Grenze und rückte schnell auf Glogau vor; schon am 20. Dezember schlug der König sein Hauptquartier in Milkau auf, verblieb dort bis zum 22. und verlegte dann sein Hauptquartier nach Herrndorf. In Milkau wurde dem Könige durch Baron v. Schweerz und Herrn v. Rhediger auf Striesa ein Verwahrungspatent des Ober-

amts gegen den Einmarsch überreicht, was selbstverständlich den Vormarsch nicht hinderte. Die genannten Abgesandten zog der König in Milkau zur Tafel und entließ sie dann ohne Antwort. Unterdes war die preußische Armee über Sagan und Sprottau Glogau näher gerückt. —

Da wo die Oder, fast rechtwinkelig umbiegend, sich wieder nordwärts



Rathaus zu Beuthen.

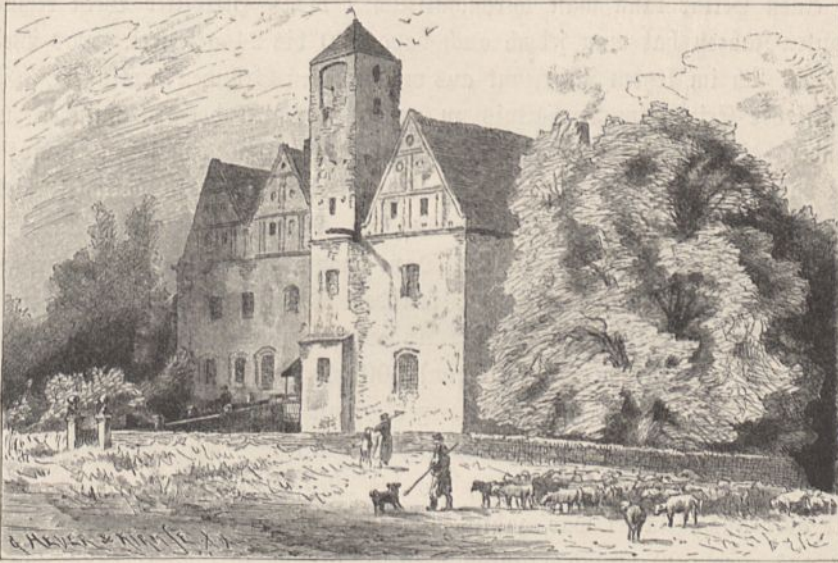
wendet, treffen wir auf einen sehr lebhaften Ort, auf eine jener sauberen gewerthätigen Herrnhuter-Gemeinden, von denen außer Neusalz noch Niesky, Gnadenberg bei Bunzlau, Gnadenfrei bei Reichenbach und Gnadenfeld bei Kosel zu erwähnen sind. Die gedeihliche Entwicklung der Stadt kann man schon aus der raschen Zunahme der Bevölkerung schließen, welche von 1880 bis 1885 um fast 1000 zunahm (6756 bis 7717). Die Stadt führte einst ihren Namen mit Recht; Henel erwähnt nämlich, daß in Neusalz Meersalz gekocht worden sei. Heute beziehen sich Gewerthätigkeit und Handel auf andere Dinge. Da finden wir Schiffsbau und Fabriken für Zwirn, Lederwaren, baumwollene Zeuge, Maschinen und Möbel. Unmittelbar am Bahnhof erblicken wir die Zwirnfabrik von Gruschwitz & Co., ein Etablissement, welches zu den größten Schlesiens zählen dürfte. Zwei große Eisenhütten und Emailierwerke liefern Eisenwaren und Maschinen verschiedener Art.

Schon unmittelbar in der Nähe von Beuthen erblicken wir an den Abdachungen zur Oder Weinland; aber es ist wenig zusammenhängend, die Reben wechseln mit Kartoffel- und Lupinenfeldern ab. Es sind die alten Sandanschwemmungen des Stromes, die Dünen, auf denen Schlesiens Wein besonders wächst. Dann verlassen wir den Strom, denn die Eisenbahn führt uns durch die Heide mit ihrem mageren Boden. Flugsand und Kiesern sind es vornehmlich, die sich dem Blicke darbieten, und dazwischen wieder einmal dürftige Felder mit den eigenthümlichen sehr hohen und schmalen Beeten, welche wegen der großen Masse der Heide nötig sein sollen; nur so kann man einzelne Teile für den Feldbau nutzbar machen.

Bald ist Grünberg erreicht, der Mittelpunkt des schlesischen Weinlandes, die Stadt der rebenbedeckten Hügel und des schlesischen Champagners. Soeben sind, wie wir hören, die Glocken verstummt, welche zwei Stunden lang von allen Thürmen der Stadt den Beginn der Weinlese angekündet haben. So wird es nämlich von alters her gehalten, und eine Königl. Kabinettsordre vom Jahre 1842 hat den alten Brauch bestätigt. Eine Kommission von Magistratsmitgliedern, Stadtverordneten und Weinbauern setzt den Termin für die Lese fest und läßt ihn einläuten. Vorher darf niemand Wein zum Keltern schneiden; doch ist es gestattet, Speisetrauben zum Versande auszulesen. Derselbe soll jedoch in den letzten Jahren wegen der starken Konkurrenz Oesterreichs zurückgegangen sein. In guten Jahren sollen bis zu 500000 Kilogramm Trauben versandt werden.

Der Weinbau wird heute in Schlesien nur noch auf den sandigen Höhen bei Grünberg, Beuthen, Carolath, Tschicherzig, Züllichau und Guben betrieben; er war aber einst weit ausgedehnter. Urkundlich wird er zuerst in der ersten

Hälfte des 13. Jahrhunderts erwähnt. Henel sagt, daß früher Niederschlesien mit Reben dicht bedeckt gewesen sei und rühmt den Krossener und Grünberger Wein. In einer Bulle des Papstes Innocenz IV. vom Jahre 1245 werden Weinberge erwähnt, welche die Domkirche zu Breslau besaß, und Herzog Heinrich IV., der Gründer der Kreuzkirche, schenkte dem Präpositus derselben die Weinberge und die Mühle von Olsnitz. Die meisten großen Klöster hatten ihre Weinberge, und wir werden annehmen dürfen, daß die zahlreichen als



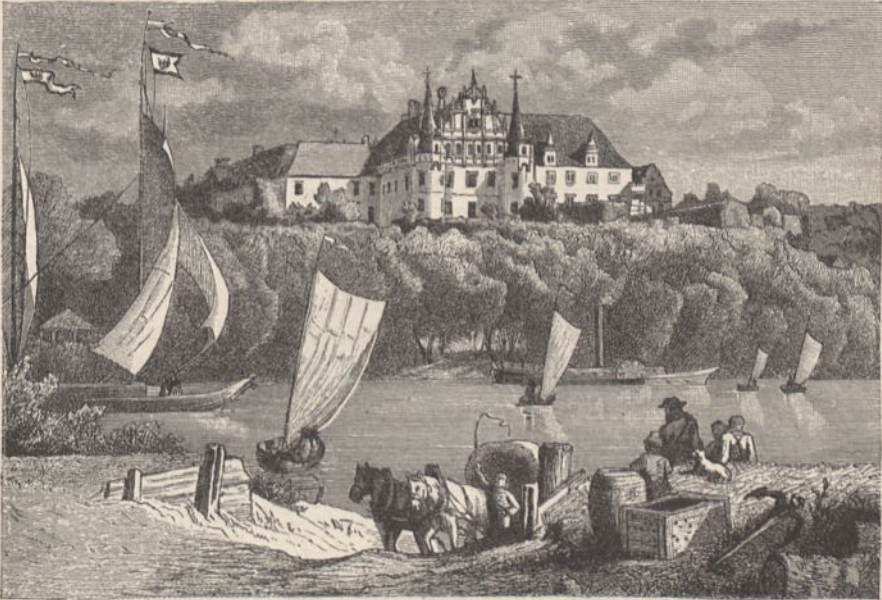
Milkau bei Beuthen.

Weinberge bezeichneten Hügel in Schlesien diesen Namen einst mit Recht führten. Es wird uns der Weinbau sogar von Gegenden bezeugt, wo man ihn durchaus nicht vermuten würde, z. B. bei Neumarkt; preist doch der schon genannte Humanist Laurentius Corvinus seine Vaterstadt als weinbauend, und aus einer Urkunde des Jahres 1460 geht mit Sicherheit hervor, daß Neumarkt Wein gebaut und gefeltert habe. „Der aus diesen Reben gefelterte Wein mag übel genug gewesen sein, doch auch der Geschmack jener Zeit war genügsamer, und die Sitte, den Wein gesüßt und gewürzt zu genießen, gestattete den Verbrauch recht geringer Sorten.“ Durch Mißernten, wie solche z. B. nach 1431 zwölf Jahre hintereinander eintraten, und durch Kriege hörte der Weinbau manchmal fast völlig auf; nach dem dreißigjährigen Kriege kam er zu keiner

rechten Blüte mehr. Erst durch die Auregung Friedrichs des Großen wurden wieder neue Anpflanzungen gemacht; denn er zwang die Klöster und die Städte, eine bestimmte Fläche mit Wein zu bebauen, und so hören wir, daß damals selbst Hirschberg Weinbau getrieben hat. Damals kam auch der Weinbau Grünbergs in die Höhe, so daß man am Ende des 18. Jahrhunderts in guten Jahren bis zu 36000 Eimer Wein gewann, welcher größtenteils nach Schlesien, der Mark und Polen verkauft wurde. Gegenwärtig beträgt in der Grünberger Gemarkung das Weinland etwa 720 Hektar, im Grünberger Kreise etwa 1300. Auf einen Hektar kann man durchschnittlich 7 bis 8 Hektoliter Wein rechnen, in guten Jahren hat man jedoch auch davon 20 bis 24 gefeulert. Das Weinland hat sich im letzten Jahrzehnt aus verschiedenen Gründen verringert. Einmal ist der Ertrag im Verhältnis zu andern Früchten doch zu unsicher, und besonders die schlechten Ernten der letzten zehn Jahre haben manchen entmutigt. Seit daher die Lupine, welche grün untergeackert wird, die Möglichkeit bietet, auch den schlechten Sandboden zu verbessern, haben manche Ackerbürger ihre Weingärten in Ackerland verwandelt. Dazu kommt, daß, seit Elsaß-Lothringen, welches auch so kleine Weine liefert, mit dem Deutschen Reiche verbunden ist, die Preise zurückgegangen sind. Die Anbaukosten für einen Hektar Weinland betragen (Pfähle, Dünger, Arbeitslohn) 300 bis 330 Mark. Sind daher die Erträge mehrere Jahre schlecht, so geht man lieber zu andern sichereren Früchten über. Die Preise des Weines sind in den einzelnen Jahrgängen sehr verschieden. Im Jahre 1885, wo die Menge der Trauben gering, die Güte aber ausgezeichnet war, zahlte man für ein Viertel = 165 Liter, welche man aus etwa 500 Pfund Trauben herstellt, 50 bis 60 Mark, 1884 nur 45 bis 48 Mark; durchschnittlich war in den Jahren 1875 bis 1885 der Preis nur 38 Mark.

Wir vertrauen uns nun der Führung eines Grünberger Herrn an, der selbst Weinbergsbesitzer ist. Wir folgen ihm hinaus auf die Höhen, wo die Arbeit in vollem Gange ist. Allenthalben erblicken wir geschäftige Hände, welche die Trauben in die bereitstehenden Fässer legen, in welchen sie zur Kelter gebracht werden. Allenthalben (es war im Jahre 1885) hören wir aber auch die Klagen über die geringe Menge der Trauben. Da sehen wir auf der Wanderung allmählich die verschiedenen Arten, welche Grünberg pflegt: den unansehnlichen, aber vortrefflich schmeckenden ungarischen Silvaner, den schön aussehenden und daher mehr zum Versande geeigneten Gelschönedel, den Tiroler Traminer und den kleinen böhmischen Burgunder. Sie alle finden wir auf einem Teller vereinigt und zum Genuße bereit, als wir in einen kleinen freundlichen Winzer-Pavillon geführt werden. Wir kosten von dem

frischen Traubenblute und von dem etwas älteren, welches unser Wirt dort in Flaschen bereit stehen hat. Es ist ein guter Tropfen mit einem eigentümlich erdigen Geschmack, jedenfalls eine der besseren Grünberger Sorten. So verplaudern wir dort einige Stunden in ungetrübter Ruhe und Heiterkeit und betrachten bald die Hantierungen der Winzer, bald die freundliche wein- und gewerbreiche Stadt in der anmutigen Thalmulde, bald die rebenbefränzte Hügelgruppe im Süden der Stadt, oder endlich die weißen Segel der Oberfähne in



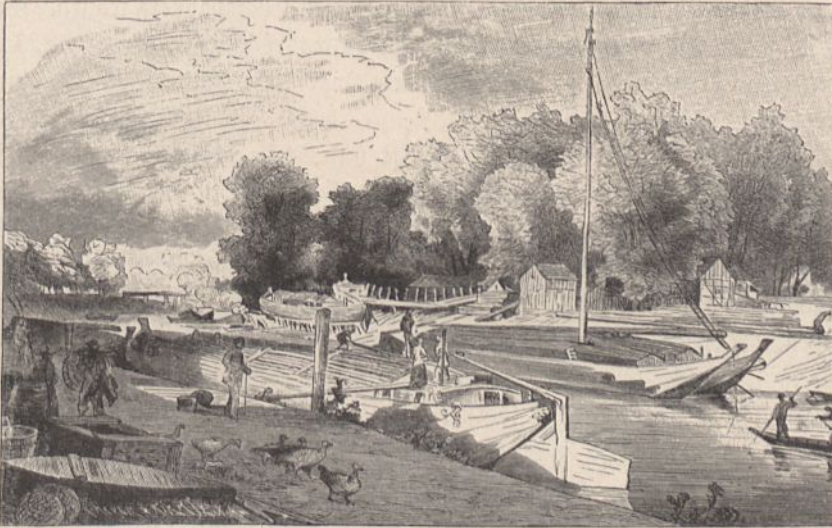
Schloß zu Carolath.

der Ferne. Dabei erfahren wir noch manches über die Kultur des Weinstockes, was gerade in Grünberg eigentümlich ist. Da hören wir, daß die zahlreichen Böcher, die wir in den Weinbergen erblicken, behufs Verjüngung der Stöcke gemacht sind. Werden nämlich die Stöcke umgelegt und etwas Erde darauf gethan, so entstehen aus den Augen Wurzeln und diese treiben neue Stöcke. Eine solche Verjüngung findet immer nach etwa sieben Jahren statt. Sie ist ebenso wie das Umlegen der Stöcke im Winter eine Grünberger Eigentümlichkeit. Dieses Umlegen geschieht, damit die Stöcke ganz mit Schnee bedeckt und so vor dem Erfrieren geschützt werden; denn wenn sie einer Temperatur von -15° Reaumur ausgesetzt werden, gehen sie zu Grunde.

Wir treten nun eine Wanderung durch das Grünberger Weinland an, besuchen die Grünbergshöhe, die Augusthöhe und die Lattwiese, sanft ansteigende Hügel, deren Nebengelände durch freundliche Winzerhäuschen, Pavillons und Obstgärten unterbrochen werden. Allenthalben erblicken wir geschäftige Leute, die an diesem Tage die Weinlese begonnen haben. Früher war das zum Teil anders; da ging das Kerbholz herum, und es feierte womöglich jeder das Weinlesefest an einem andern Tage und lud seine Freunde und Nachbarn dazu ein. Heute ist von solchen Winzerfesten, wie sie wohl in andern Weingegenden noch gefeiert werden, in Grünberg nicht mehr die Rede. Einigemal hat man große allgemeine Feste gefeiert, wie 1846 und 1850, letzteres zur 700jährigen Feier der Einführung des Weinbaues in Grünberg. In dem großen Aufzuge, welcher dabei stattfand, erblickte man sieben Züge in den Trachten der verfloßenen sieben Jahrhunderte. Wenn heute auch die kleinen, in andern Weingegenden üblichen Winzerfeste in Grünberg nicht mehr stattfinden, so liegt das zum Teil am Zurückgehen des Weinbaues, zum Teil daran, daß die besseren Gesellschaftsklassen ihre Gärten an Leute verkauft haben, die eben nur Arbeitsleute sind und denen die Gärten einen Zins bringen sollen. Mangeln aber auch größere Winzerfeste, so herrscht im engeren Familienkreise eine Fröhlichkeit eigener Art. Durch unsern freundlichen Führer erhalten wir Zutritt in ein solches Winzerhäuschen. Es ist ein biederer Handwerksmeister, ein Tuchmacher, eine kernige deutsche Natur, der uns mit seiner Frau am Eingange willkommen heißt, als wären wir alte Bekannte. Er ist, wie wir später erfahren, nicht reich, aber in geordneten Verhältnissen. Was er besitzt, hat er durch der Hände Arbeit erworben. In der Fabrik des Schlesiſchen Bankvereins hat er einige Stühle gepachtet und arbeitet selbst fleißig mit. Nach des Tages Last aber eilt er aus dem Fabrikstaube hinaus in seinen Weinberg, um ihn zu bestellen. Er bringt ihm wenig, aber er möchte die reine Freude dieses Besizes nicht missen. Heute ist die ganze Familie zur Weinlese herausgezogen. Wenn wir dann in dem sauberen Stübchen die köstlichen Trauben genießen und den üblichen Kummel dazu trinken, ein Käsebrod essen und im Kreise froher, harmloser Menschen ein Stündchen verplaudern, so müssen wir dieses zu den angenehmsten zählen, die wir auf unsern Wanderungen durch Schlesien erlebt haben. — So ist der Abend herangekommen. Je näher er rückt, desto lauter wird vor dem Hause das Lärmen der Kinderſchar, die sich schon seit geraumer Zeit um einen Haufen alter Besen tummelt; ihr Hauptvergnügen soll erst mit Anbruch der Dunkelheit beginnen. Den ganzen Sommer über haben sie sorgfältig alle Besenstümpfe gesammelt und einer den andern in der Zahl zu überbieten gesucht. Jetzt üben sie sich schon lange im Besenschwenken, denn sie meinen, auch

dazu gehöre Übung. Nachdem aber die Sonne hinter der westlichen Höhe verschwunden ist und sich die ersten Schatten in das Thal gesenkt haben, zünden sie ihre Befen an und eilen in langer Reihe durch die Weinspaliere, fortwährend ihre Befen schwenkend. Kaum aber haben die einen begonnen, so folgen die andern nach, und so sieht man diese johlenden Feuermännlein rings auf den Höhen durch die Weinpflanzungen springen. Das macht einen gar eigenartigen Eindruck!

Nach der Rückkehr in die Stadt geleitet uns unser liebenswürdiger Führer



Oderhafen zu Neufalz.

noch in eine Kelterei. Immer neue Traubenmassen werden angefahren und in die Pressen geschüttet, denen der junge Most entströmt. Bei weitem nicht alle Weinbergsbesitzer kelterten selbst; wer es aber thut, behält für sich nicht nur einen billigen Hausstrunk, sondern er kann, wenn er nicht gerade in schlimmer Vermögenslage ist, die Konjunktur abwarten und vielleicht bessere Preise erzielen. So kann es vorkommen, daß im Frühjahr die Weinpreise schnell steigen, wenn in Frankreich oder am Rhein die Reben durch Naturereignisse, z. B. Fröste, leiden.

Wir beenden unsere Wanderung durch das weinbauende Grünberg mit einem Besuche der großen Schaumweinfabrik von Grempler, zu welcher wir auch durch unsern Begleiter Zutritt erhalten. Wir durchwandern die Kelterei

und die ungeheuern Kellerräume, in denen der beste Grünberger Rebensaft, gegen 4000 Orhoft und 80000 Flaschen Schaumwein, lagern; wir erhalten Aufschluß über die Fabrikation des Champagners und beschließen den Tag, indem wir eine der besten Flaschen auf das Gedeihen des Grünberger Weinbaues leeren.

Um den Grünberger Weinbau hat sich ein Mann Verdienste erworben, auf dessen vielseitige bahnbrechende Wirksamkeit schon Bd. I, S. 234, hingewiesen wurde, der Hirschberger Kaufmann Karl Samuel Häusler. So manchem wird Häusler als Erfinder der Holz-Cement-Bedachung bekannt sein, aber nur wenige werden ihn auch als Erfinder des schlesischen Champagners kennen. Nachdem er zuerst Wein aus Cyder hergestellt hatte, verwendete er seit 1824 die Grünberger Trauben dazu. Für Grünberg war diese Fabrikation von ungeheurer Wichtigkeit.

„Häusler, der sich 1824 selbst an Ort und Stelle begeben, ward zum Reformator der Weinlese: er führte bei ihr das Sortieren der Trauben ein, deren Pressung, weiße und blaue ohne Unterschied, bis dahin nur einen schillernden Trank gegeben hatte; seitdem liefert Grünberg weiße und rote Weine. Nur mit schlauen und zum Teil höchst drolligen Mitteln konnte er die Weinbauer bewegen, die Neuerung anzunehmen, sowie ihre Traubenernte nach dem Gewicht zu verkaufen, statt nach Maß. Im Jahre 1826 assoziierte sich Häusler mit dem Kommerzienrat Friedrich Förster und dessen Schwager August Grempler in Grünberg. Von da an datiert der Aufschwung des Grünberger Weingeschäfts, seine Reform, sein Renommee. Statt ab- und zureisender Aufkäufer besaßen die Grünberger nun ein Haus am Orte, das ihr Produkt abnahm; ja bald etablierten sich deren mehrere. Auch entstand der rüstige Weinbau- (jetzt Gewerbe- und Gartenbau-) Verein.“

Der Grünberger Wein ist besser als sein Ruf. Wohl hört man spottweise von ihm sagen, er sei so sauer, daß er Magenfalten mache und ein Loch im Strumpfe zusammenziehen könne; allein jeder Kenner und besonders jeder Weinhändler weiß, daß das, was man als „Grünberger“ in die Welt sendet, zum Teil nur die schlechteren Sorten sind, während die besseren unter fremden Namen meist als Schaumwein versandt werden. Früher mochte wohl die mangelhafte Art der Bereitung dem Grünberger Weine einen schlechten Ruf eintragen und das Gedicht von August Kopisch: „Satan und der schlesische Becher“ war gewiß berechtigt. Darin wird allerdings dem schlesischen Weine ein gerade nicht schmeichelhaftes Kompliment gemacht:

„Da lallte der Teufel: He, Kamerad,
Beim Fegfeuer, jetzt hab' ich's satt.“

Ich trank vor hundert Jahren zu Prag
 Mit den Studenten Nacht und Tag;
 Doch länger zu trinken solch einen Wein,
 Müßt' ich ein geborener Schlesier sein."

Es ist jedoch längst bekannt, daß schon seit Häuslers Reform die bessern Trauben vorzüglich zur Schaumweinfabrikation verwendet werden. Da aber dieses Produkt als Grünberger nur wenig Absatz fand, so wurde es lange Zeit größtenteils unter französischer Marke verkauft und mundete vortrefflich. Es ist



Grünberg.

geradezu unglaublich, was hier noch für Vorurteile herrschen. Bei Beginn der Gewerbeausstellung in Breslau im Jahre 1881 wurde von einer Grünberger Firma, einem Restaurateur, der Vorschlag gemacht, bei der schlesischen Ausstellung doch auch schlesischen Schaumwein zu führen. Man erwiderte jedoch, daß dies wohl nicht gehe, man müsse schon französische Weine führen. Schließlich wurden 100 Flaschen „Landkarte“ auf Lager genommen, von denen 37 getrunken wurden — von den die Ausstellung besuchenden Grünbergern. Dagegen gingen etwa 4000 Flaschen unter fremder Marke auf die Ausstellung nach Breslau; jener kostete 4—5 Mark, dieser (derselbe Wein) 8—9 Mark. Mundus vult decipi, ergo decipiatur. Seit aber unsere rheinischen Schaum-

weine den französischen erfolgreiche Konkurrenz machen, ist auch der Grünberger Champagner als solcher mehr zu Ehren gekommen und wird jetzt als „Sandkarte“ getrunken, wo man früher ein französisches Etiquette sehen wollte. Wir können uns daher über das Selbstgefühl, welches der schlesische Wein in „Walbmeisters Brautfahrt“ von Otto Roquette an den Tag legt, nur freuen. Zur Hochzeit kamen auch die Weine:

„Aus Thüringen der eine kommt,
Der andere kommt aus Sachsen.
Und meint Ihr, daß es uns nicht frommt?
O, dort auch Reben wachsen.
Der dritte, ich, aus Schläsigen,
Vom Grüneberger Steine,
Zum Troß all der hochnäsigen,
Hochedlen Herrn vom Rheine.

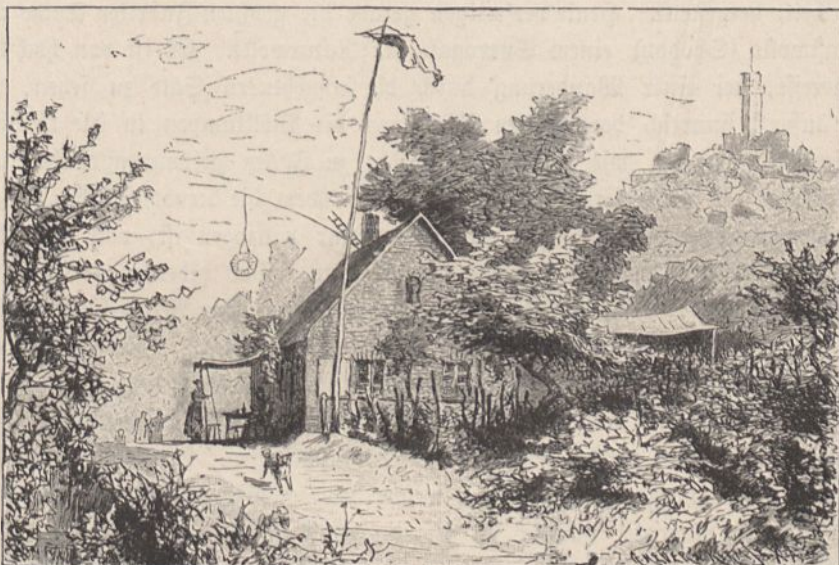
Wir wissen's wohl, man spricht nur Hohn
Und schilt uns eitel Eßig.
Das ist, Herr König auf dem Thron,
Necht neidisch und gehässig!
Von Handwerk sind wir doch so gut
Als wie die andern Meister,
Wir sind erfüllt von Willensmut,
Wenngleich nicht große Geister.

Man treibt mit uns, sagt man uns nach,
Die Kinder in die Schule;
Wir zügen ein Loch im Strumpfe, jach,
Zusammen ohne Spule;
Drei Männer hielten einen kaum,
Der uns im Leibe spüret.
Wir setzen solchem Lug und Schaum
Entgegen, was gebühret“ — Verachtung.

Mag man auch in den Weinländern, wo die Sonne mehr Feuer in die Traube legt, das schlesische Gewächs gering schätzen, Grünberg wird als einer der interessantesten Orte Schlesiens für jeden Schlesier und als der nördlichste Punkt auf der Erde, wo noch Weinbau getrieben wird, für jeden gebildeten Menschen eine kulturhistorische Bedeutung behalten.

Während der Weinbau in den letzten Jahrzehnten etwas zurückgegangen ist, hat der Obst- und Gartenbau an Ausdehnung zugenommen. Allenthalben treffen wir wohlgepflegte Obstgärten, auf welche vortrefflich eingerichtete Muster-

gärten, wie der von Otto Eichler, Seidel und der Versuchsgarten des Obst- und Gartenbau-Vereins, nicht ohne Einfluß gewesen sein werden. Es ist eine wahre Lust, durch diese Lössen (Spaliere), durch die Reihen der Birn-, Apfel- und Nußbäume und der eßbaren Kastanien zu wandeln, an denen allen köstliche Früchte hängen. Und nicht eine einzige Sorte, nein, viele hängen an manchen Bäumen. So erblickten wir bei Eichler zwei sogenannte Versuchsbäume, einen Apfel- und einen Birnbaum, auf welche je hundert verschiedene Sorten aufgepfropft sind. Sie mögen im Frühjahr, wenn diese verschiedenen



Weinbergsschänke und Grünbergshöhe bei Grünberg.

Arten blühen, einen gar seltsamen Eindruck machen. Wir kosten einige der bessern Obstsorten und finden, daß manche, wie die Grafensteiner Apfel, dem berühmten tyroler Obste kaum nachstehen. Von großem Interesse ist die Behandlung des Obstes, welches in Massen in großen, besonders dazu hergerichteten Öfen gebacken wird.

Der wichtigste Erwerbszweig Grünbergs ist jedoch weder der Wein-, noch der Obst- und Gartenbau, sondern die Textilindustrie, und sie war es früher noch viel mehr, als der Wein noch geringere Erträge erzielte. Im Jahre 1791 waren in Grünberg 522 Meister, 197 Gesellen und 89 Lehrlinge auf 475 Stühlen mit der Tuchmacherei beschäftigt. Das Tuchmachergewerk besaß sechs

Walkmühlen, 95 Personen waren als Tuchschärer und Tuchbereiter mit der Appretur beschäftigt. Im Jahre 1784 wurden 15 983 und 1790 18 701 Stücke Tuch gefertigt, letztere im Werte von 348 013 Thaler. Die Ausfuhr geschah nach Polen, Rußland, Ost- und Westpreußen, Frankfurt, Leipzig und nach Schlesien.

Während aber früher das Weben und selbst das Färben in den einzelnen Häusern geschah, wird jetzt, dem Charakter der Zeit entsprechend, alles fabrikmäßig betrieben. Mächtige Fabrikgebäude, in welchen ein paar Tausend Arbeiter beschäftigt sind, erregen unser Erstaunen. Aber auch die Fabrikate haben sich geändert. Früher wurden nur reinwollene Tuche, zum Teil von großer Feinheit, hergestellt. Heute verfertigen gerade die größten Fabriken Tuche aus Kunstwolle (Shoddy), einem Surrogate der Naturwolle. Es ist von höchstem Interesse, bei einer Wanderung durch die ungeheuern Säle zu sehen, wie die äußerst sinnreich hergestellten Maschinen die Wollklumpen in die kleinsten Fäserchen zerreißen, wie diese dann wieder zu Fäden gesponnen werden und aus diesen ein Stoff bereitet wird, welcher, nachdem die hervorstehenden Fasern durch Gas abgebrannt und die nötige Appretur vollzogen ist, vom Fabrikate aus Naturwolle schwer unterschieden werden kann. Das bedeutendste Etablissement dieser Art ist die „Englische Wollwaren-Manufaktur-Aktien-Gesellschaft,“ welche in vier Fabriken gegen 1300 Arbeiter beschäftigt. Zur Einrichtung dieser Industrie siedelten vierzig englische Familien nach Grünberg über, welche dort eine geschlossene Kolonie bilden. Außerdem giebt es in Grünberg noch zwei solche Fabriken, welche etwa 500 Arbeiter beschäftigen. Für kleinere Meister ist eine Einrichtung von Wichtigkeit, welche der Schlesische Bankverein getroffen hat. Dieser vermietet nämlich in seiner Fabrik Kraft und Platz an Tuchmachermeister, welche da auf einigen Stühlen Spinnerei und Weberei betreiben können.

Daß Grünberg in gedeihlicher Entwicklung begriffen ist, beweist die Zunahme der Bevölkerung, welche von 13 039 im Jahre 1880 auf 14 396 im Jahre 1885 gestiegen ist.

Möge die gewerbreiche, rebenbetränzte Stadt weiter blühen und gedeihen und möge ein gleicher Segen der ganzen Provinz zu teil werden, welche wir nun nach allen Richtungen durchwandert haben, damit sie immer herrlicher glänze als Perle in der Krone Preußens!

Die schlesische Mundart.

Die Dialekte sind älter als das sogenannte Hochdeutsch; sie bildeten früher die Sprache des gesamten Volkes. Erst seit dem Zeitalter der Reformation ist eine besondere Schriftsprache entstanden, welche dann auch die Sprache der Gebildeten geworden ist. Die Anfänge des Hochdeutschen sind in den Hofkanzleien, und zwar besonders in der kaiserlichen Kanzlei in Wien, zu suchen, welche sich eines besondern Stiles und einer eigenartigen Sprechweise bedienten. Doch würde diese Kanzleisprache nie eine allgemeine Bedeutung erlangt haben, wenn nicht Luther in seinen Schriften und vor allem in seiner Bibelübersetzung sich ihrer bedient hätte. Je mehr diese Sprache Schriftsprache wurde und je mehr sie die Gebildeten als Umgangssprache ausschließlich gebrauchten, desto mehr sah man auf die Dialekte als die Sprache des ungebildeten Landvolkes mit einer gewissen Verachtung herab, desto mehr gewöhnte sich selbst das Landvolk daran, in jedem, der „herrsch“ (herrisch) sprach, einen Vornehmen und Gebildeten zu erblicken. Diese Zeit ist längst vorüber. Seit sich die Wissenschaft auch der Erforschung der Dialekte zugewendet hat, ist man zu der Ansicht gekommen, daß dieselben nicht etwa ein verderbtes Schriftdeutsch seien, sondern vollberechtigte Glieder derselben deutschen Sprache.

Der schlesische Dialekt ist kein ursprünglicher, für sich bestehender, auf der Selbstständigkeit und Eigentümlichkeit eines in sich geschlossenen Stammes beruhender Bestandteil der deutschen Sprache, sondern es ist leicht ersichtlich, daß er auf der Nationalität derjenigen Kolonisten fußt, welche Schlesien germanisiert haben. In diesem Lande hat er sich dann freilich mannigfach verändert, indem er besonders eine große Anzahl slawischer Wörter in sich aufnahm.

Durch eingehende wissenschaftliche Untersuchungen, und zwar besonders durch die soeben (1887) erschienene und diesen Gegenstand geradezu abschließende Arbeit von Professor Dr. Karl Weinhold: „Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien,“ in den „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“ Bd. II, Heft 3, ist festgestellt worden, daß eine zweifache Einwanderung nach Schlesien stattgefunden hat, nämlich eine niederdeutsch-niederheinische und eine fränkisch-thüringische. Die erste Einwanderung muß zwar nicht in

kleinen Mengen erfolgt, auch nicht auf einzelne Gegenden beschränkt gewesen sein, sondern überall da, wo wir überhaupt deutsche Ansiedelung Fuß fassen sehen, Spaten und Axt eingesetzt haben; allein über dieselbe „hat sich eine zweite mitteldeutsche gezogen, die stark genug gewesen ist, um jene fast ganz aufzusaugen und Schlesien zu einem Lande von durchaus mitteldeutscher Art zu machen. Dieselbe drückt sich aus in der Mundart, in den Orts- und Personennamen, in der Anlage von Haus und Hof und in der Volksüberlieferung. Untersucht man nach diesen vier Richtungen, so tritt überdies eine enge Gemeinschaft hervor zwischen Schlesien, den nördlichen deutschen Gegenden von Böhmen und Mähren, ferner der Ober-Lausitz, Meissen und dem Pleißenlande.“

Wir können auf die hochinteressanten Untersuchungen über alle diese Punkte nicht näher eingehen, sondern begnügen uns, an einer Zusammenstellung des schlesischen und fränkischen Dialektes die nahe Verwandtschaft beider zu beweisen.

Schlesische Mundart
um Freiwaldbau=
Gräfenberg.

Der Hannes ihs a Moan g'wast, wann dar zu viel g'soffa hot, hot a olls toppelt g'fahn. Amol ihs a häm g'kumma on hot an Rausch g'hot. Sei Weib sikt om Dusa, hot g'schponna on a Licht für sich g'hot.

„Mußte zwee Richter brihn?“

„Nä,“ sät se, „ich hoa doch och äs.“

„Gelt, Du wellst mich blind macha?“

A andermol ihs a wieder amol häm g'kumma on sei kleiner Junge läßt ei der Stube rem. Do freet a:

Fränkische Mund=
art.

Der Hoannes it a Moan g'wa, wenn dar ze viel g'suffa hot, hot a ölles doppelt g'fahna. Emol it er häm g'kumma und hot an Rausch g'hot. Sa Frau sikt an Dusa, hot g'schpunna und a Licht vör sich g'hot.

„Mußt Du zwä Richter brenn?“

„Nee,“ seicht se, „i hö doch nur eens.“

„Gelt, Du wilst mi blind mach?“

Anners it er widder amol häm g'kumma und sei kleiner Bua laßt in der Stube rüm. Froicht er:

Schlesische Mundart
des Riesengebirges.

Der Honns ihs a Moan gewast, wenn dar zu viel gesuffa hot, hot a olles tuppelt gefahn. Emol ihs a hem kumma und hot an Rausch gehot. Sei Weib sikt om Dusa, hot g'schpunna und a Licht ver sich gehot.

„Mußt Du zwä Richter brenn?“

„Nee,“ joit se, „ich hoa doch of ees.“

„Geld, Du willst mich blind macha?“

A andermol ihs a wieder amol heem kumma und sei klenner Junge leeßt ei der Stube rüm. Do froit a:

„Wam g'hirt der andre
Jonge, dar do rem läst?“

Sät se: „'s ihs doch
och enser Kınd do.“

Amol oanam Feiertoge ihs a noch'm Affa fortganga zum Waine und kimmt verhingert wieder häm on gieht ei de Kech. Do ihs a Toop mit Flesch beim Feir g'schtanda.

„Wos hufte ei dam
Tuppe?“ freed a.

„A Hihlna hoa 'ch
drenne.“

„Wäste woas,“ sät a,
„ich wihl dan Toop nahma
on Du nimmst dan.“

Do langt se noch'm
rächta Tuppe on Hannes
toppt nei eis Feir on
hoot'm die Hand techlich
verbrannt; on vu dar
Zeit oan hoot a nisch
meh toppelt g'sahn.

„Wenn g'hört der anner
Frag, der da rummer laßt?“

Seicht se: „It doch
nur unner Kınd da.“

Emol ann 'em Feiertag it er noch'n Affe fortganga zum Wei(n) und kummt verhungert widder häm und get in de Kich. Do it a Hoafa mit Flühsch bau Feir g'schtanne.

„Wa host in Dein
Hoafa?“ freigt er.

„A Hüala ho i drin.“

„Wäst was, i will
dahn Hoafa nahm und
Du nimmst dahn.“

Do langt sie nach'n
rächta Hoafa und Hoannes
dappt nei ins Feir und
hoat die Hand rechtschoffa
verbrannt; und vo dara
Zeit on hot er niäs mer
doppelt g'sahna.

„Wam gehiert dar anner
Junge, dar do rüm leest?“

Soit sie: „'s ihs doch
ok ünse Kınd do.“

Amol oanem Feiertage ihs a noch'm Affa furtganga zum Weine und kimmt derhungert wieder heem und gieht ei die Kiche. Do ihs a Toop mit Flesche beim Feur g'schtanda.

„Wos hufte ei dem
Tuppe?“ froit a.

„A Hihlna hoa 'ch
drinne.“

„Wište woas, ich wihl
da Toop nahma und Du
nimmst dan.“

Do langt se noch'm
rechta Tuppe und Honns
toppst nei eis Feur und
hot sich de Hand ornt-
lich verbrannt; und vo
dar Zeit oan hot a nisch
meh tuppelt gefahn.

Die einwandernden Deutschen fanden in Schlesien eine polnische Bevölkerung vor, neben welcher sie wohnten, mit welcher sie sich vermischten und welche sie zum Teil in sich aufnahmen. Dies hatte naturgemäß zur Folge, daß eine Anzahl polnischer Wörter ins Deutsche Eingang fand. Vor allem ist ein großer, vielleicht der größte Teil unserer Ortsnamen noch heute dem Stamme nach slawisch; aber auch andere Wörter finden wir noch heute im Gebrauch, z. B. Klupsch vom polnischen glapi = dumm, Kulle oder Kaula von kula = Kugel, Brittsche von briczka, Rusche von noz = schlechtes Messer u. s. w. Nicht unbedeutend ist ferner die Zahl von Fremdwörtern aus dem Französischen und Lateinischen, welche „durch die Gebildeten oder durch die Kirchen- und Staatsterminologie, durch Juristerei und Medizin in das Volk gekommen sind,“ zum Teil natürlich arg entstellt. Wir führen folgende an:

Hauptwörter: Autr = Auctor (Verfasser eines Buches), Batalje = bataille, Bottelje = bouteille, Buidke = boutique, Feete (Schmauserei) vom französischen fête, Forsche = force, Fure = furor (Wut), Karjeer = carrière, Konfischen = convivium, Kondewitten = conduite, Kure = cour, Parāke = baraque, Perplee = parapluie, Postur = positura, Portrett = portrait, Pree (a hot gor's Pree beim Herrn, d. h. den Vorrang) vom lateinischen prae, Raafche = rage, Tiflee = défilé, Tifchorfch = discours.

Zeitwörter: applian (das a in der Silbe ian ist kurz, etwa gleich irn) = appeler, denuntian = denuntiare, etablian = établir, kufchſcha = coucher, laxian = laxare, reſkian = risquer, revedian = revider, ſemlian (nachdenken) vom lateinischen simulare, traktian = tractare, vertefentian = defendere u. ſ. w.

Bedeutend ist auch die Zahl der Adjektiva: z. B. affrat = accuratus, komplexchant = complaisant, kontin = continue, korafchig, korafchiert = courageux, korplent = corpulentus, meſchant = méchant, perplex = perplexus, publich = publicus, rebellſch = rebelle, ſcharmant = charmant u. ſ. w.

Die beste Zusammenstellung aller im Gebirge vorkommenden Fremdwörter hat unſers Wiſſens Pfarrer Kleſſe in Heinzendorf bei Landeck gemacht, auf deſſen Arbeit wir bald noch näher eingehen werden.

Wie alle Dialekte zeigt auch der ſchleſiſche große Verſchiedenheiten. Nicht ſelten finden wir ſchon in zwei benachbarten Dörfern beſondere Klangfarben oder Ausdrücke; gewöhnlich verbreitet ſich aber ein gewiſſer Typus über eine Gruppe von Dörfern. Beſtimmte Eigentümlichkeiten finden ſich aber in ganz Schleſien. So hat der Schleſier eine Abneigung gegen die Umlaute ö und ü, welche er durchweg durch e oder ä und i erſetzt. Wir möchten behaupten, daß dieſe Lautvertauſchung, die keineswegs ſchön genannt werden kann, ſpezifisch ſchleſiſch iſt und daß man daran den echten Schleſier erkennt. Selbſt dem gebildeten eingeborenen Schleſier, der ſich bemüht, lautrichtig zu ſprechen, paſſiert es wohl, daß ihm Keenig und ſheen ſtatt König und ſchön, oder Bricke, ſchmide ſtatt Brücke, ſchmüde entſchlüpft, ä für ö aber finden wir nur bei Landleuten, wie Kräte und Bägerle ſtatt Kröte und Vögel. Schleſiſch und unſers Wiſſens durch ganz Schleſien verbreitet ſind dann auch gewiſſe Satzkonſtruktionen, wie u. a. die Anwendung von und ſtatt des Infinitivs und nach gewiſſen Konjunktionen. So ſagt man: Es fängt oan und räant (raant, raint), es fängt oan und wird, ſtatt: es fängt an zu regnen, es wird; oder: „Wennſte und Du giſt's ne har, do verfloa ich Dich = Wenn Du es nicht hergiebſt, verklage ich Dich. Biſweilen ſchiebt man wohl auch noch ein daß ein und ſagt Wennſte, doſte und Du giſt's ne har, do verfloa ich Dich. In gleicher Weiſe heißt es wohl auch: Chb a, doſ a und a hot'n verfloat, do

hot a'n gemoahnt. Eine andere Eigentümlichkeit ist die Wiederholung des Zeitwortes am Ende, z. B. a woar gor a scharmanter Kalle — woar a.

Es lassen sich zwei große Gruppen in der schlesischen Mundart unterscheiden: die Sprache des Gebirges oder das Oberländische und die Sprache des Flachlandes oder das Niederländische. Die Grenze zwischen beiden läuft im allgemeinen von Bunzlau aus zwischen Haynau und Goldberg, Liegnitz und Jauer, dann nördlich von Striegau über den Zobten und Rummelsberg hin. Wenn Weinhold den letzten Teil dieser Grenze nördlich von Strehlen legt, so dürfte dies nicht ganz richtig sein. „Die Sprache des Gebirges ist eng und scharf, die Diphthonge werden größtenteils in einfache Vokale zusammengezogen, die Längen werden verkürzt, die Kürzen verlängert. Durch die Verwandlung der *ie* in *a* bekommt die Mundart viel Klang, so daß Friedrich der Große, welcher sie gern hörte, daran gedacht haben soll, durch dieses *a* das farblose *e* der Schriftsprache zu verdrängen. Auch in ihr ergeben sich Gruppen; namentlich scheidet sich der Glatz-oppaländische Dialekt ab, der manches mit dem nord-schlesischen gemein hat“ (Weinhold: Über deutsche Dialektforschung, Wien 1853), z. B. das ausgedehnte *ei* und *ai*: Geträide, Mäide (Mägde), Wäide (Weide). Als Schibboleth führen wir den schon Bd. I, S. 166, angewendeten Satz an: *de aala Braatla haala a* = die alten Brettschen halten auch; ferner den Ausdruck: *da aala laamscha Labander*. Beide charakterisieren den Gebirgsdialekt weit besser als der überall angeführte Satz: *Ma Nala hala nee, neua Nala hala a nee*; denn es wird nirgends im Gebirge: *aala, neua Naala* gesprochen, sondern: *aale, neue Nääle* (Noile). Das Niederländische charakterisiert sich besonders durch seine Neigung zu *ei* und *au* und überhaupt eine breite Aussprache der Vokale, so daß es im Vergleich mit der zum Teil knappen, engen Gebirgsprache durch seine unerträgliche Breite geradezu mißfällt. Die dem Niederländer wohl scherz- und spottweise zugerufenen Sätze: *Geiste meite eiber de Nuder?* (Gehst Du mit über die Oder?) und: *Mei Daurel, gleib's, eich bei Dir gaud* (Mein Dörchen, glaub's, ich bin Dir gut) sind in der That keine Übertreibungen, obwohl ausdrücklich bemerkt werden muß, daß das *ei* und *au* die gesprochenen Laute nicht genau wiedergeben; sie lassen sich durch unsere Schriftzeichen schwer ausdrücken.

In der Mitte zwischen dem Dialekt des Gebirges und Flachlandes oder richtiger über ihnen steht die Sprache Holteis. Nun hat sich der Altmeister der schlesischen Dialektdichtung keineswegs eine eigene Mundart gebildet, sondern es ist echtes, noch heute gebräuchliches Schlesisch, was er geschrieben hat, es ist die Sprache des Bürgers der Kleinstadt, wenn er sich mit feinesgleichen oder mit Landleuten unterhält, wenn er sich gehen läßt; es steht natürlich dem

Schriftdeutsch näher als die Bauernsprache. Diese Mundart des Städters bildet also das Bindeglied zwischen dem Bauerndialekt und der Schriftsprache, sie ist gewissermaßen das Gemein-schlesisch, welches vom Oberländer wie vom Niederländer und vom hochdeutsch sprechenden Städter verstanden wird. Deswegen wählte es Holtei und deswegen werden seine Gedichte von jedem Schlesiener bequem verstanden. Für mundartliche Darstellungen in der spezifischen Sprache des Gebirges und des Flachlandes bedarf es häufig der Erklärung von Ausdrücken, und es kommen nicht selten schwer verständliche Stellen vor nicht bloß für denjenigen, der nur des Hochdeutschen mächtig ist, sondern selbst für Schlesiener, welche eine von jenen beiden Dialektgruppen beherrschen. Es ist z. B. kaum anzunehmen, daß ein Bauer aus der Gegend von Ohlau, Brieg oder von Schwusen einen andern aus den Thälern des Gläzer Schneegebirges versteht oder umgekehrt.

Zur Vergleichung der drei kurz besprochenen Dialektverschiedenheiten übersetzen wir (nach Rößler, Schnoken, 2. Aufl., S. 15) in dieselben den hochdeutschen Satz: Ich hatte den Braten schon gerochen.

1. Im Holteischen Städter-Gemeinschlesisch: Ich hot a Braten schon gerochen.

2. Im Niederländischen: Eich hott a Brauten schau gerochen.

3. Im Oberländischen: Ich hott a Brota schunt gerucha (im Gläzischen: schon gerocha).

Da die Thätigkeit des Bauern fast ausschließlich auf das Praktische gerichtet, seine Geistesthätigkeit aber verhältnismäßig gering ist, ist natürlich auch der Wortschatz in letzterer Beziehung nur ein kleiner; um so reicher sind aber die Ausdrücke mit oft sehr feinen Unterschieden über alles, was sich auf das reale Leben bezieht. Hier übertreffen die Dialekte unzweifelhaft die Schriftsprache, die oft nur durch lange Umschreibungen solche Worte wiedergeben kann, welche fast Synonyma sind, aber doch verschiedene Nuancen bezeichnen.

Es fehlt für ganz Schlesien hier noch an einer zusammenfassenden Arbeit; dagegen hat für die Grafschaft Glaz der Pfarrer Klesse aus Heinzendorf bei Landek in der Zeitschr. f. Gesch. u. Heimath. d. Grafsch. Glaz, von Jahrgang III, Heft 2 ab, nicht nur eine Grammatik des Gläzer Dialektes veröffentlicht, sondern auch ein mundartliches Vokabularium, welches nicht eine alphabetische Aufstellung des Gläzer Wortschatzes bildet, sondern eine Zusammenfassung der Wörter nach Gruppen, wie Haus und Hof, Mensch und Tier, Gerätschaften, Beschäftigungen u. s. w. Es ist eine treffliche, fleißige Arbeit, wofür jeder, der an echtem Volkstume Freude finden kann, dem Verfasser Dank wissen wird.

Wir führen daraus folgendes an:

Sehr reich ist die Bauernsprache an Schimpfworten und Bezeichnungen für menschliche Fehler.

Ungeschickte Leute nennt man: Schub, Schubial, Tolks, Tolve (sie ihs ne Tolve und har ihs a Poppjaak), Plootsch, Plootsche, Topersak (=honn's, =liese), Trootsch, Trootsche (= schwere, ungeschickte Hand), Plätschoof, Trompl, Trempl. Ein dummes Frauenzimmer heißt: Gaake, Gratsche, Gunke, Tohle; ein unreinliches: Wefschhoader, Vootsche, Schlompe (Schlumpe), Saulaader, Schlauder, Dreckfinte, Zolker (Zulker = Fegen); ein liederliches: Zumppe, Zorkel, Plautze, a Loster, a Wonnst, a Laader, a Zauke.

Bei widerspenstigen, vorlauten, zornigen Jungen, auch bei solchen, die oft „off'm Ungebaie gehn“ (Schaden anstiften), wendet man drastische Mittel an: man nimmt sie „bei a Looda,“ lauft ihnen „a Kolba“ (wirre Haare), giebt ihnen „Risliche“ (zieht sie an den Haaren), oder man nimmt sie beim „Ohrwaschla“ (Ohrkläppchen), oder man giebt ihnen, falls sie noch klein sind, „'n Pliez, 'n Klopps, a Klapsla,“ sind sie schon größer, „ene Schwoppe, ene Waatsche, ene Tachtel, ene Flauder, ene Fauze,“ sei es auf den „Steppel“ (Kopf) oder auf den Mund (Maul, Gusche, Floppe, Frasse). Und um diese Züchtigungen wirksamer zu machen, ruft man dazu: „Du Naudl, Vorschte, Roidl, Kelpo, Krim's, Buustnekel (Buust = Bosheit), Kroop, Kreete, Ripl, Koozleffel.“

Unartige Kinder wissen nichts als: „remhizza, remjecha, remjadan, remfricha, remprescha, remzääla, remstantan, ausstantan“ — alles Ausdrücke für: sich Herumtreiben. Für weinen kennt die schlesische Mundart folgende Wörter: „flenna, flern, nootscha, knuutscha, hoila, himpan,“ bei Reiffe: „grann.“

Wie sich aber hier in einzelnen Wörtern eine zum Teil geradezu erstaunliche Mannigfaltigkeit kleiner Unterschiede äußert, so finden wir in einer Menge von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten eine Fülle von Wit, Humor und Spott, eine Schärfe des Urteils und eine Reihe treffender, gut ausgeführter Vergleiche und Bilder, welche so mancher bei dem als schwerfällig und dumm verschrieenen schlesischen Bauern durchaus nicht erwarten wird. Der schlesische Bauer ist aber gar nicht so schwerfällig und dumm, als man da und dort annimmt; dem Fremden und besonders dem Gebildeten gegenüber tritt er freilich meist langsam und mit großer Vorsicht auf; man beobachte ihn aber im ungezwungenen Verkehr mit seinesgleichen, und man wird sich bald eines andern überzeugen. Man muß dabei freilich vor einer tüchtigen Dosis Derbheit nicht prüde zurückschrecken.

Die beste Sammlung der in bäuerlichen Kreisen üblichen Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten hat Ernst Langer, der Verfasser des bekannten

hübſchen Dialekt-Scherzſpieles: „Die Injurienklage“ (Möhorn) veröffentlicht. Die unter dem Titel „Sprichwörter-Chronik“ 1879 in Wüſtegiersdorf erſchienene Schrift enthält über tauſend ſchleſiſche Sprichwörter und Redensarten. Wir führen folgende an:

A ihs aſu tumm, doß die Uzen möchta ſcheu warn.

A ihs eefältig wie an' Wartſhausſuppe.

A hoot ſu viele Häuſer verſuffa und doch ihs 'm kee Sporn ein Holſtecke geblieba.

A koam gezoin wie de Fliege aus der Buttermilch.

A hoot hiern de Fliehe huſta.

A hoot hiern de Micken nieſa.

A hoot hiern 's Groas wara.

Doas ſein tumme Pfarde, die ma oa de Krippe bindt und ſe fraſſa nich. Doß an' Mücke ſöllde huſta kinna wie Pſard, ihs unmeglich.

Es ward ihm giehn wie a Schuta naberm Wege.

Es ihs uba uff der Urbe wie unda ein Woſſer, die Gruſa fraſſa de Klenn. Geeliche (plözhliche) Springe gerota ſelben (ſalda).

Gruße Harn und ſchiene Weiber wulln bekumplementiert ſein.

Ich war (werde) ihm de Kulbe lauſa (bei den Haaren kriegen).

Ich war ihm a Himmel läuta.

Ich war ihm a Traum auſlän.

Ich war ihm de Befitten laſa.

Ich war ihm de Wege weiſa.

Ich war ihm a Star ſtecha.

(Die letzten ſechs Redensarten ſind faſt völlig gleichbedeutend.)

Je älder der Buuk (Bock), je älder 's Horn.

Ich bien kee Freind vu ruhem Fleeſche, oaber men Nutker möch' ich aus Liebe fraſſa.

Kupferbarger ſein au Stoatloite (Kupferberg iſt eine ſehr kleine Stadt).

Koza lecka vu vorne und kroza vu hinga.

Kleene Tipla koča leicht ieber.

Kaum ihs der Menſch geboren, do zerzt ihn 's Schickſoal oa a Ohrn.

Mir ihs aſu gamerlich heute, ſchlimmer wie ar Maus ei a Sechswucha.

Mir ſcheint: bei da Voita gieht's Morder (der Marder) ärſchlich iebers

Daach nuff.

Na, eigeshantk ober verkeeft de Kaluppe!

Na, mer wulln ſahn, wie der Mutter die Haube ſtieht.

Sie ihs flink uff a Fiſſa wie an' Ente.

Sie weef a Hingan hibsch zu drehn.

Sie rannte hin und har wie an' Maus uffm Felde, die ihr Vooch nie finda loan.

Sie hing 's Keppel wie a kranker Kanarienvogel.

Sie hoot a Gesichtla, schien wie a Doppel (Apfel).

Sie hoot a Gesichtla wie aus am Sie geschält.

Sie hoot a Gischla (von Gusche), wos ma nie kennde tut trata.

Stiecht a doch do, olls wenn a Lommen (ein Lamm gebären) wöllde.

Trau kemm Baater ein Opril und kemm Schwörer beim Spiel.

Berberg Du a Norrn hinger der Thir, a streckt sei Ohren doch herfier.

War de Tochter frein viel, muuß mit der Mutter schien thun.

War sich under a Träber mengt, dan frassa de Säue.

War mit Fichsa zu thun hoot, muß sich a Hinnerstoal zuhala.

Wenn's gefurn ihš, hält oller Dreck.

War viel miete assa, muß au miete drascha.

Wenn of Honig do ihš, der Löffel findt sich.

War de Bohrheet geigt, dam schlät ma a Fidelboga im a Kupp.

Zeitig gesottelt, spät gerieta!

Der schlesische Dialekt ist verhältnismäßig spät zu poetischer und prosaischer Darstellung benutzt und noch später wissenschaftlicher Behandlung und Erforschung unterworfen worden.

Der erste Versuch in letzterer Beziehung ist das im vorigen Jahrhunderte erschienene Idiotikon von Berndt, ein allerdings nicht vollständiges Vokabularium der schlesischen Mundart. In unserm Jahrhunderte hat dann der in Breslau verstorbene Professor Rückert einen „Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter“ verfaßt, welcher jedoch über die Kreise der Gelehrten hinaus kaum bekannt ist. Weit wichtiger und auch in weiteren Kreisen bekannt sind die Arbeiten Weinholds, durch welche der schlesische Dialekt eine gründlich wissenschaftliche Behandlung erfahren hat, wie wir sie von wenigen andern kennen. In dem Buche: „Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart, Wien 1853“ haben wir eine Grammatik des Dialektes mit Ausnahme der Syntax, in den „Beiträgen zu einem schlesischen Wörterbuche (Anhang zum XIV. Bande der Sitzungsberichte der philol.-histor. Klasse der k. Akad. d. Wissensch.) Wien 1855“ besitzen wir das ausführlichste Vokabularium unsers Dialektes; in seinem neuesten Werke: „Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien“ hat der Verfasser von S. 214 ab den Zusammenhang der schlesischen Mundart mit der fränkisch-thüringischen nachgewiesen, und in einer umfassenden Ab-

handlung: „Zur Entwicklungsgeschichte der Ortsnamen im deutschen Schlesien“ (Zeitschrift d. Vereins f. Gesch. u. Altert. Schles., Bd. 21, S. 239 ff.) hat er nach seiner eigenen Angabe die Formveränderungen nachzuweisen gesucht, welche die deutschen und slawischen Ortsnamen im deutschen Munde seit dem 13. Jahrhunderte durchgemacht haben.

Von andern Arbeiten wüßten wir nur noch die schon genannten Abhandlungen des Pfarrers Kleffe über den Glazer Dialekt zu nennen, sowie das mehr populär gehaltene Vorwort Köhlers zur 3. Auflage der „Schnoten“ über „die schlesische Mundart.“

Weit früher ist die schlesische Mundart zu dichterischer Anwendung gekommen. Als erste Probe des schlesischen Dialektes führt man gewöhnlich ein etwa tausend Verse umfassendes Gedicht aus dem 15. Jahrhunderte an, welches Anweisungen über die geeignete Lebensweise in jeder Jahreszeit, in jedem Monat enthält, z. B. für den Januar:

„Warme speyse saltu essin,
warmis trankis nicht vorgessin;
jusse speisn ond sussen trank
saltu habin dick und lang.“

Für den Februar u. a.:

„Vor kalder kost hutte Dich wol,
des obindis volle (fülle) Dich nicht vol,
dy kalde kost brenget dy gicht,
dy volle (Fülle) machet deyn owge zu nicht.“

Für den April u. a.:

„Unstete ist das wetter und dy czeit,
dorumme das oderlossen meyt.“

Es ist für jeden Dialektkenner leicht ersichtlich, daß dies nicht die Sprache der schlesischen Mundart ist. Es fehlt uns leider an Proben aus der schlesischen Bauernsprache jener Zeit, aber auch ohne sie können wir aus der ganzen Sprechweise — aus Formen wie vorgessin, obindis, oderlossen — schließen, daß so der Landmann kaum gesprochen hat.

Somit kann als die erste Probe poetischer Darstellung in schlesischer Mundart nicht dieses Lehrgedicht angesehen werden, sondern die Anfänge liegen anderswo: sie liegen im Schauspiel, und zwar im derben Volksschauspiel, in welchem der Bauer, um als lustige, drollige Figur zu erscheinen, in seinem Dialekt redend eingeführt wird. Das 16. Jahrhunderte brachte viele solche Volksspiele hervor. In Schlesien wurde, soweit uns bekannt ist, das erste im Jahre 1607 durch den Löwenberger Arzt und Physikus Tobias Kober gedichtet. Es ist eine

Verherrlichung des Adelsgeschlechtes von Zedlitz, indem es von dem „rittermäßigen Helden Christoff von Zedlitz“ handelt und von den Abenteuern, so er bei „wehrender Belagerung der Stadt Wien überstanden.“ In dieser Tragödie tritt u. a. auch ein Verrätereier übender Jude Mauschel auf und ein schlesischer Fuhrmann Namens Hans, zwischen welchen sich folgende Unterhaltung entspinnt:

- Hans: Hui, hoscha! Mauschel bistu dinn?
 Mauschel: Sich, Hanns der Fuhrmann! schein willkomm.
 Habt ir nichts Neues etwa vernomm?
 Wann (von wannen) kombtr jekundr?
 Hans: Aus der Schlesige.
 Mauschel: Das dacht ich wol.
 Hans: Ja, wälts fro Häsa (Ja, walte es Frau Hedwig),
 Mich dächt, ich ha mich wol beläsa
 Mit menner Butter und Schoffkäsa,
 Där ich ä Fuder här ho bracht.
 Hat äder nimmer mie gedacht,
 Daß ich fault uffgehälba wärda
 Mit mäm geschir und all vier Pfärda.
 Noch kam vor irst där Schelm, där Bloßuß (Soldat),
 O daß ich ihm nicht gab än stuß!
 Und saite, saitsender, ich felt bey henga
 Noch starcka stricka und nach strenga
 Mich umbsähn, denn es möcht mir glücka,
 Daß ich gebraucht würd zu dä stücka,
 Ober wie äs nante, zun Kalbaura (Kartaunen).
 Nu selbn mich ju rewa (reuen) men 4 Brauna,
 Wenn sie sich äba hie zu Wien
 Solta an Büchsa zu tuda ziehn.
 Drum wil ichs wog, ich wilsender.
 Henga mag ich nicht, ich mag sender.
 Nu Mauschel hir, ich wil Dir än
 Mein Butter und Käß zu Pfande gän;
 Druff leih mir sechs schillge (Duzend) taler bar,
 Daß ich wieder zu Hause fahr.
 Ich wils, wie vor, wul mit Dir macha.

Wie aus dieser kurzen Probe hervorgeht, haben sich die Laut- und Wortformen seit jener Zeit wenig geändert, außer daß wir an vielen Stellen e anwenden, wo wir dort ä finden; dagegen ist im Wortschatze doch manches anders geworden. So ist das eigentümliche Füllwort sender oder sen, welches der

Wiederholung des Verbums hinzugefügt wurde und unserm „es“ entsprach, völlig verschwunden.

Weit mehr bekannt als diese „Tragödie“ des Löwenberger Arztes ist das etwa sechzig Jahre später verfaßte Lustspiel des Glogauer Syndikus Andreas Gryphius: „Die geliebte Dornrose,“ in welchem die meisten auftretenden Personen sich des schlesischen Dialektes bedienen. Wir führen daraus die Scene an, in welcher Gregor Kornblume, Dornroses Geliebter, bei ihrem Vater Jockeldreydecke um ihre Hand anhält:

Jockel: Ei soy har, Du Narr — ich ha zu thun.

Gregor: O ney! Ihr möcht hüße werden.

Jockel: Nu ney! soy inde har.

Gregor: Wenn er mer wölt — —

Jockel: Wos?

Gregor: Wenn er mer wölt Eure — —

Jockel: Ja nu wos denn? Wos „Eure“ denn?

Gregor: Wenn er mer wölt — — Eure — — O ich weeiß nischte, wie mer iß.

Jockel: Ney sich (sieh), wirst da doch rutt wie eene tudte Leech. Nu hurtig, soaß raaf!

Gregor: Ja, wenn er mers vor welt zusohn!

Jockel: Nu ju, wenn sich's ock thun läßt.

Gregor: Nu, de Hand druff.

Jockel: Nu sich, do host Du se, wos welft de denn nu?

Gregor: Wenn er mer wölt — wenn er mer wellt, wenn er mer wellt — Eure — Tochter gahn.

Jockel: Zu doch, Ey hyrt doch! O doß is ganz e ander Warf. Dos Ding ho ich der nicht zugefoyt. Ney.

Gregor: Ir hott mer jo de Hand gegan.

Jockel: Nischte, ney uff doß Ding nicht!

Die Sprache des Andreas Gryphius steht unserm heutigen Schlesiſch sehr nahe, ja man kann dreist behaupten, daß sich unsere Mundart seit 1600 nur sehr wenig verändert hat.

Wie alle andern Dialekte sollte auch der schlesiſche erst in unserm Jahrhundert zu Bedeutung gelangen. Es war Karl von Holtei, welcher es zuerst wagte, in der damals verachteten Bauernsprache zu schreiben und durch seine 1830 erschienenen Gedichte unser schlesiſches Idiom zu Ehren zu bringen. Es dauerte freilich lange genug, bis sich diese Gedichte Geltung verschafften, und Holtei hatte nicht ganz unrecht, sich darüber zu beklagen und seinen Lands-

leuten einen Vorwurf zu machen; schreibt er doch noch 1864 „ahn a Härrn Dr. Eugen Pappenheim:

„Ghb zwanzich Jahre ins Ländel ziehn,
Tutt kee Schläfingeh meh mei Schläsch verstiehn;
Do wern se sprechen uf huchdeutsche Uht:
»Welcher Narr hat diese Reime geschrieben?«
Na, gedenk ad Du ahn a weißen Bart,
Und spriech: Mir ihš a bekännt geblieben.“

Diese trübe Prophezeiung hat sich nicht erfüllt, Holtei hat den Sieg seiner Sache noch erlebt und konnte die 17. Auflage seiner Gedichte noch selbst bearbeiten.

Holteis Sprache haben wir schon oben kurz charakterisiert: es ist weder oberländisch noch niederländisch, es ist gewissermaßen ein Gemein-schlesisch, indem es sich an die Sprache anlehnt, deren sich der Kleinstädter im Umgange mit feinesgleichen oder mit Landleuten bedient.

Nach Holtei sind es vornehmlich zwei Dichter, welche in den letzten zehn Jahren durch ihre Werke dem Schlesiſchen einen ehrenvollen Plaß in der Dialektdichtung verschafft und ihm in weitere Kreise den Eingang eröffnet haben. Dies sind Robert Rößler und Max Heinzl. Jenem gebührt das Verdienst, das erste Buch in schlesiſcher Prosa verfaßt zu haben. 1877 erschienen seine „Schnoken,“ und ihnen folgten bald „Närrsche Kerle“ 1878 und „Schläsche Durſgeſchichten“ 1879, welche sich alle großer Anerkennung zu erfreuen hatten und daher rasch mehrere Auflagen erlebten. Das war ein bedeutender Schritt vorwärts; denn schlesiſche Prosa! — das hatte lange niemand für möglich gehalten.

Rößlers würdiger Genoffe in poetischer wie prosaischer Darstellung ist Max Heinzl, dessen Werke: „A lustiger Bruder, Dk nie trübetimplig, A schläſches Pukettel, Mei jüngstes Kindel“ sich einen großen Leserkreis in Schlesiſien erworben haben. Heinzl hat aber vor Rößler noch das Verdienst, daß er durch seine Gabe, den Dialekt im Vortrage vortrefflich wiedergeben zu können, der schlesiſchen Mundart allenthalben Freunde und Verehrer verschafft hat.

Beide, Rößler wie Heinzl, haben sich im ganzen der Sprache Holteis bedient, weil sie hoffen durften, daß in diesem Gemein-schlesiſch ihre Werke allenthalben in Schlesiſien Eingang finden würden. Beide haben ferner in ihren Werken denjenigen Ton angeschlagen, durch welchen Dialektdichtungen dauernd Anklang finden werden: den Humor, das Komische. Der Dialekt wirkt durch seine ganze Art, durch Wortbildung und Satzbau, durch die ganze Denkweise des Volkes und besonders durch seine Verbtheit an sich schon komisch

und eignet sich daher kaum zu ernstler Darstellung. Ernst da, wo der Humor von selbst entstehen muß! — Es will uns scheinen, als ob alle Versuche in dieser Beziehung bisher mißglückt wären.

Humor also, eine Fülle von Humor und Komik sprudelt aus Holtei's, Köpplers und Heinzels Werken hervor, und wer sich Herz und Verständnis für sie bewahrt hat, dem wird die Lektüre manche köstliche Stunde bereiten und die Lachmuskeln nicht selten in Bewegung setzen.

Doch sind die drei oben genannten Dichter nicht die einzigen Vertreter der schlesischen Mundart, ihre Zahl ist vielmehr weit größer, als man gewöhnlich annimmt. Schon vor Holtei schrieb der 1828 zu Mittelwalde verstorbene Franz Schönig seine Gedichte in Glazer Mundart (herausgeg. von Kastner, Reiffe 1842). Wir führten Bd. I, S. 171, eines seiner Gedichte an. Im schlesischen Gebirgsdialekte schrieben ferner: Heinrich Tschampel, Lehrer in Quolsdorf, „Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart,“ Schweidnitz 1843; dann Ed. v. Boberthal: „Schnieglöckla,“ Schweidnitz 1847; dann Brendel: „Kobolde,“ Glogau 1852, und „Klänge aus meiner Heimat,“ ferner Friedrich Zeh mehrere Bändchen Gedichte in der Mundart des Culengebirges. Den Dialekt des Riesengebirges vertritt der Schneider Ehrenfried Bertermann aus Fischbach, † 1860, dessen wir schon Bd. I, S. 229 und 271, gedachten; seine Gedichte wurden 1860 von Dr. Fliegel in Hirschberg herausgegeben. Der Schönauer Pfarrer Jüttner (Wendelin) gab 1862 „Humoristische Pillen“ und 1864 den „Feldzug kag'n die Trichinen“ heraus.

Von den neueren in schlesischer Mundart erschienenen Werken nennen wir: „Aus der Heemte“ (Humoresken, Skizzen und Gedichte) von Philo vom Walde und „Quietschvergnügt“ von Hermann Bauch, Breslau 1886, beide, besonders aber letzteres, von köstlichem Humor getragen.

Endlich findet sich in den von Theodor Ölsner herausgegebenen Schlesi-schen Provinzialblättern verstreut manche Blume schlesischer Dialektpoesie.

Wir haben im ersten Bande bereits mehrere Gedichte der schlesischen Gebirgsmundart angeführt; es bleibt uns noch übrig, auch für die Sprache der Ebene einige Proben beizubringen.

Eigentümlich entwickelt sich das Deutsche in Gegenden, wo es mit dem Polnischen zusammenstößt und wo das letztere zum Teil noch vorherrscht. Arvin (wahrscheinlich Theodor Ölsner) führt als Beleg dafür ein Zwiegespräch beim Kartenspiel in der polnischen Vorstadt zu Ramlau an:

N.: Bist Du nicht Trumpf gegeben zu,
Du sakramentscher Kerla Du!
Bist Du sichs schönes Bruder!

Kannste sichs spielen Du alleen,
Mein Gelden hab fer Dich ich keen,
Bist ein vertrogner Luder!

B.: Bin ich Dich was gestohlen?—Nee!
 Hab ich Dich voch nischd schuldig—geh,
 Wo willst! fer su ich danken!

Wors amool spielt, machst Lärm of Du,
 Spektakel grußen immerzu,
 Host sichs halt Freud ans Banken.

Der erste Schneefall.

(Im Oberlausitzer Bauerndialekt von Lehfeldt. Schles. Provinzialbl. Bd. XI, S. 359.)

Nee Boter, satt of naus, wie's schneit,
 Baal wird der Schlieten giehn.
 'ch ho mich kindsch schun druf gefreit,
 Wenn 'ch war de Schleefe ziehn.

Uff Märtens Bargel, — hiert of har,
 Do gieht's, doß zuscht asu,
 Do sohr ber ei de Kroiz und Quar
 Und kees hoot keene Ruh.

Nee satt of, satt, o meine Zeit,
 Wos is dos fer a Schnie!
 Wenn's su de Nacht an furte schneit,
 Do gieht's schun murne früh.

An Summer is of holb asu,
 Do kimmt ma ju baal ümm.
 Ber Hiye hoot ees keene Ruh;
 Ich schaar (sichere) mich nischd ne drimm.

Satt, Boter, satt, 's is schun schluweiß
 Der Weig und 's ganze Feld;
 De Freede iber Schnie und Eis
 Verkeef ich nie üm Geld.

Nee wuhr, ha? Boter, murne frih,
 Do sohr 'ch ei guder Zeit.
 Druf glei ich ei de Schule gieh —
 Bun Glid ho 'ch's ju ne weit.

Und wenn ich nu reicht fleißig bieh
 Und 's is die Schule aus,
 Do loof 'ch flink no a brinkel hie
 Uf Märtens Bargel naus.

Nochmittche spinn ich irscht mei Tääl,
 Und ho ich vuul a Strahn,
 Do is merch Bargel gor ne sääl —
 Husch! gieht's amol a zahn (etwa 10mal).

No post of murn a brinkel uuf,
 's wird giehn, doß pfefft asu!
 Ich bieh gewieß der irschte druuf,
 Do ho 'ch schun keene Ruh.

Der unterbrochene Kirmstanz.

(Im Glogau-Freistädter Dialekt von Lehfeldt. Schles. Provinzialbl. XII, S. 451.)

Hoite eis Kirmstanz, dau geht's halt ringsrim,
 Könnt eich nie mitthun, o je, dos wär schlimm!
 Nei nei — im a Abend — wos wett ber — dau kimmt
 Mä Raubert, doß a meech zu Tanze meet nimmt.

Dau gehn ber mitnander ganz trügerlich fein
 Und sahn, doß beim Tanz glei de irschten bier sein.
 Dau kimmt ins fei Schlauf oh de ganze Nacht,
 Ei inn weg meer's Harze in Leibe schun lacht.

Sou wie eech dos hotte zur Aleimoid gesoit,
 Dau koom au dar Raubert schun ohgejoit,
 Und sohrt mich in Kratschen, und richtig trof's ei:
 Wer worn halt de irschten und tanzten au glei.

Wie's nu anne Weile sou gangen wor,
 Dau ging mer a Licht ouf, dau wor mersch kloor:
 Wos worsch? — Mei Raubert suite: „Du —
 Durt kimmt Blaubels Graußmoid — nu lufß meich ei Ruh!“

Bau dar Minout, do worsch im mich geschahn,
 A haut sich no meer nie meh ingefahn.
 Dau wor mer, ich koan's baal niemanden nie soin —
 Heem lief 'ch ehb's no hotte zahne geschloin.

Dr Kirmstanz — mei Raubert — und olles wor hee;
 Eich duchte: Nu troofste (traufst Du) kenn Monnsen nie meh.
 Nei, wenn ma sulch Alend verlaben tutt,
 Verliert ma zum Tanz wie zur Heiraut a Mut.

Die
Jahresgebräuche der schlesischen Bauern.

Motto:

Der konservative Staat soll die echten Volksfeste, namentlich die Bauernfeste, nicht unterdrücken, sondern vielmehr pflegen und fördern, denn in ihnen erschicht und verjüngt sich die Volkssitte, in ihnen fühlt sich der Bauer so recht in dem vollen Behagen seines Standes, sie nähren und stärken den genossenschaftlichen Geist im Volke.

(W. S. Niesl: Die bürgerliche Gesellschaft, S. 149.)

I. Abschnitt.

Frühlingsgebräuche.

1. Der Eintritt des Frühlings.

Der Mensch ist der Mikrokosmos, er ist die Welt im kleinen, wie ihn besonders die Naturphilosophen des 16. Jahrhunderts nennen; er ist gewissermaßen der Inbegriff alles Erschaffenen. Zwischen diesem Mikrokosmos und dem Makrokosmos, der großen ganzen Welt, besteht natürlich eine enge Wechselbeziehung, welche um so inniger war, als sich der Mensch noch auf den ersten Stufen seiner Entwicklung befand und ihm die innern Unterschiede der Dinge noch weniger deutlich waren. Wie häufig hat nicht der Mensch Vorgänge und Erscheinungen aus dem Tier- und Pflanzenleben auf sich selbst übertragen: Der majestätische, kräftige Löwe, das sanfte Schaf, der schlaue Fuchs, die schleichende Schlange u. s. w. sind ihm ebenso viele Repräsentanten für gleiche Typen aus der Menschenwelt, er wächst, blüht und welkt dahin wie die Pflanze; in der Bilie sieht er die Unschuld der Geliebten, im Vergißmeinnicht ihre Treue, in der Rose ihre Liebe. Andererseits aber überträgt er häufig in die vernunftlose Welt, in das Einzelwesen sowohl, wie in ganze Klassen und Reihen von Erscheinungsformen das Eigenste seines Wesens, seine Seele; er glaubt, daß seine Seele im Tiere wohnen, Wanderungen durch viele Tiergestalten machen und endlich in den Menschen zurückkehren könne; er belebt die Berge mit Dreaden, die Bäume mit Dryaden, die Quellen mit Najaden, er giebt Flüssen und Meeren menschlich gestaltete Gottheiten; er begabt die Pflanze mit einer

Anmerkung: Unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses des Dr. Rudolf Drescher bearbeitet.

Seele, mit mancherlei Geistern (Elben, Kobolden), die ihm allerhand Zauber-
spuk vormachen, und erblickt endlich nicht bloß in der einzelnen Pflanze, son-
dern im Wachstum, Reifen und Absterben des gesamten Pflanzenlebens das
Wirken von Vegetationsgeistern. Unter verschiedenen Gestalten, tierischen wie
menschlichen, in einer großen Zahl von Gebräuchen im ganzen Kreislaufe des
häuerlichen Jahres hat sich der Glaube an einen solchen Geist des Pflanzen-
wachstums erhalten.

Noch heute trägt man in vielen Gegenden Schlesiens am Totensonntage
(Laetare) in feierlichem Zuge den durch die Gewalt des Winters getöteten
Dämon hinaus, als Stroh-*Puppe* an einer langen Stange befestigt, und wirft
diesen „Tud“ in einen Teich oder eine Pfütze. Damit ist er aber nicht ver-
nichtet, sondern er erwacht bald zu neuem Leben und wird bei der Rückkehr
von den Mädchen in Gestalt eines mit bunten Eiern und Bändern ausge-
putzten Bäumchens zurückgebracht. Sie tragen diesen „Sommer“ in die Häuser
des Dorfes und singen dabei:

„A Tuta hoan mer ausgetrieba,
A lieba Summer breng mer wieder,
A Summer und a Mäa,
A Bämle voller Zweigelein,
Der liebe Gott wird bei uns sein,
Er wird auch bei uns wohnen,
Und wird uns schenken die ewige Krone.“

In hartem Kampfe muß oft der Sommer (Frühling) die Herrschaft über
den Winter zu erlangen suchen. Nicht selten kehrt letzterer mit fürchtbarer Ge-
walt zurück und tritt noch einmal auf kurze Zeit seine Herrschaft an. Auch dieser
Entwicklungsprozeß wird symbolisch von zwei Männern dargestellt, von denen
der eine, mit Pelzmütze, Flachs-*bart* und Pelz angethan, den Winter, der andere,
sommerlich gekleidet und mit Bändern und Blumen geziert, den Sommer dar-
stellt. Entweder in einem Wortgefecht, in welchem ein jeder seine Vorzüge
rühmt, oder im Ringen besiegt der Sommer den Winter und tritt nun seine
Herrschaft hat. Bald spendet er der Erde seine ersten Gaben, die Schnee-
glöckle, auch Schneegaaka oder Gaalspißla (*galanthus nivalis*) genannt, die
goldgelben Himmelschlüssel, in der Grafschaft Olaz *Pluderhusa* geheißen, die
weißen Hahnpfoten (*ranunculus acer*), die blaue Rudolfsblume, die purpurnen
Laubentröppeln (*lychnis diurna*?) und die goldgelbe Sternblume (*Windröschen*
anemone ranunculoides). Scharen von Kindern durchziehen Wald und Flur,
um große Sträuße zu sammeln und sie zu Hause „einzufrischen.“ Die Knaben
schneiden dabei auch von Saft schwellende Weidenruten ab, um daraus Pfeifen

und eine Art Schalmeien herzustellen. Dabei werden zauberspruchähnliche Lieder gesungen, damit der Bast sich besser löse, z. B.:

„Fiesla, Feisla gieb mer Sost,
 Weil der Bauer a Hoaber rofft,
 Weil de Froo de Riche kehrt,
 Weil de Moib a Schwänn (Schweinen) nausträt.
 Roff of nie zu lange,
 Susste werd d'r bange.
 Do kumma de tolla Fleescherhunde,
 Ziehn d'r'sch Faal vum Puckel runder;
 Roff of nie alleene,
 De Roage hot vier Beene,
 De Roage hot 'n langa Schwanz,
 Fiesla, Feisla bleib mer ganz!“

Einen ähnlichen Spruch berichtet aus Österr.=Schlesien Anton Peter: Volkstümliches a. Österr.=Schlesien, S. 148.

Mit Eifer wird nach den ersten Weilchen im Obstgarten gesucht, mit Jubel die erste Schwalbe und der erste Storch begrüßt, besonders wenn die Kinder die Rückkehr des alten Freundes erwarten, welcher auf dem First des Elternhauses sein Nest gebaut hat.

Auch die erste Schnecke reden die Kinder mit einem Spruche an:

„Schnecke, Becke, recke
 Deine eins, zwei, drei, vier Hörndel raus,
 Da bäckt dir meine Mutter a scheenes Wächbrotel aus;
 Wenn du se nie rausreckst,
 Stech ich dir deine scheenen Goldbängel aus.“

(Striegauer Gegend.)

Bei Ober-Ologau rufen die Kinder:

„Wenn du se nie rausreckst,
 Schmeiß ich dich ei a Groaba,
 Do frassa dich de Roaba,
 Do kumma de tolla Fleescherhunde,
 Ziehn d'r'sch Faal vum Puckel runder.“

In der Grafschaft Olaz sagen sie:

„Schnecke, Becke, recke
 Deine vier, fünf Hörner raus,
 Ich ga d'r a Maße Kerner nei;
 Reckst du nie de Hörner raus,
 Stech ich dir die Aga (Augen) aus;“

endlich bei Breslau:

„Schnecke, Schnecke schniere,
 Weiß' mer deine viere.
 Willst se mir nich weisen,
 Schmeiß ich dich in a Graben,
 Fressen dich die Raben,
 Schmeiß ich dich in a Keller,
 Fressen dich die Keller.“

Der Ausdruck Bäche (Becke) ist wohl entstanden wie so manche Alliteration im Volksmunde. Vielleicht hat auch die grauweiße Farbe der Schnecke und des Kuckucks Veranlassung gegeben, beide mit dem Namen des Bäckers zu belegen. Den Kuckuck nennt man in Süddeutschland geradezu Bäckerknecht — die mittelalterliche Bezeichnung für Bäckerknecht —, indem man ihm zuruft:

Kuckuck, Kuckuck, Bäckerknecht, sage mir, wieviel Jahr ich leben soll.

Die Sage hat den Namen freilich anders gedeutet. Danach ist ein Bäcker, der dem Heilande auf dessen Bitten einst ein frisches Brot verweigerte, zur Strafe in einen Kuckuck verwandelt worden und muß fortwährend seinen Namen ausrufen (Simrod: Mythologie, S. 26).

Die Schnecke gilt, wie manche andern Tiere, als ein Vorbote des Frühlings; streckt sie ihre Fühler aus, so erwartet man mildes Wetter, thut sie es nicht, so bleibt es rauh. Man sticht ihr nun die Augen aus, um sie zu töten, d. h. den Winter zu vernichten. Eine Erklärung erhält der Spruch durch einen von Grimm (Mythologie, S. 726) erwähnten Kampf zwischen Sommer und Winter, wie er in der Pfalz und im Odenwalde stattfindet. An der Spitze einer Schar von Knaben, welche mit weißen Stäben, hölzernen Gabeln und Degen umherziehen, stehen zwei Erwachsene, als „Sommer“ und „Winter“ angekleidet. Erst kämpfen beide mit ihren Holzstangen, halb werden sie aber handgemein und ringen so lange, bis der Winter niederliegt und ihm das Strohkleid abgezogen wird. Während des Kampfes singen die übrigen:

„Stab aus, Stab aus,
 Stecht dem Winter die Augen aus.“

Der Jubel über das Erscheinen des ersten Storches, der ersten Schwalbe u. s. w. hat seinen Grund nicht allein in der angenehmen Empfindung, daß der Frühling wiederkehrt, sondern ebenso sehr in dem Glauben, daß dies auch sonst glückliche Vorbedeutungen seien.

Fast überall kennt man in Schlesien den Spruch:

„Der erschte Bauer im Zuge,
 De erschte Schwolme eim Fluge,

De erschte Baachstelze eim Grina,
Der erschte Froosch ein Troija,
Soll a gutt Joahr bezeuga."

Wenn man im Frühjahr die erste Schwalbe sieht, soll man sich geschwind auf den Rücken legen; dann hat man das ganze Jahr keine Rückenschmerzen.

Sieht eine unverheiratete Person zuerst zwei Bachstelzen zusammen, so hat sie noch in demselben Jahre Hochzeit.

Wer den ersten Frosch nicht im Trockenen, sondern im Wasser erblickt, hat kein Glück zu erwarten.

Aber noch zu andern Betrachtungen wird durch die Wiederkehr der Vögel die Phantasie des Volkes und besonders der Kinderwelt angeregt, indem sie die Laute mancher Vögel durch die Sprache nachahmen und gewissermaßen poetisch deuten. (Vergl. die Sammlung von Vogelsprüchen bei A. Peter, Volkstümliches I, S. 66—70.) So singt die Schwalbe:

„Do ich furtzug, do ich furtzug,
Woar Schuppa und Scheun vul Hä—ä—ä (Heu);
Do ich wiederkumm, do ich wiederkumm,
Is olls, olls, olls verzährt, — ährt, ährt.“
(Buschkau bei Striegau, Neutirch bei Schönau.)

Das Rotschwänzchen:

„Bauer säst de Hoaber, Bauer säst de Hoaber.“

Die Wachtel:

„Puit gurte wuit, puit gurte wuit,
Krau 'r (ihr) a Bauch, frau 'r a Bauch.“

Eine Krähe sagt zur andern:

„A Faad (Pferd), a Faad.
Wu leit's, wu leit's?
Eim Groaba, eim Groaba.
Is fett, is fett?
Doß klorrt, doß klorrt.“

Verschiedene Tiere, besonders Vögel und Käfer, werden von den Kindern angerufen, z. B. die Krähe:

„Hopp du Kroove, hopp du Kroove,
Meine Mutter is ne Gevotterfroove.“

Sobald man mehrere sieht, ruft man:

„Kroa macht a Road
Im (um) de ganze Weiberstoat.“

Dem Habicht, der unter dem jungen Geflügel oft arge Verwüstungen anrichtet, rufen die Kinder zu:

„Hinnlageier, frieß' de Kleia,
Frieß dich soat, mach a Road
Im de ganze Hofestoat.“

Vielleicht haben früher abergläubische Leute dem Habicht Kleien als Opfer hingestreut, um ihn vom Geflügel abzuhalten, wie noch jetzt alte Frauen Mehl oder Federn in den Sturmwind streuen, um ihn zu besänftigen.

2. Der Palmsonntag.

Am Palmsonntage findet in den katholischen Kirchen die Palmweihe statt. Mit einem großen Bunde der sehr früh blühenden sogenannten Palmweiden sieht man an diesem Sonntage die Kinder aus der Kirche treten, die Erwachsenen tragen gewöhnlich nur einen einzelnen Zweig. Daheim werden solche geweihte Zweige an die Thüren und Heiligenbilder gesteckt, und so mancher verschluckt heimlich eine Palmblüte; denn wer drei ißt, bekommt das Jahr hindurch keinen Hautausschlag. Die Palmen werden in der Grafschaft Glatz und in Oberschlesien bis zum Ostersonntage aufbewahrt; in andern Gegenden, z. B. am Zobten, geht der Bauer mit seiner Familie schon am Nachmittage des Palmsonntages auf das Feld. Von den schon längst vorbereiteten Kreuzen aus Weide, Birke und Linde — bei Schmiedeberg nur aus Haselstöcken — werden drei an die Ecken der Saatselder gesteckt und in ihre Mitte ein geweihter Palmzweig; an die Seiten der Felder steckt man nur einzelne Kreuze oder Zweige, unbebaute Felder werden gewöhnlich nicht „besteckt.“

Mancher nimmt wohl auch ein Gefäß voll Weihwasser mit hinaus, um es mittels eines Büschels von Getreideähren auf die Saatselder zu sprengen. Dabei lassen die Söhne oder Knechte bisweilen Büschenschüsse knallen, um, wie man früher glaubte, die Hexen zu verscheuchen. Das „Kreuzlasteka“ und das Weihwasser schützt die Saaten vor Hagel und Ungewitter. In Österreichisch-Schlesien, wo das Palmen- und Kreuzstecken auch erst am Ostersonntage stattfindet, „glauben die Kinder, daß beim Einstecken eines jeden Kreuzchens von der Lerche ein Kreuzer oder ein Kuchen vom Himmel gebracht werde. Die Eltern legen nämlich diese Geschenke vorher auf die Saat und sagen, daß sie das Viehlein eingelegt habe.“ (Peter: Volkstüml. II, 285.)

Auch in der Folgezeit gelten die Weidenruten als Schutzmittel gegen

Wetterschaden. In den Stiftsdörfern des Klosters Liebenthal bei Löwenberg, Greifenberg und um den Zobten pflegen noch heute bei einem Gewitter sich die Hausgenossen alle in der Stube zu versammeln, stellen ein geweihtes brennendes Licht auf den Tisch, entzünden darauf im Ofen ein Feuer von geweihten Palmzweigen und beten, bei jedem starken Blitz und Donner an die Brust schlagend, das erste Kapitel des Evangeliums Johannes des Donnerjohannes, wie ihn Christus selbst einmal nennt bei Markus III, 17. Seit uralten Zeiten wird wohl infolge dieser Schriftstelle und einer andern bei Lukas IX, 54, wo Johannes im Verein mit Jakobus den Herrn fragt, ob auf ihr Geheiß Feuer vom Himmel fallen solle auf einen Flecken der Samariter, der den Heiland nicht aufnahm, dem Apostel Johannes und seinem Evangelium die Kraft zugeschrieben, Gewitter zu zerteilen. (Knoblich: Leben der hl. Hedwig, S. 66.)

Obwohl die Kirche diesen Bräuchen einen christlichen Sinn untergelegt und auf den Einzug Christi in Jerusalem bezogen hat, bei welchem das Volk Palmzweige abschneidet und vor dem Herrn auf den Weg streute, so läßt sich doch auch hier der ursprüngliche heidnische Charakter nicht verkennen. Der Bilmeschnitter, der nach dem Glauben des Landvolkes in Süddeutschland „im Frühlinge als teuflisches Wesen schädigend durch den Korn- oder Roggenacker geht,“ war vielleicht bei unsern Vorfahren der Priester des Donnergottes, „der durch seine Weihe dem Acker und seiner Frucht göttlichen Segen verleiht. Er vollzieht diese Weihe durch Gebet, Einstecken geweihter Stäbe, Besprengen mit Weihwasser, Abschießen des Weidenpfeiles über die Saat.“ (Pfannenschmid: Germanische Erntefeste, S. 61.) Auf den Donnergott weisen auch die ineinander gesteckten Weidenstäbchen, welche jetzt für ein Kreuz, das Zeichen Christi, von unsern Vorfahren aber für den Hammer, das Symbol Donars, gehalten wurden. Aus dem Donarpriester ist jedenfalls durch kirchlichen Einfluß ein teuflisches Wesen geworden, aber die Bräuche haben sich fast überall in Deutschland und vorzüglich auch in Schlesien erhalten, trotzdem die Segnung der Felder von der Kirche auf eine andere Zeit, die drei Bitttage vor Christi Himmelfahrt, verlegt worden ist.

Ein eigentümliches, wenn auch nur lokales, Volksfest findet am Palmsonntage in Warmbrunn statt, der sogenannte „Tallack-“ oder „Dallackmarkt,“ ein Markt, auf dem man zwar auch alles andere, besonders aber Pfefferkuchenwaren feilbietet, die bekannten Pfeffernüsse oder „Bauerbissen“ spielen eine Hauptrolle. Wer da in der Umgegend einen Angehörigen oder Freund nach Warmbrunn wandern sieht, pflegt ihm zuzurufen: „Na, da bring mer of 'n Dallack (oder Täckoffen) vom Markte mit.“ Bei diesem Markte herrscht unter

dem Landvolke die Sitte, daß die ledigen Burschen von ihren Mädchen mit Rosmarinriecheln geschmückt werden und dafür der Liebsten einen Dallsack (Täffaffen) schenken. Der Täffaffe ist eine Figur aus Pfefferkuchen oder Mehl, die einen Reiter, Mann und Frau u. dergl. darstellt. Die plump aussehende Figur ist sprichwörtlich geworden, denn man sagt in jener Gegend von einem Menschen, der das Aussehen eines Einfaltspinsels hat: „Er sieht aus wie ein Warmbrunner Dallsack.“ (Provinzbl. IV, 359.) Im Hochstift Eichstätt in Mittelfranken herrschte bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der Gebrauch, daß man am Fastnachtsdienstage einen Strohmann (Bavaria III, 1, S. 297), Döll oder Völl genannt, durch die Straßen führte, der nachher wegen seiner Verbrechen zum Tode verurteilt und auf freiem Felde verbrannt wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der fränkische Döll, der den Winterriesen und seine Tötung bedeutet, mit dem schlesischen Dallsack im Zusammenhange steht.

5. Gründonnerstag.

Am Morgen dieses Tages suchen die ärmeren Kinder ihren „Sommer“ vom Sommersonntage noch einmal hervor und gehen, bisweilen in Begleitung ihrer Mütter, zu den wohlhabenderen Besitzern und bitten:

„Seid gebaata im a Grindonerschtig,“

oder in katholischen Dörfern:

„Gelobt sei Jesu Christ zum Grindonerschtig.“

Sie erhalten Brot oder Eier, die häufig gefärbt sind und „Mooläer“ heißen. „Mooläer“ werden auch den Klapperkindern gegeben, welche am Gründonnerstage, Karfreitage und Osterjonnabende, wenn in den katholischen Dörfern die Glocken nicht ertönen, mit Klappern und „Schnarren“ umherziehen und sich in der Nähe der Kirchen in großer Zahl versammeln, um mit ihrem kleinen Instrument die große „Schnarre“ auf dem Kirchturme zu begleiten.

Gefärbte Eier werden auch unter dem Namen „Haseneier“ an verschiedenen Stellen im Garten versteckt und dann von den jüngeren Kindern gesucht. (Bei Trebnitz, Schönau u. a. a. D.) Am Gründonnerstage pflegt auch mancher Bauer nach altem Herkommen die Bienenstöcke auszunehmen und mit den Hausgenossen Honigschnitten zu genießen. Er soll aber bei dieser Honigernte, wie auch im Herbst, armen Leuten Honig schenken, dann werden die Bienen auch wieder mildthätig gegen ihn sein. (Bunzl. Monatschr. 1792, S. 314.)

In Löwenberg mußte früher am Vormittage eine Honigschnitte und mittags Hirse gegessen werden, weil man glaubte, man würde dann viel Geld einnehmen. An vielen Orten werden an diesem Tage die Kinder von den Paten beschenkt. In der Grafschaft Glatz erhalten die Kinder das Patengeschenk, das aber „Grindonerschtig“ heißt, schon in den letzten Wochen der Fastenzeit. Eine „Samel“ (Striezel), ein „Krengel“ (Kringel), ein „Schneckenhaus“ (ein schneckenförmig gewundenes Gebäck), bestimmte Pfefferkuchen und Zuckerwaren gehören ständig zu einem Grindonerschtige.

4. Karfreitag.

„Om guda Frettige,“ oder „Karfrettige“ herrscht noch die Sitte, daß Frauen, junge Mädchen und Burschen mit Krügen und Kannen an den nahen Bach oder Fluß gehen, um das heilwirkende „Gutfrettigswasser“ zu schöpfen. Nur wenn alles mit Stillschweigen geschieht, hat das Wasser die gewünschte Wirkung; daher bietet keins dem andern einen Gruß, selbst der Geliebte geht stumm an der Geliebten vorüber, sucht ihr aber bisweilen durch Grimassen ein Wort oder das Lachen zu entlocken. Gelingt es ihm, so hat das Wasser seine Heilkraft verloren. Der sonst unschädliche Brauch artete früher vielfach aus. So drangen in der Namslauer Gegend die Knechte in die Schlafkammern der Mägde und begossen sie mit Wasser, oder schleppten sie an den Wasserbehälter, um sie tüchtig zu baden. Die Sitte hat sich auch in Oberschlesien unter dem Namen D yngus erhalten. An manchen Orten gingen die Burschen von Haus zu Haus und sammelten für das Frühlingsbad Kuchen ein. Ebenso stillschweigend wurden an diesem Morgen oder am Ostertage vor Sonnenaufgang die Pferde in die Schwemme geritten, aber nur in fließendes Wasser, denn stehendes nützte nichts. Krankheiten infolge Erkältung in dem meist noch eiskalten Wasser waren häufig die unausbleiblichen Folgen dieser Sitte. Im Jahre 1818 erkrankte bei Margareth in der Nähe von Breslau ein braver Knecht beim Schwemmereiten am Karfreitage, die Pferde retteten sich mit Mühe. (Bericht der Landräte an die Breslauer Regierung über die Schädlichkeit von Volksgebräuchen. Königl. Staatsarchiv zu Breslau.) Damit sich die Pferde gut hielten und gut liefen, gingen in Oberschlesien die Knechte auf Kreuzwege, flochten dort Peitschen und liefen schnell zurück, ohne auf alle Teufelsgestalten zu achten, die sich ihnen entgegenstellten. — Mit einer Pfeife, die man in der Nacht um 12 Uhr an einem Kreuzwege aus einem Knochen einer schwarzen Raze gemacht hat, kann man Geister citieren. — Mit dem Wunderwasser wäscht

man sich sofort, manche baden sich sogar im Bache, denn nichts schützt so unfehlbar vor Augen- und Hautkrankheiten, besonders aber vor Sommersprossen. Wer sich in dem Wasser badete, blieb im folgenden Jahre von der Krätze verschont. (Bunzl. Monatschr. 1791, S. 364.) Junge Mädchen benützten es als „Konservativ der Schönheit.“ Einen Krug voll bewahrt man bis zum nächsten Jahre im Keller auf für unvorhergesehene Fälle; es hält sich hier das ganze Jahr über frisch; es kann nach dem Volksglauben nie in Fäulnis übergehen. Die Kühe wäscht und begießt man damit und die mit diesem Wasser ausgewaschene Butter ist ein Heilmittel gegen äußere Schäden. Sogar Tiere kennen die Kraft des Wassers. Nach dem Glauben alter Leute in Kaltenbrunn und Rogau (Zobten) badet der Rabe seine Jungen an diesem Morgen in Flußwasser, damit sie schwarz werden, denn sonst bleiben sie weiß.

In der Nimptscher Gegend räuchern am Karfreitage Frauen ihre Ställe aus, indem sie mit einem Topfe hindurchgehen, in welchem siebenerlei heilkräftige Kräuter über glühenden Kohlen dämpfen, um durch den Rauch die Hexen zu vertreiben.

Am Karfreitage und Ostersonnabende sieht man in katholischen Gegenden Scharen von Leuten nach andern Dörfern oder in die benachbarte Stadt wandern, um dort die „heiligen Gräber“ zu besuchen, denn es ist besonders heilbringend, an drei „heiligen Gräbern“ zu beten; viele bleiben während der ganzen Nacht in der Kirche, in der das Sakrament zur Anbetung ausgestellt ist.

In Habelschwerdt fand früher am Karfreitage eine eigentümliche Darstellung des Kreuzweges Christi statt, wie ja überhaupt dergleichen dramatische Vorstellungen aus verschiedenen Gebieten des kirchlichen Lebens bis im 18. Jahrhundert in vielen Gegenden üblich waren. Dieser Zug, welcher „das bittere Leiden Christi“ hieß, bewegte sich von der Kirche über die Kleine Kirchgasse nach dem Ringe und über die Große Kirchgasse nach der Kirche zurück.

1. Ein Mann mit einer roten Fahne, der sogenannten Blutfahne, eröffnete den Zug; ihm folgten

2. die Honoratioren zu Pferde, als Richter und Ritter gekleidet;

3. auf einem Wagen die jüdischen Hohenpriester;

4. ein Gerüst mit der Vorstellung des Ölberges, von Landleuten getragen, die von Zeit zu Zeit Stützen unterlegten, um die Szene besser betrachten lassen zu können;

5. eine Anzahl in graue Kutten ganz verhüllte Männer, welche theils ein schweres Kreuz auf ihren Schultern trugen, theils mit einer Geißel sich den entblößten Rücken zerschlugen.

Nach mehreren andern lebenden Bildern aus der Leidensgeschichte machte

endlich die Vorstellung der Kreuzigung den Schluß, wozu man ein großes pappenes Kreuz anwandte, bei dem durch eine mechanische Vorrichtung Blut aus den Wunden des Heilandes quoll. Begleitet wurde dieselbe von Männern mit Spaten und Hacken, welche das Straßenpflaster aufzureißen schienen, um das Grab des Erlöfers zu machen. (Vergl. Thamm i. d. Vierteljahrschr. f. Gesch. u. Heimatskunde d. Grafsch. Glaz III, 3, S. 245.)

Bei Striegau und am Zobten sieht man in der Nacht zum Ostersonnabend Leute schweigend die Dörfer verlassen, um auf den benachbarten Feldern und Höhen vor drei Kreuzen ihre Andacht zu verrichten; nach dem Kreuze auf dem Spitzberge bei Striegau wallfahrten jährlich die Bewohner der umliegenden katholischen Gemeinden.

Man schüttelt in der hl. Nacht an allen Obstbäumen, damit sie im Sommer von Raupen verschont bleiben; man drischt auch mit einem Dreschflegel den Rasen und murmelt dabei die Worte: „Ich schlage die Maulwürfe alle tot.“ (Bei Goldberg, Hirschberg, Hainau, Glogau, Landeck.) Kreuzdorn, in dieser Nacht stillschweigend geschnitten und über der Stallthür befestigt, schützt vor Hexen. — Sogar die Berge öffnen sich in der Mitternachtstunde, und wer den Eingang findet, kommt in den Besitz unermesslicher Schätze. (Kastner: Schles. Sagen, 18.) Während am Palmsonntage oder am Karfreitage die Passion in der Kirche gesungen oder am ersten Ostertage das Evangelium verlesen wird, brennen versunkene Schätze aus der Erde. Ist jemand so glücklich, einen solchen Schatz brennen zu sehen, was auch am hellen Tage geschieht, so muß er, ohne zu sprechen oder zu fluchen, etwas dorthin werfen, z. B. ein Taschenmesser, und sich so die Stelle bezeichnen. Dann kann er ein Grabsteintablett holen, darf aber mit niemandem reden, und so findet er den Schatz. (Oberschlesien.) An manchen Orten Oberschlesiens fand früher am Karfreitage auch das Judasstürzen statt; man warf nämlich eine Kaze vom Kirchturme herab.

5. Ostersonnabend.

Am Morgen dieses Tages wird in allen Haushaltungen das Festgebäck bereitet, die Usterlucha (Usterloda) und die eigentümlichen, vielleicht spezifisch schlesischen Gaalbrutel, Weizenbrote, die man mit Safran gelb färbt; in der Mitte ihrer Oberfläche ist eine kleine Grube eingedrückt, von welcher eingekerbte Furchen strahlenförmig nach dem Rande hinlaufen. Diese Brote sind, wie wir weiter unten ausführen werden, ein altes Opfergebäck für die Früh-

lingsgöttin Ostara. — Zu den merkwürdigsten Gebräuchen der Osterzeit gehört die Feuerweihe am Osterjonnabende. Als gottesdienstliche Feier ist sie eine symbolische Handlung christlichen Inhalts, ihre Entstehung aber und die Gebräuche, welche sich noch jetzt daran knüpfen, sind älter als das Christentum. Schon von alters her wird das Holz zur Feuerweihe von den Gemeindegliedern mit in die Kirche gebracht und in einer Vorhalle oder auf dem Kirchhofe aufgeschichtet. Zum Entzünden benützt man die Baumwolle, mit welcher beim Sakrament der letzten Ölung der geweihte Chrysam auf Stirn, Mund und Hände des Kranken gestrichen wird. Während der Priester darüber betet und den Segen spricht, zieht der Rauch durch den Holzhaufen: das Feuer ist geweiht und damit auch das Holz, von welchem man ein kleines Stück das ganze Jahr über im Hause aufbewahrt, während man aus dem größeren Teile kleine Kreuze anfertigt. Diese Kreuze werden gegenwärtig am Osterjonnatage nachmittags, früher schon lange vor Sonnenaufgang, zugleich mit den Palmen an die Stubenwände, über Stall- und Hausthür und an die Ecken der Saatsfelder gesteckt, wie es an manchen Orten schon am Palmsonntage geschieht. Das „Kreuzlasteka“ wird von frommen Bauersleuten nie unterlassen, bei sehr ungünstiger Witterung aber auf einen andern Tag verschoben.

Die auf den Osterjonnabend folgende Nacht gilt bei den Landleuten heilig wegen des Wunders der Auferstehung Christi. Fromme Katholiken in der Grafschaft Glatz glaubten, daß sich in dieser Nacht alles fließende Wasser in Wein verwandele, und tranken daher von dem heilsamen Wasser.

Die spezielle Feier der Auferstehung, bei welcher die Monstranz aus dem „heiligen Grabe“ nach dem Altare zurückgetragen wird, findet gewöhnlich schon am Abende des Osterjonnabends statt. An sie knüpfte sich bis vor wenigen Jahrzehnten ein eigentümlicher Brauch, das „Judaswerfen“ oder „Judasbrennen.“ Während der drei letzten Messen in der Karwoche werden zwölf Lichter, welche auf einem Dreizack stehen, allmählich ausgelöscht, während ein dreizehntes, in der Mitte etwas höher angebrachtes, bis zur Auferstehung brennt. Wenn nun dieses endlich auch gelöscht wurde, so gab früher der Priester ein bestimmtes Zeichen, worauf sich eine Menge Knaben, die sich am Kirchthore versammelt hatten, aus der Kirche hinausstürzte und über den „Judas“ herfiel. So nannte man z. B. in Glogau eine alte Tonne, welche sich die Knaben alljährlich erbettelten, um sie in lärmendem Aufzuge bis zu einer bestimmten Stelle des Kirchhofes zu schleppen und mit Steinen und alten Töpfen so lange zu bombardieren, bis sie endlich in Stücke zerbarst. In Wagstadt (Österr.-Schles.) fand das Judas austreiben schon am Mittwoch vor Ostern statt. Nachdem der Kirchendiener mit einer großen Klapper neben

dem Altare das Zeichen gegeben hatte, wurde der mit einer roten Weste bekleidete Judas von Schulkindern mit Klappern und Schnarren unter großem Lärm bis vor die Stadt verfolgt, „wo er sich in dem sogenannten Rutengange gefangen gab und von den Knaben unbarmherzig geschlagen wurde, weil er den Erlöser verkauft hatte.“ (Peter: Volkstüml. II, 282.) In Strehlen spielte den Judas ein älterer, vermummter Bursche mit geschwärztem Gesicht, welcher an den Stufen der Gruft des Augustinerklosters von der lärmenden Schar ergriffen und so lange auf dem Kirchhose hin- und hergezaußt wurde, bis die zuschauenden Patres dem Spiele ein Ende machten. (Görllich: Strehlen 265.) Bei Ober-Slogau findet das „Judaslaufen“ auch schon am Mittwoch vor Ostern statt. Knaben laufen mit Besen vom Kirchhose aus auf einen freien Platz des Feldes, zünden dort die Besen an und jagen sich, die brennenden Besen fortwährend schwingend. Dann werfen sie die Besen über einen Haufen zusammen und verbrennen den Judas.

In Norddeutschland (Hannover, Westfalen) und in Bayern (Bavaria I, 371 und 1002, Panzer: Bayr. Sagen I, 212, II, 530) wurde früher zu derselben Zeit eine Strohuppe, der Judas, der Verräter des Heilandes, auf dem Kirchhose verbrannt. Diese Sitte war ohne Zweifel einst auch in Schlesien heimisch, denn man nannte das Zerbrechen der Tonne merkwürdigerweise auch das Judasbrennen und bezeichnet noch heut in den Liebenthaler Klosterdörfern (Krummöls, Schmottseifen) das Feuer, welches zur Feuerweihe angezündet wird, mit demselben Namen. Das Judasbrennen und das Judasstürzen in Oberschlesien sind sicher nichts Anderes, als symbolische Handlungen, ähnlich dem Tob austreiben am Lätare-Sonntage. Aus dem Winterriesen Jötun, den man am Lätare-Sonntage als Jöden (alten Juden) wiederfindet, ist hier Judas, der Verräter des Heilandes, geworden.

6. Ostersonntag.

Beim ersten Morgengrauen des Ostermorgens eilte man früher — und vereinzelt wohl auch noch jetzt — ins Freie, vorzüglich aber auf benachbarte Höhen, und alles wendete sich, sobald das Tagesgestirn herannahte, gen Osten, um das „Sunnahuppa“ oder das Springen des Osterlammes zu sehen. Noch heutigen Tages glauben viele Landleute, daß die Sonne am Morgen des österlichen heiligen Tages aus Freude über die Auferstehung des Weltheilandes drei Sprünge thue. Viele beobachteten dies in dem Spiegel eines mit Wasser

angefüllten Gefäßes und lesen dabei aus dem Hüpfen der Sonne allerlei Dinge, welche im Laufe des Jahres geschehen werden. Manche glauben in der That, in der Sonne das Osterlamm zu erkennen. Um Troppau und Jägerndorf war es bis etwa ums Jahr 1836 — ob noch heute, wissen wir nicht — Sitte, bald nach Mitternacht bestimmte Berge zu besteigen, dort ein Osterfeuer anzuzünden und die Zeit mit Essen, Trinken, Scherzen und Gesang zu verbringen, bis die Sonne aufging. An dem Flackern des Feuers und an etwaigem Geräusch in der Umgebung erkannte man das Herannahen von Hexen. (Eus: Das Oppaland, S. 48.)

Diese eigentümlichen Osterbräuche, das Judasbrennen, die Osterfeuer, der Glaube an das Hüpfen der Sonne, weisen auf ein altes heidnisches Frühlingsfeuer hin, auf ein Fest der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, welches eins der vier Hauptfeste, der Hochzeiten unserer Alvordern bildete. Frühlingsanfang, Mittsommer, Herbstanfang und Mittwinter waren die vier Hauptfestzeiten der alten Germanen, an denen sie feierliche Opfer darbrachten, Volksversammlungen und Gericht hielten. Bei der Frühlingsfeier trat einmal der Gedanke der Vernichtung des Winterriesen mehr in den Vordergrund, das andere Mal aber die Freude über das Erwachen der Natur. Die Osterfeuer waren also vorzüglich Freudenfeuer, der Ausdruck der Freude über die Erneuerung des Lebens und Wachstums in der Pflanzenwelt, welche durch die immer höher steigende Sonne hervorgebracht wird, und wurden zu Ehren der Ostara angezündet, der Repräsentantin der zunehmenden Wärme und des milden Frühlingslichtes. In Oberschlesien beging man zu dieser Zeit das Fest Turzyce. Tur (Buckelochs) stellte die Fruchtbarkeit der Erde vor, welche durch die Sonne geweckt wird. Auf die Sonne weist das „Sunnahuppa“ hin, darauf bezieht sich jedenfalls auch das schlesische Ostergebäck, die Gaalbrute mit ihrer hellgelben Farbe und der Abbildung der Sonne auf der obern Fläche. Bei diesem Feuer hat man zu Ehren der Ostara einen Opferschmaus veranstaltet, von welchem sich ein Rest bis ins vierte Jahrhundert unsers Jahrhunderts in Österreichisch-Schlesien erhalten hat. Ebenso dürfte das Geschenk von Gaalbrut und Mooläern und die Bewirtung, welche die Mädchen den Burschen geben, welche sie am Ostermontage schmalkustern, auf das Frühlingsopfermahl zu beziehen sein.

Noch jetzt werden Brot, Fleisch und Eier von frommen Leuten am Ostermontage in die Kirche gebracht, nach dem Gottesdienste vom Geistlichen geweiht und dann zu Hause verzehrt. In Oberschlesien aßen früher die Landleute am ersten Osterfeiertage Meerrettig löffelweise. Dies sollte an das bittere Leiden Christi erinnern.

Die Kirche hat auch hier schonend dem alten Brauch die christliche Weihe verliehen durch Einführung der Feuerweihe am Ostersonabend und der Brot-, Fleisch- und Eierweihe am Ostermontag.

7. Ostermontag.

Schon am Abende des Ostersonntages gingen früher bei Brieg, Ohlau, Strehlen ganze Trupps von Burschen vor die Kammerfenster der Mädchen und sangen:

„Die goldne Schnur geht um das Haus,
Es sieht 'ne (zwei) schöne Jungfer raus;
Die Jungfer geht im Hause rum,
Sie hat 'ne schöne Schürze um
Mit dem schönen Bande,
Sie ist die schönste im Lande.
Die Jungfer hat ein' Rock mit Schnüren;
Ei, Jungfer, laß Dich nicht verführen.
Die Jungfer hat a schmuck Lädlelein,
Darin viel Thaler und Kreuzer fein;
Ei, Jungfer, gib zwei Kreuzer heraus,
So singen wir Dir das Liedlein aus.“

Wird ihnen dann irgend eine Gabe verabreicht, so singen sie weiter:

„Und wenn mer zu Jahre wiederkommen,
Da wer'n mer die Jungfer mit Freuden empfangen;
Mit Freuden und mit Ehrbarkeit,
Das ist der Jungfer ihr schönstes Kleid.“

(Kallinich: Schles. Provinzbl. vom Jahre 1828.)

Dem Morgen des Ostermontages sieht manches Mädchen mit banger Erwartung entgegen. Mit neunfach geflochtenen Gerten von Weidenbast, Weidenruten oder Riemen, den Schmauustern (Schmäuustern), die mit vielen Bandschleifen verziert sind, warten schon in aller Frühe die Burschen, um die Mädchen aus dem Bette zu peitschen und besonders die Langschläferinnen tüchtig zu streichen. An vielen Orten findet das Schmauustern schon des Sonntags statt. Mit Freuden sieht die eine den Burschen in die Kammer treten, denn sie erblickt darin einen Ausdruck seiner Zuneigung, eine Erklärung seiner Liebe; mit Schrecken schreit die andere auf, sie hat als Langschläferin nichts

Gutes zu erwarten. In Oberschlesien (Ober-Glogau) besteht das Schmauustern in einem starken Begießen, indem die Mädchen entweder im Bette tüchtig gebadet oder an den Wassertrog geschleppt und in denselben hineingestürzt werden. Dazu werden herkömmliche Sprüche gesagt:

„Schmauustern, Schmauustern em a Moolä,
 Sonste schlo ich D'r de Bään azwee.
 Denne, denne em a Gaalbrod,
 Sonste schlo ich Dich goar tot,“

oder (bei Leobschütz):

„Schmauustern, Schmauustern em a Moolä;
 Hoste zwee (zwei),
 Gem mer äs;
 Hoste käs,
 Gem mer a Sticka Kucha,
 Loof mich erscht nie lange puffa.“

Anton Peter: Volkstüml. zc. I, S. 87, berichtet aus Hohenploh folgenden Spruch:

„Et komm mer zu dan lieba Uostern,
 Lott dos Töchterla a wing schmauustern.
 Denne, denne em a Koop,
 Doß De denkst, 's ihs a Kließlatoop.
 Denne, denne em a Redka,
 Doß Dich nie de Birda dreka.
 Denne, denne em de Arma,
 Doß Dich lernst der Lait derbarma.
 Denne, denne em de Hand,

Doß de Laite waan verkannt.
 Denne, denne em de Bääne,
 Doß De immer bleibst derhääme.
 Denne, denne em de Fisse,
 Doß De lernst de Walda griffa.
 Denne, denne doo rem,
 De Fliehe (Flöhe) loofa dort nem;
 Denne, denne durst nem,
 De Fliehe loofa doo rem.“

Am Osterdienstage haben die Mädchen das Recht, den Burschen ein Gleiches zu thun.

Das Herkommen gebietet, daß die Burschen für ihre Aufmerksamkeit am Nachmittage des Ostermontages von der Geliebten entweder mit Kuchen und Kaffee bewirtet werden, oder wenigstens einige Mooläer oder a Gaalbruntla zum Geschenk erhalten.

Im nördlichen Böhmen, am Riesengebirge, wo der Ostermontag von dieser Sitte den Namen „Schmeckostern“ erhalten hat, gehen die Knaben mit Sommerbäumchen und Schmeckostern in den Händen durch die Dörfer, necken und schlagen die ihnen begegnenden Mädchen und fordern ein Geschenk von ihnen.

Das Wort Schmagoster, Schmigoster, ist unstreitig vom slawischen smagac,

smigac, welches peitschen, schlagen bedeutet, abzuleiten. Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß die Sitte des Schmagosterns auch slawischen Ursprunges ist, denn sie findet sich nicht nur in den östlichen deutschen Ländern, die einst von Slawen bewohnt waren, sondern fast überall in Deutschland, freilich nicht überall zu Ostern, sondern auch zu Weihnachten und zur Fastnacht; in Schlesien hat sie sich meist nur im Gebirge erhalten. Eine Erklärung des Gebrauches hat Mannhardt, Baumkultus, S. 298 ff., gegeben, gestützt auf reiche Sammlungen aus fast allen Ländern Europas. Wenn das Sommerbäumchen, die Maistange zu Pfingsten und das geschmückte Bäumchen auf dem letzten Erntefuder auf den Geist des Wachstums hindeutet, wenn die geweihten Weidenruten, die auf die Felder gesteckt werden, Hexen und böse Geister abhalten und die Fruchtbarkeit befördern sollten, so bedeutete der Schlag mit den grünen, saftigen Zweigen, in welchen der Natur neue Lebenskraft zum Vorschein kommt, einmal Austreibung aller schädlichen Geister, besonders aber Gedeihen und Wachstum des Körpers und Fruchtbarkeit des Weibes.

Daher schmagostert man vor allem die Mädchen, und ist es noch jetzt vereinzelte Sitte, z. B. in der Oberpfalz, die Braut bei der Hochzeit mit Ruten zu schlagen (a. a. O., S. 299).

Am Ostermontage wird auch das Eierbergeln (Brieg) oder Eierkullen (Rosenberg) gespielt, ein Spiel um Mooläer, welche mehrere Leute zu gleicher Zeit von einer Erhöhung nach einer Grube rollen. Wessen Ei zuerst in der Grube anlangt, der gewinnt. Von den Wenden um Baußen und von den Polen um Krakau wird die Sitte noch jetzt geübt. Auch in den schlesischen Städten wurde früher von den Zunftgenossen, in Breslau z. B. von der Tuchmacherzunft, ein Eierlesen veranstaltet, über welches Gomolky in den Breslauer Merkwürdigkeiten III, S. 184, folgendermaßen berichtet:

Eine Jungfer von der Tuchmacherzunft versfertigte einen Kranz, befestigte daran ein kleines Kränzchen, ein Riechel und eine Zitrone und hing dies an einer Stange zum Fenster hinaus. In der Herberge versammelten sich unterdessen der Käufer und der Leser, welche die Wette beim Eierlesen machten, und die Gesellen, die als Zeugen beiwohnten, und zogen unter Führung eines Marschalls zu der Kranzjungfer. Hier wurden sie von einigen Trompetern „angeblasen.“ Die Gesellschaft bildete einen Kreis, und der Käufer, mit entblößtem Degen in der Mitte stehend, suchte nun den Kranz herunterzuschlagen, welcher fortwährend herauf- und heruntergezogen wurde. Dann wurden dreißig hartgekochene und gemalte Eier in einem Siebe gebracht, der Marschall maß die Schritte ab und der Käufer legte die Eier in bestimmten Zwischenräumen

in einer geraden Linie auf den Boden. Nachdem sie dann nochmals die Wette erneuert hatten, begann das Spiel. Der Leser mußte jedes einzeln holen und in das Sieb legen, während der Laufer einen bestimmten Weg durchlaufen mußte. Der Laufer in der Altstadt nahm seinen Weg zur Elisabeth-Kirche und machte drei Kreuze an die Kirchthür, der Laufer in der Neustadt rannte ebenso zur Magdalenenkirche. Wer zuerst fertig war, gewann den Preis, der häufig mehr als zwanzig Thaler betrug.

Den Ostermontag zeichnete früher überall in Schlesien eine vollstümliche, würdevoll ausgestattete Feier aus, deren Unterdrückung man bedauern mußte, wenn sie nicht vielfach ausgeartet wäre. In den katholischen Dörfern versammelten sich entweder in der Frühe oder nach dem Vormittagsgottesdienste die Knechte und Bauernsöhne zu Pferde vor der Kirche, banden die Tiere an und traten, mit Schärpen, grünen Bändern und Saatkränzen geschmückt, hinein, um dem Morgengottesdienst beizuwohnen. Nach Beendigung desselben bestiegen sie die Pferde und umritten nun langsam unter Absingung von herkömmlichen geistlichen Liedern mit den Kirchenfahnen und Prozessionsglöcklein, vom Schulzen und den Gerichtsmännern geführt, die Felder des Dorfes, indem sie zu Gott um das Gedeihen der Saaten flehten. Nachmittags fand dann auf einem Brachfelde ein Wettreiten sämtlicher Beteiligten statt; der Sieger ward ohne Zweifel — obwohl dies nicht ausdrücklich berichtet wird — wie beim Pflingstreiten als König ins Dorf geführt und eröffnete dann im Kretscham bei dem Festgelage den Tanz.

Wo das „Sootareita“ nachmittags stattfand, wie in Königshain bei Glätz, folgten den Reitern die schön gepuzten Mädchen und der Zug bewegte sich nach dem Amritt sofort in den Kretscham.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts war die Sitte meist schon völlig in Wettrennen und Trinkgelage ausgeartet, wie aus dem Fürstentum Neisse berichtet wird. (Provinzbl. v. Jahre 1787, S. 57.) Schon lange vorher stahlen die Knechte Futter, um die Pferde recht mutig zu machen. Am Tage selbst aber sprachen sie schon in aller Frühe dem Schnaps tüchtig zu und traten meist schon benebelt in die Kirche. Der Amritt um die Felder artete natürlich in ein tolles Jagen aus, wobei die am Wege liegenden Felder oft arg beschädigt wurden. Man ritt bis in die Nachbardörfer, kneipte auch dort im Kretscham, ging in die Kirche und zum Pfarrer, der jedem als Saatgeschenk Bier verabreichte. Dann jagten die Burschen meist betrunken nach Hause. Auf Ansuchen der Neisse-Grottkauer Stände wurde von der Königl. Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau am 31. August 1786 die Aufhebung dieses Brauches verfügt, „wegen der dabei eingerissenen Trunkenheit.“ Die Übelstände hatten

meist darin ihren Ursprung, daß sich der bessere Teil der Bauerschaft allmählich von dem Feste fernhielt und die Ausführung den Knechten und halberwachsenen Pferdejungen überließ.

Trotz dieses Verbotes dauerte die Sitte fort. Einzelne Gemeinden wollten die Strafe bezahlen, um den Umritt zu behalten, nur die Androhung von Festungsstrafe (?) hielt sie ab. Die Geistlichkeit hatte ein Interesse an der Erhaltung des Brauches, denn sie zog Vorteile daraus. In Woißschwiz, Ostaschin und andern Dörfern bei Breslau wurde das Saatenreiten bis vor etwa fünfzig Jahren abgehalten, und in Schönwalde und Peterwitz bei Frankenstein und in Langseifersdorf bei Reichenbach besteht es noch heut, aber nicht mehr mit dem alten Pomp. Am Morgen des Ostermontages versammeln sich in Schönwalde alle Bauern oder deren Söhne zu Pferde bei der Kirche, wo auch der Geistliche zu Pferde erscheint. Unter seiner Führung und unter Vorantragung der Osterkerze und der sogenannten Auferstehung (Statue des auferstandenen Christus) reitet der Zug um die Felder des Dorfes und zur Kirche zurück, wo nun der Gottesdienst beginnt. Als dieser Brauch in einem Jahre unterlassen wurde, soll ein furchtbares Hagelwetter die Saaten vernichtet haben. Seitdem wird die Sitte als eine Art Gelöbnis alljährlich beobachtet. Auch in Nordböhmen und Österreichisch-Schlesien besteht dieser Gebrauch noch.

Mit all dem alten Pomp findet die österliche Flurprozession noch in der Lausitz statt, z. B. in Ostritz bei Görlitz und in Wittichenau im Kreise Hoyerswerda. Über letztern Ort berichtet die Schles. Ztg. vom 20. April 1881: „Heut (17. April), am ersten Osterfeiertage, fand hier, vom prächtigsten Wetter begünstigt, das sogenannte Kreuzreiten, eine Wallfahrts-Prozession zu Pferde, statt. Diese Prozession, die im hiesigen Kirchspiel alljährlich am Ostersonntage abgehalten wird, kann wohl als ein Unikum in unserer ganzen Provinz gelten. (?) Sie hat einen historischen Hintergrund und stammt allem Vermuten nach aus dem Zeitalter der Kreuzzüge (unrichtig. D. V.). An dieser Reiterprozession beteiligt sich in großer Zahl die erwachsene männliche Bevölkerung aus der Stadt und den Dörfern. In langem Zuge, mit Kreuz und Kirchenfahnen, wendische Kirchenlieder singend, begeben sich die Kreuzreiter nach dem etwa eine Meile entfernten sächsischen Grenzort Ralbitz, während von dort eine gleiche Reiterprozession hierher nach Wittichenau kommt. Vor den Kirchen zu Ralbitz, bezw. Wittichenau, werden die Prozessionen von den Geistlichen empfangen; sie geben Kreuzifix und Fahnen ab, bringen ihre schön mit bunten Bändern und prächtigem Sattel- und Riemenzeug geschmückten Pferde unter und kehren dann in den Gasthäusern oder bei Privaten ein. Nach Beendigung des Nachmittagsgottesdienstes begeben sich die Prozessionen

unter Geläute aller Glocken wieder auf den Heimweg und gegen Abend gelangen sie wieder in Kalbitz, bezw. Wittichenau, an, wo sie von ihren Angehörigen und einer zahllosen Menge anderer Zuschauer erwartet und bewillkommenet werden.“ — Die Beziehung auf die Kreuzzüge, welche der Referent unzweifelhaft nur von dem Namen Kreuzreiten hergeleitet hat, ist unrichtig: Die Flurprozessionen sind weit älter als die Kreuzzüge. Ähnliche Wechselprozessionen finden auch noch jetzt alljährlich am Ostersonntage zwischen den Dörfern Hennersdorf und Johannesthal in Österr.-Schlesien statt. Doch reiten hier wegen der Nähe der Kirchen die Burschen früh wieder nach Hause, um am Nachmittage zum zweitenmal ins Nachbardorf zu reiten und in der dortigen Kirche dem Saatensegnen beizuwohnen. Als Überrest des östlichen Flurumritzes findet in manchen Dörfern, z. B. in Deutsch-Wette bei Ziegenhals und in andern Dörfern in Österr.-Schlesien, eine Prozession zu Fuß mit den Kirchenfahnen statt. In Jauernig ist sie besonders feierlich; nur Jünglinge und Männer beteiligen sich daran. Die Knaben, mit Schellen versehen, eröffnen den Zug, fortwährend läutend; ihnen folgen die Männer singend und betend. Bei einer Kapelle im Walde wird Halt gemacht, ein Gebet verrichtet und die Fahnen mit Saatkranzen geschmückt, während die jungen Burschen aus Schlüsselbüchsen und Pistolen schießen. Bei der Rückkehr warten am Eingange zur Stadt die Stabträger der verschiedenen Zünfte, die Fahnen und die Musik der Kirche und geleiten den Zug zur Pfarrkirche, wo das Ganze mit der sogenannten Saatenmesse schließt. (A. Peter: Volkstüml. II, S. 283.) — In der Grafschaft Glatz gehen am Ostersonntage die Frauen und Mädchen lange vor Tagesanbruch in die Kirche und von da zu einem Kreuze, Heiligenbilde oder einer Kapelle auf den Feldern, um zu beten und den frommen Frauen nachzuahmen, welche in der Frühe zum Grabe Christi eilten. Denselben Brauch üben am Ostermontage an manchen Orten die Männer und nennen ihn „das Emmausgehen,“ zum Andenken an die Jünger, denen Christus auf dem Wege nach Emmaus erschien.

Im Zusammenhange mit dem Saatenreiten steht jedenfalls ein eigentümlicher Brauch in Oberschlesien, der aber nur lokal gewesen zu sein scheint. Unweit der Stadt Gleiwitz liegt das nur von Polen bewohnte Dorf Ostroppa, dessen kleine Kirche dem hl. Georg geweiht ist. Am Tage dieses Heiligen, 23. April, des Schutzpatrons der Pferde, opferten dort die Pferde und die Menschen erhielten Ablass. Schon um 4 Uhr erschienen aus allen umliegenden Ortschaften Bauern zu Pferde, aber nicht wie Andächtige, ruhig und still, sondern lärmend, als ginge es zu einer Lustbarkeit, sprengten sie im Galopp in den Kirchhof, wo auf einem Tische die hölzerne, etwa eine Elle hohe Statue

des hl. Georg stand, wie er mit der Lanze den Lindwurm bekämpft. Vor dem Bilbe stieg jeder ab, hielt das Pferd am Zügel, kniete eine Weile zum Gebete nieder und opferte dann nach Vermögen Geld oder Eier im Namen des Pferdes. Darauf führte er das Pferd einmal um die Kirche herum, band es an und ging in die Kirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen. War er beendet, so jagte man in den Kretscham, wo bisweilen der Rest des Tages mit Trinken verbracht wurde. (Schles. Provinzbl. 1787, S. 544.) — Auch hier hatte die Geistlichkeit ein Interesse an der Erhaltung dieses eigentümlichen Brauches, weil ihr die Opfergaben zufielen. Die Sitte ist jedoch nicht bloß slawisch, sondern findet sich auch in Deutschland. Aus dem deutschen Schlesien ist uns freilich kein Beispiel bekannt, aber aus den südlichen deutschen Gebieten. In Stain am Chiemsee versammeln sich am Morgen des Georgstages die jungen Burschen beritten im Schloßhose und reiten unter Anführung eines Vorreiters auf einem Schimmel, der den Heiligen selbst vorstellen soll, bis vor eine alte Linde auf dem Kirchhose, wo der Pfarrer allen den Segen erteilt und jeden, der an ihm vorbeireitet, mit Weihwasser besprengt. Dann gehen sie in die Kirche und später ins Wirtshaus. (Bavaria I, 370.)

Aus Raab (Österreich) ritten in der Nacht vor Ostern zwölf Burschen nach Maria Bründl. Hier ließen sie ihre Pferde in die Kirche hineinschleppen, trabten um die Kornfelder herum und sodann heim. (Mannhardt: Baumkultus, S. 397.)

Dieser österreichische Brauch beweist deutlich, daß die Segnung der Pferde mit dem Flurumritt im engsten Zusammenhange stand.

Alle diese Flurprozessionen und Flurumritte sind altheidnisch. Grenzbezüge, welche mit religiösen Zeremonien verbunden waren, fanden aus verschiedenen Anlässen statt, z. B. wenn ein Gut in andere Hände überging. Im Frühjahr aber, in der Zeit von April bis Johannis, umzog man die Felder, nicht etwa einzeln oder mit den Familiengliedern, sondern die ganze Gemeinde umschritt die Fluren, um das Gedeihen der Feldfrüchte und Abwendung von Hagelschaden flehend.

Auf Grund genauer Forschungen macht Pfannenschmid: Germanische Erntefeste, S. 85, folgende Schilderung von den Flurprozessionen unserer Alvordern: „Alle Arbeit ruhte, Sklaven und Vieh mußten feiern; die Wohnungen wurden mit Birkenreisern geschmückt und mit Weihwasser besprengt. Am Abende vor der Feier mag man sich an heiliger Kultstätte versammelt, die Nacht unter Gesängen und Tänzen verbracht haben; am andern Morgen aber zog man vor Sonnenaufgang um die Saatsfelder in langer Prozession, unter Vorausschritt der Priester, Götterbilder in weißer Umhüllung und die

Opfertiere an Pferden, Kühen, Schafen u. mit sich führend. Die Teilnehmer der Prozession waren festlich geschmückt, sie hatten Blumengewinde oder Kränze im Haar und trugen Weidenzweige in der Hand. An bestimmten Stätten unter heiligen Eichbäumen wurde Halt gemacht, der Priester segnete unter Gebet die Feldfrucht und ersuchte die Guld der Götter für die Saat, den Viehstand und das Obst. Er schoß geweihte Weidenpfeile über den Acker, besteckte ihn mit geweihten Weidenstäben und besprengte mit Weihwasser die Saat. Dann schnitt er mit der Sichel von bestimmten Äckern den Zehent zum Opfer für den Gott oder die Göttin, denen man diente. Bei der Rückkehr wurde das gemeinschaftliche Opfer gebracht und das Opfermahl gehalten. Der Gottheit wurden Tiere geschlachtet, Brot, Käse, Eier u. s. w. und grünendes Korn geopfert, Feuer (Hagelfeuer) angezündet und von den Opferbränden verglimmte Stumpfe gegen Blitz und Hagel in die Felder gesteckt oder deren Asche darauf umhergestreut.“ Wir haben die Darstellung dieser alten religiösen Feier unverfälscht mitteilen zu müssen geglaubt, weil sich die Gebräuche fast bis ins kleinste bis auf den heutigen Tag erhalten haben in den Feldbegehungen, Flurprozessionen und den Hagelfeuern. Der Anfang der kirchlichen Bittgänge, wie sie noch jetzt an den drei Tagen vor Christi Himmelfahrt stattfinden, fällt in das 5. Jahrhundert. Bischof Mamertus von Vienne in Gallien bestimmte auf einer Synode seiner Bischofsstadt (zwischen 471 und 475), daß die Bittgänge mit Fasten und Bußübungen an den drei genannten Tagen abgehalten werden sollten. (Pfannenschmid a. a. O., S. 48.) Auch der Beginn der Markusprozession (25. April), die aus einem römisch-heidnischen Feldumgange entstanden ist, gehört dieser Zeit an. Von Gallien aus fanden die kirchlichen Bittgänge auch in Deutschland Eingang, vermochten aber die alten Flurprozessionen nicht zu verdrängen, trotz der Verbote der Synoden, von denen sie ausdrücklich als heidnischer Aberglaube bezeichnet werden. Selbst über die Reformation hinaus haben sie sich in protestantischen Gegenden erhalten und verschiedene Kirchenordnungen enthalten energische Verbote dagegen. So fragt die Mansfelder Kirchenordnung vom Jahre 1554 (Pfannenschmid a. a. O., S. 71), „ob Gottlose noch Prozessionen halten umb das Getreide auf dem Felde und ob Bilder umb die Früchte getragen werden; denn,“ so heißt es weiter, „solche Dinge unterstehen sich etliche wiederumb, wo nicht gar öffentlich, doch heimlich und mit wenig Personen.“ In den evangelischen Gegenden sind die alten Flurprozessionen wohl fast überall verschwunden, in den katholischen aber haben sie sich neben den kirchlichen Bittgängen erhalten, wie dies am besten der pomphafte Umritt in einigen Dörfern bei Frankenstein und in Österr.-Schlesien beweist.

8. Der Mai.

Ostern ist vorüber, der Aprilmonat naht seinem Ende, die Wald- und Gartenblumen des ersten Frühlings blühen nicht mehr allein, auch Bäume und Sträucher grünen und hüllen sich in ein duftendes Blütengewand. Nun finden sich auch die letzten Säger des Frühlings ein, der Nachtigall bald flötender, bald schmetternder Gesang ertönt aus hundert Büschen und unendliche Wonne erfüllt des Menschen Brust bei jedem Gange ins Freie. Nur das Hochgebirge starret noch immer im winterlichen Eis- und Schneefleide auf die grünen Gefilde herab. Da blüht noch keine Blume und singt noch kein Vogel sein Lied; nur die Wasserströme, welche von ihm herabfluten, zeigen, daß auch dort der Frühling naht.

Jetzt ist es, wo das Landvolf genau auf den Ruf des „Guckuck“ acht giebt. „Lieber Guckuck, sag mir wahr, wieviel Jahr ich leben soll!“ So fragen ihn Alte und Junge; „wieviel Jahr bleib ich noch ledig?“ fragt die Jungfrau. Die Kinder erzählen sich, daß der Kuckuck, wenn er erst größer werde, sich in einen Raubvogel verwandele, den „Stießer“ (Stößer) oder „Krimmer“ (Sperber), der den kleinen Hühnern, Gänsen und Enten sehr gefährlich werde. — Wer zufällig kein Geld bei sich hat, wenn er den Kuckuck zum erstenmal schreien hört, wird verstimmt, denn das bedeutet schlechte Einnahmen während des folgenden Jahres. Hört man den Schrei des Kuckucks in der Nähe von Wohngebäuden oder noch nach Johannis, so bedeutet dies Teuerung.

So gilt der Kuckuck nicht bloß als Frühlingsbote, bei dessen erstem Rufe sich der hessische und westfälische Bauer auf die Erde wirft (Mannhardt: Baumkultus, S. 483), um vor Rückenschmerzen bewahrt zu bleiben, sondern auch als prophetisches Wesen überhaupt, dessen Beziehungen auf bestimmte Gottheiten noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen sind. Vielleicht ist er ein Vogel Wuotans, da schlesische Sagen von einer Verwandlung des Nachtjägers in einen Kuckuck erzählen; der Nachtjäger ist aber Wuotan. Auch für einen Liebesboten wurde er einst gehalten, wie folgendes schlesische Volkslied beweist:

Der Guckuck auf dem Zaune saß, Guckuck!

Er war beregnet, er war naß.

Guck immer, guck immer: Guckuck!

Da kam ein warmer Sonnenschein,

Der Guckuck, der ward hübsch und fein.

Guck immer u. s. w.

Der Guckuck breit' seine Flügel aus

Und flog den grünen Wald bald aus.

Der Guckuck fraß weder Laub noch Gras,
Bis er auf Goldschmieds Fenster saß.

Gott grüß Dich, lieber Goldschmied mein,
Schmied mir von Gold ein Ringelein.

Schmied mir es an die rechte Hand,
Es soll meinem Schatz ins fremde Land.

Der Guckuck breit' seine Flügel aus
Und flog den Wald bald ein und aus.

Der Guckuck fraß weder Laub noch Gras,
Bis er auf Hannchens Fenster saß.

Gott grüß Dich, liebes Herzchen mein,
Hier schickt Dir Dein Schatz ein Ringelein.

(Gegend von Breslau, Striegau, Guhrau.)

(Hoffmann u. Richter: Schles. Volkslieder, S. 168.)

Allmählich rückt so der geheimnisvolle Walpurgisabend heran, vom schlesischen Landvolke „Wolpertooomb“ genannt. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts leuchteten an diesem Abende von den Höhen des Gebirges einzelne Feuer herab, der letzte Rest einer einst allgemein verbreiteten Festfeier, die aber früh verschwand und von den Pfingst- und Johannisfeuern verdrängt wurde. Nur die letzteren haben sich bis in die Gegenwart erhalten. Alle diese Oster-, Walpurgis-, Pfingst- und Johannisfeuer und die damit verbundenen Opfer sind ohne Zweifel nicht als eine Verehrung anzusehen, die unsere Vorfahren dem Feuer zollten, sondern sie haben einen symbolischen Charakter und beziehen sich auf die zunehmende Kraft der Sonne und das damit zusammenhängende Wachstum der Erde. (Simrock: Mythol., S. 588.) Sie waren Opferfeuer unserer Vorfahren beim Fest der Maifeier. Die Walpurgisfeuer waren zur Zeit ihrer Abschaffung dem Volke nicht mehr Opferfeuer, auch nicht Freudenfeuer allein, sondern vor allem Mittel gegen gespenstische Wesen, besonders gegen die Hexen oder „Pülewesen, Bielweisen,“ wie sie früher in Schlesien genannt wurden. (Berndt: Versuch zu einem schles. Idiotikon, 1787, S. 18.) „Am Walpurgsobende, wenn die Pülewesen osfahren“ zc. schreibt A. Gryphius in der „Geliebten Dornrose“ und ein schlesischer Chronist (Hoffmanns Monatschr., 1829, S. 247) berichtet über das Jahr 1541: Am Tage Agnes ward allhier (Schweidnitz) ein Bielweiß lebendig begraben. Jetzt redet das Volk nur noch von Hexen, an die es noch vielfach glaubt. Alle Nachtschmetterlinge sind verwandelte Hexen und werden getötet. „Du schlo je tut, 's kimmt ane Heze“ hört man in der Schönau-Goldberger Gegend ausrufen,

wenn jemand einen Nachtschmetterling sieht. — Der Glaube, daß diese Unholdinnen am Walpurgisabende ganz besonders ihr Wesen treiben und zu großen nächtlichen Versammlungen unsichtbar auf Pfingabeln zur Feuereffe hinausfahren, ist noch heut keineswegs ausgestorben. Als Versammlungsorte der Hexen bezeichnet man gewöhnlich Kreuzwege, an denen wahrscheinlich einst geopfert wurde, und Galgen. „Ein Hirschberger Sprichwort aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts bestätigt das letztere: „A sit aus, as wenn a om Wolpertoomde met a Hexa usm Goljabarje getanzt hätte“ (der jetzige Kavalierberg, wo einst der Galgen stand. Galgenberge finden sich auch anderwärts); so sagte man von einem recht lieberlich aussehenden Menschen.

Vielleicht ist auch nach den Hexenfahrten, denen sie gedient hat, die Hexentreppe benannt, die bei Seidorf im Riesengebirge zur sogenannten Heidentille führt. Wer die Hexen dabei belauscht, ist augenblicklich des Todes. Wer aber (bei Bunzlau) alle Kleidungsstücke verkehrt anzog und auf allen Bieren rücklings bis zu einem Kreuzwege kroch, konnte dort das Treiben der Hexen beobachten. (Bunzl. Monatschrift v. J. 1792, S. 245.) Mannigfaltig sind die Mittel, durch welche der Landmann die Angriffe der Hexen abwehrt. Dem „Sommer,“ den man nach dem Sommersonntage über die Kuhstallthür oder an den Siebel genagelt hat, traut man nicht mehr recht, denn es sind Fälle vorgekommen, daß die Hexen trotzdem in den Stall eingedrungen sind und dem Vieh Schaden gethan haben. Man bestreut daher die Düngerhaufen mit grünen Birken- oder Erlenreisern und mit Mistgabeln, man vergräbt alte Besen unter die Thürschwelle, man legt zwei andere Besen kreuzweise innen vor die Schwelle, man befestigt einen Feuerstein mit recht viel Löchern über der Thür, man nagelt Schlehdorn kreuzweise über die Thür, Katholiken machen wohl auch mit geweihter Kreide drei Kreuze über die Thür, endlich, was besonders gut ist, legt man außen vor die Thür ein Stück frischen Rasens. In Rattern bei Breslau warf eine Frau jedesmal einen Besen vor die Thür, wenn eine neugekaufte Kuh in den Stall geführt wurde. Früher pflegte man außerdem noch dem Vieh neunerlei Kräuter oder einen Hering kleingehackt unter das Futter zu mischen. Wenn die Hexen mittenachts zwischen 12 und 1 Uhr in den Stall eindringen wollen, müssen sie erst alle Blätter an den Reisern und alle Grashalme im Rasen zählen und dann legen ihnen die andern Schutzmittel neue Hindernisse in den Weg. Mittlerweile schlägt die Uhr 1 und der Hexen Macht ist dahin. (Überall in Schlesien.)

Wer sich in dieser Nacht, oder überhaupt in einer Mainacht, das Gesicht mit Tau von Maiblumen bestreicht, bleibt vor Augenkrankheiten und Sommerprossen bewahrt. — Will ein heiratslustiges Mädchen erfahren, ob der Mann,

den sie gern haben möchte, der ihrige werden wird, so legt sie etwas Boden auf einen Stein und setzt zwei Pflanzen nahe aneinander hinein. Wachsen die Pflanzen zusammen, so bekommt sie den gewünschten Mann, andernfalls nicht. Mancher Knecht holt an diesem Abende seiner Geliebten eine „Walperbürde,“ einen Strauß aus Gras und Blumen, aus dem Walde. Um die Flachsfelder vor den Hexen zu schützen, steckt man Birkenreisfer hinein. In katholischen Gegenden werden nach dem Fronleichnamsfeste die sogenannten Mäa (Maian), die Birkenreisfer, mit denen man am Festtage die Kirche ausgeschmückt hat, von den Frauen auf die Flachsfelder gesteckt. Sie sprechen dabei: „Gott gebe seinen Segen“ und hoffen, der Flachs werde die Länge der Birkenreisfer erreichen.

In vielen Gegenden Schlesiens werden am Morgen des 1. Mai die „Mäa,“ Mai- oder Pfingststangen gesetzt. Die Bezeichnung Pfingststangen ist unzweifelhaft die spätere; das Setzen der Maistangen, wie überhaupt alle volkstümlichen Pfingstgebräuche gehörten ursprünglich dem Anfang des Maimonats und wurden erst später auf das Pfingstfest übertragen. Jetzt setzt man noch hie und da solche Maian am 1. Mai, oder an einem der Pfingstfeiertage, bisweilen auch am Johannisstage. Schon einige Tage vorher holen die Bauernsöhne aus dem elterlichen „Pusch“ lange Kiefern- oder Fichtenstangen, schälen sie ab, glätten sie und befestigen, wenn der „Mäa“ gesetzt werden soll, an ihre Spitze einen Birken-, Fichten- oder Tannenwipfel, der immer noch mit Kränzen, schönen „Nischeln,“ bunten Bändern und Tüchern (als Fahnen) verziert ist; bisweilen hängt wohl ein Briefchen daran, mit einigen Versen beschrieben, in denen der Bursche seine feurigen Empfindungen zur Geliebten ausdrückt. In Boischwitz, Oltaschin u. a. a. O. bei Breslau pflegte man früher um die eben errichteten Pfingststangen zu tanzen. In der Trebnitzer und Breslauer Gegend ziehen die jungen Leute beim Morgengrauen des Pfingstsonntages von Hof zu Hof, um die Maistangen zu setzen. In den Dörfern um Leobschütz und Jägerndorf werden die Blumensträuße, Mariaschmöcker genannt, nicht auf Stangen, sondern über Nacht auf dem Dachfirst des Hauses befestigt, in dem die Geliebte wohnt. Ein besonders schöner Mäa wird auf dem Dorfanger, gewöhnlich vor dem Kretscham, aufgerichtet. Alte Jungfern und anrühige Mädchen werden an manchen Orten damit verhöhnt, daß man einen dünnen Stecken mit einem verwelkten Blumenstrauß, oder einen Lumpen- oder Strohhalm vor ihre Wohnung stellt.

Die „Mäastanga“ müssen jetzt gewöhnlich gekauft werden, wenn nicht ein freigebiger Bauer seinen Söhnen eine schenkt; man setzt daher oft mehrere Jahre dieselben Stangen oder benützt wohl auch die Wiesenbäume, welche in

der Heuernte gebraucht werden. Früher scheint man sie einfach aus dem nächsten Walde genommen zu haben. Da nun die Zahl der Stangen, die man jährlich setzte, eine sehr große war, so wurde das Maienseken wegen der damit verbundenen Waldverwüstung schon am Ende des 18. Jahrhunderts in einem Teile Schlesiens polizeilich verboten. Trotzdem hat sich die schöne Sitte bis in die ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts fast überall erhalten; jetzt ist sie an vielen Orten völlig unbekannt.

Der Beginn des Maimonats bringt aber auch den Kindern in Stadt und Land eine Freude, welcher sie oft mit Ausgelassenheit nachgehen, nämlich die Maikäferjagd. Mit unermüdem Eifer fangen sie diese unbehilflichen Insekten, um sie meist wieder fliegen zu lassen. Sie setzen den Käfer auf eine Finger Spitze und fingen dazu:

„Mäakafer flieg aus,
Flieg nie zu weit aus,
Kumm wieder ei mei Haus.
Flieg bis ei's Pummerland,
Pummerland is obgebrannt.
Die Kinder sein alleene,
Brecha Holz und Beene.“

Ober:

„Maikafer fliege,
Der Voater is ein Kriege,
De Mutter is ein Pummerland,
Pummerland is obgebrannt.
Maikafer flieg aus,
Kumm wieder ei mei Haus.“

Ganz ähnlich verfahren die Kinder auch mit dem kleinen Käfer, der bei uns Sommerkäbel (Summerkalbla), Maikäbel und Summerkaaserla genannt wird, in andern deutschen Ländern aber Sonnentalb, Frauentühlein, Goldhühnlein und Marienkäfer heißt. Sie setzen ihn ebenfalls auf die Hände und fingen:

„Summerkalbla fleug aus,
Fleug bis eis Summerhaus,
Loof de liebe Sonne raus.“

Ober:

„Summerkalbla fliege,
Fliege, wu ich übersch Johr hinzieh'.“

(Bertholdsdorf bei Reichenbach.)

Ober:

„Summerkaaserla flieg aus
Ei der Mutter Bänhaus,

Dort hoot's a Teppla Pottermilch stiehn,
Trenk se och nie rän aus."

(Weidenau.)

(M. Peter: Volkstümliches I, S. 62.)

Oder:

„Sommervermüla flieg aus
Ei deiner Mutter Bänhaus,
Ich ga d'r Pottermelch ower Rahm.“

(Bei Habelschwerdt.)

Zum Goldkäfer fingen sie:

„Flieg, Kaaserla, flieg,
Dei goldnes Haissla briet,
De Engerla seza netta drenna,
Se wann wul olle bald verglemma,
Flieg, Kaaserla, flieg.“

Zu einem kleinen Käfer, der mit kräftigen, zangenartigen Kauwerkzeugen versehen ist und in Schlesien meist Boader (auch Buoder gesprochen; Bader nennt man einen Wundarzt niedern Grades) heißt, sagt man:

„Boader, Boader,
Loß m'r Dader (Ader),
Ich ga d'r an Biema und an Thoaler.“

Oder:

„Boader, Boader,
Loo m'r Dader,
Wenn de m'r nie werscht Dader loon,
Wa ich dich oa de Mauer schloon.“

(Striegau, Freiwaldau.)

Man will den Käfer dadurch veranlassen zu zwicken, bis das Blut kommt. Alle diese Sprüche, welche weder von Kindern noch von Erwachsenen verstanden werden, sind unzweifelhaft uralte und stehen mit dem Glauben über die Gestalt und Verwandlung der menschlichen Seele im engsten Zusammenhange. Aus der Ansicht, daß die Seele dem Sterbenden in Tiergestalt, als Maus, Taube, Rabe, Schlange, Schmetterling, Käfer (Marienkäfer) u. s. w., aus dem Munde fahre, entwickelte sich der Glaube an eine Verwandlung der Seele nach dem Tode. Die guten Seelen gehen in die Walhalla ein, die bösen aber, welche nicht zur Ruhe gelangen, schweben zwischen Himmel und Erde, kehren aber auch auf die Erde zurück und gehen hier als Gespenster um. (Pfannenschmid: Germ. Erntefeste, S. 163.) — In einigen Sprüchen wird der Käfer als Bote angesehen, welcher zu der Seele der verstorbenen Mutter ins Beinhaus oder ins Pommerland fliegen soll. Pommerland hat mit der Pro-

vinz Pommern gar nichts zu thun, es bedeutet Seelenland. Als Beweis dafür dient der in der Sage vom Nachtjäger vorkommende Name „Pimmerla,“ womit ausdrücklich Seelen bezeichnet werden, die sich im Gefolge des Nachtjägers befinden. Und wenn unsere Sommerkinder singen: „Ich bin a kleiner Pommer“ (Pummer), so hat man darunter nichts Anderes zu verstehen, als einen kleinen Engel. Engel und die Seelen felig Verstorbener sind aber nach unserm Volksglauben gleichbedeutend.

9. P f i n g s t e n.

Die Gebräuche, welche sich jetzt an das Pfingstfest knüpfen, waren ursprünglich dem Maimonat und speziell dem Anfange desselben eigen; sonst würde nicht in verschiedenen deutschen Ländern Pfingstochs mit Maiochs, Pfingstbaum mit Maibaum wechseln, würde man nicht hier (Mansfeld, Eisleben) am ersten Maimorgen, dort (Schlesien) am ersten Pfingstmorgen die Häuser mit grünen Reifern schmücken. Das christliche Oster- und Pfingstfest sind viel zu veränderlich, als daß ihnen heidnische Feste mehr als ungefähr hätten entsprechen können. Die Feste unserer heidnischen Vorfahren waren an bestimmte, unveränderliche Tage und Wochen des Jahres geknüpft.

Am Vorabende des Festes leuchteten ohne Zweifel in früheren Zeiten von zahlreichen Bergen und Hügeln des schlesischen Gebirges Pfingstfeuer in die Ebene hinab, wie sie sich bis jetzt nur in einem kleinen Teile Schlesiens, im Oppalande, erhalten haben. Nach wie vor werden dort, z. B. auf dem Gipfel des Hulberges bei Bratsch, unweit Jägerndorf, aber auch bei den meisten Nachbarorten meilenweit im Umkreise am Vorabende des Pfingstfestes lustige Feuer entzündet und all der ausgelassene Scherz getrieben mit Sprüngen, Schwingen von brennenden Besen, Werfen von Feuerbränden und allem, was sonst noch jetzt bei den Johannisfeuern üblich ist. Auch in der Grafschaft Glatz (Schlegel) waren sie noch in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts in Gebrauch. Um Hirschberg, Schönau, Löwenberg, Goldberg waren sie bis etwa 1800 fast überall zu sehen. Sie wurden dort jedes Jahr auf derselben Stelle angezündet, z. B. in der Nähe von Pilgramsdorf stets drei auf den Basaltgipfeln des Donnersberges, des Haselberges und des Steinberges, außerdem aber ringsum auf dem Gröbdißberge, dem Heiligenberge, dem mächtigen Probsthainer Spitzberge, dem Geiersberge, Wolfsberge, Willenberge und auf der Hugelje. In den Jahren nach 1800 sollen sie verboten worden sein, angeblich weil der

Herrenhof zu Nieder-Steinberg, welcher um das Jahr 1800 niederbrannte, durch die Brände eines Pfingstfeuers angezündet wurde. Noch viele Jahre nach dem allgemeinen Verbote blieb es aber Sitte, daß alljährlich am Nachmittage des zweiten Pfingstfeiertages das junge Volk aus Probsthain und andern Dörfern den Gipfel des Probsthainer Spizberges erstieg und an dem herkömmlichen Platze der Pfingst- und Johannisfeuer, dem sogenannten Kessel, ein kleines Kochfeuer entzündete. Als man im Jahre 1837 ein Wirtshaus am Abhange des Berges erbaute und der Zufluß von Fremden gerade zu Pfingsten sehr groß wurde, hörte auch diese Sitte allmählich auf. Auch im polnischen Oberschlesien waren die Feuer einst allgemein.

Eine höchst interessante Schilderung der Pfingstfeuer, wie sie noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts im Riesengebirge Sitte waren, giebt uns Berndt in seinem schlesischen Idiotikon, S. 96. Wir ersehen daraus, wieviel von diesem poetischen Brauche im Laufe der Zeit verloren gegangen ist. — Schon am Nachmittage des zweiten und dritten Pfingstfeiertages entzündeten die Hirten an den herkömmlichen Stellen Jachandeltangst und Fichtentangst. (Jachandel heißt [nicht überall] in Schlesien der Wacholderstrauch; in Nordböhmen Jachanel, in Nieder-Deutschland Machandel. — Tangst, in Nordböhmen Tangelst, erklärt man als eine Abkürzung von Tannengeäst.) Das Feuer durfte aber nicht eher hell brennen, bis die Abendglocke ertönte. Man suchte nur möglichst viel Rauch zu erzeugen, denn durch den über die Felder ziehenden Rauch wurden die Heryn genötigt, sich von Saaten und Vieh fernzuhalten. Wollte die Flamme einmal hell aufschlagen, so ward sie mit frischem Tangst gedämpft und mit Holzstöcken ausgeschlagen.

Gegen Abend zogen die Bauern mit Weib und Kind hinaus auf die Höhen zu den Feuern, kochten Speisen an denselben, aßen und tranken; Hausierer hielten Kuchen, Semmeln, Mehlweißen und Branntwein feil, und die jungen Burschen tanzten mit ihren Mädchen einige Mal um die Feuerstätte herum. Es herrschte ungemeiner Jubel, oft sogar tolle Ausgelassenheit, und mancher verbrannte sich die Haare und die Kleider, wenn er, um das Feuer tanzend, flammende Brände schwang und hoch in die Luft warf oder gar in tollem Übermut durch das Feuer selbst sprang. — So jubelt noch heut die Jugend bei den Johannisfeuern, nur die Beteiligung fast der gesamten Bevölkerung, der Schmaus und das Tanzen der Liebespaare, also gerade die Zeichen des alten Opferfestes, haben aufgehört.

Daß am Morgen des ersten Pfingstfeiertages an manchen Orten „Maa“ oder „Pfingsttanga“ gesetzt werden, haben wir schon oben erwähnt. Außerdem schmückt man auch fast überall in Schlesien die Thüren und Fenster der

Häuser, sowie das Innere der Zimmer und der Gotteshäuser mit grünen Reifern und mit Schilfrohr, Kalmus genannt. Auch die Stubendielen wurden früher mit diesem Rohr und anderm Grün bestreut.

Bei der katholischen Bevölkerung der Dörfer am Fuße des Zobtenberges, welche ehemals größtenteils dem Liebfrauenkloster zu Breslau gehörten, ist es noch heute Brauch, daß am „Pfungstheiligtage,“ sobald die Mittagsglocke ertönt, die Bauern aus ihren Häusern treten und im Garten unter Gottes freiem Himmel ein bestimmtes Pfungstgebet verrichten. Über den Ursprung dieser Sitte, die unsers Wissens sonst nirgends in Schlesien vorkommt, ist uns nichts bekannt.

Den zweiten Pfungstfeiertag zeichnete früher an vielen Orten der Glogauer, Wohlauer, Striegauer und Neisser Gegend ein großes Reiterfest mit vielem Schaugepränge aus. Wir geben hier eine Schilderung des Festes, wie es nach dem Berichte Dr. Dreschers noch vor 30—40 Jahren in den Dörfern Lüssen und Järischau bei Striegau begangen wurde. Das Dorf Lüssen gehörte bis 1810 der Johanniter-Kommende in Striegau und hat infolge dessen kein Dominium, sondern nur eine Erbscholtisei; Järischau gehörte bis 1810 dem Benediktinerkloster zu Striegau. Dies muß betont werden, weil sich in den genannten Dörfern, in denen das milde Klosterregiment über die Inassen gehandhabt wurde, Volksitten vollständiger erhalten haben, als in den benachbarten Dörfern, wo die Ortspolizei von den nichtgeistlichen Herrschaften strenger gehandhabt wurde. Die Kirche hat fröhliche und sogar lärmende Volksfeste meist geschont. Das kirchliche Bekenntnis scheint übrigens hier nicht von Bedeutung gewesen zu sein, denn die Bewohner von Järischau sind fast ausschließlich katholisch, die von Lüssen aber größtenteils protestantisch.

Schon am Nachmittage des „Pfungstheiligtages“ werden die zum „Pfungstreita“ bestimmten Pferde ingeritten, nachdem ihnen vorher sämtliche Hufeisen abgenommen worden sind. Die Zahl war nicht gering, denn das Dorf zählte damals mehr als zwanzig ansehnliche Bauerngüter. Um 4 Uhr am andern Morgen versammelten sich die „Woiner“ (Wagner, Großknechte) und viele Bauernsöhne zu Pferde, um auf ein geräumiges Brachfeld zu ziehen, auf welchem schon tags vorher eine hohe, abgeschälte Fichtenstange ingerammt worden war. Auf diese wurde nun ein frischer, mit roten seidenen Bändern und Blumen geschmückter „Maa“ befestigt, an welchem wieder ein Blumenkranz, eine Weste oder ein seidenes Halstuch, eine seidene Bandschleife, eine Schürze u. dergl. hingen. Sämtliche Reiter veranstalteten dann unter Leitung des Flurschützen einen einmaligen Wettritt auf eine ansehnliche Entfernung. Der Sieger wurde zum Pfungstkönig ausgerufen, der schlechteste Reiter

aber unter großer Heiterkeit zum „Rauchfieß“ (in den polnischen Dörfern Kochwist) erklärt und durfte für Spott nicht sorgen. Nun stiegen alle von den Pferden und trugen den Pfingstkönig auf den Schultern zum Pfingstbaum, vor welchem er sich neben den Rauchfieß hinstellte. Auf ein Zeichen des Flurschützen kletterte der König möglichst schnell an der Stange empor, um den Kranz unter dem Maien herunterzuholen, während der Rauchfieß zum Kretscham eilte. Hatte der Pfingstkönig den Kranz heruntergeholt, so eilte er ebenfalls, von vielen Zuschauern begleitet, nach dem Kretscham, wo inzwischen der Rauchfieß die Aufgabe hatte, dreißig bereit liegende Semmeln anzubeißen und vier Quart Kornbranntwein anzutrinken. Wurde er damit fertig, ehe der Pfingstkönig ankam, so mußte dieser Semmeln und Schnaps bezahlen, andernfalls der Rauchfieß. Darauf bestiegen alle wieder die Pferde und ritten, von einer Musikerbande geführt, in feierlichem Aufzuge durch das Dorf. Voran ritt stolz, den geputzten Maien in der Hand und mit einem großen Blumenstrauß geschmückt, der Pfingstkönig, hinter ihm der Rauchfieß in komisch-phantastischer Vermummung mit umgedrehten Kleidern, großem, falschen Barte und den oben erwähnten Kranz auf dem Kopfe. Hinter ihm ritten ebenso vermummte Reiter, die seine Wächter sein sollten. Dann folgten paarweise die übrigen, welche mit langen Peitschen unaufhörlich knallten. Vor jedem Hofe wurde gehalten, die Vermummten stiegen ab, führten den Rauchfieß gewaltsam in das Wohnhaus und forderten von der Hausfrau einen Beitrag zur Bartseife für den Rauchfieß, weil er gar „zu grande ins Maul ausfähe.“ Lachend hieß sie die Bäuerin nehmen, was sie fanden. Dem Herkommen gemäß hatten sie das Recht, von eßbaren Dingen, als Butter, Brot, Eier, Käse, Kuchen u. s. w., alles mitzunehmen, was sie unvergeschlossen in der Stube, Küche und im „Hause“ (Flur) fanden; auch die „Bruutolmer“ wurde oft durchsucht. So sammelten sie Geld und Speisen zu der nachmittäglichen Festfeier. — Sobald die Kirchenglocken zum Morgengottesdienst riefen, ritten sie zur Kirche, wohnten dem Gottesdienst bei und kehrten dann heim. Aber schon nachmittags um 2 Uhr versammelten sich alle wieder, um in Begleitung der Musikanten vor das Haus der „Pfingstkönigin,“ der Geliebten des Pfingstkönigs, zu ziehen und ihr den Ehrenpreis zu überbringen, welchen der Sieger beim Pfingsttritt für sie erworben, ein buntes Band, ein Tuch oder eine Schürze. Auch der König empfing hier seinen Ehrenpreis, eine Weste, ein Halstuch oder was sonst an dem Maibaum hing, den er von jetzt ab vor seines Herrn Hof stellte und zum ehrenden Andenken an diesen Tag bis zum folgenden Jahre stehen ließ. Der Zug begab sich dann in den Kretscham, wo König und Königin den Tanz eröffneten; auch der Rauchfieß tanzte mit, aber nie ohne den ihn kennzeichnenden

Kranz. Der Tanz sollte nach der Anordnung der Ortsbehörde nie länger dauern, als ein Kreuzerlicht brenne. Da dies aber der tanzlustigen Jugend nicht genügte, so rieb man das Licht, welches auf dem Gerichtstische stand, mit Salz ein, so daß es recht lange brannte. Dem Pfingstkönig kam ein solcher Tanz oft teuer zu stehen, da er sich bei Tanz und Schmause freigebig zeigen mußte. Stehendes Festgericht dieses Tages war „eine Salate,“ welche vom Könige für alle Festgenossen beschafft wurde und hätte er sie, was zuweilen vorkam, vom Schloßgärtner aus dem benachbarten Bartsdorf holen lassen müssen. (Vergl. Schles. Provinzbl. 1870, S. 291.)

Ähnliche Wettspiele, ein Wettlauf zu Pferde und zu Fuß, fanden auch in manchen Städten statt. So veranstaltete man zu gewissen Zeiten, besonders aber bei der Anwesenheit fürstlicher Gäste, zu Breslau Pferderennen, die unsern Rennen nicht ganz unähnlich sind. Gomolky in den Breslauer Merkwürdigkeiten III, S. 180, beschreibt den Hergang folgendermaßen: Wer am Rennen teilnehmen wollte, meldete sich beim Räte und brachte einen Tag vorher die Pferde in den bestimmten Hof, wo sie mit rotem Wachs auf die Stirn gesiegelt wurden. Am Renntage selbst fuhren die zwei Glockenläuter des Rathhauses mit andern Bedienten in die Nikolai-Vorstadt, wo in einem Hofe bei der steinernen Säule der Dohse ausgepuzt wurde, der als erster Preis ausgesetzt war. An der steinernen Säule, welche das Ziel war, fanden sich bald auch zwei Magistratsdeputierte zu Pferde ein, welche die Aufsicht führten und Ausreuter zur Seite hatten. Die Renner mit dem einen Ausreuter begaben sich bis zu den drei Kreuzen auf der Landstraße und stellten sich in Linie hinter einem Strohsheil auf, welches quer über die Straße gespannt und mit Sand bestreut war; ein solches Strohsheil lag auch bei der steinernen Säule. Die Reiter saßen ohne Sattel, nur mit Hemd und Hosen bekleidet, zu Pferde. Nachdem durch zwei Schüsse das Zeichen gegeben war, fingen sie an zu rennen. Wer zuerst am Strohsheil an der steinernen Säule ankam, erhielt den Dohsen, der zweite einen Karabiner, die folgenden nichts, dagegen der letzte ein Spanferkel. Dann wurde der Dohse in feierlichem Zuge in die Stadt, um den Ring und in des Gewinners Behausung geführt. Den Zug eröffneten vier Trompeter, hinter ihnen wurde der Dohse von den zwei Baudensekern geführt und von den zwei Glockenläutern begleitet. Die Hörner des Tieres waren verguldet, um den Hals hatte es Kränze, Kopf und Rumpf bedeckte ein weißleinenes Tuch und über den Rücken hingen zwei Schilde, auf welchen die zwei untern Teile des Breslauer Stadtwappens gemalt waren. Hinter dem Dohsen ritten die Gewinner, zuletzt der mit dem Ferkel. — Der Dohse ist unzweifelhaft ehemals der Pfingstochse gewesen. Als 1553 der Erzherzog Maximilian,

der nachmalige Kaiser, in Breslau war, wurde (17. April) ein solches Rennen veranstaltet und „ein vergoldeter Credenz, ein Sammet und Damast“ als Preise ausgesetzt. Der Erzherzog gewann den Becher.

Schon im Jahre 1793 berichtet ein schlesischer Chronist in den Provinzialblättern von 1793, S. 285, das Maireiten oder Pflingstreiten sei samt dem Maienseken schon seit mehr als zehn Jahren verboten; das letztere wegen der damit verbundenen Beschädigung des Waldes, das erstere wegen der häufigen Unglücksfälle, die dabei vorgekommen seien. Trotzdem hat sich das Pferderennen bis in die ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts in den Kreisen Guhrau, Militsch und Ols erhalten und findet an einzelnen Orten noch jetzt statt. (Bericht der Landräte v. J. 1818 an die Breslauer Regierung. — Königl. Staatsarchiv.)

Ein Pferderennen mit einem eigentümlichen Brauch wurde früher unter den Wenden der Niederlausitz abgehalten. Bei Rottbus versammelten sich am zweiten Pflingstfeiertage die Burschen zu Pferde außerhalb des Dorfes. Ein angesehenener Mann zog die Linie, hinter welcher man sich aufstellte, und gab das Zeichen zum Rennen. Wer das Dorf zuerst erreichte, ward als Sieger mit Blumen geschmückt und ritt in den Kreis voran, wo nun ein Halsgericht stattfand. Der schlechteste Reiter wurde in den Kreis der Burschen geführt, feierlich als Verbrecher angeklagt und zum Tode verurteilt. Er mußte auf einen Sandhügel knien, man setzte einen Topf mit Asche auf seinen Kopf, zog einen Saß über ihn, um den Betrug vor den Augen der Zuschauer zu verbergen, und schlug nun mit einem hölzernen Schwerte den Aschentopf herunter, worauf der Enthauptete pflichtschuldigst umfallen mußte.

In mehreren Dörfern des ehemaligen Fürstentums Reiffe ist das Pflingstreiten oder Königsreiten, wie es dort vorzugsweise heißt, ähnlich dem österlichen Saatreiten, zur Flurprozession geworden; die Bauern reiten unter Absingung frommer Lieder um die Felder und verrichten zuletzt einige Gebete vor einer Kapelle. Der Name „Königsreiten“ läßt aber mit Bestimmtheit schließen, daß die Feier ehemals einen ganz andern Charakter gehabt hat.

Außer dem Wettreiten finden am zweiten Pflingstfeiertage oder an einem der folgenden Sonntage noch eine große Anzahl von Volksbelustigungen statt, deren Kern fast immer ein Wettkampf ist; auch die Laubeinhüllung oder das Befränzen sind häufig wiederkehrende Erscheinungen dabei.

In manchen Gegenden, z. B. bei Glogau, bringt man den Umzug des Rauchfieß mit dem Beginn des Vieh austreibens in Verbindung. Schon am Abende des Pflingstsonntages gehen die Hirten unter lautem Peitschenknallen durch das Dorf, um anzukündigen, daß am nächsten Morgen zum erstenmal

das Vieh auf die Weide getrieben wird. Wer am folgenden Morgen verschläft und als der Letzte beim Austrieb erscheint, wird als Rauchfieß begrüßt. Man bekleidet ihn am Nachmittage vollständig mit Laub, setzt ihm eine Binsenkronen auf, behängt ihn mit Bändern, Bildern und Schellen, hebt ihn auf ein Pferd und führt ihn unter fortwährendem Peitschenknallen in die Bauernhöfe, wo man unter Hersagen von Sprüchen Gaben einsammelt. Diesen Rauchfieß heißt man in Thüringen den grünen Mann oder Lattichkönig.

In manchen Gegenden, in den Kreisen Breslau, Ohlau, Brieg, ist der Wettkampf ganz weggefallen und nur der Umzug geblieben, häufig mit recht viel Roheit gepaart.

Aus der Menge der Kuhhirten und Knaben wird ein Rauchfieß gewählt, oder es melbet sich einer zu dem schwierigen Amte. Mit alten Kleidern in möglichst auffälligen Farben oder mit Erbsenstroh (Würben, Thomaskirch bei Ohlau) bekleidet, steckt man ihn in einen großen Spreukorb, den man mit Reisern dicht bedeckt und auf einen zweirädrigen Karren oder das Vordergestell eines Wagens setzt. Sein Hut entbehrt der Krempe und ist mit einem Flederwisch versehen. In der Rechten schwingt er einen riesigen Kochlöffel, aus einem Holzschicht grob geschneit, mit welchem er die ihn fortwährend umkreisende und neckende Dorfjugend abwehrt, indem er aus einem Eimer Schlamm auf sie wirft und mit dem Kochlöffel nasse Ohrfeigen austeilt. Der Karren wird von vier bis sechs verkappten Burschen, den „Pferden,“ gezogen und von den Pflingstburschen begleitet. Wenn die Pferde von den nachlaufenden Jungen zu sehr geneckt werden, machen sie Halt und rufen: „Rauchfieß, wirf aus!“ worauf dieser Schlamm auswirft und meist unslätige Worte ausstößt; früher hörte man häufig: „Alte Hure, mich durstet.“

Unterdessen gehen zwei Burschen, die Rauchfießbitter, in Feiertagskleidung, mit einem Sträußchen auf dem Hute und feinen Stäbchen, mit roten Bändern geziert, in der Hand, von Haus zu Haus. Der eine spricht die Bitte um eine Gabe, der andere den Dank.

Der Bittende spricht beim Eintritt in die Stube (Schles. Provinzbl. IX, 290):

„Ist der Herr Wirt und die Frau Wirtin zu Hause?
 Doch fürchtet nicht, wir kommen zu keinem Schmause.
 Wir wollen nur erzählen, nicht schmausen:
 Die schwarze Kaze will mausen,
 Doch nicht die schwarze nur allein,
 Die weiße will auch dabei sein.
 Wir waren auch verreist in fremder Welt,
 Doch da bekamen wir fast gar kein Geld.“

Wir sind z. B. gewesen in Sachsen,
 Wo die jungen Mädchen auf den Bäumen wachsen.
 Da sind sie auch sehr wohlfeil;
 Man kriegt ein halb Schock für ein Strohfleil.
 Wir sind auch gewesen in Ungern,
 Da litten wir Durst und mußten hungern.
 Wir sahen daselbst auch viele gefappte Lerchen, —
 Die fanden in die Wirtshäuser besser, als in die Kerchen.
 Durst und Hunger hat uns gezwungen,
 Da sind wir nach Frankreich gekommen.
 In Frankreich sollten sein die Bauern reich,
 Doch wir fanden's anders allsogleich:
 Der erste mußte sterben,
 Der andre mußt' verderben,
 Der dritte mußt' entlaufen,
 Der vierte mußt' verkaufen,
 Der fünfte nahm den Bettelsack
 Und schlug den sechsten bis ins Grab.
 So sind wir nun arm wieder in Eurer Mitten
 Und wollten wir den Herrn und die Frau schön bitten,
 Daß sie uns möchten eine Gabe mittheilen,
 Damit wir auch können den kranken Rauchfieß heilen."

Nachdem der Bittende eine Gabe in Empfang genommen, spricht der andere:

„Habt Dank, habt Dank für Eure Gaben,
 Die wir von Euch empfangen haben.
 Wenn Ihr werd't kommen auf unser Feld,
 So werd't Ihr finden eine Meze Geld.
 Werdet Ihr's Euch nicht aufheben,
 So dürft Ihr uns keine Schuld geben.“

Zum Schluß wird der Rauchfieß samt dem Karren in einen Teich gerollt.

Der Rauchfieß hieß im 17. Jahrhunderte in Schlesien auch Pfingstklümmel, wie noch jetzt eine Festfigur im Erzgebirge, in Bayern und Schwaben. Jetzt nennt man Pfingstklümmel noch hier und da den Festordner beim Umzug des Rauchfieß und der darauf folgenden Tanzmusik. In Oberschlesien heißt der Rauchfieß Król (König) oder Niedzwiedz (Bär).

Das Wort „Fieß“ oder ebenso häufig „Fiez“ findet sich in Schlesien noch in andern Verbindungen, wie „Hembefiez, Klößelfiez, Läusefiez, Mädelfiez,“ ähnlich wie „Hembenickel.“

„Hembefiez, Hoosafchliez,
Zoa de Ginner ei a Gries u. f. w.“

ruft man einem Kinde zu, welches im Hemde herumläuft. (M. Peter I, S. 27.) Viez (Fiez), Vieze, Vieza (im Gebirge) ist aber in Schlessien überall die Abkürzung für Vincenz, so daß Rauchfiez gleichbedeutend ist mit „rauhher Vincenz.“

St. Vincenz scheint in Schlessien einst als Wetterprophet gegolten zu haben, und da sein Namenstag in den Anfang des April (5.) trifft, so ist er oft ein rauher Wettermacher. Daher singt man von ihm (F. Schoenig: Gedichte in Glätz. Mundart, S. 28):

„Se, heer amool, mei liever Viez,
Machst du nie baale es gescheider Waater,
So ga ich dir en techtiga Pliez,
Dn sit's meintholwe fluks a Pater.
Wär' heute ne dei Noamastoak,
Ich gee (gäb') d'r fluks en darwa Schloak.
's is doch a Schande on a Spoot!
Ma post nu es schon sent'm Juseftoage,
Dn hot's a es ei olla Seita soat,
Dn ieweroal hört ma de Kloaga,
Dof du gloi Scholt do droane best,
De Waterbriefe liega lest.“

Ein anderes Wettspiel, welches in die Pfingstzeit fällt, ist das „Mäasteija“ oder (seltener) „Pfingststangasteija,“ das noch in vielen Dörfern Mittel- und Niederschlessiens abgehalten wird, so z. B. um Schweidnitz, Striegau, am Zobten u. f. w. Eine Anzahl Burschen und Mädchen bilden gewöhnlich eine Art Komitee, welches das Aufstellen des Maien mit den Ehrenpreisen und die Deckung der Kosten zu besorgen hat. Um letzteres zu können, gehen sie am Morgen des Festtages schön gepuht zu den wohlhabenderen Leuten des Dorfes, um sie zum Feste einzuladen, indem sie ihnen auf einem weißen Teller ein Sträußchen überreichen. An manchen Orten geht der ganze Zug Gaben sammelnd durch das Dorf. In den Gehöften singt man:

„Gott grüß Euch, Frau Wirtin, in Eurem Haus!
Gebt uns die schwarze Kaze heraus,
Die schwarze nicht alleine,
Die graue auch derbeine,

Die weiße noch dazwischen,
 Sie helfen einander die Mäuse dertwischen.
 Habt Ihr ein'n Sohn oder Töchterlein,
 Dann schickt sie uns in die Pfingstscheune nein (hinein).
 Das Söhnlein wollen wir tränken,
 Das Töchterlein wollen wir schwenken,
 Bis unser Pfingstfest wird alle sein."

Sie erhalten dafür ein Geldgeschenk. Am Nachmittage zieht dann die männliche und weibliche Jugend, von Musikanten geführt, paarweise auf den Festplan. Nachdem man hier einige Stücke um den Maien getanzt hat, erfolgt der Wettkampf, der hier darin besteht, die glatte Stange zu erklimmen und die Ehrenpreise herabzuholen. Der Sieger heißt Pfingstkönig, sein Mädchen aber die Pfingstbraut. Beide schreiten geschmückt, der König mit dem Maien in der Hand, bei der Rückkehr dem Zuge voran in den Kretscham, wo ein Tanz das Fest beschließt.

In den Dörfern bei Breslau (Oltaschin) fand früher das Maiensteigen statt, wenn am Pfingstmontage die „Pfingstburschen“ vom Umzuge des Rauchfieß zurückkehrten. (Schles. Provinzbl. 1793, S. 285.) Schon vor etwa fünfzig Jahren hat aber diese Sitte dort aufgehört.

Ein anderes Wettspiel, welches zu Pfingsten, aber auch an einem andern Maisontage in der Striegauer Gegend (Buschkau, Tscheschen, Kauske) üblich ist, ist das sogenannte „Goliathschloon oder Goliathstecha.“ Eine lebensgroße hölzerne Figur oder eine Stroh puppe mit einem roten Hute (Dreistücker), Lederhosen u. s. w. bekleidet, wird zwischen zwei vermunimte „Wächter,“ welche Spieße oder Flinten in den Händen haben, auf einen Wagen gesetzt; ein Hanswurst versteht den Kutscherdienst. Hinterher schreiten paarweise die Burschen und Mädchen. Im Hofe des Schulzen wird Halt gemacht und der Hanswurst hält eine Rede des Inhalts, daß der Goliath, den man lange vergeblich gesucht habe, endlich eingefangen und wegen seiner Verbrechen zum Tode verurteilt sei. Da alle Appellationen nichts genützt hätten, so solle die Hinrichtung jetzt vollzogen werden. Dann zieht man wohl auch nach dem Herrenhofe, wo sich dieselbe Scene abspielt. Auf dem Richtplatze wird der Goliath an einen Pfahl befestigt, und die jungen Burschen gehen nun der Reihe nach mit verbundenen Augen auf ihn zu, um ihn mit einem Spieße zu treffen. Wer ihn trifft, wird König, seine Geliebte Königin. Häufig veranstalten unterdessen auch die Mädchen ein Spiel, wobei eine von ihnen Königin wird. Ein solches Spiel ist das „Scherzarena“ oder „Scherzalafa“ (Schürzenrennen), ein Wettlauf der Mägde nach Schürzen, Tüchern u. s. w., die an einem Maibaume

aufgehängt sind. In Bukowine bei Sibyllenort nannte man das Spiel Gerlandelaufen (Guirlandel.) oder Haubenlaufen, weil der Preis ein Kranz oder eine Haube war. Es fand vor oder nach der Ernte statt. Die Siegerin, Königin, zieht mit dem Könige an der Spitze des Zuges in den Kretscham.

Wettspiele, welche mit dem Goliathschlagen fast ganz übereinstimmen, sind das Puppenstechen oder Jungfernstechen, das an manchen Orten erst nach der Ernte stattfindet, und das Ritterstechen. Eine als Ritter bekleidete Puppe wird auf ein Pferd gesetzt und auf den Richtplatz geführt. Sonst verläuft das Fest ganz so wie das Goliathstechen. Auch das Hahnschlagen, welches viele Ähnlichkeit mit dem Goliathstechen hat, ist ein beliebtes Wettspiel der Pfingstzeit, z. B. um Schweidnitz und Breslau; seine Beschreibung folgt unter dem Kapitel: Erntefeste.

In der Zeit von Pfingsten bis Johannis findet auf manchen Dörfern der Breslauer, Ohlauer, Trebnitzer Gegend das Austragen des Rosentopfes, Blumentopfes oder Blumenkranzes statt. Bei Ohlau wurde früher ein Topf oder Körbchen mit Blumen, besonders Rosen, umflochten, am Johannistage von den Mägden auf einem Rasenplatze an einer Stange befestigt, aufgestellt und dabei getanzt. Der Blumenkranz, in Form einer Krone geflochten, wird z. B. in Rattern bei Breslau von den Mädchen aus einem Bauerngehöft abgeholt und im Kretscham aufgehängt, wo nun ein Tanz stattfindet. Jedem Teilnehmer wird von einem mit Blumen geschmückten Mädchen ein Kiesel überreicht, wofür er ein Trinkgeld zu zahlen hat.

Die zahlreichen Pfingstgebräuche, die in derselben oder in ähnlicher Form in ganz Deutschland wiederkehren, haben nach umfassenden neuern Untersuchungen, auf die wir nicht näher eingehen können, Beziehung auf die Entwicklung der Vegetation.

Die üppige Kraft und Fülle, die sich gerade in den Frühlingsmonaten zeigt, finden wir in verschiedenen Formen verkörpert. Wir sehen den Wachstumsgeist als kräftigen, grünenden Baum — Maien, Maibaum, Pfingstbaum, Rosentopf, Blumenkranz; später als Menschen, der in Laub eingehüllt ist, einen Kranz auf dem Haupte hat, oder den Maibaum in der Hand trägt — Maikönig, Pfingstkönig. Gewöhnlich erscheint er auch als männliches und weibliches Wesen, die ehelich verbunden sind und bei unsern Volksfesten als Maibrautpaar — Pfingstkönig, Pfingstkönigin, Maibraut — auftreten. „Durch verschiedene Gebräuche, welche sich an den ursprünglichen Repräsentanten dieses Schutzgeistes, den Maibaum, knüpfen, suchte man sich des Segens desselben zu vergewissern. Dasselbe gilt auch von den jüngeren Formen der nachbildlichen Darstellung desselben in Menschengestalt (Pfingstkönig), wiewohl das Bewußt-

sein von der ursprünglichen Bedeutung der an diese Figuren geknüpften Zeremonieen allmählich schwand. So blieb schließlich nur noch eine leere Zeremonie als Sitte des Landvolkes übrig.“ (Pfannenschmid: Germ. Erntef., S. 584.) Die meisten Bräuche unserer heutigen Pfingsten haben jedenfalls einst dem alten Frühlingsfest (Ostern) und der Mittsommerfeier (Johannis) angehört und haben sich erst später an das christliche Pfingstfest geknüpft. Der Charakter dieser Gebräuche deutet darauf hin; außerdem ist das christliche Pfingstfest nicht die Zeit eines alten Hauptfestes.

Die Pferderennen haben aber unzweifelhaft bei den slawischen Völkern, und somit einst auch in Schlesien, noch eine andere Bedeutung gehabt. Die Slawen glaubten, die Götter weisagten durch Pferde und führten daher weisagende Pferde mit in den Krieg. Aus diesem Grunde wählte man Oberhäupter bisweilen durch Pferderennen. Als sich nach Lesco I. Tode die Magnaten lange gestritten hatten, wurde endlich durch ein Pferderennen sein Nachfolger bestimmt. Wessen geflecktes Pferd (*equus maculis distinctus*) zuerst am Ziele anlangte, sollte ihr Fürst sein. (Schles. Provinzbl. v. J. 1788, S. 397, Johannes in Chron. Polon. bei Sommersberg I, p. 3, und ein ungenannter Chronist bei Sommersberg I, p. 15.) Vielleicht wählten die Gemeinden bei peinlichen Sachen auf diese Weise auch ihre Richter. Darauf dürfte der Umstand hinweisen, daß in den Wendendörfern bei Kottbus der Sieger in dem Pferderennen an jenem Tage für Ruhe sorgt, die Ausschweifungen seiner Kameraden bestraft und etwaige Streitigkeiten beilegt.

Der eigentümliche Umstand, daß die Teilnehmer am Pfingsttritt unmittelbar nach dem Wettritt und dem Umzuge durch das Dorf dem Gottesdienste beiwohnen, läßt vermuten, daß die Maisfeier einst mit einem Opfer verbunden war. Der Verlauf eines solchen Maisfestes dürfte etwa folgender gewesen sein: In der Morgenfrühe die Abhaltung des Wettspieles; darauf feierlicher Umzug in der Ortschaft unter Anführung des Siegers und der Priester, wobei die Beiträge zu dem Opfer und zu dem gemeinsamen Opferschmause des Nachmittags gesammelt wurden; darauf vielleicht ein Umritt der Männer um die Felder unter Vorantragung der Götterbilder und Absingung von Liedern, wie es noch jetzt in christlicher Form im Fürstentum Neisse, besonders aber in Oberbayern üblich ist, wo sich der Reiterzug, von dem Priester mit der Monstranz begleitet, in den Wald bewegt; endlich am Nachmittage feierliches Brandopfer, Opferschmaus und Tanz.

Die städtischen Wettspiele, das Wettrennen, Pfingstschießen, Königsschießen und Vogelschießen sind unzweifelhaft aus den ländlichen Wettspielen hervorgegangen. Die Germanen haben sich erst spät an das Leben in Städten gewöhnt; die Volks-

sitten hatten damals schon eine völlig feste Form angenommen und wurden von denen, welche in den besetzten Plätzen wohnten, beibehalten und zeitgemäß umgebildet. Aus dem Hahnschlägen wurde ein Hahn schießen, ein Vogel schießen; das Bettrennen blieb. Ein geschmückter Stier mit vergoldeten Hörnern bildete auch in Schlesien bei den städtischen Bettrennen den Hauptgewinn. In Thüringen und in andern deutschen Ländern nannte man ihn Pfingstochsen, bei uns Maiochsen, eine Bezeichnung, die längst ein Spottname geworden ist. Wer sich am ersten Mai oder im Mai überhaupt im Scherz überlisten läßt, wird als Maiochs begrüßt. Ganz in demselben Sinne kennt man bei uns auch einen Aprilochsen für denjenigen, der sich am ersten oder letzten April „in den April schicken“ läßt.

II. Abschnitt.

Der Johannistag. — Saat- und Erntegebräuche.

1. Hagelfeuer, Wetterläuten.

Wenn die Sommerhitze größer wird und die Feldfrüchte durch häufigere Gewitter gefährdet werden, sucht der Landmann durch besondere Gebete und kirchliche Andachten Gott um Erbarmen und Abwendung von Hagelschaden anzuflehen. Da hört man in katholischen Kirchen in den sieben Wochen vor Johannis auf bestimmte Tage eine „Hagelfeier“ ankündigen. In manchen Dörfern finden auch Prozessionen statt, welche theils von alters her bestehen, theils aber nach einem großen Hagelschlage gelobt worden sind. Das Volk im schlesischen Gebirge nennt diese kirchlichen Andachten „Häälfeier“ und erklärt uns mit diesem Namen die ursprüngliche Bedeutung dieser „Feier.“ „Häälfeier“ sind Hagelfeuer, denn „Feier“ ist der dialektische Ausdruck für Feuer, während das hochdeutsche Wort „die Feier“ in die Volkssprache nicht übergegangen ist. Es müssen also einst auch in Schlesien zur Abwendung von Hagelschlag Feuer angezündet worden sein, wie sie in andern deutschen Gegenden, z. B. am Rhein, noch jetzt vorkommen. Man nennt die Feuer dort „Haalefeuer“ und spricht vom „Hagelbaum brennen“ und: „Wir verbrennen den Hal.“ (Pfaunenschmid: Germanische Erntefeste, S. 384.)

Um Gewitter zu vertreiben und Hagelschaden zu verhindern, fand noch in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts in vielen schlesischen Dörfern ein Wetterläuten statt. Der Küster mußte während des Gewitters läuten und er-

hielt dafür von den Bauern Wettergarben oder Wetterbrote, welche mit zu seinem Einkommen gehörten und daher auch noch fortbauerten, als das Wetterläuten längst aufgehört hatte; jetzt sind sie wohl überall durch Geld abgelöst. Der Landmann glaubte, daß durch den Schall der Glocken die Wetterwolken vertrieben würden, während man im Hannöverschen damit die Absicht verband, daß sich jedermann in einem andächtigen Gebete zum Herrn wenden sollte. — Im germanischen Heidentume hatte das Schellengeklapper oder Geläute eine zauberabwehrende Kraft; man suchte damit den Einfluß böser Geister abzuhalten, welche im Gewitter und während der Mittagszeit, wenn die Erntearbeiter die Mahlzeit einnehmen, ihr verderbliches Spiel treiben. Daher wird z. B. im Hannöverschen während der Mittagszeit geläutet. Die Leute glauben freilich, es geschähe, damit die Mäher wüßten, wann es Mittag sei. (Pfannenschmid, S. 90.) „Es ist ganz natürlich, daß dieser Glaube im Christentum beibehalten und christlich gedeutet wurde. Hierzu bot die Lehre des Apostels Paulus (Eph. VI, 12; II, 2) den besten Halt; denn nach ihr wohnen die bösen Geister unter dem Himmel und ihr Oberster, der Teufel und Fürst dieser Welt, herrscht in der Luft. Darum glaubte die Kirche, daß diese Teufel Wetter, Hagel und Sturm erregen“ (a. a. O., S. 396).

Ein Pfarrer, Namens Keller in Oberschlesien, der das Tob austreiben, den Marzana-Umgang, als heidnischen Greuel sehr energisch bekämpfte, wandte gegen Wetterschaden folgendes Mittel an. Er schrieb alljährlich die vier Evangelien, die am Fronleichnamsfeste gelesen werden, ab und legte sie während der ganzen Fronleichnamsoktave unter die Monstranz; dann vergrub er sie nach den vier Himmelsgegenden an den Grenzen der Feldmark. Dies sollte die Fluren vor Hagel und Ungewitter bewahren.

Am Fronleichnamsfeste und überhaupt bei feierlichen Prozessionen haben in manchen Dörfern Oberschlesiens zwölf Jungfrauen, „die Bildjungfrauen,“ die Ehre, Bilder der Gottesmutter oder eines Heiligen zu tragen. In einigen Dörfern werden sie von den jungen Leuten ausgewählt, von denen zwölf die Mädchen in der Prozession begleiten. Diese Paare haben nach dem Gottesdienste im Pfarrhause freien Trunk. Bildjungfrau zu sein, gilt für eine große Ehre, davon absichtlich ausgeschlossen zu werden für eine Schande.

2. Johannisabend und Johannistag.

Die Nachtigall und der Ruckuck sind verstummt, viele Blumen haben ihre schönste Blütezeit hinter sich, das Wintergetreide naht sich der Reife, die Zeit der Sommerjonnenvende, der Johannistag, rückt heran. Der Tag selbst ist aber weit weniger durch herkömmliche Gebräuche ausgezeichnet, als vielmehr der vorhergehende Abend, der 23. Juni, im schlesischen Gebirgsdialekt „Jehonzigoomb oder Jehonstichoomb,“ in Oberschlesien Sobotki oder Kupaty genannt.

Schon lange vorher beginnen auf den Dörfern und in den Landstädten die Knaben und halbwachsenen Burschen bei den Nachbarn um Reifigbündel und alte Stallbesen zu betteln. Glücklich ist derjenige, der eine ausgepichte Tonne oder eine alte Wagenschmierbotte bekommen hat. Fast in allen Gebirgsdörfern ziehen die Burschen auf einen nahe gelegenen Berg oder eine Anhöhe — früher auch in den Dörfern der Ebene auf einen freien Platz — errichten dort einen Stoß aus Holz und Reifig und machen ein „Jehonzigfeuerlä.“ An diesem entzünden sie die in Wagenschmiere getauchten Besen und führen, dieselben fortwährend schwingend, einen wilden Fackelreigen um das Feuer herum auf. Viele werfen die flammenden Besen hoch in die Luft, aus der sie funkensprühend herabfallen; mit Stroh und Wagenschmiere umgebene Stangen werden angezündet, Pechkränze und Raketen steigen in die Luft. Ringsum von den Bergen lodern zahlreich die Flammen der brennenden Holzstöbe, tanzen Hunderte von kleinen Lichtern, schießen feurige Signale empor, rennen in wechselnder Beleuchtung dunkle Gestalten hin und her, ertönen mehrfach Freudenerschüsse. Der Anblick ist überaus schön, jedem unvergeßlich, der ihn einmal, keinem überdrüssig, der ihn von Jugend auf genossen. Eine große Menge Zuschauer sammelt sich gewöhnlich in der Nähe eines Johannisfeuers. Ist der Brand endlich soweit erloschen, daß nur noch ein Gluthaufen übrig bleibt, so springen die meisten aus dem tollen Haufen mehreremal darüber hinweg. In Oberschlesien tanzten bei den Johannisfeuern — Sobotki — die Hirten nach einer Geige um das Feuer und sprangen darüber hinweg, damit das Vieh nicht lahm werde. Das Springen soll bei den Slawen eine Feuertaufe, eine Reinigung von Sünden bedeuten.

Die Thüren der Wohnungen und Ställe werden mit Linden- oder Birkenreisern oder mit Kränzen von neuerlei Baumgattungen geschmückt; mancherlei Blumen, besonders aber die Zweige des Johannistrautes (*hypericum perforatum*) werden in diese hineingesteckt. Auch das Innere der Stube wird mit Linden-, Eichen- oder Holunderbüscheln verziert. Dadurch will man die Hexen von den Wohnungen fernhalten.

Gartheu (Johanniskraut) und weiße Heid
Thun dem Teufel vieles Leid.

(Bunzlauer Monatschrift v. J. 1781, S. 6.)

In der Leobschützer Gegend werden zu diesem Zwecke sechs bis acht kleine Kränze aus Rosen oder Feldblumen an eine Schnur gereiht und unter Auf-
sagen eines frommen Spruches oder Gebetes über der Kuhstallthür oder am
Hofthore befestigt, bisweilen auch von einem Gehöft zum andern quer über die
Straße gezogen, um „den bösen Geistern“ den Eingang in das Dorf zu ver-
wehren. (Schles. Provinzbl. IV, S. 129.) Die mit Kränzen behängten
Schnüre heißen „Rusatäppe“ (Rosentöpfe), eine Bezeichnung, die auf eine ganz
andere Sitte hinweist, über welche wir durch einen fränkischen Brauch Aufklä-
rung erhalten. Die Rosentöpfe waren dort siebartig durchlöcherne Töpfe, deren
Öffnungen mit Rosenblättern verklebt wurden. In das Innere stellte man
nun ein brennendes Licht und hing den Topf am Johannisabende zum Fenster
hinaus. Ähnlich wie in der Walpurgisnacht sollen nach dem Volksglauben
auch in der Johannisnacht Hexen ihr Spiel treiben, weshalb noch heut von
manchen abergläubischen Leuten die oben angeführten Mittel gegen Hexenschaden
angewendet werden. Noch um das Jahr 1830 pflegte man in der Gegend von
Brieg, Ohlau und Strehlen am Johannisabende auf Kreuzwege zu gehen, um
dort mit einem Stock drei Kreuze auf die Erde zu machen. Wenn nun die
Hexen um 12 Uhr auf die Kreuzwege tanzen gingen, so mußten sie durch die
Kreuze Schaden nehmen. Wer am nächsten Morgen mit einer frischen Wunde
oder sonst einer Beschädigung am Körper erblickt wurde, kam in den Verdacht,
an dem nächtlichen Hexenspuk teilgenommen zu haben. Einen solchen Tanz
führten die Hexen in der Johannisnacht an der Hexenkieser auf dem Pangel
bei Rimplsch auf. Der ganze Berg galt für unheimlich.

In der Schönau-Goldberger Gegend pflegte man früher mit den flammen-
den Besen durch die Krautpflanzungen zu springen; die abgebrannten Besen-
stummel werden noch jetzt an manchen Orten (Schlegel bei Neurode und am
Zobten) in die Furchen der Krautfelder gelegt, um diese vor Hexenschaden und
Raupenfraß zu schützen. — Die Hirten und „Anspanner“ (Ackerleute) mußten
früher (Schönau-Goldberg) am Johannisabende bei der Heimkehr von den Fel-
dern soviel als möglich mit den Peitschen knallen, um die Hexen zu verjagen.
Man pflegte dann wohl zu sagen, der letzte Hirt treibe die Hexen in das
Dorf, aber der letzte Anspanner werde von ihnen getrieben.

Die Johannisnacht galt früher und gilt teilweise noch jetzt so wunder-
kräftig und bedeutungsvoll, daß sie nur von der Karfreitags- und Christnacht
übertroffen wurde. Nicht nur alles fließende Wasser wird heilkräftiger und

erfrischender zum Trinken und Baden, sondern auch die Wirkung mancher Heilquellen sollte an diesem Abende vermehrt werden. Dies galt besonders von Warmbrunn und Johannisbad im Riesengebirge. Schon seit den ältesten Zeiten war es unter dem Volke üblich, zu diesen Wunderquellen zu wallfahren und am Johannistage oder am Vorabende ein Bad zu nehmen, welches als heilsam in mancherlei Krankheiten galt. Neben dem großen, offenen Becken, welches die Kranken benutzten, stand an beiden Orten eine Kapelle des hl. Johannes. In diesen flehte man zu dem Heiligen um Genesung und opferte wohl auch eine Wachskerze auf seinem Altare. Mit Verwunderung berichtet ein schlesischer Chronist des 16. Jahrhunderts von dem erstaunlichen Andränge des Landvolkes am Johannistage zur Warmbrunner Wunderquelle, als man schon aufgehört hatte, dem Heiligen geweihte Kerzen zu opfern und vor seinem Altare niederzufallen. In Johannisbad hat sich die Sitte und der Glaube an die Wunderkraft der Quelle länger erhalten, ja der Ort um die Heilquelle empfing seinen Namen von ihr und der Bach, der ihn durchfließt, den Namen Johannisbach. (Schickfuß: Schles. Chronik, Lib. IV, Kap. 4; Berndt: Sudentenführer 1828, 400; Mosch: Riesengeb. 1858, 202.)

Auch für vorbedeutend in mancherlei Beziehungen gilt der Johannisabend. In den Dörfern an der Ragbach und am Bober stecken die Mütter für jedes Familienglied einen Zweig in einen Ritze des Deckbalkens der Schlafkammer. Wessen Stengel nun in der Folgezeit nicht fortgrünt, der stirbt im nächsten Jahre oder erfährt ein schweres Leid. — Manches heiratslustige Mädchen nahm früher am Johannisabende einen Kranz von neuerlei Blumen und warf ihn, ohne ein Wort zu sprechen, rückwärts auf einen Baum. So oft er wieder herabfiel, so viele Jahre mußte sie noch bis zur Hochzeit warten. (Bunzl. Monatschr. 1792, S. 279.) — Wollte ein Mädchen wissen, welche Farbe der Rock des künftigen Geliebten haben werde, so grub sie am Johannisabende ein Stück Rasen aus und sah nach, ob ein Wurm unter demselben steckte. Fand sie einen, so konnte sie auf baldige Verheiratung hoffen; der Rock ihres Geliebten mußte dieselbe Farbe haben, wie der Wurm. Fand sie in diesem Stück Rasen aber gar keinen Wurm, so hatte sie keine Hoffnung, in diesem Jahre noch zu heiraten (a. a. O. 1792, S. 119). Aber auch noch heutigen Tages slicht manches verliebte Mädchen im Glazischen am Johannisabende einen Kranz aus neuerlei Blumen. Dieser oder die Blumen dürfen aber nicht über die Thürschwelle, sondern müssen durchs Fenster in ihre Schlafkammer befördert werden; sonst ist der beabsichtigte Zauber wirkungslos. Ruht sie aber in der Johannisnacht mit dem Haupte auf einem solchen Kranze, so träumt sie gewiß von dem ihr bestimmten Bräutigam.

Das stehende Gericht dieses Abends ist noch an vielen Orten die Semmelmilchsuppe, die auch am Weihnachts- und Neujahrsabende und am Tage des Austragens der Todpuppe genossen wird.

Am Morgen gehen in Pilgramsdorf bei Goldberg abergläubische Bauern mit Sensen um die Saatfelder. Das reicht hin, um alle etwa von den Hexen gesäten Disteln im Keime zu ersticken. — Mittags zwischen 12 und 1 Uhr, wenn die Welt im vollkommensten Lichte des ganzen Jahres steht, gehen Frauen und Mädchen in Wald und Feld, um Heilkräuter zu sammeln, die dann besonders kräftig sind. Kummel, in dieser Mittagstunde gesammelt, hilft gegen Sicht und Flüsse. — Am Abende des Johannistages sammelte man in den Dörfern am Bobten neuerlei Kräuter, die dadurch heilende Kraft erhalten; auch Hasel- und Obstbaumzweige werden dazu genommen. (Schles. Provinzbl. 1873, S. 238.) Früher säte man neuerlei Kräuter in einen Topf; das, was dann aufging, half gegen das Fieber. Wenn es an diesem Tage regnete, so wurden alle Rüsse, welche im Jahre wuchsen, taub (leer). (Bunzl. Monatschr. 1792, S. 89, 211.)

Erst am Johannistage, oder doch in den letzten Tagen des Juni, geschieht von alters her in den Riesengebirgsthalern der erste Austrieb des Viehes. Vom frühen Morgen an beginnt ein fröhliches Treiben unter dem jungen Hirtenvolke. Stall- und Milchgerätschaften werden unten im Thale zum letztenmal geschauert; man begießt sich scherzweise mit Wasser und beschenkt sich mit dem dort üblichen Festgebäck des Johannistages, sogenannten Quarkkücheln, kleinen, kreisrunden Kuchen aus Käse mit Mehl und Butter bereitet. Von der gepukten Leitkuh geführt, steigt die Herde, vom Eigentümer gefolgt, hinauf zu den Bergweiden und Sommerbauden, die man im letzten Herbst verließ.

„Der heidnische Ursprung dieser (Johannis-) Feuer ist nicht zweifelhaft: sie sind den urverwandten Völkern gemein und älter als das Christentum, das sie erst abzustellen versucht, dann sich angeeignet und geleitet hat; doch gingen sie nie ganz in die Hände der Geistlichkeit über. Die weltliche Obrigkeit nahm sie früher gleich dem Umziehen des Fisischiffes als althergebrachte in Schutz; in den letzten Jahrhunderten hat eine löbliche Polizei sich glücklicherweise vergebens bemüht, dem Volke auch diese, nach dem Erlöschen der heidnischen Erinnerungen unschuldigen Freuden zu verleiden.“ (Simrock: Deutsche Mythologie, S. 557.)

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren:
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungen immer geboren. (Goethe.)

Trotz aller Verbote in verschiedenen Ländern haben sich die Johannisfeuer doch erhalten — in Oberschlesien und im schlesischen Flachlande haben sie freilich längst aufgehört — als ein deutlicher Beweis für die Existenz eines hochwichtigen Festes, das unsere heidnischen Vorfahren zur Zeit des höchsten Standes der Sonne, am Mittsommertage, feierten. (Der Johannistag heißt englisch Midsummerday, schwedisch Midsommarsdag.) Den höchsten Stand der Sonne und die höchste Entfaltung der Sommerpracht feierte man durch Entzünden von Freudenfeuern und durch Opfer, welche wahrscheinlich dem Gotte Donar galten. Mit dem Mittsommerfeste waren aber, wie mit dem Frühlingsfeste, gewöhnlich auch Volksversammlungen und Gerichtstage verbunden; letztere haben sich am Johannistage bis ins Mittelalter erhalten. Damit mag es auch zusammenhängen, daß noch im 16. Jahrhunderte Fürsten und die vornehme Welt überhaupt sich am Anzünden der Johannisfeuer beteiligten und daß Fürsten mit ihren Damen auf den Märkten der Städte um das Johannisfeuer einen Reigen anführten. Noch im Jahre 1578 war ein Herzog von Liegnitz mit seinem Hofe bei einem Johannisfeuer auf dem Hohensteine am Rynast zugegen.

Zu Luthers Zeiten wußte man in Franken und Thüringen noch von mancherlei Zauberei, welche mit dem Johannisfeuer getrieben werden konnte. Wer einen Ochsenkopf vom Zaune wegnahm und ins Johannisfeuer legte, brachte zuwege, daß ein großer Haufen von Hexen zu ihm herkam und flehentlich bat, er möge sie lassen ihre Lichte und Kerzen am Feuer anzünden; andere versuchten dasselbe mit Pferdeköpfen oder warfen Kränze von neuerlei Blumen ins Feuer, um sich vor mancherlei Übeln zu schützen. Solcher Zaubersput hat zwar längst aufgehört, aber das, was wir aus früherer Zeit wissen, und die Überbleibsel, die sich über ganz Europa erhalten haben, sind Beweise genug für ein altheidnisches Opferfest, welches bei den Germanen dem Gotte Donar galt, als dem Gotte des Lebens, der Ehe, der Heilkraft. Gewisse Orte in Schlesien, an denen die Johannisfeuer von alters her an derselben Stelle angezündet werden, sind unzweifelhaft nichts als altheidnische Opferplätze. Nachweisbar ist dies z. B. am Rynast. Die Johannisfeuer werden nach altem Herkommen von der Hermisdorfer Jugend auf dem großen, hohlen Steine angezündet, der wahrscheinlich ein alter Opferplatz war. Dort wurde früher am Vätare-Sonntage auch „der Tod“ verbrannt. Dasselbe gilt vom weitschauenden Zobten, der noch heut von einem Steinwall aus heidnischer Zeit umgeben wird, von dem historische Quellen berichten, daß er ein Hauptheiligtum des Schlesiens war; noch vor kurzem wurden auch auf seinem Gipfel Johannisfeuer angezündet. Auch der steile Basaltkegel des Rats- oder richtiger Ratschberges bei Moisdorf, unweit von Zauer, dessen Gipfel an den zugänglichen drei Seiten

ebenfalls von einem Steinwall umschlossen ist, mag eine heidnische Opferstätte gewesen sein. Auf ihm entzündeten die Bewohner der am Fuße liegenden Dörfer Moisdorf und Keulendorf noch jährlich die Johannisfeuer. Auch der Probsthainer Spitzberg, der Gröbzigberg u. a., auf denen früher die Pfingstfeuer angezündet wurden, mögen einst heidnischen Kultzwecken gedient haben.

An den Gewittergott Donar erinnert auch die merkwürdige Verehrung des Wassers am Johannisabende. Das Wasser steht als Wolke, Regen, Quelle in mancher Beziehung zu diesem Gotte, der nach der Sage mit dem Blitzhammer die Kühe, d. h. die Wolken, melkt, von deren Milch Quellen und Flüsse gespeist werden. Auch die meisten Pflanzen, welche am Johannistage bedeutungsvoll sind, waren einst dem Donnergotte geweiht. — Im Riesengebirge ist dieser Gewittergott kein anderer, als „Rübezahl“ oder „Herr Johannes“, wie er besonders auf der böhmischen Seite genannt wird. „Noch 1804 und 1805 wallfahrteten die böhmischen Landleute in jenes Gebirge und ließen von den Hühnern, welche sie mitgenommen, die Hähne im Walde fliegen, die Hennen warfen sie ins Wasser. Sie füllten Wasser in mitgebrachte Geschirre und suchten in Rübezahls Garten Kräuter. Mit dem Wasser wuschen sie daheim das franke Vieh, mit den Kräutern räucherten sie in den Ställen und mischten das Futter. Rübezahl ist auch (nach Prätorius) der Patron der Kräutersammler, von welchen er, um seine Gunst nicht zu verscherzen, stets „Herr Johannes“ genannt wurde.“ (Scholz: Der Johannesname und seine Bedeutung, Programm des evangel. Gymnas. zu Glogau 1864, S. 4.)

Bei den Slawen war das Fest Kupaly oder Sobotka auch ein Fest zu Ehren der Sonne, welche in dieser Zeit den höchsten Stand erreicht. Der Sobot, Sabothus oder Sobothus, von welchem der Zobtenberg seinen Namen hat, war der Sonnengott, welcher an diesem Tage in der Frühe in der größten Pracht und Reinheit dem Bade (Kupal) entsteigt. (Haunusch: Slawischer Mythus, S. 200 ff.)

3. Saat- und Erntegebräuche.

Es ist ganz natürlich, daß sich an das, was für den Landmann das Wichtigste ist, an die Bestellung des Feldes, an das Gedeihen und Einerten der Feldfrüchte, sowie an die aus den gewonnenen Früchten zubereiteten Nahrungsmittel eine Menge Bräuche, Benennungen und Sagen knüpfen, welche zum Teil auf uralten Sitten und Anschauungen beruhen. Im Gefühle seiner vollständigen Abhängigkeit von den Naturgewalten schrieb der heidnische Germane seinen

Gottheiten, die ja nichts Anderes sind, als Personifikationen der Naturgewalten, einen wesentlichen Einfluß auf das Gedeihen der Feldfrüchte zu; sie förderten ihren Wuchs und beschützten sie vor Unheil, wie andere sie wieder beschädigten und zerstörten. Der christliche Germane hat diese Erbschaft seiner heidnischen Vorfahren zum größten Teil erhalten, und zwar die Acker- und Erntegebräuche am besten, weil der Landmann, der konservativste Mensch überhaupt, die Geräte, Namen und Sitten, welche Feld, Saat und Ernte betreffen, am zähesten festgehalten hat. Vieles hat er freilich auf die Heiligen übertragen, was er früher dem Einflusse seiner Götter zuschrieb, und unsere Volksfeste, einst heidnische Götter- und Volksfeste, haben jetzt meist ein christliches Gepräge erhalten. So bilden besonders die germanischen Saat- und Erntegebräuche, wie sie auch im deutschen Schlesien noch jetzt oder doch bis vor wenigen Jahrzehnten üblich waren, ein buntes Gemisch von uralten heidnischen und christlichen Vorstellungen, Namen und Sitten, indem zumeist das Alte unter christlicher Form schlecht verfleckt erhalten blieb.

4. Wetterregeln.

Sehr zahlreich sind die Wetterbeobachtungen und Wetterregeln, nach denen der schlesische Landmann seine Ackerarbeiten und vor allem die Bestellung der Ausfaat einzurichten pflegt.

Schon am Beginn des Jahres, in der Zeit der „Zwölften,“ d. h. der zwölf Nächte vom hl. Abende bis zum Dreikönigstage, werden Beobachtungen angestellt, weil die Witterung dieser zwölf Tage das Wetter der zwölf Monate des kommenden Jahres anzeigt. In dieser Zeit hielt die Göttin Holda „wie einst Nerthus ihren Umzug durch das Land, und wo sie nahte, war den Feldern Segen für das künftige Jahr gewiß.“ (Simrock: Deutsche Mythol., S. 380.) In den Winterstürmen, welche bei heiterem Himmel wehen, zog die Göttin Segen spendend durch das Land; in ihnen erblickte daher der Landmann ein günstiges Vorzeichen für die Ernte; war dagegen der Himmel bewölkt und die Luft mit winterlichem Nebel erfüllt, so kündigten jene Stürme die Nähe des unheimlichen Wolfes an, der nach dem Glauben der Alten lichte Scheunen bringt in Folge einer schlechten Ernte.

Im Januar viel Regen
Bringt den Früchten keinen Segen.

Trockner April
Ist nicht der Bauern Will'.

April, ein warmer Regen,
Bringt allem großen Segen.

Mai kuhl, Brachmonda noß,
Füllt Scheun' und Butterfoß.

Am Josephstage (19. März) soll man auf den Wind achten; weht er aus Mittag, so kommt ein zeitiges und schönes Frühjahr; weht er aber aus Morgen oder Mitternacht, so sind noch große Kälte und Schnee zu erwarten. „Ma post nu eß schon sent 'm Jusephytage“ — auf schönes Wetter nämlich — heißt es in Schoenigs Gedichten in Glazer Mundart. Wenn das Korn am „Jirjetage“ (23. April) schon so hoch ist, daß sich eine Krähe darin verstecken kann, so hat man eine gute Ernte zu erwarten. — Weizen, den man am Jirjetage mit der Reute im Acker suchen muß, wird der beste werden. — So viel Tage, als die Frösche bei schönem Wetter vor dem Jirjetage schreien, so viel müssen sie nachher noch vor Kälte in der Erde stecken bleiben.

Wenn kalt und naß der Juni war,
Verdirbt er fast das ganze Jahr.
Sundstage hell und klar
Zeigen an ein gutes Jahr.

So viel Nachfröste vor Michaelis eintreten, ebenso viel sind im Mai des nächsten Jahres zu erwarten. (Bunzl. Monatschr. 1792, S. 148.)

Auch die Quatembertage (quatuor tempora), d. h. die Mittwoch, Freitag und Sonnabend nach Lucia, Aschermittwoch, Pfingsten und Kreuzerhöhung (14. September) galten in einigen katholischen Gegenden, z. B. in der Umgegend von Neisse, als vorbedeutend für das Wetter der folgenden drei Monate.

Dezember, kalt und Schnee,
Bringt Korn auf jeder Höh'.

Grüne Weihnachten, weiße Ostern.

Das Auftreten gewisser Tiere und Pflanzen ist für das Gedeihen der Feldfrüchte von Bedeutung.

Zeigen sich in einem Sommer viele Schmeißfliegen, so folgt im nächsten Jahre Teuerung oder Krieg.

Viel Wachteln, viel Gewitter. (Bunzl. Monatschr. 1792, S. 279.)

Schlagen die Wachteln schon im Frühjahr, so folgt eine schlechte Ernte und große Teuerung.

So vielmal als eine Wachtel im Frühjahr schlägt, so viel gilt nach der Ernte der Saß Korn.

Viel Haselnüsse, viel H . . . , oder wenigstens viel Schwangerschaften.

Je nachdem der Holunder in einem Sommer viel oder wenig Beeren trägt, folgt im nächsten Jahre eine gute oder mittelmäßige Ernte. (Gegend von Wansfen.)

Lange Maiblumen, langer Flachs.

Treibt das Heidekraut bis an die Spitzen der Zweige Blüten, so folgt ein strenger Winter.

Geraten die Ebereschen-Beeren gut, so folgt ein strenger Winter und im nächsten Jahre eine gute Kornernte.

Nebel, Regen und gewisse Winde, welche an bestimmten Tagen eintreten, sind ebenso Vorzeichen für Ernte und Wetter.

Kommt während der Kornblüte viel Wind aus Mittag, so bringt er eine gute Kornernte.

Von diesem im Winde wogenden Korne heißt es vielfach:

„Der Wulf is ein Kurne, de Wilsse joan sich ein Kurne,“ oder auch:
„Es wudelt ein Kurne.“

„Wenn der Wolf im Mai im Saatfeld liegt,
Die Last des Korns die Scheuer biegt,“

sagte man von ihm, wenn gerade während des Maimonates in der Schoßzeit kalte Winde das Getreide nicht peitschten. (Vergl.: Mannhardt, Roggenwolf, 1865.)

In manchen katholischen Gegenden ist an die Stelle des Wolfes die Gottesmutter getreten und man sagt mit Anwendung eines etwas ungeschickten Vergleiches vom wogenden Korne:

„De Gootsmutter scheubt Brut.“

Wenn im Februar starkes Glatteis ist, so daß die Bäume wie mit Zucker überzogen aussehen, so folgt ein gutes Gerstejahr.

Märzschnee

Thut der Saat weh.

Raint's om Fingst-Heilcha=Loage, do verschlät's a Hoaber, d. h. der Hafer hat dann so viel Körner weniger, als man beim „vorjeheln“ (vor-schlagen = erstes Überdreschen) erhalten würde.

Regnet es an Medardi (8. Juni), so regnet es sieben Wochen hintereinander und verdirbt die Ernte; regnet es an Mariä Heimsuchung (2. Juli), so regnet es sechs Wochen. Der Bauer sagt: „Wenn sich Maria un beschlumpert sich's Klädla (wenn sie übers Gebirge zu ihrer Base Elisabeth wandert), do

kimmt se ei sechs Wucha (Mariä Himmelfahrt, 15. August) mit beschlumpertem Klädla wieder hām.“

Regnet es am Ägidi (1. September), so regnet es noch vier Wochen; ist schönes Wetter, so folgen vier regenlose Wochen.

5. Unglückstage. Günstige Saatzeiten.

Ebenso wie noch viele recht unterrichtete und gebildete Leute sieht natürlich der Landmann alle Freitage und den Dreizehnten des Monats als Unglückstage an. Andere Unglückstage sind: der 1. April, der 1. August und der 1. Dezember; am 1. April erhängte sich der Verräter Judas, am 1. August (Petri Kettenfeier) wurden die bösen Engel aus dem Himmel gestoßen und am 1. Dezember gingen Sodom und Gomorrha unter. Auch am letzten April, dem Tage vor der Walpurgisnacht, soll man weder Gerste noch Hafer säen. Dasselbe gilt vom Jirjetage (Georgetag, 23. April), ja sogar von der ganzen Woche, welche diesen Tag in sich schließt und an vielen Orten Mittel- und Oberschlesiens Puz- oder Puzelwoche heißt. Ferner wird gewarnt, in der sogenannten „Hosawuche“ (Hosenwoche), d. i. in der Woche vor Hiob (9. Mai) Gerste zu säen, weil diese in den Hosen (Ährenhülsen) stecken bleibt und mißrät.

Als allgemeine, nicht bloß über Schlesien, sondern über ganz Deutschland verbreitete Regel (Grimm: Deutsche Mythologie, S. 678) gilt für die Aussaat, daß man Früchte, welche unter der Erde wachsen, also alle Knollenfrüchte, im alten Mond pflanze, alle über dem Erdboden wachsenden aber, vor allem das Getreide, im neuen Mond säe. Der Mond übt nach der Ansicht des Landmannes überhaupt einen sehr großen Einfluß auf die Pflanzenwelt aus. Glaubte man doch, daß Stiefmütterchen oder Gänseblümchen, welche voll blühen, durch die Macht des Vollmondes ihre volle Blüte erhalten. Den Dünger soll man im alten Mond auf den Acker fahren, denn so gewinnt er mehr Kraft, während im andern Falle viel Unkraut wächst.

Die Ansichten über die Einwirkung des Mondes sind freilich sehr verschieden; so wird in der Striegauer, Saganer und Goldbergger Gegend die Zeit des alten Mondes speziell für die Saat des Weizens empfohlen, weil er dann vom Brande verschont bleibe.

Im Zeichen des Krebses säe man den Hafer, damit er große Rippen bekomme; Mähren und Erbsen im Zeichen der Fische gesät, kochen gut weich; in den sogenannten weichen Zeichen, Jungfrau und Fische, soll man Weizen säen dann wird der Flachs im Halme recht weich.

Für die Winterfaat günstig gilt im allgemeinen Mariä Geburt (8. September) und die darauf folgenden Tage.

„Maria gebor'n,
Bauer sä' Weiz' und Korn,“

(A. Peter: Volkstüml. a. Österr.-Schlesien, S. 450) merkt sich der Bauer von altem Schläge als Regel, ebenso wie

„Maria Geburt
Ziehn de Water un Schwolma furt.“

Die Gewitter und Schwalben ziehen fort: für den Landmann hat der Herbst schon begonnen, er bestellt daher die Herbstfaat. Der Mittwoch und der Sonnabend sind den andern Tagen vorzuziehen. Nur in der Michaeliswoche hüte man sich, Korn zu säen, denn es würde dann zu viel Trespel darin wachsen. Für die Gerstenfaat wählen manche gern Kreuz-Erfindung (3. Mai) und Urban (25. Mai).

Erbsen säe man im Zeichen der Fische und zwar an dem Wochentage, an welchem im vergangenen Winter der erste Schnee fiel.

Wenn der Flachs geraten soll, so müssen die alten Leute an der Fasching zum Zampel (Faschingstanz) gehen (bei Breslau).

Die wichtigsten Leinzeichen, d. h. die für die Leinfaat günstigen Tage, sind: der Gründonnerstag, St. Joseph (19. März), der „Frauentag“ (25. März), der lange Christian (3. April), Ezechiel (10. April), Urban (25. Mai), Petronell (31. Mai) und Bonifacius (4. Juni). Am Johannisabende steckt man bei Warmbrunn und Schmiedeberg Lindenzweige auf die Flachsfelder, damit der Flachs einen guten Bast bekomme; auch ist um Johannis noch ein letzter Termin zur Leinfaat, aber nur bei schönem Wetter und nach Sonnenuntergang. Am Abende des Ostersonntages soll man womöglich kein Licht brennen, sonst verdirbt der Flachs (Neuroder Gegend).

Auch Rübenzeichen werden genannt, und zwar der sonst so verschrieene Tag Petri Kettenfeier (1. August), von welchem der Bauer sagt:

„Piter Käte (Kette)
Wächst de Riewe ei der Furche wie uf'm Bäte.“

Vom Tage Oswald (5. August) heißt es:

„Oswald
Wächst de Riewe bald.“

Das letzte Zeichen ist Laurentius (10. August). Diese „Zeichen“ können

jedoch nicht auf das Stecken der Rübenkörner bezogen werden, was viel früher erfolgt, sondern es sind darunter Tage zu verstehen, die dem Wachstum der Rüben günstig sind.

Die Kürbiskerne soll man am Markustage (25. April) vor Sonnenaufgang stecken, und zwar soll man dies, wie bisweilen scherzhaft geraten wird, nackt thun und dabei ein Tönnchen auf dem Rücken tragen, dann würden die Kürbisse recht groß werden. In einem Dorfe bei Breslau setzte sich eine alte Frau auf jeden Kürbiskern, den sie steckte. Jeder Kürbis sollte so groß werden, als der Körperteil, mit dem sie auf dem Kerne gefessen. In der Gegend von Jauer und Hainau rät man, die Kerne in einem recht großen Topfe mit auf's Feld zu nehmen; denn so groß als der Topf sei, würden die Köpfe. Am Tage Urban (25. Mai) verpflanze man die jungen Kürbispflanzen von den Samenbeeten, denn

„Urboan
Brennt an großen Turboan.“

Das Kraut soll man spätestens am Tage Medarde (8. Juni) stecken, denn

„Medardes
Stek's Kraut oder darb es.“

Anderer, ältere Nachrichten (Bunzl. Monatschr. 1792, S. 89) versichern dagegen, das an Medarde gesteckte Kraut bekomme keine Köpfe.

Die Gurkenkerne soll man am Walpurgisabende stecken.

In Oberschlesien glaubt der gemeine Mann, daß mit dem Blitzstrahl jedesmal ein Stein in Form eines Donnerkeiles herabfällt, in die Erde dringt und erst nach sieben Jahren oben zum Vorschein kommt. Dieser Donnerstein (Piorunowy Kamieni) wird zum Bestreichen der Halsbeulen gebraucht und als eine Reliquie verehrt. Ein Blitzstrahl soll feuriger, der andere wässriger Natur sein. — Zeigt sich ein Regenbogen, so sagt das Volk: er trinkt aus einem See oder Teiche.

6. Saatgebräuche.

Bevor der Bauer in manchen Gegenden Schlesiens, z. B. um Meisse, mit seinem Gespann aufs Feld fährt, macht er über den linken Vorderfuß des linken Zugtieres mit seinem Fuße oder mit der Peitsche dreimal das Kreuzzeichen, denn dies behütet das Gespann wie den Ackermann vor Unglück.

In Oberschlesien pflegte man Ochsen, welche im Frühjahr zum erstenmal vor den Pflug gespannt wurden, zu beräuchern, zu besprengen und Erde über

ihren Rücken zu werfen. Eine Pfarrwirthin machte dies auch vor den Augen des Geistlichen. Tränkt man die Pferde in einem Bache oder Teiche, so spuckt man dreimal hinein, um die Pferde vor Bauchschmerzen zu bewahren.

Ein merkwürdiger und allgemein verbreiteter Brauch des Frühlings sind die Wasserbegießungen. Wenn die Knechte zum erstenmal mit dem Pfluge aufs Feld ziehen, werden sie von den Mägden mit Wasser begossen und später zur Vergeltung die Mägde von den Knechten, sobald sie mit dem ersten Grünfutter vom Felde heimkehren. Die Wasserbegießungen waren früher viel häufiger und arteten zur Roheit aus, da die Mägde, wenn sie erhitzt vom Felde zurückkehrten, oft von den Knechten an Wassertröge oder Teiche geschleppt und so lange untergetaucht wurden, daß sie bisweilen erkrankten.

Schon in dem Bericht der Landräthe an die Breslauer Regierung vom Jahre 1818 wird die Sitte wegen dieser Roheiten gerügt.

In der Ohlauer Gegend mußte sich früher eine neu anziehende Magd beim ersten Austreiben der Kühe „einkaufen.“ Weigerte sie sich, so schnitt man ihr oft die Taschen des Rockes ab oder zwang sie auf andere Weise mit Gewalt, etwas zu geben.

Auch die Viehhirten, besonders die Schafhirten, werden beim ersten Viehaustreiben häufig begossen. Das soll dem Vieh gutes Wetter zur Weide machen. — Früher pflegte man auch den Kühen, wenn sie zum erstenmal ausgetrieben wurden, ein rotes Fleckchen an den Schwanz zu binden, damit sie nicht berufen oder beschrieen werden könnten.

Bereinzelt hat sich bis vor wenigen Jahrzehnten in der Trebnitzer Gegend beim ersten Viehaustreiben ein Brauch erhalten, der früher auch in andern deutschen Ländern üblich war und Notfeuer genannt wurde. Am Morgen des betreffenden Tages noch vor Sonnenaufgang wurde außerhalb des Dorfes auf dem „Viehwijs“ (Viehwege) durch Sägen mit einer Holzsäge in einem Klotze ein Feuer entzündet. Es wurde mit Stroh unterhalten, quer über den Weg verbreitet und darauf alles Vieh der Dorfbewohner hindurchgetrieben. Man glaubte dadurch das Ungeziefer, welches sich etwa den Winter über auf den Tieren eingenistet hätte, zu ertöten. Nach dem Glauben unserer Vorfahren mochten sie eine ganz andere Bedeutung haben. „Zur Hervorbringung des Notfeuers bediente man sich eines Rades mit neun Speichen, das, von Osten nach Westen gewälzt, ein Bild der Sonne war.“ Die Notfeuer haben also, wie die meisten Frühlingsfeuer, Bezug auf die siegreiche Kraft der Sonne. (Simrock: Deutsche Mythol., S. 558.)

Früher wandte man gegen Behezung des Viehes auch noch folgendes Mittel an. Die Hausfrau schnitt so viel Bissen Brot, als sie Kühe im Stalle

hatte, legte diese Bissen auf das Brett, auf welchem sie die Butter formte, bestreute sie mit Salz und Asche und feuchtete sie mit Mairwurmmöl an. Davon wurde jedem Stück Vieh ein Bissen in den Hals gesteckt und dann eine Handvoll Laub von neuerlei Bäumen nachgegeben. Ehe dann das Vieh die Schwelle überschritt, wurden auf die Stallthür mit einem Pinsel drei Kreuze von Wagenpech gemacht; auswärts vor die Schwelle wurde ein alter Besen, eine Art mit Halme und ein Thürschloß kreuzweise hingelegt, so daß das Vieh darüber schreiten mußte. Jetzt wurde das Vieh herausgelassen und dann Besen, Art und Schloß ebenso vor das Hofthor gelegt und das Vieh darüber hinweg auf die Weide getrieben. So blieb das Vieh das ganze Jahr hindurch vor Krankheiten und Unglücksfällen bewahrt, und alle Hexen konnten ihm nichts anhaben. (Schlesf. Provinzbl. 1829, S. 51.)

Auf das erste Austreiben des Viehes soll sich auch ein Kinderfest beziehen, welches noch vor 30—40 Jahren in Glogau und an andern Orten üblich war. Am Trauschkemontage hatten die Töpfer am Paradeplatze feil und verkauften an die Kinder thönerne Eulen, Schweine, Kühe, Pferde u. s. w., welche mit Pfeifen versehen waren. Damit liefen die Kinder pfeisend in der Stadt umher.

In der Grafschaft Glatz glaubt man, daß, wer den ersten Pflug, welchen er im Frühjahr erblickt, in der Richtung nach dem Kirchhofe fahren sieht, in demselben Jahre sterben müsse. (Kypselos: Glatzer Sagen.)

Früher war es Sitte, daß der Sämann bei jeder Ausfaat einen Donnerkeil im Sätuche trug (Hermann: Maslographia 1711, S. 167), gewiß ein uralter, aus heidnischer Zeit herstammender Brauch. Donar (Thor) galt dem alten deutschen Bauern als segenbringender Gott, er „lohnt dem Fleiß den Anbau, schützt gegen die verderblichen Winterstürme, gegen Frost und Kälte, und läßt sich herab ein Gott der Bauern, ja der Knechte zu sein, welchen die Feldarbeit hauptsächlich überlassen blieb.“ (Simrock: Deutsche Mythol., S. 234.)

Sehr zahlreich sind die Segenssprüche, welche der schlesische Bauer bei Beginn der Feldarbeit und besonders der Ausfaat anwendet, deutliche Beweise des frommen Sinnes unseres Landmannes und eines tiefen Gefühles, daß aller Segen von einem höheren Wesen abhängt. „Goot waal's“ (Gott walte es), „Goot gesaan's“ (Gott gesegne es), „Ei Goots Noama“ hört man den Bauer bei Beginn der Feldarbeit im Frühjahr rufen, viele auch am Beginn jedes Tagewerkes. Mancher sagt wohl auch hochdeutsch, wie er es in seinem Gebetbuche in der Kirche zu thun gewohnt ist: „Gott geb' seinen Segen,“ oder: „Wie Gott, der liebe Herr, es will,“ oder nur: „Gott, der liebe Herr.“ Ehe er nun anfängt, den Samen auszustreuen, wirft er drei „Hamseln“ (Handvoll)

Getreide kreuzweise übereinander und spricht: „Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes.“

Um die Saat, und zwar besonders Gerste und Weizen, vor allzu großen Verwüstungen durch Sperlinge zu behüten, ließ man früher den Samen durch ein Mannshemde in den Sack laufen. (Bunzl. Monatschr. 1792, S. 279.) Noch jezt säen viele zu diesem Zwecke durch einen Reifen, manche durch einen aus Erlenruten gewundenen Ring. Ebenso häufig wendet man folgendes Mittel an: man steckt an die Ecken jedes Saatgewändes drei Körner Weizen (oder Gerste) im Namen der hl. Dreifaltigkeit. Zugleich nimmt man drei Körner unter die Zunge und sät nun schweigend und ohne auf jemand zu achten; sogar ein Gruß wird nicht erwidert. Diese drei Körner werfen die Bauern in der Gaiener Gegend über den Kopf, indem sie sprechen:

„Hier habt ihr (Sperlinge) das Eure, laßt mir das Meine.“

Anderer wieder nehmen während des Säens so viel Körner unter die Zunge, als das Saatgewände Ecken hat, und stecken nach Vollendung ihrer Arbeit eins an jede Ecke im Namen der hl. Dreifaltigkeit. Auch ein Hölzchen unter der Zunge zu tragen oder das Getreide an den ungraden Tagesstunden zu säen, gilt als Schutzmittel gegen die Ausplünderung der Ernte durch Vögel. Diese Segnung des Ackerfeldes ist mit uralten deutschen Saatgebräuchen verwandt, von denen Jakob Grimm, Mythol., S. 1187, folgendes berichtet: „Aus des Ackers vier Winkeln werden Rasen geschnitten, Öl, Honig, Hefe, von alles Viehes Milch, von alles Baumes Ast (außer Hartbäumen, d. i. Eiche und Buche), von allem namhaften Kraut (außer Kletten) auf die Rasen gelegt und heiliges Wasser gesprengt; dann die Rasenstücke zur Kirche getragen, so daß das Grüne gegen den Altar gewendet ist, vier Messen darüber gelesen, und die Rasen noch vor Sonnenuntergang wieder auf den Acker gebracht.“

Auch beim Flachsbau mögen nach Grimms Annahme Segensprüche üblich gewesen sein; jezt weiß man nichts mehr davon. „Wenn der Lein gesät wurde, stieg an einigen Orten die Hausfrau auf den Tisch, tanzte und sprang rücklings herab: so hoch sie niedersprang, so hoch sollte der Flachs wachsen.“ In Schlessien war dieser Brauch nicht zur Zeit der Leinsaat üblich, sondern am Faschingsmontage stellten sich, z. B. in der Gegend von Goldberg und Striegau, die Mädchen vor dem Schlafengehen völlig nackt auf einen Tisch und sprangen in einem möglichst hohen Saße auf die Erde. — In derselben Absicht war man beim Tanze am Faschingstage möglichst ausgelassen und sprang recht hoch; die Höhe des Sprunges sollte in diesem Jahre die Länge des Flachs erreichen. Man hatte sogar ein besonderes Flachslied; das sogenannte Flachsstickla, welches sowohl von Tänzern, wie von Zuschauern gesungen wurde:

„Wenn der Flachs gesät is,
Do looß ber 'n kaima, mei lietwer Moan,
Ich sa mer Lost un Freede droan,
Om Flachse, om Flachse.“

Der Sack, in welchen man den zum Säen bestimmten Leinsamen schüttet, wird nicht wie andere Säcke oben „gehätelt“ (gehäupelt), d. h. mit einem hauptartigen Wulste versehen, sondern ohne dieses Hät (Haupt) zugebunden, weil sonst der Flachs kurz wird und schlechte Samenköpfe bekommt. (Bunzl. Monatsjhr. 1792, S. 211.) Auch jetzt noch glauben manche, recht langen Flachs zu ernten, wenn sie nach Beendigung der Saat den leeren Sack recht hoch in die Luft werfen oder beim Ausstreuen des Samens die Hände recht hoch halten. Manche Bäuerin thut auch, ohne daß der Bauer es weiß, einige hartgefottene Eier in den Sack, damit der Flachs recht lang werde.

Überall wird es als eine unglückliche Vorbedeutung angesehen, beim Säen ein Beet auszulassen: es wird dann im folgenden Jahre entweder ein Familienglied sterben oder ein Frauenzimmer zu Falle kommen.

7. Die Getreideernte.

Ob die Heuernte, welche der Getreideernte vorangeht, ehemals mit eigentümlichen Gebräuchen verbunden gewesen ist, ist uns nicht bekannt, jetzt ist nichts mehr üblich. Desto mehr Interessantes bietet die Getreideernte. Mit innigem Behagen betrachtet der Landmann die wogenden Getreidefelder. „Der Wulf gieht eim Kurne,“ oder „de Wilse joan (jän) sich eim Kurne,“ sagt er, wenn der Roggen gleich den Wasserwogen vom Winde gepeitscht wird. Kinder warnt man wohl, ja nicht ins Korn zu gehen, „der Wulf steekt drinne.“ In der Mark Brandenburg schreckt man die Kinder mit der Roggen-Muhme. (Grimm: Deutsche Sagen I, S. 147.) Wenn das Getreide, besonders Roggen und Weizen, zu reifen beginnen, fängt es auf dem Lande an wieder lebendig zu werden, nachdem nach der Heuernte eine Art Pause in den Feldarbeiten eingetreten war. Ende Juni und Anfang Juli fangen Roggen und Weizen an zu verdorren und ein grüngelbes Aussehen zu bekommen.

„Piter Purzel
Bricht 'm Kurn de Wurzel,“

sagt der schlesische Bauer mit Beziehung auf Peter und Paul (29. Juni). Aus den Resten des Winterstrohes werden Seile gemacht, die Sensen und das

Tengelzeug werden in stand gesetzt und die Erntewagen zurecht gemacht, um zum Einfahren des Getreides bereit zu stehen. Da kann man häufig an den Juliabenden die Bauern und die Knechte unter den schattigen Obstbäumen hinter dem Wohnhause auf einer kleinen Holzbank oder einem Strohgebund sitzen sehen; vor ihnen steckt in der Erde der kleine Amboß, auf welchen die Sense gelegt wird, um mit dem „Tengelhammer“ tüchtig bearbeitet zu werden.

Der Beginn der Roggenernte, nach Witterung und Örtlichkeit natürlich sehr verschieden, ist auf dem platten Lande in Schlesien etwa um den 10. Juli zu setzen. Zu dieser Zeit wird schon zwischen 3 und 4 Uhr am Morgen alles lebendig; der Hausvater, gewöhnlich der erste auf dem Plage, weckt die Kinder und das Gesinde und ermuntert sie, das Vieh schnell zu besorgen. Kaum ist das frugale Frühstück, die Milchsuppe, Kartoffeln und Butterbrot, eingenommen, so ziehen sie hinaus fröhlichen Mutes, wenn auch im Bewußtsein der schweren Arbeit, die ihrer wartet, die Mader (Mäher) mit der Sense über der Schulter; die Abrafferinnen mit einem Gebund Seile oder einem Kruge frischen Wassers folgen. Die Sichel, deren sich unsere Eltern und Großeltern noch in den zwanziger und dreißiger Jahren zum Getreidemähen bedienten, hat wohl überall der schneller arbeitenden Sense Platz gemacht. Bei der schweren Arbeit wird die Kost kräftiger und reichlicher, es wird den Arbeitern um 4 Uhr nachmittags ein Vesperbrot und von manchen Besitzern auch Schnaps oder Bier verabreicht. Mit einem Segensspruche geht es an die Arbeit, das Getreide fällt unter den wuchtigen Hieben der „Mader“ und wird, wenigstens die „Wintrije,“ (Winterung) von den Abrafferinnen entweder in Geläge gelegt, oder, wenn das Wetter schön und das Getreide nicht zu sehr mit Gras durchwachsen ist, sofort auf Seile gebracht und gebunden; die Simmrije (Sommerung) wird vom „Mader uf a Schwoata gehan,“ d. h. durch den Schwung der Sense, an welcher zu diesem Zweck einige Spieße befestigt sind, in Schwaden gelegt. Zum besseren Austrocknen und bei anhaltendem Regen wird das Getreide in Puppen gestellt, indem über mehrere aufgerichtete und mit den Ähren zusammengestellte Garben eine andere als Haube aufgestülpt wird. Diese Sitte ist in Schlesien erst in den Jahren 1820—1830 heimisch geworden; in den schles. Volksblättern vom J. 1824, S. 30, wird sie eine an vielen Orten noch unbekannte Neuerung genannt und zur Nachahmung empfohlen. Der Binder soll sich auf die erste Garbe setzen, dann körnert das Getreide gut.

Je weiter die Erntearbeit fortschreitet, je mehr die Ernteleute nieder-mähen, desto mehr wird der Wolf in die Enge getrieben, der bisher teils heulend das Feld durcheilte, teils bei Windstille ruhig lag. Mit den letzten Halmen, die man fällt, mit der letzten Garbe, die man bindet, hat man das

gespenstische Wesen endlich eingefangen. Wenn das erste Getreidesuder hereingebracht wird, zieht man drei Ähren heraus, vorn, mitten und hinten eine, steckt sie in die Erde und läßt sie keimen. Sprossen sie kräftig, so wird die nächste Ernte gut sein, wo nicht, hat man eine mittelmäßige oder schlechte Ernte zu erwarten. In der Sprottaufer Gegend bindet sich mancher die erste Handvoll geschnittener Halme um den Leib in dem Glauben, dadurch während der Ernte von Rückenschmerzen befreit zu bleiben. Dieses Binden von Kräutern um den Leib ist altheidnisch, schützt gegen Krankheiten, heilt sie und behütet vor Zauberei. Um Strehlen wird zum Einfahren des ersten Suders den Pferden Mähne und Schweif mit Bändern und Blumen geschmückt; im Hainauischen legt die Abrafferin auf die erste Erntegarbe einen Blumenstrauß, eine Semmel und eine Flasche Brantwein für den „Vormader.“ Bei der ersten Weizengarbe bindet jede Abrafferin ihrem Mader ein Kiechel aus künstlichen Blumen, mit möglichst viel Goldpapier verziert, und ein rotseidenes Band an den Hut.

Wenn auf größeren Gütern der Besitzer oder seine Beamten zum erstenmal zu den Erntearbeitern kommen, wird ihnen entweder ein Strauß aus Ähren und Blumen oder nur ein Blumenstrauß aus künstlichen Blumen mit einem rotseidenen Bande um den Arm gebunden. „Er wird gebunden,“ wie man sagt, und kann besonders, wenn er die Verse hört, welche die betreffende Binderin aussagt, gewöhnlich nicht umhin, den Leuten ein Trinkgeld zu geben. Sie spricht nämlich:

„Wir binden Dich mit einem Band von Seide,
Wir bitten Dich, daß Du es nicht zerschneidest;
Wir binden Grafen und Fürsten,
Wir trinken, wenn wir dürsten,
Es mag sein Bier oder Wein,
Es soll zu Deiner Gesundheit sein.“

Die beiden ersten Verse werden häufig weggelassen. Um Frankenstein und Münsterberg sagt man:

„Es kommt ein schöner Herr gegangen,
Wir wollen ihn nehmen bei der Hand gefangen,
Wir wollen ihn binden fest,
Damit er sich aufführen möcht' aufs best'.“

In den deutschen Dörfern um Namslau und Falkenberg ist man weniger bescheiden und spricht:

„Ich binde Sie zur Ihr' (Ehre),
Bitt' um eine Kanne Bier,

Wär's eine Kanne Wein,
Sollt Ihre Ihr' noch größer sein."

Nach Fremde, welche in Begleitung des Besitzers oder der Beamten das Erntefeld betreten, werden mit einem Ährenbüschel gebunden und bezahlen diese Ehre mit einem Trinkgelde.

Das Binden ist höchst wahrscheinlich der Überrest einer Feier, bei welcher dem Grundherrn die erste Garbe oder die ersten geschnittenen Halme der Ernte in Form eines Kranzes überreicht wurden. Nur vereinzelt hat sich diese Feier in Schlesien erhalten. Zu Groß-Krausche bei Bunzlau wird noch jetzt das erste Erntefeld, mit Kränzen aus Kornähren und Blumen geschmückt, vor das gutsherrliche Schloß gefahren und der Herrschaft von den Arbeitern eine Krone aus Kornähren, den Familienmitgliedern aber Ährenbüschel überreicht. Daran schließt sich dann ein Fest wie bei der Weizenkranzfeier nach der Ernte.

Am Bobten (und früher auch bei Lähn) läßt mancher Bauer die letzten Kornhalme auf dem Acker stehen und verbietet den Ährenlesern, sie abzureißen, damit die nächste Ernte nicht mißrate. Geht beim Binden die Gelage gerade auf, so wird in der Familie bald eine Hochzeit sein.

Sind alle Garben eines Gewändes eingefahren, so wird ein großer Rechen über das Feld geschleppt, um die liegengebliebenen Ähren, die „Nochreche,“ zu sammeln. Dieser Rechen wird in manchen Gegenden, z. B. um Strehlen und in der Grafschaft Olaz, „Fauler Hund“ genannt. „Na, Du mußt a faula Hund schleppa,“ hört man wohl einem zurufen, der diese Arbeit verrichten muß. „Fauler Hund“ ist jedenfalls eine uralte Bezeichnung und nach Mannhardts (Mannhardt: Roggenwolf, S. 20) Ansicht in engster Verbindung stehend mit Roggenwolf. Für Wolf sagte man auch Hund und nannte ihn träge und faul, wenn er bei Windstille ruhig im Getreide lag. Vielleicht hat man diese Benennung scherzweise auf den Rechen übertragen, so wie man in der Mark Brandenburg den Binder der letzten Garbe Wolf nannte.

Die Ähren, welche noch liegen bleiben, gehören den „Klaubern.“ Arme Leute lesen die Ähren auf und tragen mittags und abends ihr „Gesängla“ nach Hause. Da sieht man besonders alte Frauen und Kinder, welche die Erntearbeiten nicht verrichten können, Korn- oder Weizenähren sammeln, um vor allem mit Kirmswäs (Kirmsweizen) versehen zu sein. Gesängla ist auch eins von den mundartlichen Worten, die, aus dem Neuhochochdeutschen längst verdrängt, nur noch im Mittelhochdeutschen und Niederdeutschen vorkommen, wo »sange« so viel bedeutet als Garbe.

Viel Scherz und Heiterkeit verursacht das Schneiden der letzten Getreidehalme und das Binden der letzten Garbe; man glaubte damit den Getreide-

wolf gefangen zu haben, nannte es daher in der Lausitz „das Wolfgreifen“ und rief dem Binder zu: „Er hat den Wolf“ oder „Hüte Dich vor dem Wolfe.“ Jeder sieht sich vor, daß ihn das Los nicht treffe, um all den Neckereien zu entgehen, die damit verbunden sind. Bald nennt man ihn „Kurnzoal, Wäszoal, Hoaberzoal, Garschtzoal,“ oder in der Schweidnitzer Gegend „Zöidel“ (Kurnzöidel u. s. w.); bald sagt man: „a hoot a Zoal“ (Zöidel) und muß allen Spott, den man auf ihn häuft, mit einer gehörigen Quantität Branntwein bezahlen. Anderswo heißt er auch Wäsbeller (Weizenhund) oder Schutamops, um Zauer, Striegau und Volkshain, in der Leobschützer Gegend heißt man ihn Kurnmoaz, Wäsmoaz; bei Neumarkt hat er den Namen Puz, um Breslau und Ols „Kläzel,“ und am Zobten ruft man ihm spottweise zu: „Du hufst's Drtding.“ In der Gegend von Kontopp am Schlawaer See nennt man ihn „Kurnsaak,“ nicht um ihn damit zu verspotten, sondern um ihn zum Helden des Tages zu machen, denn er spielt bei dem Erntefeste, welches sich unmittelbar daran schließt, die Hauptrolle. In manchen Gegenden ist „Kurnsaak“ aber auch ein Spottname, welcher den Drescher trifft, der den letzten Schlag beim Ausdreschen des Kornes thut. Eine Magd, welche die letzte Garbe bindet, nennt man wohl auch Popl, Wäspopel, Garschtpopel und bindet sie trotz alles Sträubens in die letzte Garbe, wobei sie natürlich eine Menge Neckereien über sich ergehen lassen muß.

Zoal, Zoidel sind mundartliche Ausdrücke für Zagel, was soviel als Schwanz, Ende bedeutet; auch Ort wird für Ende gebraucht. Moaz ist eine allgemein übliche Abkürzung des Namens Matthias und bezeichnet einen albernen, einfältigen Menschen; das seltener vorkommende Puz ist eine Scherzbenennung, durch welche man etwas Kleines und zugleich Drolliges und Lachenerregendes bezeichnet.

„Wäsbeller“ und „Schutamops“ sind sicher uralte Bezeichnungen und stehen jedenfalls in engster Verbindung mit dem dämonischen Wesen, dem „Roggenwolf“ (Vergl. Mannhardt: Roggenwolf), welches in der letzten Erntegarbe eingefangen wurde. Sein Name wurde nun spottweise auf den Binder der letzten Garbe übertragen; Beller ist nämlich eine alte Bezeichnung für Hund; auch Schutamops bedeutet so viel als Schotenhund oder auch Schotendieb (mopsen ist in ganz Schlesien gleich stehlen). Ein Aberglaube, der sich um Naumburg a. S. erhalten hat, giebt uns für den Namen die nötige Erklärung. „Sobald es am hl. Christtage blizt und donnert, dann hat es in den fahlen Busch geleuchtet, dann frißt der Wolf die Erbsen auf,“ d. h. der Wolf kommt im nächsten Sommer über die Erbsen, welche dann mißraten. Die ursprüngliche Bedeutung des Namens Schutamops mag dem Volke längst

nicht mehr bekannt sein und er wurde nur noch scherzweise auf den Binder der letzten Garbe jeder Getreideart angewendet.

Popl nennt man die in die letzte Garbe eingebundene Magd, weil man jede bis zur Unkenntlichkeit eingehüllte, vermummte Gestalt Popl nennt. An manchen Orten nennt man Wäspopl diejenige Person, die beim Ausdreschen des Weizens den letzten Schlag thut, und in der deutschen Schweiz wird der Wäspopl auch auf der Tenne in Stroh eingebunden. (Grenzboten 1865, S. 591.)

Ist alles Getreide in die Scheuern gebracht, so pflegt man um Ramlau und Rybnik die Knebel, deren man sich bei der Ernte bediente, vor dem Scheuerthore oder schon auf dem Felde zu vergraben, weil die Mäuse nicht in die Scheuer kommen können, so lange die Knebel nicht versauft sind.

Nachdem nun die schwere Arbeit vollbracht und mancher Schweißtropfen geflossen ist, blickt man frohen Mutes auf das Werk zurück und bindet vergnügt die letzte Erntegarbe, die „Kurnaale, Wäsaale, die Aale (Alte), Grufmutter, Grulamutter“ genannt; folgt doch bald nach ihrem Einbringen an vielen Orten das fröhliche Erntefest. Die letzte Garbe wird auch ihrer Bedeutung gemäß behandelt. Sie wird noch jetzt zum Teil drei-, vier-, auch sechsmal so groß gemacht, als eine gewöhnliche Garbe, und häufig noch ein Stein hineingebunden, damit nur recht viele Männer zum Auf- und Abladen nötig sind. Noch vor vierzig Jahren formte man sie in der Gegend um den Zobten, z. B. in Rogau, in Gestalt einer Puppe ohne Arme, indem man sie mit einigen Seilen umband und mit Bändern und Blumen reich auspuzte. So wurde sie aufrecht auf dem Erntefuder befestigt und unter großem Jubel in feierlichem Zuge in den gutsherrlichen Hof gebracht, wo die Arbeiter mit Bier und Schnaps bewirtet wurden. Bei Leobschütz wurde sie sogar auf einen leeren Erntewagen gesetzt und von einer Magd gehalten, während man in Paulwitz bei Frankenstein die reich gezierte Puppe an eine Stange befestigte und in feierlichem Zuge der Frau des Grundherrn überreichte, die dafür ein Trinkgeld zahlte.

Auf das Überbringen der letzten Garbe bezieht sich ohne Zweifel folgender Schnitterspruch aus der Frankensteiner Gegend:

„Gott grüß Euch, junge Frau, hold und fein,
Wir bringen Euch ein Gärbelein.
Wir haben es schön gebunden und gewandt,
Wir haben unsre Müß' und Fleiß dran gewandt.
Uns hat es gar sehr müd und matt gemacht,
Daß wir wären auf dem Wege fast verschmacht't.“

Die Sitte, die letzte Garbe besonders auszuputzen, ist zwar meist verschwunden, aber die Namen haben sich erhalten. Noch jetzt ruft bisweilen beim Garbenbinden ein Arbeiter seinem Nachbar zu: „Du, me warn a Grula macha!“ und freut sich, wenn der Auflader die ungewöhnlich schwere Garbe nicht auf den Wagen heben kann. Finden die Drescher dann eine solche Garbe, so rufen sie wohl aus: „Doas is wull de Kale,“ oder: „Die is asu schwer, as wie de Grulamutter.“ Die Sitte, die letzte Garbe besonders groß zu machen oder durch einen Stein zu beschweren, sollte nach Mannhardts Ansicht ein Symbol der Erntefülle sein, auf die man für das nächste Jahr hoffte. In derselben Absicht pflegte man am Christabende Steine auf die Obstbäume zu legen. Ähnliche Sitten finden sich in der deutschen Schweiz, in Franken und Sachsen.

In einigen Dörfern bei Reichenbach, Glogau, Neumarkt u. s. w. ist die letzte Garbe keine Alte, sondern ein Alter, sie heißt „der aale Moan“ (Muwan; das u in Muwan ist nur als kurzer Vorschlag zu sprechen). In Girlachsdorf bei Reichenbach spricht man, wenn diese letzte schwere Garbe auf das Fuder gehoben wird:

„Das ist der alte Mann,
Den wir so lange gesucht han.“

In Wittichenau bei Hoyerswerda ruft man dem Drescher, welcher den letzten Schlag thut, zu: „Er hat den Alten.“ Er muß einen Teil des Strohes der letzten Garbe zum Nachbar auf die Tenne tragen und empfängt, wenn dieser noch nicht ausgedroschen hat, ein Trinkgeld. Auch die Wenden jener Gegend nennen die letzte Garbe „Stary,“ d. h. der Alte.

Mit der Bezeichnung „Hahn,“ die auf bestimmte Garben angewendet wird, hat es folgende Bewandtnis. Zur Zeit, als die schlesische Landbevölkerung noch erbunterthänig war, herrschte die Sitte, den Hofegärtnern, welche überall in der Getreideernte vorzüglich thätig waren, einen bestimmten Teil des Getreides als Lohn für ihre Dienste zu geben. Je nachdem es ausbedungen war, wurde ihnen die zehnte, zwölfte, vierzehnte oder sechzehnte Mandel schon auf dem Felde als Eigentum zugewiesen, bisweilen entschied darüber auch das Los, z. B. in Kaltenbrunn. Auf eine solche Mandel wurde nun eine in Gestalt eines Hahnes möglichst geformte Garbe aufgesetzt. Wenn dann der Vormäher beim Zählen der Mandeln zu einer solchen Hahn-Mandel kam, rief er: „Herr N., a Hoahn,“ worauf der Aufseher ein besonderes Zeichen in seinen Kerbstock schnitt; diese Mandel wurde für die Hofegärtner ausgeschieden. Von einem alten Vormäher in Tiefhartmannsdorf, Namens Langer, wird erzählt, daß er jedesmal, wenn er an eine solche Hahn-Mandel kam, wie ein Hahn krächte, so daß eine andere Anzeige nicht nötig war. Die Hofegärtnerstellen sind als

letzter Rest der alten Erbhunterthänigkeit seit mehr als vierzig Jahren aufgehoben, aber die Aufstellung und das Ausrufen des Hahnes ist zur größeren Übersicht beim Zählen an vielen Orten geblieben, indem immer bei der zehnten Mandel dem Aufsichtsbeamten zugerufen wird: „A Hoahn.“

Die Bezeichnung Hahn ist auch sonst in Deutschland üblich, wenn auch in etwas anderer Anwendung. In der Mark, um Fürstenwalde, wird die letzte Erntegarbe Hahn, in der Schweiz, in der Züricher Gegend, „Goedel“ genannt. (Grenzbl. 1865, S. 591.) In Westfalen, bei Minden, setzt man auf das letzte Erntefuder einen hölzernen, bunten Hahn und begleitet es in feierlichem Zuge nach der Scheuer; daher dort auch der Ernteschmaus „Arnehahn“ genannt wird; in Schlesien ist ein Arnehahn nicht bekannt, wohl aber eine „Arnhenne“, eine Name, der in den Dörfern um Löwenberg, Bunzlau, Lahn für den Ernteschmaus gebräuchlich ist.

8. Die Flachsernte.

Unmittelbar nach der Getreideernte und in Gebirgsgegenden häufig gleichzeitig mit ihr findet die Flachsernte statt.

Wenn die Leinpflanzen einige Zoll hoch gewachsen sind, geht die schlesische Bäuerin an drei aufeinander folgenden Morgen aufs Feld und spricht einen Segensspruch darüber. Er lautet gewöhnlich:

„Goot griß dich, lieves Fläyrla,
Goot ga der a gut Gewäyrla,
Du looß dich waga bis oa de Knie
Du noch a bisla wetter hie.

Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und hl. Geistes.“

Dann wird gewöhnlich das ganze Flachsgewände umschritten. Derselbe Flachsfegen findet sich auch in Thüringen.

Finden die Mägde beim Flachsraufen eine Schmetterlingspuppe, so gilt dies als ein günstiges Vorzeichen. Ist der Flachs gerauft und zum Verdorren auf die Felber gebreitet, so empfangen die Mägde in einigen Gegenden (Deutsch-Wette) von der Bäuerin einen Kuchen, „Boal“ genannt. Den verdorrten und gerösteten Flachs bringt man in die Scheuer, wo „de Knoota (im Gebirge „Knotta“) ageriffelt“ werden. Dann kommt er ins Dörrhaus, unter die Flachsbreche und wird zuletzt durch die Hechel gezogen, gründlich durchgehechelt und der Flachs von dem Berg gesondert. An Petri Kettenfeier und am Tage

des hl. Laurentius, welcher der Legende nach auf einem glühenden Roste den Märtyrertod starb, darf der Flachs nicht gerauft werden, weil er sonst beim Dörren verbrennt. Die „Hamveln“ (Handvoll) des gebrochenen oder gehchelten Flachs werden entweder zu „Klowa“ (Kloben) zusammengebunden oder einzeln zu einem „Käutla“ (Kaute) zusammengedreht, in der Glazer Gegend wird auch von den Arbeitern aus mehreren solchen „Hamveln“ ein Zopf geflochten und einem Sohne oder einer Tochter des Arbeitgebers überreicht, welche dafür Trinkgeld zahlen. Das Raußen, Brechen, Hecheln und die mancherlei andern Handtierungen bei der Bearbeitung des Flachs, vor allem auch das Spinnen, ist Sache der Frauen. Jüngere Männer sehen es wohl sogar als eine Schande an, sich dieser weiblichen Arbeit zu unterziehen, und nur ältere sieht man im Winter hinter dem warmen Ofen am Spinnrade ihre Strähne Hausgarn spinnen. Aber auch das Spinnen der Frauen und Mädchen hat abgenommen; man spinnt in den Bauernwirtschaften, wo Flachsbaubetriebe werden, nur so viel Garn, als zur Bereitung der „Hausleimt“ notwendig ist. Zum Verkauf wird wenig, und zwar meist nur von Leuten, gesponnen, welche andere Arbeiten nicht verrichten können, weil diese Arbeit seit der Erfindung der Spinnmaschinen einen solchen Hungerlohn abwirft, daß kaum der versponnene Flachs bezahlt wird.

Nur der gut durchgehcelte, langfaserige Flachs wird zu einem feinen Garn versponnen, aus dem die „Flächsa-Leimt“ gewebt wird, während der Hechelabfall, „'s Warf (Berg), de Puza oder Fukka“ zu gröberer „Warka- (Puza-) Leimt“ verarbeitet wird. Danach unterscheidet man auch Flächsa-Hemde, die an Sonn- und Feiertagen, und Warka-Hemde, die zur Arbeit angezogen werden.

Noch jetzt wird an vielen Orten den Mägden Lein gesät, d. h. es wird ihnen gleich bei der Aussaat ein Beet angewiesen, dessen Ertrag sie entweder verkaufen oder zu Leinwand verarbeiten lassen können. Da der Flachs eine sehr heikle Pflanze ist und öfters mißrät, werden freilich zuweilen ihre Hoffnungen getäuscht und sie verlieren einen Teil ihres Lohnes. Den Knechten pflegt man dafür in manchen Dörfern einige Mezen Gerste oder Hafer zu säen, was ihnen am Lohne mit angerechnet wird.

9. Die Ernte der Armen und Kinder.

Neben der Nachlese auf den geleerten Feldern halten die armen Leute und Kinder, besonders in Gebirgs- und Waldgegenden, noch eine andere Ernte, reich an mancherlei Genüssen. Mit Töpfen und Bottichen sieht man sie hinauseilen

in die Walbeslichtungen, auf die sonnigen Berglehnen und bebuchten Rücken, um Beeren und Pilze zu sammeln. Da pflücken sie die Ardbarn oder rota Beern, die Hädelbarn oder schwarza Beern, welche gewöhnlich mit einem Holzkamme von den Sträuchern abgestrichen werden, die Himpelbarn, die Preiffelbarn, die Kroazbarn oder Kroazbeern (Brombeeren) und an einem sonnigen Abhange des oberen Elbgrundes sogar wilde Jehonzigbarn (Johannisbeeren), die sonst nur in Gärten wachsen. Wettfeuern suchen besonders die Kinder eins dem andern es zuvor zu thun, um das Töpschen oder die Kanne zuerst gefüllt zu haben, denn eine Wasserkanne voll Heidelbeeren kann ein fleißiger Sammler mit dem Kamme an einem Vormittage aufbringen. Durch Jauchzen und fröhliche Lieder geben sie einander den Aufenthaltort kund und verständigen sich, wie weit ihr Töpschen gefüllt ist.

„Holla Holla, Ziejabekla,
Ich hoa mei Tippla Woda deka,“

ruft man sich zu, wenn der Boden mit Beeren bedeckt ist;

„Holla Holla, Koalb,
Ich hoa mei Tippla hoalb;
Holla Holla, huul,
Ich hoa mei Tippla vuul.“

Wenn nach dem warmen Sommerregen die Pilze in großer Zahl aus der Erde hervorschießen, so eilt man hinaus in den Wald, um die Harnpilze, Koochmannla, Stämpilze u. s. w. zu sammeln. Ein schlesisches Pilzlied, von Weinhold in seinen Untersuchungen über „die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart“ (Wien 1853) mitgeteilt, giebt darüber den besten Aufschluß:

„Ich ging wul ei de Pilze:
Do soand ich do an Pilz, durte an Pilz
Ei dam Ianga Gehilze,
Do soand ich do an Pilz, durte an Pilz;
Do an Harnpilz, do an Sammelpilz,
Do an Groaseloatsche bei dar Kulpatsche.
Pilze und allerlä Schwammila
Klaubta mer zusamma;
Juch Pilze, juch Pilze.

Do soam ich ei de Bucha,
Die inssem Groosen gehiern,
Und wulde Pilze sucha
Und kunde goar kene spiern

Als an Reiska und an Bergzeiska
 Und an Biejaboart ei dar Waagefoart.
 Pilze und allerlä Schwammla u. s. w.

Ich ging zum Mäufeteiche,
 Do foand ich arscht recht viel;
 Do foam ich bei ne Eiche,
 Do woard mersch Sucha Spiel.
 Do goabs Gschpilze und au Stämpilze
 Und au Rutkoppa und au Gaalschwoppa.
 Pilze und allerlä Schwammla u. s. w.

Da inser Schulzagranze,
 Do wurd mer arscht recht wühl;
 Do füllt ich mer menn Ranza
 Gedruckte alle vuul
 Mit dan Spizmorcha und dan Urmorcha,
 Mit dan Lauermorcha und dan Rauermorcha.
 Pilze und allerlä Schwammla u. s. w.

Do noam ich menne Pilze
 Und trug se 'm Weibe heem,
 Die loos se aus dam Filze
 Und macht se alle reen.
 Manche brutt se und schlug Alan droa,
 Manche kucht se und macht a Tunfla droa.
 Pilze und allerlä Schwammla u. s. w."

10. Die Obsternte.

Während und nach der Getreideernte werden in Schlesien Birnen, Äpfel und Pflaumen von den Bäumen des Gartens oder der langen Spaliere, welche die Feldwege begleiten, abgenommen. Die Kirschen werden viel früher gepflückt. Schon am Christabende und am Karfreitage wurden an den Obstbäumen Bräuche vorgenommen, die auf das Gedeihen der Früchte Beziehung hatten, die aber besser an einer andern Stelle erwähnt werden; hier sei nur folgendes angeführt:

„Pflöpft man die Obstbäume im Himmelszeichen des Krebses, so frißt sie der Krebs.“ (Bunzl. Monatschr. 1792, S. 89.)

„Erweist sich ein Baum als unfruchtbar, so geht der Eigentümer um Mitternacht zu drei Nachbarn, stiehlt jedem eine Gabel voll Mist vom Düngerhaufen und vergräbt sie an den Wurzeln des Baumes, oder man bohrt ein Loch in den Baum, steckt ein Geldstück hinein und verkeilt das Loch wieder.“

„Wenn sich Raupen auf den Obstbäumen einstellen, so hängt man sieben oder neun Raupen in den Rauchfang; alle Raupen auf den Bäumen müssen dann sterben.“ (Bunzl. Monatschr. 1792, S. 149.)

„Die Stämme der Apfelbäume bestreicht man mit der Galle eines „Birbämla“ oder „Otterjimserla“ (Eidechse), damit die Äpfel nach der Abnahme nicht faulen.“

Der Tod des Bauers oder der Bäuerin wurde in früherer Zeit nicht nur den Haustieren, sondern auch den Bäumen des Gartens angekündigt. In der Christnacht wurde ihnen die Geburt Christi gemeldet. Man pflegt noch jetzt an diesem Abende die Bäume mit einem Strohschleife zu umbinden und Reste der Mahlzeit, vor allem Äpfel- und Nußschalen, zu den Bäumen zu schütten, damit sie im folgenden Sommer recht fruchtbar sind. Früher pflegte auch die Braut, wenn sie das Elternhaus verließ, von den Bäumen Abschied zu nehmen. Merkwürdig ist auch die Sitte, einige Früchte auf den Bäumen zu lassen, als „Sooma ferch ander Joar.“ — Die ersten Früchte, welche ein junger Baum trägt, muß der Hausherr essen. Blüht ein Obstbaum zu ungewöhnlicher Zeit, so gilt dies als schlimme Vorbedeutung: der Hausherr oder die Hausfrau wird bald sterben.

II. Die letzte Ernte.

Am Anfange des September sind die Erntearbeiten in Schlesien im allgemeinen vollendet, die Tage sind kürzer, die Anstrengung geringer geworden: der Landmann stellt daher auch die Nachmittagsvesper ein, welche während des Sommers verabreicht und gegen 4 Uhr verzehrt wurde.

„Sivjetaag (23. April)

Brengt a Waspersaak, (Bartholomäus 24. August)

Bortelmie hebt a wieder ei de Hieh (Höhe).“

Ober:

„Maria Gebort (8. September)

Zieht a wieder fort.“

Ober:

„Micheheel,

Trät a wieder heem.“

An die Kartoffelernte — Aparna rausmach, Abäppel rausnahma, drückt sich der Bauer aus — knüpfen sich keine eigentümlichen Bräuche, weil der Anbau dieser Frucht erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit stattfindet. Wurden sie doch noch in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts an manchen Orten wie eine Delikatesse behandelt und in Gemüsegärten angebaut.

Die Weinlese ist bei Grünberg und an den Orten, wo der Weinbau rationell betrieben wird, mit Bräuchen verbunden, welche in Weingegenden allgemein üblich sind. Die schlesischen Weinbauer müssen sich zwar manches Witeln und Spötteln über den „sauern Grüneberger“ gefallen lassen, allein sie kümmern sich wenig darum, finden sie doch für ihren Wein guten Absatz, so daß viele recht wohlhabende Leute geworden sind. Grünberg ist wohl der nördlichste Punkt auf der Erde, wo Wein gebaut wird, und die Beschaffenheit seines Bodens befähigt es dazu; den Weinbau aber in Schlesien allgemeiner einzuführen, war ein verfehlter Versuch Friedrichs des Großen. Der Säuerling war so sauer, daß man ihn wie zur Buße trank. Der König mußte das einmal selbst hören. Als ihm in einem schlesischen Kloster, dem er den Weinbau anbefohlen hatte, ein guter Wein vorgesetzt wurde, fragte der König, ob das eigenes Gewächs sei. Der Abt mußte die Frage verneinen. „Nun,“ fragte der König weiter, „trinkt Ihr nicht auch Euren Wein?“ — „O ja, Majestät, in der Marterwoche,“ war die Antwort des Abtes.

12. Die Kräuterweihe.

Mitten in die Erntefolgen hinein fällt für einen Teil der katholischen Bewohner Schlesiens die Feier eines volkstümlichen kirchlichen Festes, die Kräuterweihe, ein neues Zeichen von dem religiösen Sinne der Landbevölkerung und von dem tiefen Gefühle der Abhängigkeit von einem göttlichen Walten, andererseits aber auch von einem Aberglauben, der manche schädliche Folgen hat und um so nachteiliger wird, weil nach dem Volksglauben die kirchliche Weihe den betreffenden Kräutern eine besondere Heilkraft verleiht.

Am Sonntage nach Mariä Himmelfahrt (15. August) tragen die Frauen einen großen Strauß sogenannter „tugendreicher Kräuter“ zur Kirche, in der Reisser Gegend „de Weihberde“ (Weihbürde) genannt. Solche tugendreiche Kräuter sind: „Zille“ (Dill), Heiligegeistwurzel, auch „Zilke“ genannt (Angelica off.), Bibernelle, Johanniskraut, Raute, Wermut, Gundermann, Bergißmeinnicht, Eisenkraut, Liebstöckel u. a.

Diese Kräuter werden sorgfältig aufbewahrt, sie gelten als heilkräftig. Die meisten sind es zwar, allein sie werden ohne genügende Kenntniss ihrer Wirkung häufig bunt durcheinander angewendet, bald ein Tränklein von diesem, bald ein Umschlag von jenem gemacht und so häufig eine Krankheit verschleppt, bis ärztliche Hilfe zu spät ist. Das ist der schädliche Einfluß dieses Aberglaubens.

Auch gegen Hexen sind solche Kräuter ein Schutzmittel; man mischt sie daher am Walpurgisabende, am Christabende und den Pferden am Tage ihres Schutzpatrons, des hl. Wendelin (20. Oktober), in das Viehfutter. Wenn eine Kuh „neumelke“ wird, d. h. wenn sie kalbt, so thut man ihr solche Kräuter in die erste Tränke.

Die Sitte der Kräuterweihe findet sich nicht nur in vielen schlesischen Dörfern, sondern auch in Tirol, Bayern und in der Rheinpfalz.

15. Erntefeste.

Unter Erntefest verstehen wir hier nicht die kirchliche Feier, durch welche überall in und außer Schlesien Gott für den Segen des Feldes Dank dargebracht wird, sondern jene volkstümlichen Aufzüge und Bewirtungen der Arbeiter, welche in einem großen Teile Schlesiens nach Beendigung der Ernte üblich sind.

Von den volkstümlichen Erntefesten sind ferner wohl zu unterscheiden die Bewirtungen der Erntearbeiter, welche auch bei kleineren Bauern gebräuchlich sind. Vielfach begnügen sich auch große Gutsherrschaften, z. B. um Goldberg, Schönau, Striegau (Puschkau) damit, ihren Ernteleuten nach Einbringung des letzten Fuders Butterbrot, Bier, Schnaps und wohl auch Kuchen zu verabreichen; es wurde früher in der Striegauer Gegend, z. B. in Puschkau, das „Wäsbier,“ um Glogau, Sagan und Sprottau aber „Knäbelbier“ oder „Sichelbier“ genannt. Etwas besser ist der Ernteschmaus, welchen die Bauern in einigen Gebirgsdörfern, z. B. bei Liebau und Grüssau, ihren Arbeitern geben: die beliebte gelbe Suppe mit Nudeln und Rindfleisch sind die gewöhnlichen Gerichte. Um Bunzlau, Löwenberg, Greifenberg und Lähn wird dieser Schmaus „de Arhenne“ (Erntehenne) genannt. Anderswo wieder, z. B. bei Reisse, erhält der Arbeiter nach der Ernte, gewöhnlich aber nur nach einer guten Ernte, einen Streuselkuchen, „a Schnieterkucha.“ In den Dörfern um Frankenstein und Münsterberg feiern nur immer zwei, drei oder vier Bauern den Ernte-

schmaus an demselben Sonntage, um sich gegenseitig einladen zu können, da sie meist untereinander verwandt sind. Mit dem Schmaus ist an manchen Orten ein Tanz verbunden, zu dem dieselbe Musikerbande aufspielt, die bisweilen das letzte Fuder heimbegleitet hat.

Der Ernteschmaus ist jedenfalls ein Überrest des Opfermahles, das man nach Beendigung der Ernte zu Ehren Wuotans veranstaltete.

Im engsten Zusammenhange mit der Verabreichung des Schnieterkucha steht jedenfalls ein eigentümlicher Brauch, welcher früher in Trebnitz üblich war. Dort pflegte am Tage des hl. Bartholomäus (24. August), also nach Beendigung der Getreideernte, der Totengräber (noch im Jahre 1785) Kuchen unter das Volk zu verteilen, welche von der Äbtissin des Trebnitzer Klosters zur Feier des auf diesen Tag fallenden Kirchweihfestes gespendet wurden. Die Verteilung geschah aber in höchst seltsamer Weise. Der Totengräber stieg nämlich auf einen Baum des unfern der Stadt gelegenen Buchenwaldes, unter dessen Schatten die Kirchweih vom Volke mit allerlei Belustigungen gefeiert wurde, und warf einen Kuchen nach dem andern auf die versammelte Volksmenge herab. (Zimmermann: Beiträge zur Beschreib. Schlesiens IV, 1785, S. 331.)

Unter Erntefest im engeren Sinne sind jene volkstümlichen Aufzüge zu verstehen, bei denen entweder die weiblichen Arbeiter, die Abrasserinnen, eine Hauptrolle spielen, oder solche, bei denen die männlichen Arbeiter, überhaupt die männliche Jugend des Dorfes in den Vordergrund treten.

Die Feste ersterer Art sind mehr Familienfeste, weil sie meist nur von den Arbeitern eines Gutes veranstaltet werden; die letzteren sind allgemeine Volksbelustigungen.

Die ersteren heißen bald „Wäsfranz,“ bald „Wäsbraut“ und sind in der Hauptsache gleich, nur in Einzelheiten weichen sie voneinander ab, je nachdem mehr oder weniger Pomp dabei entfaltet wird.

In den Dörfern bei Reisse, z. B. in Deutsch-Kamitz, Neunz, Lindewiese, Wischke, begeben sich am ersten Sonntage nach Beendigung der Getreideernte die Abrasserinnen und überhaupt die tanzfähige weibliche Jugend zur Ausschmückung des „Wäsfranzes“ in die Wohnung der „Wäsfranzmutter,“ einer Bäuerin, welche diese Ehre durch Bewirtung mit Kaffee und Kuchen zu entgelten hat. Der Kranz, in Form einer Krone aus Weizenähren, Blumen und grünen Reifern gewunden, mit rotseidenen Bändern und Behängen von den roten Beeren der Eberesche, bisweilen sogar mit vergoldeten Äpfeln geschmückt, wird am Festtage von der Wäsfranzmutter in feierlichem Zuge abgeholt. Hinter einer Musikantenbande schreiten als Trägerinnen des Kranzes

die zwei schönsten Mädchen, die übrigen folgen paarweise nach dem Kretscham, wo der Kranz mitten im Tanzsaale an der Decke aufgehängt wird. Bei dem darauf folgenden Tanz sind es die Mädchen, welche zum Tanz auffordern.

In den Dörfern um Ranslau und Leobschütz wird der Erntekranz von ein paar schön gekleideten Mädchen in Begleitung sämtlicher Erntearbeiter aufs Schloß gebracht, die Männer tragen dabei ihre mit Blumen umwundenen Sensen, die Mädchen ihre ebenso geschmückten Rechen hoch erhoben.

In manchen Gegenden Oberschlesiens muß das Erntefest schon längst aufgehört haben. Tompa (Märchen, Sitten und Sagen des oberöschl. Volkes, 1846, Handschrift der Stadtbibliothek zu Breslau, Nr. 2456) berichtet wenigstens: „Von Erntefesten weiß unser Volk nichts. Zur Erntezeit pflegen die Mägde bei Mondschein mit Sichel in Kommune das Getreide zu schneiden und dabei zu singen. Zu Baranowitz im Rybniker Kreise wird noch das Erntefest im Schloßhose gefeiert.“ Um Glewitz, Groß-Strehlitz u. s. w. hat sich das Volksfest jedoch erhalten.

Sehr reich gestaltet sich die Feier der „Arntferms“ (Erntefirmes) in den wohlhabenden Dörfern zwischen Schweidnitz und Striegau. Wenn auch nur die Arbeiter der Gutsherrschaft, welcher man den Erntekranz bringt, eigentliche Festteilnehmer sind, so beteiligt sich doch im weitern Verlaufe fast die gesamte Jugend des Dorfes, und auch von den Nachbardörfern kommt wohl mancher, um zuzuschauen und vielleicht einen Tanz mitzumachen.

Bei der Wäskranzmutter, gewöhnlich der Frau eines Erntearbeiters, wird der Kranz gefertigt. Über ein Reifengestell slicht man Weizenähren, Eichenlaub, Heidelbeerkraut und allerhand Gartenblumen, steckt auf den Gipfel ein Fähnlein von Flittergold, auf einem vergoldeten Mohnkopf sitzend, mit lang herabhängendem roten Seidenbande geschmückt und von sechs Wachslichtern umgeben; zahlreiche andere goldene Fähnlein, Schleifen von Gold- und Silberpapier, Hängeschnüre mit Rosinen und andern Näscherlein sind an den Seiten befestigt. Jeder Teilnehmer am Festzuge trägt an der Brust ein Nischel aus Rosmarin, Nelken, Levkoj und Muskatblüte mit einer roten Seidenschleife. Am bestimmten Sonntage wird der „Wäskranz“ von der „Wäskranzmutter“ abgeholt und von den zwei schönsten Mädchen, von denen die eine einen schönen Blumenkranz um den Kopf hat, zum Hofe der Gutsherrschaft getragen. Hinter den Musikanten schreiten die Kranzträgerinnen, dann die jungen Mädchen, die Weiber und zuletzt die Männer mit dem Vormäher an der Spitze. Auf dem Hofe oder im Saale empfängt der Gutsherr mit seiner Gemahlin den Zug; eine der Trägerinnen tritt mit dem Wäskranz auf dem Kopfe der Gutsherrschaft entgegen und sagt mit unsicherer Stimme folgende Verse her:

„Herr N., hier bringen wir den Kranz,
 Er ist gebogen und gezogen,
 Die schöne Nachtigall ist durchgeflogen;
 Woll'n Sie die schöne Nachtigall wieder haben,
 So müssen Sie den Kranz auf den Händen tragen.
 Möchten Sie so viel Malter Weizen geerntet haben,
 Als Körnlein wir auf diesem Kranze tragen.“

Zu Klein-Kniegnitz unterm Zobtenberge spricht die Wäsbraut:

„Gott grüße Sie!
 Hier bringen wir den Kranz;
 Daß Gott wohl pflanz',
 Daß übers Jahr so viel Schock sein,
 Wie heuer Körnlein im Kranze sein.“

In der Glazer Gegend sagt man in mundartlicher Rede:

„De Schänn (Scheunen) sein vuul,
 De Felder sein leer,
 Mer winscha, doß 's ander Joar
 Wieder asu wär.“

Darauf nimmt die Trägerin den Kranz vom Haupte und übergiebt ihn dem Gutsherrn, von dem sie ein Geldgeschenk erhält. Dann singt die ganze Versammlung, von der Musik begleitet, den Choral:

„Nun danket alle Gott
 Mit Herzen, Mund und Händen,
 Der große Dinge thut
 An uns und allen Enden“ u. s. w.

In katholischen Dörfern, z. B. in Gröbzig bei Leobschütz, wird dafür der ambrosianische Lobgesang: „Großer Gott, wir loben dich!“ angestimmt. Der Weizenkranz wird an einen Haken des Saales oder des „Hauses“ (Hausflures) im Schlosse aufgehängt und von den Kindern allmählich der Näscheren beraubt.

In der Wohlauer Gegend pflegte noch in den Jahren 1830 bis 1840 die Wäsbraut jedem Familiengliede der Gutsherrschaft den Kranz einige Augenblicke über den Kopf zu halten. Auch überreichte jedesmal ein anderes schön gepuztes Mädchen auf einem mit Rosmarin, Nelken und Flittergold verzierten Teller der Gutsherrschaft zwei schwarze Tauben, an Hals und Flügeln mit rotseidenen Bändern geschmückt; in Senditz bei Trebnitz wird dagegen jedem

Familienglieder eine weiße Taube zum Geschenk gemacht. In der Gegend von Reichenbach, Frankenstein, Neurode, Glas hielt der Vormäher, dort „Druschma“ genannt, vor Überreichung des Kranzes eine Rede, worin zum Danke gegen Gott aufgefordert wurde. Im Glogauischen erschien früher bei diesem Festzuge auch der Schimmelreiter, über den an einer andern Stelle gesprochen werden soll.

Diesen Teil der Feier beschließt ein Festtanz, angeführt vom Vormäher, dem das Herkommen gebietet, mit der „Frau,“ wie der Volksmund noch die Gemahlin des Gutsherrn nennt, den Reigen zu eröffnen, ihm folgt der „Herr“ mit der Wasbraut. Wer mit dieser Braut tanzt, muß in einigen Dörfern diese Ehre, ähnlich wie bei der Hochzeit den Brauttanz, mit einem Geldgeschenk bezahlen. Erst nach diesen Ehrentänzen dürfen auch die übrigen ihre Tanzlust befriedigen, und während Speisen und Getränke herumgereicht werden, dreht sich die Schar der Männer, Frauen, Knechte und Mägde fröhlich im Kreise herum. Der Vormäher fordert außer der „Frau“ auch die andern etwa anwesenden Damen zu Ehrentänzen auf. Die Kranzträgerinnen verteilen an die männlichen Gäste „Riechel“ aus Rosmarin, Muskatblüte u. s. w. und fordern sie damit zum Tanze auf. Zuletzt zieht der Festzug in derselben Ordnung, wie er gekommen, in den Kretscham, wo schon die übrigen tanzlustigen Dorfbewohner warten, um sich bis tief in die Nacht einer ausgelassenen Fröhlichkeit hinzugeben. Die alten eigentümlichen Tänze, wie der „Rosakentanz,“ der „alte deutsche“ und der „Barbiertanz“ in den Dörfern um Falkenberg scheinen nur selten getanzt zu werden.

Manche Herrschaften, z. B. um Laband, Glewitz, Gr.-Strehlitz, lassen im nahen Walde einen runden Platz mit einem Baum in der Mitte herrichten, der bei verschiedenen Spielen der Familienglieder Verwendung fand. In Sächsisch, Kreis Groß-Strehlitz, werden Blumengewinde von den Bäumen im Umkreise nach dem in der Mitte stehenden gezogen. Zur Seite des Tanzplatzes ist ein Kletterbaum in der Erde befestigt, an dessen oberem Ende eine Sense, eine Heugabel, eine Düngergabel, ein Dreschflegel und ein Rechen befestigt sind, welche den besten Kletterern als Preise zufallen. Von den Arbeitern, namentlich den jüngeren, wird Sacklaufen, Hochspringen, Wurstschnappen, Topf schlagen u. dergl. gespielt. (Schles. Provinzbl. 4, S. 131.)

In Brauß bei Nimptsch veranstalten nach beendeter Ernte die Mädchen das sogenannte Schürzenrennen, indem sie auf freiem Felde nach Schürzen um die Wette laufen.

Dem ländlichen Schürzenlaufen sehr ähnlich war das Pelzlaufen in Breslau, welches auf einer Scheibe aus dem Jahre 1686 dargestellt wird. Es war gewöhnlich mit dem Scheibenschießen im Schießwerder verbunden.

Neun oder zehn freie Weiber wurden am bestimmten Tage ins Schießwerder beordert und rannten nun von einer Schranke aus nach einer Stange, an der oben an einem Kreuze ein Frauenpelz hing, darüber ein Hut, rechts am Querholz Schuhe und Strümpfe, links ein Stoßärmel und ein Brummeisen. Zum großen Ärger der Weiber, aber zum Ergötzen der Zuschauer, lief der Britschemeister mitten unter den Frauen mit, neckte sie und machte ihnen allerhand Grimassen vor. Wer zuerst am Ziele anlangte, erhielt den Pelz, die folgenden die andern Gegenstände und die letzte das Brummeisen. Zum Schluß wurden die Frauen beim Stückhauptmann gespeist. (Somolty: Breslauer Merkwürd. III, S. 183.)

In einer seit Jahrhunderten germanisierten Gegend der Provinz Posen, in dem Dorfe Winiz bei Meseritz, geht den Kranzträgerinnen ein Mann mit einer großen Stroh puppe voran, die mit Weiberkleidern angethan und tüchtig ausgeputzt ist. Er wirft sie unterwegs zur Belustigung der Zuschauer öfters hoch empor und fängt sie wieder auf. Sie wird zugleich mit dem Weizenfranze der Herrschaft überbracht und steht im engsten Zusammenhange mit der letzten Garbe, der „Wäsaalen,“ welche, auch zu einer weiblichen Figur herausgeputzt, und, z. B. in Paulwitz bei Frankenstein, auf den herrschaftlichen Hof getragen wurde. Aber auch Wäsbraut bedeutet nichts Anderes als die letzte Garbe, wie sich aus den Erntesitten anderer deutscher Länder ergibt. In den Dörfern Alpbach und Wildschönau in Tirol wird nämlich die letzte Garbe, nach deren Einbringung sofort das Erntefest gefeiert wird, geradezu Weizenbraut genannt. (Wolf u. Mannhardt: Zeitschr. III, S. 340.) Wäsaale, Wäsbraut, Grulamutter, Grußmutter bedeuten demnach dasselbe, sie personifizieren gewissermaßen die letzte Garbe, welche der Grundherrschaft bald in Gestalt eines Weizenfranzes, bald einer Stroh puppe, oft auch unter beiden Formen überreicht wird.

Anderer Art, aber sicher ebenso hohen Alters sind die Aufzüge, welche die männlichen Arbeiter des ganzen Dorfes zu veranstalten pflegen.

In der Gegend von Kontopp, nicht weit vom Schlawaer See, erhält, wie schon oben erwähnt wurde, derjenige, welcher die letzten Halme schneidet, den Titel „Kurnsaak“ und spielt beim Erntefeste eine Hauptrolle. Eigentümer größerer Güter schicken bei Beendigung der Ernte Musikanten auf das Feld, welche ein lustiges Tanzstücklein spielen, sobald die letzte Garbe gebunden ist. Der „Kurnsaak,“ mit bunten Bändern, Blumen und grünen Reisern geziert, eröffnet den Reigen.

Nachdem das fröhliche Treiben auf dem Felde eine Zeitlang gedauert hat, setzt sich der Zug nach dem Dorfe in Bewegung; der Kurnsaak springt und tanzt vor den Musikanten her, die übrigen Mäher und Abrafferinnen folgen;

der schon bereit gehaltene Erntekranz wird aus einem Hause abgeholt und der Herrschaft in üblicher Weise überreicht.

Im obern Queisthale, in den Dörfern um das Städtchen Friedeberg, herrscht die Sitte, daß die Knechte und Bauernsöhne, nachdem die Ernte glücklich beendet ist, mit einem von vier Pferden gezogenen Erntewagen nach dieser Stadt fahren. Sie beladen ihn mit Garben von allen Getreidearten, schmücken ihn, wie sich selbst, mit Kränzen und Sträußen und ziehen so unter Anführung einer Musikerbande mehrere Male um das Rathhaus herum. Hierauf kehren sie wieder nach ihrem Dorfe zurück, wo der Tag mit Musik und fröhlichem Tanz im Kretscham zu Ende gebracht wird.

Dieser Brauch ist offenbar uralten Ursprungs und erinnert in hohem Grade an das einst in niederdeutschen Gegenden bräuchliche Reiten oder Fahren um die Kulandsäule (von Zöpfl beschrieben in seinen *Altertümern des Deutschen Reichs und Rechts* 1861), was als glückbringend galt. Die Kulandsäulen Norddeutschlands sind nach Zöpfls Darlegung uralte Sinnbilder der Blutschuldbarkeit und könnten mit einem Rathause, dem Orte städtischer Gerichtsbarkeit, verglichen werden; ein thatsächlicher Zusammenhang ist aber nicht nachweisbar.

Zu Lampadel im Schweidnitzer Kreise, am Fuße des Zobten, feiern die Einwohner, sobald die Getreideernte beendet ist, das sogenannte Wiesenfest. Die Weizenkranzfeier geht demselben nur kurze Zeit voran, aber in einfachster Form. Die Bauern — ein Edelhof ist nicht vorhanden — empfangen, soweit sie überhaupt noch an der alten Sitte festhalten, ein jeder seinen Wäskranz einzeln an dem Tage, an welchem die letzte Garbe eingebracht wird. Jung und alt zieht an dem betreffenden Sonntagsnachmittage hinaus auf die Gemeinewiese, welche jedes Jahr zu dem Feste benutzt wird. Hier zündet man ein Feuer an, und es werden allerhand Speisen und Getränke an demselben gekocht. Man ißt, trinkt und singt. Eine Bande Dorfmusikanten spielt allerlei lustige Stücklein auf, und das junge Volk und die Kinder tanzen danach auf dem Wiesenplan. Ein Hanswurst neckt und hänselt jedermann, mischt sich in die Gespräche und fuchtel mit der Peitsche herum. Gegen Abend erhebt sich die ganze Festgenossenschaft. Der Hanswurst wird als arger Übeltäter von einigen handfesten Burschen gefaßt; einer hält ihm eine scherzhafte Standrede, deren Resultat ist, daß er mit Beistimmung aller ob seiner vielen Missethaten wegen Friedensstörung und anderer Verbrechen zum Tode verurteilt wird, und zwar zum Wassertode. Das Vordergestell eines Pfluges ist zu dem Zweck schon in Bereitschaft. Darauf wird der arme Sünder, der eine höchst jammervolle Miene macht, gesetzt, vier Burschen ziehen den Karren in

Begleitung der versammelten Menge bis ins Dorf, und hier wird der Arme samt dem Rädergestell in den Dorfteich hineingestoßen. Die komische Verzweiflung des armen Sünders giebt den Zuschauern uner schöpflichen Stoff zu schallendem Gelächter. Das Ganze endet, wie alle Dorffestlichkeiten, mit Musik und Tanz im Kretscham.

In den Dörfern um Ottmachau, Patzschau und Reisse, z. B. in Deutsch-Ramitz, Neunz, Lindewiese, Wischkau, Mohrau, Alt-Patzschau, Würben und Liebenau bei Münsterberg, ist die sogenannte Hoaberfranzfeier Sitte, häufiger „'s Hoaberfoan“ (Haberfahren) genannt. Das Volk selbst deutet sich den letzteren Namen als „Haberfahne,“ weil ihm das Wort Fahne, 's Foan, sächlichen Geschlechtes ist. Man sagte früher überall in Schlesiens, auch in den Städten, das Fahn für die Fahne. Noch im Jahre 1786 schreibt ein angesehener schlesischer Historiker (Zimmermann: Beiträge 1786, XI, S. 176): Das Wetterfahn, das Wall. Die letztere Anwendung ist jetzt ganz verschwunden, die erstere nur noch im Dialekt gebräuchlich. Diese Deutung ist sogar die Veranlassung, daß bei der Feier selbst ein Fahnenträger mit einer Fahne im Zuge auftritt. Veranlassung zu der besprochenen Mißdeutung ist, daß der Bauer um Reisse, wie fast alle Landbewohner Schlesiens, „fahren“ und „Fahne“ gleich ausspricht.

Kaum ist der Sonntagnachmittags-Gottesdienst beendet, so versammelt sich rasch eine festlich geschmückte Reiterschär vor einem Bauernhose. Es sind die sämtlichen männlichen Arbeiter der eben beschlossenen Ernte, die Bauernsöhne, Knechte und Pferdejugen des Dorfes auf den Rossen ihrer Väter und Herrn. Fast jeder oder wenigstens die Mehrzahl unter ihnen ist irgendwie phantastisch gekleidet, sie haben rote Bänder an den Hüten und ein langes Hemd über ihre Kleidung. In dem Hause und Hofe wird soeben die letzte Hand an die Ausstattung des zu veranstaltenden Festzuges angelegt. Endlich erscheint ein Fahnenträger vor dem Hofthore, die zur Feier nötigen Musikanten sind gleichfalls eingetroffen.

Der Festzug ordnet sich und setzt sich allmählich in Bewegung. Voraus geht der „Laufer,“ ein schön gepuzter Bursch, oder ein Bojatz in der Narrenjacke mit einer „Klatzche,“ der den Weg für den Festzug freizumachen hat; ihm folgen die Musikanten und der Fahnenträger. Hinter diesen reiten, paarweise geordnet, juchzend und mit Peitschen knallend, die verummten Knechte. Den Schluß bilden die Hauptfiguren, der „Hoaberbräutj'm“ und die „Hoaberbraut,“ manchmal auch „Hoaberkeenig“ und „Hoaberkeenig'n“ genannt, nebst ihrem „Dukter.“ Bräutigam und Braut sind verummte Mannsperonen, der erstere mit riesigem falschen Barte und einem übermäßig hohen Hute, letztere

mit einem Haserkrantz in den Haaren. Der „Ujischlieta“ oder „Gjaschlieta,“ auf dem sie in höchst kläglicher Stellung nebeneinander kauern, wird von den elendesten Zugtieren des ganzen Dorfes, Pferden oder Ochsen, gezogen; er dient sonst zur Hinausbeförderung von Eggen auf die Felder.

Der Zug bewegt sich entweder zum Dominialbesitzer oder zum größten Bauern oder, wie bei Patschkau zu dem, welcher den schönsten Haser geerntet hat. Der Bojatz tritt zuerst in den Hof und fragt um Erlaubnis zum Eintritt. Diese wird natürlich erteilt und nun treten die Musikanten ein und spielen: „O mein lieber Augustin“ u. dergl. Darauf folgt der übrige Zug. Durch Kreuz- und Quersfahren sucht man den Gjaschlieta oder den kleinen vier-rädrigen Wagen, auf welchem Bräutigam und Braut sitzen, umzuwerfen. Braut und Bräutigam erregen unterwegs viel Gelächter bei den Zuschauern, indem sie sich bald necken, bald liebkoosen, bald aber auch zanken oder gar prügeln. An einigen Orten offenbaren sie sich als arg Leidende und klagen fast ohne Unterlaß über die heftigsten Schmerzen aller Art. Da ist denn der „Dukter“ am rechten Platze, der, gleichfalls eine lächerlich kostümierte Persönlichkeit, hinter dem Paare sitzt und bald dem Bräutigam, bald der Braut, ohne sich an ihr jämmerliches Winseln und Schreien zu kehren, aus einer Medizinflasche dunkle Mixturen in den Mund gießt, oder mit einer großen Zange Zähne ausreißt, die von ihm triumphierend in die Höhe gehalten werden und Kälberzähnen merkwürdig ähnlich sehen.

An manchen Orten fahren alle drei Personen auf einem leeren Erntewagen, an dessen Leitern vorn der Haserkrantz befestigt ist, welcher sonst meistens bei dem Aufzuge weggelassen wird; er hat die Form eines Weizenkranzes, nur daß er aus Haserähren gebunden ist. In Liebenau folgt dem Zuge auch der Schimmelreiter und zuletzt der „Schutabar“ (Erbsehbär). Nachdem sich der Festzug in dieser Ordnung durch das Dorf in seiner ganzen Länge bewegt hat, macht er endlich vor dem Kretscham Halt. Die Reiter steigen von ihren Rossen und begrüßen die Schönen des Dorfes, die sich schon vorher an beiden Seiten der gastlichen Pforte zu ihrer Bewillkommung aufgestellt haben; Braut und Bräutigam werden unter Anführung der Musikanten feierlich in den Tanzsaal geleitet, und nicht lange nachher bewegen sich die Paare in wirbelndem Reigen um die „Saul.“

Im südlichen Teile der preussischen Provinz Sachsen herrscht im wesentlichen derselbe Gebrauch beim Erntefeste. Dort erscheinen auch in einem festlichen Aufzuge, auf einem Wagen sitzend, zwei verummumte Gestalten, der Haserbräutigam und die Haserbraut. Ihnen voran zieht der Schimmelreiter (C. Sommer: Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen,

S. 160), welcher auch in Schlesien bis vor kurzem eine Hauptrolle bei den Erntefesten spielte.

Die am meisten verbreitete Belustigung der männlichen Dorfjugend Schlesiens zur Feier des Ernteschlusses ist das Hahnschlagen (Hoanschloon oder Huoanschloon), um Sprottau und Freistadt auch Hahngreifen genannt. (In der schlesischen Ebene wird der Mittellaut zwischen o und a [oa und ä] mit einem kurzen vorgeschlagenen u ausgesprochen, z. B. Buoane [Bahn], Wuoaan [Wagen]).

Wir geben hier eine Schilderung dieses Festes, wie es um Schweidnitz und Striegau von alters her gefeiert wird. Vier bis sechs mit seidenen Bändern und Blumensträußen geschmückte Pferde, die schönsten des herrschaftlichen Hofes, werden vor einen möglichst großen, mit leeren Fässern und Kisten leicht beschwerten Fuhrwagen gespannt, dessen Plau gänzlich heruntergebunden ist. Auf den Pferden sitzen mit falschen Bärten, blauen Kitteln, hohen Filzhüten und anderem vermunimte Reiter, ein jeder mit einer langen Peitsche in der Hand. Dieser Wagen wird von der festlich gepuzten Schar der männlichen und weiblichen Erntearbeiter unter Anführung eines Musikkorps feierlich aus dem Kretscham, wo er vorbereitet wurde, abgeholt und vor einen Bauernhof im Dorfe gezogen, aus dem ein lebender Hahn hervorgeholt wird. Einen Hauptschmerz bereitet es nun, zu sehen, welche unendliche Mühe es anscheinend macht, diesen Hahn auf den Gipfel der Wagenplau zu heben und dort zu befestigen. Alle stellen sich, als sei der Hahn unglaublich schwer, stöhnen und keuchen ganz erbärmlich beim Heben desselben. Schließlich, da alle Mühe umsonst ist, holt man Hebebäume herbei, mit deren Hilfe die schwierige Aufgabe endlich gelöst wird. Entsprechend seinem enormen Gewicht wird nun der Hahn auch mit einer langen und schweren Hemmkette auf der Höhe des Wagens befestigt. Neben ihn setzt sich in einem Anzuge aus vielen kleinen, bunten Fleckchen, einen Kolben, bei uns Pritsche genannt, in der Hand haltend, der Pojak als Wächter. So beladen fährt der Wagen inmitten der jubelnden und lachenden Menge von Begleitern nach dem herrschaftlichen Hofe, wo der Gutsherr nebst seiner Familie die festliche Schar empfängt. Der Pojak springt jetzt vom Wagen herab und sucht denselben zu hemmen, da er nach seiner Behauptung durchaus nicht zum Stehen gebracht werden kann. Er fordert eine Hacke. Statt aber den Boden, wie es bräuchlich ist, vor den Rädern aufzuhacken, thut er dies zum allgemeinen Ergötzen hinter den Rädern. Scheu gemacht von dem unauslöschlichen Gelächter, das er erregt hat, flüchtet er eiligst wieder auf die Höhe des Wagens, gebietet Ruhe und hält mit der ernsthaftesten Miene von der Welt von hier aus eine feierliche Anrede an den Gutsherrn und die Versammlung. Er setzt auseinander, warum der Zug hier erscheine. Es

handele sich nämlich darum, einen hartgesottenen Sünder, der trotz vielfacher Mahnungen stets wieder in seine alten Laster zurück verfallen sei und die ärgsten Verbrechen zum Schaden und Verderben guter Leute verübt habe, endlich der verdienten Bestrafung zu übergeben. Man sei soeben im Begriff, ihn zur Hinrichtung auf den Richtplatz zu befördern. Man hoffe, daß auch der gnädige Herr sich zu einem kleinen Beitrage für die Hinrichtungskosten herbeilassen werde. Nunmehr giebt der Herr dem Vormäher, welcher wieder das Ganze leitet, ein Geldgeschenk. Der Zug bewegt sich hinaus auf ein Brachfeld in der Nähe des Dorfes, wo schon im voraus eine Anzahl Laubhütten errichtet wurden und Speisen und Getränke käuflich verabreicht werden. Auch ist hier schon ein Loch in den Erdboden gemacht, in welches der Hahn gesetzt wird. Über dieses Loch deckt man ein Brett, auf welches ein großer, alter Topf gestellt wird. Der Siegespreis besteht in der Regel aus einem „Westaflekla,“ einem „Vorlaibla“ u. dergl. für den Sieger selbst und außerdem einer schönen bunten Schleife oder einem „Purpertichla“ für sein Liebchen. Den Wettkämpfern, von denen jeder einen Stock in der Hand hält, werden sorgfältig die Augen verbunden, während der Pojatz mit allerhand drolligen Gebärden und Wizen die umstehenden Zuschauer belustigt. Auf ein Zeichen reichen sich dann sämtliche Kämpfer die Hände und tanzen, während die Musikanten einen lustigen Marsch anstimmen, einigemal um eine Tonne. Sodann lassen sie die Hände los und ein jeder tappt in der Richtung vorwärts, in welcher er den Hahn vermutet, bis er endlich an einer Stelle in der Überzeugung, den Hahentopf vor sich zu haben, tapfer drauf losschlägt. Wer den Topf verfehlt, darf für Spott nicht sorgen; besonders hat er von den Wizen des Pojatz zu leiden. Der Sieger hat die Ehre, auf dem Rückwege mit seinem Liebchen dem Zuge voranzuschreiten und nachher im Kretscham den Festtanz anzuführen. Den noch lebenden Hahn bekommt herkömmlich der Pojatz. In dem von der Breslauer Regierung im Jahre 1818 eingeforderten Bericht über Volksgebräuche sagt der Landrat des Strehleener Kreises, daß auch dort das Hahnschlagen eine Volksbelustigung werden zu wollen scheine. Jedenfalls war es aber, wie auch anderwärts, schon längst üblich.

Um Neurode (Schlegel) und Liegnitz (Parchwitz) setzt man einen lebenden Hahn auf einen leeren Erntewagen. Vor denselben sind in erstgenannter Gegend in der Regel zwei mit Blumentränzen und bunten Bändern geschmückte Kühe gespannt. Auf diesen Kühen reiten zwei Hanswürste. Das übrige verläuft dann ebenso, nur daß man nicht den lebenden Hahn, sondern einen bunt bemalten hölzernen Hahn unter den Topf steckt, nach welchem geschlagen wird.

An manchen Orten, wie in Ossig bei Striegau und in Wischke bei Meisse,

wird das Hahnſchlagen in der Regel am zweiten Pfingſtfeiertage gehalten, in mehreren Orten in der Umgegend von Neiſſe zur Faſchingszeit.

In Dörfern, wo kein herrſchaftlicher Hof iſt, veranſtalteten die Dorfbewohner dieſes Feſt nichtsdeſtoweniger und ſogar mit um ſo größerem Aufwande unter Teilnahme der ganzen Gemeinde. Früher war das Hahnſchlagen auch ein beliebtes Spiel der Städtebewohner. So veranſtalteten die Schützen in Breslau am 7. September 1560 ein großes Hahnſchlagen im Schießwerder, indem ſie mit gedrehten hohlen Hölzern, die eine halbe Elle lang waren, nach dem Hahne warfen. Der Sieger bekam eine zinnerne Kanne.

Ein anderes weit verbreitetes Feſtſpiel der männlichen Jugend, das gleichfalls ſtets unmittelbar nach dem Erntefchluß abgehalten wird, iſt das ſogenannte „Gänſareita“ (Gänſerichreiten).

Man übt daſſelbe unſeres Wiſſens abwechſelnd mit dem Hahnſchlagen und dem Jungfernſtechen noch gegenwärtig überall in der Gegend von Striegau, Schweidniß, Sprottau und Röhben. Es wird ein Gänſerich, dem ſchon der Kopf vom Halſe abgetrennt, aber durch einen Bindfaden wieder an denſelben befeſtigt worden iſt, nach dem Feſtplane hinausgefahren. Hinter dem Wagen folgt eine feſtlich geſchmückte Schar junger Burſchen auf den Pferden des Herrenhofes und der Bauern. Auf dem Plane iſt ſchon vorher in Form einer Ehrenpforte ein hoher Bogen, mit grünen Reiſern ausgeſchmückt, errichtet worden, an deſſen höchſten Punkt der „Gänſa“ ſo befeſtigt wird, daß der Kopf nach unten hängt. Hierauf beginnt unter ſchmetternden Fanfaren der Muſikanten ein Wettreiten der Burſchen um einen Siegespreis, der in der Regel aus ähnlichen Gegenſtänden beſteht, wie der Preis beim Hahnſchlagen. Alle jagen einer hinter dem andern in geſtrecktem Galopp unter dem Bogen hindurch. Jeder ſtreckt den rechten Arm nach dem Kopfe des Vogels aus, und wer ihn ſo feſt zu faſſen vermag, daß er ihn abreißt, wird als Sieger begrüßt, führt mit einem Kranz auf dem Haupte beim Rückwege den Reiterzug an und beginnt bald nachher im Kretſcham den Tanz. Den Gänſerich bekommt wieder der Pojaß. In manchen Orten vereinfacht man die Feier, indem der Gänſerich an einer Stange von zwei Buben vorangetragen, oder auf einem Schubkarren voranfahren wird.

Ein Stechen und Gänſefahren wurde noch ums Jahr 1730 zu Breslau auf der Oder zwiſchen dem Schießwerder und Bürgerwerder abgehalten.

Weniger verbreitet ſcheint unter den Erntefeſtgebräuchen der männlichen Dorfjugend in Schleſien das „Jungfernſtechen“ (Zumpfanſtecha) zu ſein. Wir kennen daſſelbe nur aus der ſchon mehrfach erwähnten Gegend um Striegau und Schweidniß.

Wieder erblicken wir einen Zug festlich geschmückter Reiter, diesmal mit weiß glänzenden Stangen im Arme. Hinterdrein folgt, auf einem Korbwagen sitzend, eine Puppe aus Holz oder Stroh, mit Weiberkleidern angethan, die Arme weit ausgebreitet: es ist die „Jumpsfer,“ eine Übelthäterin, welche man auf den Richtplatz führen will; zwei Bewaffnete in Soldatenuniform sitzen als Wächter neben ihr. Man sammelt beim Dorfschulzen und auf dem Herrenhofe in ähnlicher Weise wie beim Hahnschlägen zur Hinrichtung Beiträge und zieht dann hinaus auf den Festplan. Hier steht gleichfalls schon, wie beim „Ganbareita,“ ein mit grünem Reifig geschmückter Bogen, an dessen Scheitel die Puppe in solcher Höhe aufgehängt wird, daß sie, in Schwingungen versetzt, sich um sich selbst dreht und den an ihr vorbeipassierenden Reiter mit ihren ausgestreckten hölzernen Händen zu schlagen vermag. Nach der so aufgehängten Puppe wird nun mit eingelegten Stangen in vollem Jagen einzeln gestochen. Wer sie dabei so zu treffen vermag, daß sie herabfällt, wird als Sieger begrüßt und empfängt den ausgelegten Preis. So mancher wird aber auch zum ungeheuren Jubel der versammelten Zuschauer von der Puppe gehrseigt.

Ein ähnliches Wettreiten begehren nach der Schilderung Böpfls (in seinen *Altentümern des Deutschen Reichs und Rechts*, Leipzig 1861) alljährlich um dieselbe Zeit die holsteinischen Bauern; nur hat dort die Puppe die Gestalt eines Mannes in holsteinischer Bauertracht.

In einigen Dörfern um Schönau, z. B. in Falkenhain und Neukirch, wo von Volksbelustigungen nach der Ernte nur das Hahnschlägen üblich ist, begeht man um dieselbe Zeit ein anderes Fest, das Königsschießen. An diesem beteiligt sich von alters her jedesmal ein erheblicher Teil der jüngeren waffenfähiger Mannschaft mehrerer benachbarten Dörfer, meistens Reservisten und Landwehrmänner, so viel ihrer Eigentümer von Gewehren sind. Auf einem Brachfelde in der Nähe des Dorfes wird die Scheibe aufgestellt, und das Fest verläuft ebenso wie die städtischen Schützenfeste zur Frühjahrs- und Herbstzeit, nur einfacher und bäuerlichen Verhältnissen angepaßt. In frühern Zeiten hat man bei diesen Waffenübungen ohne Zweifel wie in den schlesischen Städten mit der Armbrust geschossen, vielleicht auch sich im Gebrauch von Speeren und Seitengewehren geübt; denn noch im Jahre 1593 war z. B. in Neukirch jeder Bauer verpflichtet, bei der alljährlichen Musterung sich über den Besitz eines Hatnishes, eines Spießes und mindestens einer Seitenwehr auszuweisen; die Gärtner aber, die Häusler und die Dorfhandwerker nur über den Besitz eines Spießes und einer Seitenwehr, und von den Hausleuten (Mietsleuten) hatten immer je drei einen Spieß und eine Seitenwehr zusammen zu stellen. Der

Besitz dieser Waffen hatte aber ohne jeden Zweifel auch zur Bedingung, daß man im Gebrauch derselben geübt war, und davon konnte man alljährlich bei den Waffenspielen im Herbst Zeugnis ablegen. (Nach einem Musterungsregister aus dem genannten Jahre in der Kanzlei des freiherrlichen Schlosses zu Neukirch.)

14. Das Getreide in der Scheune und auf der Tenne.

Während draußen auf den Feldern eine Garbe nach der andern gebunden und auf die bereitstehenden Erntewagen aufgeladen wird, sind innerhalb des Wirtschaftsgehöftes besondere Arbeiter, die „Abloader“ (Ablader) emsig damit beschäftigt, den auf den Tennen angelangten Erntesegen im Bänsem oder Bänja (Bansen) oder of'm Bälka (den mit Brettern belegten obern Balken der Scheune) zu altern (aatern, wie man in vielen Gebirgsdörfern sagt), d. h. schichtweise übereinander zu legen. (Vergl. Weinhold: Wörterbuch, s. v. Alter.)

Selbst wenn die ganze Ernte völlig trocken in den Scheunen untergebracht worden, bedroht sie hier ein unvermeidlicher Feind, der manches Jahr sogar recht gefährlich auftritt, die gewöhnliche Maus oft im Bündnis mit der Feldmaus. Unter den Mitteln, welche von alters her gegen dieses Übel angewendet werden, befinden sich auch einige abergläubische. In der Goldbergger Gegend pflegten ältere Bauern oftmals die erste Erntegarbe für die Mäuse in die Scheune zu legen, weil dann die übrigen Garben von ihnen verschont bleiben sollten. Noch vor zwanzig Jahren war es in der Striegauer Gegend (Puschkau, Kauske, Järischau) bei vielen Ackerbesitzern Brauch, den Bansen, wenn er mit Getreide gefüllt werden sollte, erst ringsum mit frischen Reisern aus neuerlei Holz (meist Eiche, Linde, Kiefer, Erle, Buche, Esche, Weide, Holunder, Hasel) zu umstecken und außerdem den ganzen Boden mit frisch gepflücktem Erlenlaube zu bestreuen.

Ein anderes Mittel, welches auch in der Oberpfalz und in Unterfranken gegen den Mäusefraß angewendet wird, ist, daß man die Strohfleile schon am Fasching strickt.

Mancherlei Bräuche knüpfen sich auch an das Ausdreschen der Halmfrüchte.

Wie der Soldat für seine Signale, so hat auch der Drescher gewisse Merksprüche, welche er in dem Dreschtakte wiederklingen hört.

Wenn nur zwei dreschen, tönt es wie:

„Kummt halft,
Kummt halft,“

oder: „'s fällt Eis,
's fällt Eis,“ (Drau.)

oder: „'s geht schwach,
's geht schwach.“

Unter dreien:

„Koch Kraut zu,
Koch Kraut zu,“

oder: „Koch Fleisch zu,
Koch Fleisch zu,“

oder: „Deck 's Bett zu,
Deck 's Bett zu.“

Unter vieren:

„Kucha bada,
Kucha bada,“

(Grafschaft Glatz, Drau.)

oder: „Streck a Zippel,
Streck a Zippel,“

oder: „Kummt zum zichta,
Kummt zum zichta.“

(Zichta ist ein Hochzeitsbrauch.)

Wenn fünf, was übrigens selten vorkommt, dreschen, hört man:

„'s wackelt der Kleppel,
's wackelt der Kleppel,“

Wenn sechs dreschen:

„Flaumakucha bada,
Flaumakucha bada,“

oder: „Nahmt a Book bem Sacke,
Nahmt a Book bem Sacke.“

Endlich wenn acht dreschen:

„Der Teifel sitzt uf der Tennwand,
Der Teifel sitzt uf der Tennwand.“

Das Dreschen besorgen meist dieselben Leute, welche in der Ernte thätig waren; ihr Anführer heißt im Gebirge und im Vorlande von Striegau bis zur Oberlausitz „Birmaader“ (Bormäher), er war der erste in der Reihe und that jeden Morgen den ersten Sensenhieb; in der niederschlesischen Ebene dagegen, z. B. um Sprottau und Sagan, heißt er Jaaner und um Glogau und Grünberg Jaunhälter, Worte, welche mit dem in oberdeutschen Gegenden allgemein gebräuchlichen Worte der „Jaan“ zusammenhängen, welches einen Streifen Getreide oder Gras oder eine Furche Kartoffeln bedeutet, die zu ernten sind (Bainhold: Wörterbuch, s. v. Jân); sonst ist das Wort dem Dialekt, wie dem Hochdeutschen fremd.

In Mittelschlesien nennt man den Oberdrescher entweder „Druschma,“ wie um Schweidnitz, Reichenbach, Frankenstein, Münsterberg, Neurode und Glatz,

oder „Druschmer,“ wie um Breslau und Trebnitz. Das Wort „Druschma,“ das hochdeutsch etwa Druschmann oder Dreschmann lauten würde, hängt offenbar mit „dreschen“ zusammen und bezeichnete den Erntearbeiter, welcher beim Dreschen und Ernten der erste ist und den Gang der Arbeit angeht; auch bei der Überreichung des Erntekranzes spielte er häufig eine Rolle.

In einem großen Teile Schlesiens wird noch jetzt der Brautdiener und Lustigmacher bei Hochzeiten Druschma genannt — in manchen Gegenden ist jetzt dafür das Wort „Danwalt“ getreten. Man hat diese Benennung mit dem polnischen Worte druzba in Verbindung gebracht, welches den Hochzeitbitter bezeichnet; allein es ist doch sehr zweifelhaft, ob diese Ableitung die richtige ist; wir möchten Druschma, der Oberdrescher, vielmehr von Druschmann (Dreschmann) ableiten, eine Zusammensetzung, für welche wir „Druschnecht“ als Analogie anführen können; daneben kann immer Druschma, der Brautdiener, vom polnischen druzba abgeleitet werden.

Wenn die ganze Ernte, an vielen Orten auch, wenn eine Halmfrucht ausgedroschen ist, empfangen die Arbeiter eine kleine Bewirtung, die sie sich wohl auch einfordern. So treten sie z. B. in der Striegauer und Hirschberger Gegend vor die Bäuerin mit den Worten: „Mer bieta oa im woas, doß mer kinn a Bänsem ausschäfa,“ und erinnern hiermit daran, daß ihnen ein Branntwein jetzt sehr angenehm sein würde.

In ähnlicher Weise überbrachte man am Rhein, im Kreise Berg, dem Bauer die zuletzt ausgedroschene Garbe, die er mit Bier oder Branntwein besprengen mußte, damit man mit diesem die Tenne reinigen könne. (Mannhardt: Roggenwolf, S. 25.)

An das Ausdreschen der letzten Garbe knüpfen sich überhaupt wieder mancherlei Bräuche. Mit gespannter Aufmerksamkeit blickt man beim Ausdreschen der letzten Garbe auf den Biirmaader (Druschma), um zugleich mit ihm aufzuhören und ja nicht den letzten Schlag zu thun. Wer ihn thut, wird in derselben Weise und meist mit denselben Worten verspottet, wie der Binder der letzten Garbe auf dem Felde.

Bald heißt er Paz (Girbigsdorf bei Sprottau) oder Puz (um Neumarkt), Worte, die nichts Anderes als Peh bedeuten und mit den in der Oberlausitz und in Hessen gebräuchlichen Worten „Schoffebäk, Scheunbäke“ zusammenfallen (Mannhardt: Roggenwolf, S. 22); bald Wäszoal, Kurnzoal, Garschtzoal, Hoaberzoal, nach der Frucht, welche zuletzt gedroschen wird. Das oberbayerische Zoll (Panzer: Bayr. Sagen II, S. 214, 219): Kornzoll, Weizenzoll u. s. w. entspricht offenbar dem schlesischen Zoal, wofür man in der Grafschaft Glatz auch Zäl sagt. Anderswo wieder, z. B. um Hohenfriedeberg, nennt man ihn „Wäspopel,

Kurnpopel“ u. s. w., um Trebnitz und Neurode „Wäsasaak, Kurnsaak, Garfchta-saak,“ bei Neurode jedoch auch Mäuseherte, wie man ihn auch um Passau in Bayern nennt: Mäusehüter. Überall muß er, ob er nun Puz, Zoal, Popel oder Saak heißt, eine Quantität Branntwein zum besten geben. Um Ziegenhals sagt man spottend zu ihm: „Du host's Säckla.“ Hier ist es auch Sitte, nach Beendigung des Dreschens einen Strohmann zu machen, welchen der jüngste Drescher, gewöhnlich der Pferdejunge, einem Nachbar, der noch nicht ausgedroschen hat, auf die Tenne werfen muß, mit den Worten:

„Do breng ich a Schlessel,
A andermool federt 'ch besser.“

(Da bring ich den Schlüssel,
Ein andermal fördert Euch besser.)

Er darf sich aber „bei Leibe“ nicht erwischen lassen, sonst werden seine Taschen mit Steinen gefüllt, er wird mit Stroh umwickelt und muß unter Hohn- und Spottreden heimkehren.

In der Oberlausitz, wo dieselbe Sitte herrscht, nennt man die Strohpuppe „Scheunbäge.“

Einen Neuling im Dreschen, besonders beim Kleedreschen, schickt man gern zum Nachbar nach einem Windsack. Man händigt ihm nun wirklich einen mit Stroh gefüllten Sack ein, den man häufig noch mit Steinen beschwert, damit er recht schwer zu tragen habe und tüchtig ausgelacht werde. Im Jägerndorfschen übte man diese Sitte am 1. April aus, um Neumarkt wohl auch am letzten, weil vielleicht früher, ehe man Maschinen hatte, das Ausdreschen mit dem Ende des Winters zusammenfiel. Man wird nicht zu viel behaupten, wenn man den auch in Städten üblichen Brauch, jemand in den April zu schicken, auf jene ländliche Sitte, einen Windsack zu holen, zurückführt.

In der deutschen Schweiz schickt man Neulinge im Dreschen nach einem Windsack. (Grenzboten 1865, S. 591.)

Um die gereinigten Getreidekörner, die nun in Haufen auf den Getreideboden geschüttet wurden, vor dem „Krebs“ oder Kornwurm zu schützen, steckt man in der Goldbergger Gegend frische Holunderstäbe in diese Haufen.

15. Heilkraft der Saat und des Getreides. Verehrung des „lieben Brotes.“

Eine innige Verehrung zeigt der schlesische Landmann alten Schlags gegen das Getreide, diese Gabe vom „kiewa Goot,“ von der seine ganze Existenz abhängt. Nicht selten sieht man ihn allein oder mit einem Freunde oder Nachbarn um ein Saatfeld wandern und voll Behagen darauf hinweisen, „wie schön die Soote steht;“ im stillen aber schickt er wohl einen frommen Wunsch zum Himmel empor, daß unser Herrgott die Fluren vor allem Schaden, besonders vor Hagel beschützen möge. Eine mutwillige Beschädigung eines Getreidefeldes sieht er nicht allein als Verletzung seines Eigentums an, sondern auch als Frevel gegen Gott, den gütigen Geber. Es ist leicht erklärlich, daß der Landmann dieser Himmelsgabe auch eine heilwirkende Kraft zuschreibt und daß sich an die Saat und das Getreide eine Anzahl abergläubischer Anschauungen knüpfen, die größtenteils aus der ältesten Zeit herkommen, denn unsern heidnischen Vorfahren war das Getreide heilig. Man pflegte Weihnachten in die Winterfaat zu gehen, um die Zukunft zu erhorchen, Mainachts in das grüne Korn. — Wahrscheinlich vernahm man, in der Saat sitzend, Stimmen oder Reden der Geister über die bevorstehenden Ereignisse. (Grimm: Mythologie, S. 1069.) Im Glazischen glaubt noch jetzt mancher, daß, wer sich in der Christnacht auf eine Weizenfaat begiebt, dort auf dem Boden die Zukunft erhorchen könne. „Da vernahm schon mancher, wie Särge gehämmert wurden, wenn eine große Sterblichkeit, oder Kanonendonner und fernen Trompetenschall, wenn ein Krieg bevorstand.“

Sobald in der Ernte das erste Getreidefuder hereingebracht wird, zieht man drei Ähren aus ihm heraus, vorn, mitten und hinten eine, steckt sie in die Erde und läßt sie keimen. Sprossen sie kräftig, so hat man im nächsten Jahre eine gute Ernte zu erwarten, keimen aber nur wenige oder gar keine Körner, so wird die Ernte eine mittelmäßige oder schlechte sein.

Um die Höhe der Getreidepreise im folgenden Jahre zu erfahren, füllt man von dem ersten Roggen, der ausgedroschen wird, vier gleiche Gefäße an, gewöhnlich vier „Mäfel,“ welche die vier Jahresquartale vorstellen, streicht das Übermaß sorgsam ab und schüttet den Inhalt in vier gesonderte Häuflein aus. Hierauf schüttet man die Körner wieder in dasselbe Gefäß zurück, und nun findet man, was man gesucht hat. Erweist sich jetzt eines der Gefäße reichlicher gefüllt als zuvor, so wird Getreide in Fülle vorhanden sein, und die Preise werden in diesem Vierteljahre sinken; ist eines weniger voll geworden als zuvor, so werden in diesem Quartal die Getreidepreise steigen.

„Wenn man Getreide in ein Gefäß füllt und mit dem Streichholze das

Übermaß von dem oberen Rande abstreicht, so muß man auf sich zu streichen, dann streicht man den Segen ins Haus. Macht man es umgekehrt, so streicht man dem Teufel in die Hände.“ (Bunzl. Monatschr. 1792, S. 185.)

Saat und Getreide sind auch Heilmittel gegen manche Krankheiten: Wer an Zahnschmerzen leidet, muß am Karfreitage vor Sonnenaufgang auf die junge Saat gehen und dort, auf Hände und Füße sich stützend, einige Blättchen mit dem Munde abpflücken.

Wer die ersten drei oder neun Kornblüten, die er sieht, abpflückt und verzehrt, den befällt in demselben Jahre kein Fieber; wer die ganze blühende Ahre abstreift und verzehrt, leidet das ganze Jahr über an nichts Mangel. Ähnliches glaubt man in Deutsch-Böhmen, Thüringen und Franken.

In der Gegend von Kreuzburg empfahl man früher gegen fieberhafte Krankheiten folgendes Mittel: Bei dem in der Fieberhitze liegenden Kranken erschien eine „Kluger Frau“ mit einer Schüssel voll Roggenkörner. Der Kranke durfte ihre Ankunft vorher nicht wissen. Die Frau, welche nicht sprach, sondern sich nur durch Zeichen verständlich machte, ließ ihn nun beide Hände voll Körner fassen und hand diese dann fest zu. So blieb er bis die Hitze vergangen war. Nun brachte die Frau einen Napf voll Erde, in welche er die Körner werfen mußte, damit sie keimten. Sobald sie aufgegangen waren, wurde der Inhalt des Napfes in ein Loch im Garten geschüttet. In derselben Zeit nun, in welcher die Keime verwesten, mußte bei dem Kranken das Fieber verschwinden. (Buttke: Volksaberglauben, § 263.)

Auch der Gerste wurde eine heilwirkende Kraft zugeschrieben: Wer Graupe, d. i. Gerstenkörner, genossen hat, der kann nicht vom Schlage getroffen werden, so lange noch ein Körnlein davon in seinem Magen ist. (Bunzl. Monatschr. 1792, S. 279.)

Ebenso wird in Schlesien der Erbsen eine merkwürdige Verehrung gezollt, die ohne Zweifel aus heidnischer Zeit her stammt. Dem Donnergotte Donar war neben der Eiche, Vogelbeere, Hauswurz (Donnerbart), Donnerdistel auch die Erbsen heilig. In Erbsenstroh hüllte man seit uralten Zeiten bei unsern Kirmes- und Fastnachtsumzügen den Erbsenbär, der auf Donar zu beziehen ist. Erbsen bilden in vielen Gegenden Schlesiens und Deutschlands überhaupt das stehende Donnerstagsgericht. Der heidnische Germane erblickte höchstwahrscheinlich auf der Erbsen den Hammer, das Zeichen Donars, der christliche Germane aber die Umrisse des Leidenskelches Christi. Daher galt es als Regel: Der Fuhrmann soll vom Wagen, der Reiter vom Pferde steigen und eine Erbsen, die er auf dem Wege vor sich liegen sieht, aufheben, damit sie nicht zertreten werde.

Nicht bloß auf die Frucht des Feldes erstreckt sich die Verehrung des Landmannes, sondern vor allem auch auf das „liebe Brot,“ um dessen willen er im Schweiße seines Angesichtes so viele Arbeiten verrichtet hat. Mag auch manches nur ein Ausdruck christlicher Frömmigkeit und des Dankes gegen Gott sein, so hat sich doch auch vieles aus der heidnischen Zeit erhalten. Schon beim Zubereiten des Brotteiges macht man am Vorabende des Tages, an dem gebacken wird, drei Kreuze auf die Oberfläche, damit nicht die „Wichtlinge oder Unhemliche“ über Nacht kommen und den Teig verderben oder etwas hinwegnehmen.

Wenn ein Brot im Backofen mitten entzwei springt, das bedeutet für das Haus, in dem es geschieht, nahes Unglück.

Wer ein Brot aus seinem Hause leiht, was unter Nachbarn häufig vorkommt, muß es vorher in ein Tuch einhüllen, sonst giebt er den Segen mit fort. (Striegauer Gegend.)

Man darf das Brot nicht mit der braunen Kruste nach unten auf den Tisch legen; dies bringt Unsegen und bedeutet Hungersnot oder, wie man in katholischen Dörfern, z. B. in der Grasschaft Glasz, den Kindern vorredet, „die arma Seela ein Fegefeier müssa leida.“ Wer das „Kamstla“ vom Brote erhält, muß noch sieben Jahre ledig bleiben.

Fällt jemandem das Brot aus Versehen vom Tische, so ruft er: „Verzeih mensch Goot;“ solches Brot soll man küssen, ehe man es iszt. Erlaubt sich jemand, während der Mahlzeit eine Lästerung oder einen Fluch auszusprechen, so ruft ihm ein anderer zu: „Verzeih dersch Goot, doß de asu woas soast (sagst) ver dam liewa Brute.“ Mancher macht sich wohl auch selbst diesen Vorwurf, wenn er merkt, daß er etwa Unpassendes gesagt hat.

Verbrennt bei einer Feuersbrunst das Brot auf dem Tische, so ruht kein Segen auf dem neuerbauten Hause; es wird auch niederbrennen.

Bevor man ein Brot aufschneidet, macht man mit dem Messer drei Kreuze auf die untere Fläche; „dann reicht es weit,“ und es ist Segen beim Genuße; thut man es nicht, so holt es der Drache, wie man in der Neuroder Gegend glaubte. Das Brot schneidet gewöhnlich der Hausherr auf, die Butter die Hausfrau; thut es ein Unverheirateter, so muß er noch sieben Jahre auf seine Verheiratung warten. Wer ein bereits aufgeschchnittenes Brot noch einmal aufschneidet, schneidet dem lieben Gott den Arm ab. (Glasz Gegend.)

Wer das Brot ungleich schneidet, hat gelogen; wer reich werden will, muß stets „gleiche (d. h. eben) schneiden.“ (Bunzl. Monatschr. 1792, S. 51, 210.)

Wer Brosamen verstreut und untkommen läßt, findet im Grabe keine Ruhe, sondern muß wiederkommen und so lange suchen, oder wird am jüngsten

Tage so lange suchen müssen, bis ihm die Augen bluten. (Grafschaft Olaz, Striegauer Gegend.)

Brotfrevel wird nach dem Volksglauben mit ganz besondern Strafen vom Himmel geahndet. Zu Rislingswalde bei Habelschwerdt hüteten einst drei Knaben die Kühe auf den Bergen. Sie trieben dabei viel Übermut und waren mit der Mahlzeit, welche ihnen die Bäuerin aufs Feld schickte, nie zufrieden. Als sie einstmals Brot und weißen Quark erhielten, warfen sie es wütend zur Erde, spieen es an, hieben mit den Peitschen danach und rollten endlich das Brot den Berg hinunter mit den Worten: „Na, do kaul du verfl Brot, daß dir dar Quark nie anoch koan.“ Ein Bauer, welcher in der Nähe ackerte, hinderte den Frevel nicht. Die Strafe des Himmels folgte der That auf dem Fuße. Es zog ein furchtbar schweres Gewitter auf, welches den ganzen Berg einhüllte. Als es vorüber war, waren Hirten und Bauer verschwunden, aber auf der Höhe erblickte man jene eigentümlich geformten Sandsteinfelsen, die noch jetzt Hirtensteine heißen. Eine ähnliche Sage berichtet Niederhöffer: Mecklenburg. Volksagen, Leipzig 1857, I, S. 229, II, S. 42.

Ebenso erging es in der Gegend von Freivaldau einem Bauern, welcher Brot über das Gebirge fuhr. Als er an eine Stelle kam, wo der Weg bergab ging, wollte er Halt machen. Statt eines Steines aber, der nicht gerade in der Nähe lag, nahm er ein Brot vom Wagen und legte es unter das Rad, um den Wagen zu hemmen. Wie er nun so an der lieben Gottesgabe frevelte, wurde er mit seinem Fuhrwerk augenblicklich in einen mächtigen Felsen verwandelt, der noch jetzt auf der Höhe des Berges steht und Fuhrmannstein heißt. (Kastner: Einiges über Sagen u. s. w., Reisse 1845, S. 14.)

Auch bei der Hochzeit spielt das Brot als Symbol künftigen Wohlergehens eine wichtige Rolle. Bevor die Braut zur Trauung nach der Kirche geführt wird, steckt man ihr von einem frisch angeschnittenen Brote ein kleines Stück, das „Brautramftla,“ in den Schubfaß des Brautkleides. Sie hebt es ihr Leben lang an einem trockenen Orte auf, damit es nicht schimmele; es wird ihr dann nie am nötigen Brote fehlen und wird in ihrem Hause kein Feuer ausbrechen (letzteres in der Neuroder Gegend).

Wenn das Brautfuder mit der ganzen Aussteuer der Braut beladen wird, vergißt man nie, „eine ganze Bäck“ frischbackenes Brot in ihre Betten zu packen. Und wenn die neuvermählte Gattin in das Haus des Gatten ihren Einzug hält, tritt ihr an der Thür ihre Schwiegermutter entgegen mit einem Brote, einem Messer und einem Salznapfchen. Die Schwiegertochter muß das Brot aufschneiden und einen Bissen davon essen; das übrige bekommen die Armen.

Die alte Mutter will damit ausdrücken, daß es ihr im neuen Wirkungskreise recht gut gehen und an nichts fehlen möge.

So hohe Ehren erweisen die Schlesier und mit ihnen die meisten Germanen dem „Lieben Brote.“

16. Aberglaube und Volksfagen über das Getreide.

Über die wohlthätigen und feindseligen Kräfte, welche nach dem Glauben des Landmannes auf das Wachstum des Getreides einwirken, sind eine große Anzahl Sagen verbreitet, welche uns diese Kräfte theils als teuflische Dämonen darstellen, theils aber auch als wohlthätige Wesen in Tier- und Menschengestalt, ja sogar als Gott selbst, der segenspendend durch die Fluren wandelt. Alle diese Sagen, auch die letztern, welche nur ein christliches Gewand erhalten haben, stammen von unsern heidnischen Vorfahren. Unter mancherlei Gestalten erscheinen die feindseligen Geister: als Wolf, Eber, Hahn, Drache. Mannhardt hat nachgewiesen, daß dieser Getreidedämon in Deutschland noch viele andere Gestalten annahm, z. B. die eines Hasen, Hirsches, Rehens, einer Geis, eines Schafes, Rindes, Rosses, Bären u. s. f., von denen freilich viele im Volksglauben schon sehr verblichen sind.

So erzählt sich das Volk von einem Getreidedrachen, der bald Weizen-, bald Korndrache genannt wird. Man sieht ihn wohl als leuchtenden Streif durch die Luft ziehen und in schlangenförmigen Bindungen in einen Schornstein fahren. In solchen Häusern ist er zu Hause und bringt den Bewohnern auf geheimnisvolle Weise eine Menge Getreide, das er andern von Feldern, Böden oder aus den Scheunen genommen. Auch Brot stiehlt er solchen, die vergessen, vor dem Ausschneiden eines frischen Brotes drei Kreuze auf die untere Fläche zu machen; ja er raubt bisweilen sogar Fleisch vom „Säller.“ (Säller heißt um Liebenthal die Bühne am Oberstock der Häuser, sonst auch Sims genannt.) Das von ihm geschenkte Getreide ist an den verbrannten Spitzen leicht erkennbar, aber es schadet beim Genuß weder Menschen noch Tieren etwas; nur als Samen kann es nicht verwendet werden, weil es nicht aufgeht. Auf eigentümliche Weise gelangt man zum Bündnisse mit diesem Drachen. (Bunzl. Monatschr. 1790, S. 237.) Man findet eines Tages bei Regenwetter im Freien ein schwarzes Hühnchen, ganz durchnäßt und frierend, welches gegen die Kälte Schutz suchen zu wollen scheint. Gewöhnlich ist es ein junger Hahn, vor dem ganz besonders gewarnt wird. Wer sich nun des Tieres erbarmt, es mit in sein Haus nimmt und nicht bald wieder dahin

zurückträgt, wo er es fand, wird zwar ein reicher Mann, aber seine Seele verfällt dem Teufel, denn das Hühnchen ist der leibhaftige Satan. Es speit täglich große Haufen Getreide aus, und dafür hat man nichts zu thun, als ihm täglich Milchhirsebrei als Futter vorzusetzen. Vergiftet man öfters, ihm diesen Hirsebrei vorzusetzen, so zündet es seinem bisherigen Schützlinge das Haus an und dreht ihm den Hals um.

In einem Dorfe bei Grünberg, gewöhnlich de Lutje genannt, schrieb man den althergebrachten Reichtum einer Bauernfamilie einem Weizenbrachen zu, durch den ein Vorfahr plötzlich reich geworden sei. Lange Zeit wurde das Hühnchen aufs beste gepflegt, bis der Bauer einmal verreiste und dem Unholde nicht der übliche Hirsebrei vorgesetzt wurde, weil die Bäuerin zugleich erkrankte. Darüber ergrimmt, zündete er das Haus an. Die Frau wurde zwar aus den Flammen gerettet, aber den Bauer fand man bald nach der Rückkehr mit umgedrehtem Halse in seinem Hofe liegen. — Ein Bauer in Gabersdorf bei Glas entging dem Unglück nur dadurch, daß er das Hühnchen, welches er mitleidsvoll mit in seine Wohnung nahm, bald wieder an denselben Ort zurücktrug, wo er es gefunden hatte. Er hatte sofort sein unheimliches Wesen erkannt.

Ein Getreidebrache haufte der Sage nach auch in dem alten Schlosse zu Langenau bei Lahn. Als nämlich einmal jemand auf den Boden dieses Schlosses stieg, hörte er plötzlich etwas flöhnen und fragte erstaunt: „War kreßt 'n do asu?“ „Na do fool ma a nie kressa, wenn ma an Malder Kurn ei a Nußschöale dricka muuß,“ war die Antwort. Es war ein Korndrache, der das gestohlene Korn erst in eine Nußschale (oder Eierschale) drücken mußte, ehe er es seinen Günstlingen brachte.

In der Gegend von Liebenthal sagte man von einem Bauern, dessen Reichtum man sich nicht erklären konnte: „Jo dar fille hoots mit 'm Tracha; 's toar sich te Mensch wundarn, wu's Geld bei dam harkimmt. U hoot a Hinla uf 'm Getraidesäller, doas schorrt oll Tage hingereinander furt de Kärnla aus a Riça. Do koans freilich nie fahla.“

Aber nicht bloß auf dem Getreideboden und „Säller“ übt dieses dämonische Wesen seine Wirksamkeit aus, auch auf dem Getreideselde ist sie deutlich erkennbar. Denn wenn beim Hahn schlagen ein Hahn mit schweren Ketten auf einen Erntewagen gefesselt wird, wenn er als hartgefottener Sünder, der immer wieder in seine alten Laster zurückfällt, auf den Richtplatz geführt und erschlagen wird, so bedeutet dies nichts Anderes, als daß man das gespenstische Wesen, welches man in der Ernte mit der letzten Garbe eingefangen hat, nun vernichten will. Sagt man doch in norddeutschen Gegenden geradezu, der

Hahn sitze in der letzten Garbe, und wer sie binde, müsse den Hahn greifen. (Kuhn und Schwarz: Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, S. 398.) Die Hahnmandeln der Hofegärtner und die Urhenne (in Westfalen Urnehahn), der Festschmaus beim Erntefeste, erinnern an den Getreidehahn und Getreide-
drachen.

Über diesen Glauben an den Getreidedrachen haben wir drei authentische Nachrichten aus dem 16. und 17. Jahrhunderte:

Im Frühlinge des Jahres 1590 fingen die Bauern von Harpersdorf (zwischen Schönau und Goldberg) an, von dem bevorstehenden Untergange der Welt zu predigen (?) und gebärdeten sich dabei wie Unsinnsige. „Sahen nun diese Bauern ein einsam umherirrendes Fuhn, oder hörten sie plötzlich einen Hahn krähen, so fuhren sie ängstlich zusammen, in der Meinung, das sei der Teufel.“ (Tiede: Denkwürdige Jahrestage Schlesiens 1802, I, S. 176.)

„Anno 1609 den 18. September ist in der Stadt Biognitz bei dem reichen Glaser Namens Balthasar Bürmann in der Nacht Feuer auskommen und wie man jaget, soll der Drache bei ihm haben angezündet, den er gehabet, dem die Magd die rote Kuh für die schwarze gemolken und ihm die Milch zu heiß gegeben, hat also angezündet, daß in sieben Stunden siebenhundert Häuser abgebrannt und großer Schaden geschehen Den Mann, der den Drachen gehabt, hat man gefänglich eingezogen, der hat sich erboten, zwei Tonnen Geld zu geben, und da man das Geld, so ihm der Drache zugeführt, besichtigt und auf den andern Tag wieder besehen hat, ist des Geldes ein ganzes Viertel mehr gewesen.“ (Chronica Comitatus Glacensis, Habelschwerdii 1618. Eigentum des Pfarrarchivs zu Rosenthal.)

Auch unter sonst gebildeten Leuten war der Glaube an diesen Drachen nicht fremd. Der Schweidnitzer Stadtphysikus Dr. Daniel Scheps, welcher die Familienchronik seines Schwiegervaters Hieronymus Thommendorf seit dem Jahre 1574 fortsetzte, ein gebildeter, aber doch in vielen Vorurteilen und Aberglauben befangener Mann, berichtet über die Entstehung des Brandes in Schweidnitz im Jahre 1605, „daß er von dem Trachen bei Nachte angezündet sein sol, drum das ihn die alde Rhenischen am Obende Walspurgis sollte zue heys gehabet und zue heysse Milch gegeben haben.“

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, besonders aber in den Jahren 1680—1690, wurden in Strehlen mehrere Leute, die man im Verdachte hatte, einen solchen Drachen in ihrem Hause zu bergen, auf der Folter zum Geständnis gebracht und hingerichtet.

In Oberschlesien heißt diese Art Teufel Skrzatek; er durchfliegt entweder in Gestalt eines feurigen Wesens die Luft und bringt den Leuten Geld, welche

einen Bund mit ihm schließen, oder er ist einem Wasserhühnchen ähnlich, welches Getreide liefert.

Der Drache erschien also dem Volke in zweierlei Gestalt, als feuriger Streif und als Hahn; aber beide waren dasselbe und wurden eng verbunden gedacht, wie eine Redensart beweist, die noch jetzt gebräuchlich ist, deren Bedeutung aber das Volk nicht versteht. Von einem Bösewicht, der jemandem das Haus angezündet hat, sagt man wohl: „Er hat ihm den roten Hahn auf das Dach geschickt.“ Der Hahn erscheint somit als eine Personifikation des Feuers, das auch im Gewitter als Blitz niederfährt und zündet, er heißt dann Wetterhahn oder Gewitterhahn und steht in enger Beziehung zu Donar, dem Gotte des Gewitters und der Fruchtbarkeit der Felder. Ihm zu danken für den Erntesegen wurde ein Hahnpfer dargebracht und das Tier beim Opfer-schmause verzehrt. Das Hahn-schlagen, eine Hauptbelustigung beim Erntefest, ist offenbar nichts Anderes, als ein Überrest des alten heidnischen Hahnpfers, sowie das Gansfareita das Überbleibsel einer Opfermahlzeit ist, die zu Ehren Wuotans gefeiert wurde. Die Gans ist ein hl. Tier Wuotans und offenbart sich als solches besonders am Martinsfeste.

In einer Rätselaufgabe in den bei unsern Hochzeiten einst überall üblichen Wettspielen heißt es vom Wetterhahn:

Jungfrau: „Ein Vogel in den Lüften schwebt,
Auf Erden feinesgleichen nicht lebt,
Hungert er, frißt er sieben Ochsen gar.“

Junggeßell: „Es ist kein Adler oder Schwan,
Ich mein', es ist der Wetterhahn.“

Der Glaube, daß der Teufel oft die Gestalt eines Hahnes annehme, hat auch Veranlassung gegeben, daß Bildhauer des Mittelalters den Satan bisweilen mit einem Hahnkopfe darstellten.

Wesentlich dieselbe Vorstellung als dem Getreidedrachen liegt dem Bilmes- oder Binsenschneider in Thüringen und Süddeutschland zu Grunde. Dort glaubte das Volk, „der böse Mensch, der seinem Nachbar auf die gottloseste Weise schaden will, gehe mitternachts ganz nackt, an den Fuß eine Sichel gebunden und Zauberformeln herfagend, mitten durch den eben reifenden Getreideacker hin. Von dem Teile des Feldes, den er mit seiner Sichel durchschritten hat, fliegen alle Körner in seine Scheune, in seine Kasten.“ (Grimm: Mythologie, S. 444.)

Hier wird der Raub freilich von einem Menschen ausgeführt, der aber mit dem Teufel im Bunde steht, wie das Herfagen von Zauberformeln beweist.

Der Glaube an einen Getreidedrachen ist also nicht speziell schlesisch, sondern er findet sich überall in Deutschland und darüber hinaus in den skandinavischen und slawischen Ländern, aber die Form, wie er sich in Schlesien äußert, ist eine eigentümliche; sie findet sich außerdem noch in Sachsen und der bayrischen Oberpfalz. (Bavaria II, S. 299.)

Von andern Sagen, welche sich auf das Getreide beziehen, erwähnen wir folgende:

Einst wandelten Christus und Petrus in unscheinbarer Kleidung unerkannt über Land, um das Thun und Treiben der Menschen zu beobachten. Die Menschen waren aber damals sehr hochmütig und stets unzufrieden mit dem, was ihnen Gott in seiner Barmherzigkeit bescherte. Zu jener Zeit wuchsen so große und schwere Ähren, daß sie bis zu der Stelle herabreichten, wo jetzt unter der Ähre der erste Halmknoten ist. Den Menschen war dies aber nicht genug und sie wollten die Ähren noch größer haben. Als das unser Herrgott auf seiner Wanderung hörte, ward er zornig, fluchte der unerfättlichen Habgier der Menschen und ging mit Petrus durch die Saatfelder, um alle Ähren von den Halmen abzustreifen. Da trat Maria zu ihm und bat: „Daß doch wenigstens etwas für die Hunde und Katzen übrig; was haben denn die armen Tiere verschuldet, daß sie kein Brot fressen sollen?“ Diese Rede besänftigte des Herrn Zorn ein wenig und er streifte von den Halmen nicht alles ab, sondern daß noch so viel übrig blieb, als noch heut die gewöhnliche Länge einer Ähre ausmacht. Darauf sprach er: „Was da noch übrig ist, das soll für die Hunde und Katzen.“ So blieb der Erntesegen der Welt erhalten. Seitdem ward es aber Sitte und ist auch jetzt noch bei manchen Bauern Brauch, daß bei der Mahlzeit den Hunden und Katzen ihr Essen eher hingesezt wird, als den Menschen. — So erzählt man die Sage in der Schweidnitzer Gegend; um Jägerndorf und Goldberg weiß man nichts von der Fürbitte Marias. Die Sage ist auch in andern deutschen Ländern, besonders in Süddeutschland, bekannt.

Nach einer andern Sage wandelte auch einst Christus durch die Saatfelder und alle Getreidearten beugten sich in Demut vor ihm, nur die Gerste that es nicht, sondern hob ihr struppiges Haupt nur noch höher empor. Für diesen Hochmut strafte sie der Herr damit, daß sie beim Dreschen weit mehr Schläge empfangen muß, als die übrigen Getreidearten. Die Gerstenkörner müssen zur Entfernung der struppigen Grannen besonders überdroschen werden.

Der völlig unbiblische Inhalt dieser Sagen, noch mehr aber der Umstand, daß Christus nicht wie gewöhnlich in Begleitung seiner Jüngerschar, sondern nur in der Gesellschaft Petri erscheint, bekunden, daß diese Sagen weit älter

sind als das Christentum unter den Deutschen. Es ist längst nachgewiesen, daß in solchen Märchen unter Christus und Petrus Wuotan und Donar, die höchsten Götter unserer heidnischen Vorfahren, verborgen wurden, die nach dem Glauben der Alten segenspendend durch die Felder wandelten.

In ähnlicher Weise ist ein Teil der Verehrung, der Anschauungen und Sagen von Holda oder Fria, welche den Alten nicht nur Göttin der Liebe, sondern auch Segenspenderin über Hauswesen und Fluren ist, auf Maria übertragen worden. In dem eben angeführten Märchen vom Ährenabstreifen erscheint Maria als barmherzige Fürsprecherin für das Menschengeschlecht. Ihre Fürsorge äußert sich aber nicht, wie es dem Geiste des Christentums entsprechen würde, in direkter Fürbitte bei Christus — das wagt sie nicht, weil sie den Zorn des Herrn fürchtet; sie wendet daher in echt heidnischer Weise eine List an, indem sie sich zu gunsten der armen Tiere verwendet, welche auch Brot haben wollen. Wenn man in der Reinerzer Gegend das Wogen der Saaten im Winde mit dem Ausdrucke bezeichnet: „De Gootsmutter schiebt Brut,“ so heißt das nichts Anderes, als die Gottesmutter segnet die Saaten, daß sie viel Getreide und Brot geben. Auf diese Maria, die Beschützerin der Saaten, hat ohne Zweifel auch das eigentümliche, über und über mit Weizenähren bedeckte Gewand Bezug, in welchem man Maria im Mittelalter bisweilen darstellte. Im schlesischen Altertumsmuseum zu Breslau befinden sich zwei Gemälde, das eine von 1491, auf denen die Heilige mit einem Ährengewande bekleidet ist. Halb Kind noch, halb schon Jungfrau, eine überaus liebliche und anmutige Erscheinung, schwebt sie mehr, als sie geht, mit fromm gefalteten Händen und züchtig zu Boden geschlagenen Blicken über das blumige Erdreich. Die Ähren auf ihrem Gewande sind ganz deutlich als Weizenähren gekennzeichnet. In der Meißner Gegend glaubt das Landvolk noch jetzt, daß das Weizenkorn auf der platten Seite das Bild der Mutter Gottes darstelle, ein Aberglaube, der vielleicht nur darin seine Erklärung findet, daß das Weizenkorn Beziehung zu Holda hatte, aus deren mütterlichem Schoße der Erntesegen jedes Jahr neu geboren wurde.

Um Freiburg, Striegau und Schweidnitz ist noch heute der Aberglaube verbreitet, daß, wer sich vor Sonnenaufgang in Weizentau badet, verschönt wird, besonders aber eine sehr zarte Hautfarbe erhält. Eitle Mädchen gehen daher in schönen Juni- und Julinächten kurz vor Sonnenaufgang heimlich auf die Weizenfelder, entkleiden sich (?) und wälzen sich in den vom Tau besetzten Sprossen herum.

Auch hier dürfte man eine Beziehung auf Holda, die Liebesgöttin, erkennen, deren Lieblingsfrucht verjüngend und verschönernd wirkt.

In dem schönen Spruche, den die Weizenbraut bei Überreichung des Weizenfranzes spricht, heißt es:

„Er ist gebogen und gezogen,
Die schöne Nachtigall ist durchgeflogen,
Woll'n Sie die schöne Nachtigall wieder haben,
So müssen Sie den Kranz auf Ihren Händen tragen“ u. s. w.

In einem der schönsten schlesischen Volkslieder erscheint die Nachtigall als Beschützerin und Zuflucht der Liebenden und als Liebesbote. Ein Liebender klagt:

„Auf dieser Welt hab' ich kein' Freud,
Ich hab' einen Schatz und der ist weit.
Wenn ich nur mit ihm reden kunn,
So wär' mein junges Herz gesund.“

Er nimmt dann seine Zuflucht zur Frau Nachtigall und bittet sie, ihn von seiner Qual zu erlösen und der Geliebten die Botschaft seiner Liebe zu überbringen:

„Frau Nachtigall, Frau Nachtigall,
Grüß meinen Schatz viel tausendmal,
Grüß ihn so hübsch, grüß ihn so fein,
Sag ihm, er soll mein eigen sein.“

(Hoffmann und Richter: Schlesische Volkslieder, S. 160.)

Diese schöne Nachtigall, welche durch den Weizenkranz fliegt, und die Frau Nachtigall, welche das Liebchen grüßt, haben wahrscheinlich auch Beziehung auf Holba, die Segenspenderin der Ernte und des Hauses und die Liebesgöttin zugleich.

17. Der Kornwolf.

Schon oben wurde erwähnt, daß der schlesische Bauer sagt: „Der Wulf geht eim Kurne,“ oder „de Wülfe joan (jän) sich eim Kurne,“ wenn der Wind das Korn wellenförmig bewegt. Kinder warnt man wohl: „Geht ja nicht hinein, der Wolf steckt darin.“ Vor den Sensen der Ernteleute flüchtet das gespenstliche Wesen, aber die menschliche Arbeit rückt ihm immer näher, und er wird endlich mit der letzten Garbe eingefangen. (Vergl.: Mannhardt, Roggenwolf.) Daher nennt man in der Niederlausitz das Binden der letzten Garbe geradezu das Wolfsgreifen und ruft in vielen Gegenden Norddeutsch-

lands dem Binder zu: „Er hat den Wolf,“ oder: „Hüte Dich vor dem Wolfe.“

Wenn in der Goldberger Gegend (Hermisdorf, Pilgramsdorf) ein Arbeiter aus Unachtsamkeit ein Geläge liegen ließ, ohne es mit in eine Garbe einzubinden, so riefen die andern Arbeiter: „Mä, mä, hä,“ bis der andere seinen Fehler merkte. Sie wollten ihm vielleicht andeuten, er möge das einsam umherirrende Schaf der Gewalt des Wolfes entreißen. Um Hameln in Hannover rief man einem solchen unachtsamen Binder bis vor kurzem zu: „Scholl dütt bei gaue Frue hebbben.“ (Grimm: Mythol., S. 231.) Die gaue Frue und die Roggenmuhme der Mark Brandenburg sind Getreidedämonen, ähnlich dem Wolfe.

Dieses eigentümliche Geschrei der Arbeiter, die Vergleichung eines liegengeliebenen Häufchens mit einem Schafe, das man vor dem Wolfe schützen müsse, führt uns auf den Zusammenhang dieses Roggenwolfes mit einem gespenstischen Wesen, meist auch Wolf genannt, welches in der Luft sein Wesen treibt.

Wenn bei Windstille der Himmel lange Zeit wolkenlos gewesen ist, zeigen sich bisweilen plötzlich weiße Streifen am Firmamente, die sich allmählich in leichte, weiße Federwolken auflösen und, da die Streifen ähnlich den Ästen eines Baumes von einem Punkte ausgehen, Wetterbaum genannt werden; sie sind auch gewöhnlich sichere Anzeichen einer Änderung des Wetters und besonders nahenden Regens. Der schlesische Bauer um Schweidnitz und Striegau sagt von diesem Wetterbaume:

„Stieht der Waaterboam noch Mitternocht, vaber zwischer Mitternocht und Morja, do kimmt baal Wind und Râin.“ Die Äste des Wetterbaumes lösen sich gewöhnlich bald auf in dichtere Wolkenhaufen, vom Volke Lämmchen, Schäfchen, bei uns in Schlesien Lämmel oder Lammla genannt. „Der Schäfer treibt aus,“ sagt der Gebirgsbauer, wenn sich diese Wolken am Himmel zeigen.

Wenn dann vom Winde und Sturme dichtere, dunklere Wolkenmassen herangetrieben wurden, so nannte man sie in mehreren deutschen Ländern den „Wolf,“ in Schlesien heißt man sie noch jetzt „a schworza Popel.“ Man glaubte also ohne Zweifel, daß während der Windstille der Wolf irgendwo am Himmel (gewöhnlich im Norden) gefesselt gelegen habe. Da erschienen plötzlich durch den warmen und feuchten Südwind leichte Wölkchen am Himmel. Sie kamen allmählich näher und näher und gaben sich endlich als himmlische Lämmer kund. Es ist die himmlische Schafherde. „Noch liegt der Wolf irgendwo am Himmel gefangen, aber sicher nicht mehr lange. Bald reißt er sich los und verzehrt die Schäfchen. In Sturm und Regen eilt er einher, erwürgt und verschlingt sie.“ (Mannhardt: Roggenwolf, S. 39.)

So wie nun die Alten glaubten, daß im Norden ein Riesengeschlecht wohne, welches alljährlich den Winter in das Land schicke, so kam auch der Wolf aus Mitternacht, um die himmlische Herde zu scheuchen.

Aus Norden kommt der Winter, der das Leben in der Pflanzenwelt zerstört, aus Norden kommen auch die stürmischen, kalten Winde, welche dem Gedeihen der Feldfrüchte so nachtheilig sind. Und so ist jener Wolf, der nach dem Volksglauben bei heftigem Winde im Kornfelde hin- und herjagt, und der Wolf, der im Sturme die himmlischen Lämmer verscheucht, derselbe: er ist der Repräsentant des Unwetters, des Sturmes und Regens, vor allem vielleicht des kalten Nordwindes, welcher im Frühlinge und Sommer nicht selten über die Saaten streicht und ihr Wachstum hindert, bisweilen auch den Erntesegen vernichtet.

Wie überall gilt auch in Schlesien der Wolf für ein feindliches Wesen, man sagte von ihm in der Liegnitzer Gegend:

„Wenn der Wolf im Mai im Kornfeld liegt,
Die Last des Kornes die Scheune biegt,“

und zwischen Sprottau und Liegnitz:

„Wenn der Wolf thut ein Saatfeld liegen,
Do sich de Ahren ei der Scheune biejen,“

wenn gerade im Maimonat, in der Schoßzeit, kalte Winde nicht über die Saatfelder streichen: man kann dann eine gute Ernte erwarten. Bisweilen, z. B. in der Liegnitzer und Neuroder Gegend, fügt der Bauer den Worten: „De Wilse joan sich ein Kurne“ noch hinzu: „Do poarn sich de Holma,“ bezugnehmend auf den milderen, sanfteren Wind, welcher in der Blütezeit den Blütenstaub der männlichen Organe den weiblichen zuführt. (Mannhardt: Roggenwolf, S. 6.)

Das sogenannte Mutterkorn oder Mutterkirbel (*cornutum secale*), hervorgerufen durch einen schwarzen Pilz, welcher häufig in kranken Ähren die Körner bis zu dreifacher Größe auftreibt, nennt man auch in manchen Gegenden Schlesiens, z. B. Wahlstadt, Gerlachsheim bei Lauban, den Wolf.

Die Bewohner unseres Riesengebirges nennen das trockene, spröde Gras (*nardus stricta*), welches auf den höchsten Teilen des Gebirges wächst und zur frischen Fütterung wie zur Heubereitung untauglich ist, auf dem östlichen Flügel des Gebirges den Wolf, auf dem westlichen den Läusewich. (Hoser, das Riesengebirge und seine Bewohner, S. 66.) Dieses Gras wird nicht abgemäht, es ist für den Wolf gut genug.

Die feindselige Natur des Wolfes ergiebt sich auch aus einem eigentüm-

lichen Ausdrucke, der sich noch in Oberschlesien (bei Leobschütz) findet. Es kommt dort vor, daß Söhne kleiner Ackerbesitzer ihren Eltern Getreide oder andere Erntefrüchte aus der Scheuer entwenden und an Krämer verkaufen. Dieses Stehlen nennen sie „wolsen.“

Ein großer Teil unseres schlesischen Landvolkes weiß nichts mehr von jenem gespenstischen Wesen, Wolf genannt, aber das Andenken an ihn hat sich erstens in einigen Redensarten erhalten, wie: „Er frißt wie ein Wolf,“ „Ich habe einen wahren Wolfshunger,“ welche auf das gefräßige Tier hinweisen; dann aber haben diesen Volksglauben auf eigentümliche Weise einige Kinderspiele erhalten, die ohne Zweifel ein hohes Alter haben. Anton Peter (Volkstüml. aus Österr.-Schles., S. 171) berichtet aus Österreichisch-Schlesien ein solches Spiel, in welchem ein Kind den Hirten macht, ein zweites den Wolf, die übrigen die Schafe.

Hirt: Lammla, Lammla, kommt herein!

Schafe: Wir kommen nicht.

Hirt: Warum denn nicht?

Schafe: Der Wolf steht für.

Hirt: Wo steht er denn?

Schafe: Hinterm Strauch.

Hirt: Was frißt er denn?

Schafe: Grünes Gras.

Hirt: Was trinkt er denn?

Schafe: Gänsewein.

Hirt: Lammla, Lammla, kommt geschwind herein!

Die Schafe laufen dann auf den Hirten zu, während sie der Wolf zu fangen sucht. Wer gefangen wird, muß Wolf sein.

Weit besser sind die Beziehungen auf den Wolf in einem holsteinischen Kinderspiele ausgedrückt, welches sich vollständiger erhalten hat:

Hirt: All min Schap to Huus!

Schafe: It dörf nich.

Hirt: Wo fär nich?

Schafe: Fär de grote Roggenwulf.

Hirt: Wo sitt he denn?

Schafe: Achtern Tun (hinterm Baun).

Hirt: Wat makt he dar?

Schafe: He sliapt sin Tån (er schleift seine Zähne).

Hirt: Wat will he denn?

Schafe: All de Schap de Kehl afbieten (abbeißen).

De bösen Wülfe sünt gefangen
Zwischen twee ıferen Stangen.

Mit eisernen Banden war auch nach dem Volksglauben der Wolf am Himmel gefesselt, bis er sie durchbrach, um die himmlischen Lämmer zu verfolgen.

In etwas verstümmelter Form ist die Sage von dem räuberischen Wolfe auch noch in einigen andern schlesischen Kinderspielen erhalten, so z. B. in folgendem: Sechs Kinder fassen sich an den Händen und bilden einen Kreis, in dessen Mitte ein siebentes mit verbundenen Augen steht: es ist der Wolf, die sechs sind die Gänse, welche um den Wolf tanzen und dabei singen:

„Sechs Gänz im Haberstroh,
Sie aßen, sie fraßen
Und wurden alle satt.
Da kam der Wolf gegangen
Mit seiner langen Stangen
Und sprach: So, so,
Sechs Gänz im Haberstroh.“ (Striegauer Gegend.)

Ein sehr ähnliches Ganslied berichtet Pfannenschmid: Germanische Erntefeste, S. 502, entnommen aus Stöber, Elßäß. Volksbüchlein. Darin wird jedoch des Wolfes nicht Erwähnung gethan.

Die Gänse stehen nun still, der Wolf tritt an eine heran und spricht: „Piep amal.“ Errät er aus dem Piepen den Namen, so muß das betreffende Kind nun den Wolf machen.

Ein Spiel ähnlichen Inhalts ist noch jetzt in der Striegauer Gegend üblich, man nennt es „Veimtassa“ (Leinwandmessen). Von mehreren Kindern spielt eins die Rolle des Wolfes, eins ist Herr und Eigentümer der zu bewachenden Leinwand, ein drittes ist Magd, ein viertes Hahn, welcher der Magd wachen hilft, die übrigen sind Leinwand, ein jedes eine Elle. Der Wolf, welcher eine sehr verbissene und grimmige Miene annehmen muß, wird vom Herrn an einem Stricke in die Stube geführt und unter Schlägen und Drohungen in einem Winkel angebunden. Hierauf mißt der Herr seinen Linnenvorrat mit der Elle und zählt die Ellen. Dann rollt er die Leinwand, indem er Kinder, welche sich an den Händen fassen, zu einem Knäuel so zusammendreht, daß sie in einer Schneckenlinie stehen, worauf sich alle zu Boden kauern. Die Magd sitzt am Spinnrade und scheint fleißig zu spinnen. Der Herr aber redet sie streng an, er gehe einmal zum Biere, sie solle nur in seiner Abwesenheit recht fleißig spinnen „bis zum Omde drei Strahne,“ dabei

aber auch gut acht geben, daß nichts von der Weinwand abhanden komme. Die Magd nickt zu allem bejahend mit dem Kopfe und spricht: „Zu, ju, Ihr fultt fahn, ich breng de Zoal bis uf a Omb vuul, ich war o schunt gut uspossa.“ Auch den Hahn ermahnt der Herr zur Wachsamkeit. Kaum ist aber der Herr fort, so wird die Magd müde und schläft ein. Nun reißt sich der Wolf los, stürzt hervor aus seinem Winkel, raubt eine Elle und schleppt sie in sein Versteck. Gleichzeitig kräht der Hahn aus vollem Halse und die Magd erwacht. Da tritt aber auch schon der Herr ein, mißt die Weinwand, merkt den Verlust und schilt die Magd wegen ihrer Nachlässigkeit tüchtig aus. Schließlich fordert er sie auf, künftig ihre Schuldigkeit besser zu thun, er wolle jetzt eine kurze Zeit zum Schnapfe gehen. Nun wiederholt sich derselbe Vorgang wie früher, der Wolf raubt wieder eine Elle Weinwand, der Hahn kräht, der Herr kommt zurück, schlägt die Magd und geht dann zum Weine. So werden alle Ellen gestohlen.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß sich das Volk das gespenstische Wesen, welches im Getreide hause, unter verschiedenen Tiergestalten vorstellte. Von einigen dieser Tiere lassen sich auch in Schlesien Spuren nachweisen, so z. B. vom Bock.

Wenn Dr. Rudolf Drescher das oben näher beschriebene „Hoaberfoahn,“ welches sich das Volk als Haherfahne deutet, als ein Volksfest zu erklären sucht, bei welchem ein Bock zum Richtplaz hinausegefahren und dort getötet worden sei, wie der Hahn beim Hahnschlägen, so ist dazu zu bemerken, daß wir von einem allgemeinen Volksfeste dieser Art in Schlesien nichts wissen und daß die Ableitung „Hoaber“ von Haperla = schlechtes, abgemagertes Zicklein, doch sehr gewagt ist. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß das eigentümliche Bockstürzen, welches früher an einigen Orten in Schlesien üblich war und in dem benachbarten Böhmen noch gebräuchlich ist, ein früher weit mehr verbreiteter Erntebrauch war, ähnlich der von Grimm, Mythologie, S. 886, erwähnten Posterlijagd (in der Schweiz?), bei welcher das Posterli entweder in Gestalt einer alten Frau oder einer Biege auf einem Schlitten hinausgeschleift und am Nachbardorfe stehen gelassen wurde.

Das Bockstürzen war noch im vorigen Jahrhundert in Rosel üblich, wurde aber im Jahre 1785 von der Regierung verboten. Am Tage vor Jakobus (24. Juli), also zur Erntezeit, wurde nämlich von den Ältesten der Fleischerzunft ein Bock aufs schönste ausgeputzt; mit vergolbete Hörnern und mit bunten Bändern vollständig behangen, wurde das Tier von den Mitgliedern der Fleischerzunft unter Begleitung einer großen Volksmenge durch die Gassen der Stadt und dann auf den Turm über dem Ratiborer Thore geführt; unter-

wegs wurde es fortwährend geneckt und zum Meckern gereizt. Auf dem Turme führte man es, um seine Angst zu vergrößern, mehrmals zu der Öffnung, aus der es bald in die Tiefe gestürzt wurde. Sein Sträuben erregte jedesmal unter der Volksmenge am Fuße des Turmes ein lautes Geschrei. Endlich wurde der Bock in die Tiefe gestürzt und, wenn er noch nicht tot war, erstochen.

Das Volk hat diesem alten Brauch eine historische Grundlage gegeben. Nach dem dreißigjährigen Kriege soll Kosel der Aufenthalt einer Räuberbande gewesen sein, deren Anführer Koszol (Ziegenbock) geheißten habe. Als Kaiser Ferdinand einen Preis auf den Kopf des gefährlichen Räubers gesetzt, soll ein Kapitän der kaiserlichen Garde als durchreisender Ritter den Koszol besucht haben und von ihm in der Hoffnung auf reiche Beute gut aufgenommen worden sein. Als sie aber am Fenster gestanden hätten, hätte der Kapitän den Räuber zum Fenster hinausgestürzt, worauf auch die andern Räuber gefangen worden seien. Zum Andenken an diese Begebenheit sollen die Fleischer von Kosel die barbarische Sitte jedes Jahr geübt haben. Sie ist aber unzweifelhaft weit älter, denn sie findet sich auch anderwärts. In manchen böhmischen Dörfern an der Grenze der Grafschaft Olaz wird das Jakobifest noch jetzt durch ein Bockstürzen gefeiert. Auf der Scheuer des Kretschams wird dazu besonders ein Gerüst aufgebaut. Das zuschauende Volk fällt über den getöteten Bock her, reißt ihm die Kränze herunter und sucht von seinem Blute zu bekommen, welches ein Heilmittel gegen die hinfällende Krankheit ist. Der Bock galt im Mittelalter als Symbol des Satans, der in Bocksgestalt erscheint oder wenigstens einen Bockfuß hat; die Hexen reiten bisweilen auf einem Ziegenbock.

Auch unter der Gestalt des Fuchses scheint sich der schlesische Bauer ein Wesen gedacht zu haben, das auf dem Felde sein Spiel treibe. Noch haben sich Spuren von diesem Volksglauben erhalten. „Der Fuchs steckt ein Kraute und lauert Euch uf,“ warnt man in der Schönau-Goldberger Gegend die Kinder, ja nicht in den Flachs zu gehen. Dort singt man auch folgendes Wiegenlied:

„Schloof Traute, (?) schloof Traute,
Der Fuchs, dar geht ein Kraute.
Wort, ich sois der Grufamoid,
Doß se a Fuchs aus 'm Kraute joit,“

welches mit einem fränkischen Wiegenliede große Ähnlichkeit hat:

„Der Fuchs, der gett ins Kraut,
Er gett die Beetle auf und a,
Sicht ölle gelbe Blätter zamm,
Un gitt se seiner Braut.“

Auf den Fuchs bezieht sich auch ein Brauch, welcher am Johannisabende üblich ist. Schicken wir voraus, daß man in Schlesien häufig die rote Lohe, die zu den Feuereffen von Gießereien, Schmieden u. s. w. herausschlägt, den Fuchs nennt. Nun laufen bei den Johannisfeuern die jungen Burschen mit ihren in Pech getauchten, lichterloh brennenden Besen durch die Krautfelder, wo dies aber nicht möglich ist, sammelt man die halbverbrannten Besen und verkohlten Feuerbrände und wirft sie zwischen die Krautpflanzungen, damit diese vor Beschädigungen durch Hezen, besonders Raupen und Hasen gesichert seien (Kaltenbrunn am Zobten). Auch wirft man bisweilen (Puschkau bei Striegau) Haferstroh in die Krautfurchen und zündet es an, weil so alle Raupen vertilgt werden.

18. Der Wind.

Die schlesische Sage kennt neben dem Winde auch eine „Frau Windin,“ denn wenn der Wind sehr heftig weht, sagt man in der Neisser Gegend: „Heute geht die Windin selber.“ (Weinhold: Wörterbuch, f. v. Wind.) In einem Dorfe bei Trachenberg lebte eine abergläubische alte Frau, welche bei heftigem Winde, einen Teller mit Mehl in der Hand haltend, vor die Thür trat, das Mehl in den Wind ausschüttete und dabei etwa folgende Worte sprach: „Na Wind, da hast du etwas; gehe jetzt und koche eine Suppe für dich und deine Kinder.“ Auch in Langenbielau pflegten Frauen Mehl und bei Glas Federn in den Wind zu streuen, um ihn zu besänftigen.

Eigentümliche Wirkungen schreiben noch jetzt viele Landbewohner Schlesiens, dem Wirbelwinde zu. Sein Hauch gilt als giftig; daher können geschwollene Gesichter, bössartige Hautausschläge, entzündete Augen oder gar gänzliche Erblindung denjenigen treffen, der in einen Wirbelwind geraten ist. (Provinzbl. 1798, S. 423.) Wenn der Wind Staub, Blätter und kleine Holzstücke oft turmeshoch im Kreise herumdreht, hört man wohl in der Grafschaft Glas den einen dem andern zurufen: „Siehst du, a große Windsbraute.“ Sonst nennt man ihn auch Quirgelwind oder Zwiwbel. Man weicht einer solchen Windsbraut natürlich aus; wo dies aber nicht möglich ist, wirft man ein Messer hinein, damit sie nichts schade. Man glaubte ohne Zweifel ehemals, daß in diesem Quirgel ein teuflisches Wesen stecke, denn in der Gegend von Striegau, Reichenbach und Frankenstein rief man ihm zu, indem man hinter sich ausspuckte: „Pfui Teifel!“ oder „Pfui aale Sau!“ Wer einen Quirgel durch ein Pflugrad beobachten kann, ist nicht nur vor seinem Hauche

sicher, sondern sieht auch die Gestalt des darin steckenden bösen Geistes. Einst saß ein wandernder Müllerbursche unter einem Baume und aß sein Vesperbrot, als eine Windsbraut auf ihn zukam. Geschwind ergriff er sein Messer und warf es in den Wind, welcher sofort verschwand. Mit ihm war aber auch das Messer weg, auf dessen mit Messing beschlagenem Griffe sein Name eingegraben war. Nach langer Zeit kam der Müllerbursche auf seiner Wanderung nach Westfalen. Als er sich hier in einem Gasthause zu dem Brote, welches er bei sich hatte, ein Stückchen Butter kaufte, legte ihm der Gastwirt dasselbe Messer zu der Butter, welches er vor einigen Jahren in den Zwirbel geworfen hatte. Da wurde ihm klar, daß es dieser Gastwirt gewesen war, der im Zwirbel gesteckt hatte und ihn hatte umbringen wollen. Seitdem hört man bei Annäherung eines Zwirbels Leute sagen: „Do kimmt a Westfälinger.“ (Kaltenbrunn am Zobten.)

Ein Fleischer ging über Land und kam einem Zwirbel nahe. Er warf das Schlachtmesser hinein. Einige Zeit darauf begegnete er einem Manne, der das Messer im Stiefelschaft stecken hatte. (Kattern bei Breslau.)

Aus den Beschwörungsformeln: „Pfui Teifel, pfui aale Sau,“ kann man mit Recht folgern, daß man sich einst das teuflische Wesen, welches im Quirgel stecke, unter der Gestalt einer Sau vorstellte. Fast in der ganzen Oberpfalz bezeichnet „Säudreck“ geradezu den bösen Feind und den Wirbelwind (Bavaria II, S. 235), und in Bayern, Franken und der Lausitz ruft man dem Wirbelwinde nach: „Säuwedel, Säuzagel, Schweinedreck.“ Auch in Schlesien hört man von roten, gespenstischen Schweinen, welche den Wanderer zur Nachtzeit irre führen, und Hans v. Schweinichen erzählt in seiner Lebensbeschreibung, daß ihm in der Burg zu Liegnitz der Teufel als grunzende Sau erschienen sei.

Wenn man nun in Schlesien bei der Ernte demjenigen, der die letzten Halme schneidet oder die letzte Garbe bindet, spottend zuruft: „Du host a Boal“ (Bäl, Boil, Boaidel), so wird man diese Ausdrücke auf eine Sau zu beziehen haben, welche im Getreide liegt und im Winde darin hin- und herjagt; in einigen schwäbischen Orten sagt man geradezu von dem, der die letzten Halme schneidet: „Er hat die Sau.“ Und wenn wir in Schlesien von einer „Windin“ und „Windsbraut“ hören, wenn man sich also diese Naturerscheinung als weibliches Wesen dachte, so mögen die Ausdrücke „Male, Gruußmutter, Grulamutter,“ womit man bei der Ernte die letzte Garbe bezeichnet, gewiß auch auf ein im Getreide steckendes dämonisches Wesen hindeuten.

In manchen Gegenden Schlesiens (Striegau) ist es von alters her Sitte, nie, auch nicht in der Ernte, während der Mittagszeit auf dem Felde zu

bleiben. Als Grund giebt man die Unheimlichkeit der Mittagsstunde (12 bis 1 Uhr) an: „'s gih't monchmool im ei der zwelfta Stunde,“ sagt man, und mancher fügt wohl hinzu, daß einer auf geheimnisvolle Weise umgekommen sei, der über Mittag draußen geblieben ist. Ein alter Fischer in Rattern bei Breslau fischte nie während der Mittagsstunde und legte auch keine Neze aus. Es ist ein slawischer Aberglaube, über Mittag nicht auf dem Felde zu bleiben, „weil dann eine verummte gespenstische Frau Przipolnica, Baba (altes Mütterchen) oder Polednice genannt, in den Saaten umhererschleicht und den Menschen entweder tötet oder arg beschädigt. (Grimm: Mythol., S. 496.) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich auch das schlesische Landvolk dieses Mittagsgespenst als ein weibliches Wesen vorstellte und „Alte“ oder „Kornmutter“ nannte, wie man es im Nargau als „Kornkind, Kornengel“ bezeichnete. (Pfannenschmid: Germ. Erntefeste, S. 92 u. 398.) Das Mittagläuten, welches in allen katholischen Dörfern üblich ist und natürlich nun eine christliche Bedeutung hat, ist nach Pfannenschmids Annahme ein Überrest von Zeremonieen und Schellengeklapper, welches die Priester unserer heidnischen Vorfahren ausführten, um den Mittagspuk abzuwehren.

In den Fürstentümern Grubenhagen und Göttingen glaubt man, daß das Kornweib „eine grauköpfige Alte mit roten Augen und einer schwarzen Nase sei, eine weiße Haube auf dem Kopfe habe und in ein weißes Laken oder zerrissene Kleider gehüllt, die Kinder hasche und raube, welche sich zu weit in die Kornfelder wagten, um Kornblumen zu pflücken.

Um Goldberg und Hirschberg warnt man die Kinder vor dem „Boopelmoan“ oder „schwarzen Moan,“ der im Getreide stecke; um Trebnitz, Wohlau und Sprottau ruft man ihnen zu: „'s Kurnmandel kimmt und nimmt Dich mit,“ oder in Jakobskirch bei Glogau: „Der Kurnmoan siht drinne, dar pakt Dich.“ Auch der Nickel, mit dem man in Wagstadt (Österr.=Schles.) die Kinder in folgendem Liede einschläfert, gehört hierher:

„Hulle, hulle, hulle,
Der Nickel seigt am (im) Klee.
Ar hoot a klanes Kämmerlein,
Durt sperrt ar olle Känder ei.“

Diesen Kornmann fing man am Ende der Ernte in der letzten Garbe ein:

„Das ist der alte Mann,
Den wir so lange gesucht han.“

Die oben beschriebenen Umzüge bei den Erntefesten, wie das Hahnschlägen, Gänserichreiten und Jungfernstechen mit dem sich daran schließenden Tanze

und Ernteschmause, scheinen zum Theil ein Opfermahl zu bedeuten, welches man abhielt, um den Segen des guten Korndämons zu erfliehen, zum Theil scheinen sie auf eine Vernichtung des bösen Dämons hinzuweisen. Jedenfalls sind sie alle Reste eines alten heidnischen Erntedankfestes, dessen Feier sich in Südwestdeutschland mehr an das Kirchweihfest angelehnt hat.

III. Abschnitt.

S e r b s t g e b r ä u c h e.

1. Die Kirmes.

Kirchweih — der Name bezeichnet ohne Zweifel ein kirchliches Fest, gefeiert zum Andenken an die Einweihung des Gotteshauses eines Ortes. Wäre dem so, so müßte man annehmen, daß diese Erinnerungsfeier entweder an dem Tage stattfände, an welchem einst die Einweihung der Kirche stattfand, oder an dem Tage desjenigen Heiligen, der als Schutzpatron für die betreffende Kirche gewählt wurde. Beides ist nicht der Fall, denn alle Kirchweihfeste werden in Schlesien in einigen aufeinanderfolgenden Wochen des Herbstes gefeiert; es ist aber ganz undenkbar, daß die Einweihung aller Kirchen in dieser Zeit stattgefunden habe. Das Fest des Kirchenpatrones wird aber in den katholischen Kirchen Schlesiens noch besonders begangen und zwar oft unmittelbar vor oder nach der Kirchweih. So wird z. B. in Habelschwerdt am 29. September das Michaelisfest als Patronsfest und am darauf folgenden Sonntage die Kirchweih gefeiert. Die Zeit nun, in welche die Kirchweih — vom Volke Kirmes, Kirms, Kerms, noch im 18. Jahrhundert auch Kirbe genannt — fällt, besonders aber die eigentümlichen, wenig kirchlichen Bräuche und Lustbarkeiten, welche damit verbunden sind, lassen vermuten, daß man es hier nicht allein mit einem christlichen Feste, sondern mit einem uralten heidnischen Volksfeste zu thun habe, welches von der Kirche dadurch christianisirt wurde, daß man die Feier der Einweihung des Gotteshauses damit verband. Auch jetzt noch, nachdem der größte Theil der alten Bräuche verschwunden ist, denkt das Volk, wenn es von der Kirmes spricht, viel weniger an die kirchliche Feier, als an die Schmausereien und Lustbarkeiten.

Die Kirche hat auch hier mit weiser Vorsicht das Alte beibehalten, manchem eine christliche Deutung gegeben und anderes als Volksbelustigung bestehen lassen,

wenn es sich auch mit der christlichen Lehre wenig vertrug. So wird uns noch aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts aus Straßburg ein merkwürdiger Brauch berichtet. (Pfannenschmid: German. Erntefeste, S. 249.) „Alljährlich kam auf das Kirchweihfest (des Straßburger Münsters) fast aus dem ganzen Bistum eine so große Menge Volks beiderlei Geschlechts in die Kathedrale wie in ein Wirtshaus zusammen, daß das Gotteshaus die ganze Nacht gestopft voll war. Und wiewohl nun eine derartige Versammlung aus dem gottesdienstlichen Gebrauche der ältesten christlichen Kirche her stammt, aus einer Zeit, wo man noch Nachtwachen hielt und die während dieser Feier Eingeschlafenen aufweckte, so schien diese Straßburger Versammlung eher an die Orgien des Bacchus, an den Dienst der Venus und an Plutos unterweltliches Fackelfest zu erinnern, als an christliche Zeremonien oder an die Vigilien frommer Christen. Man pflegte nämlich in der St. Katharinentkapelle ein Faß aufzulegen, daraus den Fremden Wein verzapft wurde, und wenn jemand vor Müdigkeit einzuschlafen begann, wurde er von dem ersten besten mit einer kleinen Nadel oder mit einem andern spitzigen eisernen Gerät gepriekt, damit er aufwache. Diese Unsitte wurde von Geiler v. Reisersberg unter Mitwirkung des ersten Bürgermeisters Petrus Schott beseitigt.“ Ähnliche Ausschreitungen mögen wohl allenthalben stattgefunden haben, denn Luther spricht sich in der energischsten Weise gegen das wüste Treiben auf den Kirchweihfesten aus, die nichts Anderes geworden seien, „denn rechte Tabern, Jahrmarkt und Spielhöfe, nur zur Mehrung Gottes Unehre und der Seelen Unseligkeit,“ und an einer andern Stelle: „Da sind nun allenthalben Schänken und Krüge, darinnen es zugeht, wie im rechten Babylon (denn also hält man jetzt Kirmes). Und so es Abend wird, so kehren sie heim mit vollem Ablass, das ist voll Bier und Wein, voll Unzucht und andern greulichen Lastern, die sie da getrieben haben“ u. s. w. (Pfannenschmid a. a. O., S. 251.)

Daß auch in Schlesien die Kirmsen ehemals, und zwar bis in den Anfang unsers Jahrhunderts, mit möglichst großem Pomp gefeiert wurden und sehr viele Auswüchse hatten, steht unzweifelhaft fest. Wir verdanken eine nähere Kenntniss dieser Verhältnisse einem Aufsatze im Augustheft der Schles. Provinzialblätter v. J. 1793, dessen Verfasser aber gewiß zu weit geht, wenn er behauptet, daß sich der schädliche Einfluß dieses Festes „auf alle Rubriken der menschlichen Seligkeit verbreite“ und daß es ein Monopol aller Ausschweifungen sei. Die Kosten eines solchen Festes waren allerdings für manche größere Bauernfamilie so bedeutend, daß sie, um andern nicht nachzustehen, sich in Schulden stürzte und im Winter dafür darben mußte. — Noch im Jahre 1822 dichtet Franz Schönig (Gläzische u. hochdeutsche Gedichte, S. 37):

„Do gihst de ganze Woche
 Ei lauter Saus on Schmaus,
 's Gebroote òn Gefoche
 Du 's Trenka gor ne aus.“

Faulheit im Betriebe der Wirtschaft, Spiel- und Trunksucht mußten genährt werden, wenn manche oft wochenlang von einem Dorfe zum andern, von einer Kirmeß zur andern zogen; das wilde Tanzvergnügen aber, das durch mehrere Tage dauerte, leistete der Unzucht großen Vorschub. Mißvergnügte Ehen, die gleichgültige Betreibung der Wirtschaft, die sündlichste Erziehung der Kinder und überhaupt Verderbung der Sitten waren nach dem Zeugnis unserß Gewährsmannes die Folgen der Kirmeßlustbarkeiten. Die Überfüllung des Magens, sowie das unmäßige Tanzen und die dabei vorkommenden Erkältungen erzeugten mancherlei Krankheiten. Es klingt aber gewiß sehr unwahrscheinlich, wenn der Verfasser jenes Artikels behauptet, daß sein eigener Ökonomie-Verwalter, ein verständiger, ehrbarer, unbestechlicher, kurz in jeder Beziehung braver und tüchtiger Mann, durch eine einzige Kirmeß den Grund zu „den schwärzesten Lastern“ gelegt habe und ein „Säufer, Flucher und Schläger, ein Hurer und Ehebrecher, Spieler und Müßiggänger, ein Lügner und intriganter Dieb und dem Leibe nach ein elender Mensch geworden sei.“

Diese Schilderung ist ohne Zweifel zu schwarz; allein man wird doch zugeben müssen, daß der Schaden, den die Kirmeßen anrichteten, bedeutend war, wenn man bedenkt, daß auch Kirmeßen in den Nachbardörfern bei Verwandten und Bekannten mit gefeiert wurden. Vierzehn Tage nach der Dorfkirmeß erschien oft die Großmagd und bat um die Erlaubnis, zu ihrem Schwager zur Kirmeß gehen zu dürfen. Wurde ihr dies abge schlagen, so blieb sie schwerlich bis Weihnachten im Dienst und die Herrschaft erhielt keine neue Magd. Nach acht Tagen erschien die Kleinmagd mit demselben Gesuche, und so Mägde und Knechte der Reihe nach, so daß die Bauern häufig gerade in der Zeit der Herbstsaat kein Gesinde zu Hause hatten. Um solche Zeitverschwendung und die Nachteile für die Landwirtschaft zu vermindern, erließ die Biegnitzer Regierung am 14. September 1811 eine Verordnung, daß die Kirmeßfeier nur an einem Sonntage im November gehalten werden dürfe. Als aber später auf Veranlassung Friedrich Wilhelms III. ein allgemeines Totenfest angeordnet wurde, gestattete man in einer Verfügung vom 23. September 1819, daß die Kirmeß auch im Oktober stattfinden dürfe, damit die ernste Feier nicht durch lärmende Kirmeßfreuden gestört würde. (Bergemann: Beschreib. Löwenbergs, S. 376.) Für das materielle Wohl des Landvolkes war eine solche Ein-

schränkung gewiß von wohlthätigem Einfluß. Es bedurfte mehrerer neuer Verfügungen, wie solche erst im Jahre 1878 von mehreren Landräten erlassen wurden, und der Androhung strenger Strafen, um das Landvolk vom alten Brauche abzubringen, und doch ist es nicht überall gelungen. Die öffentlichen Lustbarkeiten, besonders das Tanzvergnügen, konnte man wohl auf einen bestimmten Termin verlegen, aber niemand kann dem Landmann verbieten, sich an einem bestimmten Tage die „Freunde“ (Verwandten) einzuladen, niemand kann auch den Pfarrer hindern, an dem althergebrachten Sonntage die kirchliche Feier der Kirchweih zu begehen. So ist es gekommen, daß an manchen Orten, z. B. in Thomaskirch bei Ohlau, der Kirchweihgottesdienst und die Bewirtung der Verwandten an dem althergebrachten Tage abgehalten wird, der öffentliche Tanz aber — gewissermaßen eine zweite Kirmes — erst an einem späteren von der Polizei festgesetzten Termine. Auch im Briesgischen wird von evangelischen Geistlichen die Kirchweihpredigt an dem alten Kirmestage gehalten. So sind in Schlesien zum Theil ähnliche Verhältnisse geworden, wie sie in Oesterreich die Maßregel Kaiser Josephs II. hervorgerufen hat, welche die alte Kirmes nicht zu verdrängen vermochte, sondern noch eine zweite, die sogenannte Kaiserkirmes, schuf. An vielen Orten, wo die Landräte eine mildere Praxis handhabten, sind zwar die alten Kirmeswochen geblieben, allein das Fest hat seinen alten Glanz verloren. Und doch ist es auch in dieser einfacheren Form noch eines der wichtigsten Volksfeste und bildet für den Landmann einen Mittelpunkt, nach welchem er die Zeit bestimmt. So sagt er z. B., er habe vierzehn Tage vor der Königswälder Kermis Korn gesät, er habe acht Tage nach der Foltahäner Kermis geheiratet.

Nach der vollendeten Bestellung des Winterfeldes und wenn der größte Theil der Ernte des Jahres eingebracht ist, also in den Monaten October und November und in einigen Gegenden auch schon im November, beginnt auf dem Lande eine Zeit der Freude und Festeslust, die Kirmesen, die in ihrer jetzigen Gestalt durch zwei Tage, den Kirmessonntag und Kirmesmontag, gefeiert werden, während noch vor etwa dreißig Jahren am Donnerstage eine Noochkermis folgte. Am Sonntage wird das Fest der Einweihung der Kirche durch feierlichen Gottesdienst gefeiert, bei welchem man in den katholischen Kirchen vor allem der Wohlthäter des Gotteshauses im Gebete gedenkt; am Nachmittage bewirbt man die „Freunde“ und am Abende geht man zum Tanze. Am Kirmesmontage findet in den katholischen Kirchen eine Totenfeier statt: es wird eine Totenmesse gesungen und eine Litanei für die Seelenruhe der Verstorbenen gebetet, wozu man an manchen Orten nach dem am Kirchhofe gelegenen Weinhaufe geht. Im Lauerniger Bezirk (Österr.-Schles.) wird eine sogenannte

Wettermesse gelesen, um dem Herrn für die geschenkte Witterung zu danken. (Peter: Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien II, S. 270.) Unmittelbar darauf folgt Tanz im Kretscham, dann ein zweiter Kirmeschmaus und am Abende nochmals Tanz. Die Nachkirmes am Donnerstage bestand nur in einem Tanzvergnügen.

Von weit größerem Interesse als dieses einfache, seiner wichtigsten eigentümlichen Bräuche beraubte Fest ist die Kirmes, wie sie noch am Ende des vorigen Jahrhunderts gefeiert wurde und wie sie sich am längsten in den Dörfern erhalten hat, die früher einem Kloster angehörten. Da es in diesen Dörfern meist keinen gutsherrlichen Hof giebt, so wurde die Polizei oftmals durch den Erbschulzen ausgeübt, in den andern dagegen ruhte sie in der Hand des Gutsherrn oder seines Stellvertreters, welche weit strenger verfahren als die Erbschulzen.

Versezen wir uns also etwa in das Jahr 1800 und sehen wir zu, wie damals die Kirmes in den meisten schlesischen Dörfern gefeiert wurde.

Schon lange vor der Kirmes hatte der große Bauer, wie die arme Einliegerin, welche während der Ernte mühsam die Ähren sammeln mußte, den Kernswäs in die Mühle gebracht — diese ihre einzige Meze, jener oft mehrere Scheffel; denn nicht nur die ganze Festwoche hindurch mußten die Kucha oder Floada (Löwenberg, Bunzlau, Schönau, Jauer) in reichem Maße vorhanden sein, sondern man mußte auch schon bei der Einladung mehrere an diejenigen schicken, welche man als Gäste bei sich zu sehen wünschte. Diese Sitte ist noch jetzt an vielen Orten üblich. Daher wurde schon am Sonnabende vor der Kirmes zum erstenmal gebacken, und der frische Kuchen an die „Freunde“ geschickt mit der herzlichen Bitte, mit allen Familienmitgliedern zu erscheinen. Entfernte Verwandte lud man wohl auch brieflich ein.

Eine solche Einladung, die zwar nicht aus Schlesien, aber aus der benachbarten Lausitz, und zwar aus dem Dorfe Weissagk bei Luckau, stammt, teilen wir wegen ihres humoristischen Tones mit; sie ist aus dem Jahre 1826 und lautet (mitgeteilt in den Schles. Provinzbl. XI, S. 520):

Höflich sinn je (Ihr) inngeladen
 Up een Sticksken Kirmesfladen,
 Wie 'n de Kringer* Wiewer backen —
 Frielich haan die 'n Schelm in Nacken:
 Schmeeren höllisch wenig drupp,
 't sieht bald uhs, as wie Sirup,

* Krinitz, Dorf bei Weissagk.

Deels schlaan af een. Ei nur dreiwewer (drüber),
 Röhren 't mett den Finger rewwer:
 't gift son leddern Awwerzoch (Überzug) —
 Beckgeessen schmeckt es doch.

Uun denn will ick Auck (Euch) oh laden
 Upp ehn bißken Gähsebrahden;
 's kan af sinn, dat 't Schwiennens is:
 Dach dat is nach ungewiß.
 Awwer mit den lieben Karpen,
 Da darum de Zähne schnarpen (knirschen),
 Sieht et dasmal elend uhs;
 Doch je (Ihr) macht Auck (Euch) woll nischt drus.

Watt we hann, dat woll'n we essen,
 Woll'n den Drunk of nich verjessen,
 Sezen een paar Schnäpse drup,
 Kehren 't Ungerst aben rupp.
 Sold uhs etwa schlimm dann werden,
 Lehn wer uhs upp Gottes Erden,
 Lassen de Drummeten (Trompeten = vapores) jehn,
 Bis we wedder frisch uppstehn.

Nu noch ehnt (eins) wald ick Auck sagen:
 Laaft Auck nich den Popanz plagen
 Uun kommt nich den Mahndig (Montag) ruhs,
 Denn da sinn wi nich zu Huhs:
 Sunndig (Sonntag) awer miß je kummen,
 Daj je werdet angenummen.

Nachschrikt:

Führ' ick 'n mal so lustje Kehden, —
 Werd bald anner Wetter werden:
 Giede scheen mal de liewe Sunne,
 Daher kahn die Fröb' unn Wunne.

Wiesl (Weisslag), 1. November 1826. Auc. Bruhder unn Schwahger.

Die eigentliche Feier der alten Kirmes begann, wie die meisten großen Feste in Deutschland, nicht mit einem Tage, sondern einem Abende, dem Abende des Kuchamontigs; aber schon am Morgen dieses Tages sah man in den Haushaltungen des Kirmesdorfes ein reges Leben, es wurden jene Massen runder oder länglich-viereckiger Fladen gebacken, welche während der folgenden Festtage

ein Hauptnahrungsmittel bilden sollten. Der Straiselfucha (Streiselfucha), Kasefucha, Motzfucha und Pfaffersucha waren die beliebtesten Arten; auch der Armen gedachte man, die an diesem Tage in großer Zahl bettelten, und buk für sie von geringerem Mehl, denn an der Kirmes wird kein Bettler unbefenkt entlassen. Der gemästete Schöps, das fette Schwein oder das Kalb wurden geschlachtet, unter den Enten, Gänsen, Hühnern und Tauben oft ein fürchterliches Blutbad angerichtet und große Quantitäten Bier und Schnaps herbeigeschafft. In allen Häusern wurden Stube und „Haus“ (Hausflur) sauber gewaschen und die feuchten Dielen oder Steine mit Stroh oder Sägespänen bedeckt, die erst am folgenden Morgen weggekehrt wurden, damit das Kirmeshaus nicht verunreinigt werde.

Am Nachmittage des Ruchamontigs erschien in den Dorfgassen besonders die Jugend in festlicher Kleidung, und bei Anbruch der Dunkelheit begann die Kirmes mit einem geräuschvollen Aufzuge, von welchem in den Provinzialblättern von 1793 folgende Schilderung gemacht wird: Die jungen, ledigen Mannspersonen, sowohl Knechte zusammen, als Dienstjungen wieder zusammen, gehen mit einem Chor Musiker, welche die erste Intrade mit ihren gelenden Blasinstrumenten vor der Schänke oder dem Wirtshause machen, von Haus zu Haus oder an andern Orten von Bauershof zu Bauershof, eröffnen mit großem Gejauchze einen kleinen Tanz in dem Hause jedes Bauernwirts, wo dann die Bäuerin, Bauerstöchter und Mägde zum Tanze aufgefordert werden, für welche Ehre, so vermeintlich diesem Hause angethan wird, diese lustige Kompanie eine große Menge Kuchen zum Verspeisen und zum Mitnehmen bekommt. Dieser Reihentanz wird, wo das Dorf zu weitläufig ist, den Mittag des folgenden Tages fortgesetzt. Nachdem nun alsdann gegen Abend ein jeglicher zu Hause sein Mahl in möglichster Eile zu sich genommen hat, so wird ins Wirtshaus geeilt und daselbst der Ball eröffnet.

In Kaltenbrunn und Rogau am Zobtenberge war der Aufzug anderer Art, aber nicht weniger lärmend. Schon lange vorher hatten die Dienstjungen und Kuhhirten lange Peitschen vorbereitet, die recht laut knallten; mit diesen bewaffnet zogen die „Blockpurscha,“ fortwährend knallend und mit ihrem Knallen die Musik begleitend, von Bauershof zu Bauershof und sammelten überall Kuchen. An andern Orten wieder zogen alte Weiber mit Flachsbrechen im Dorfe umher und klapperten ebenso Kuchen zusammen, wie ihn jene zusammenknallten. Das „Ruchabrecha“ hat aufgehört, das „Ruchanalla“ wird noch hin und wieder von einzelnen ausgeübt, meist aus Bettelei, bisweilen auch aus Scherz, indem Bauernsöhne in die Höfe ihrer nächsten Nachbarn gehen.

Es liegt sehr nahe, den Namen Blockpurscha von pläzen (plätzen) = knallen

abzuleiten; allein es ist möglich, daß er von einem in Schlesien längst verschwundenen Brauche her stammt, von jenen Platzburschen, die, als man den Hauptteil der Kirmes, den Tanz, nicht im Kretscham, sondern im Freien unter einem großen Baume abhielt, die Ausschmückung des „Plazes“ und die Anordnung des Festes übernommen hatten. Beweis (Pfannenschmid: Germ. Erntef., S. 265, 266) dafür sind die zwei „Blotknechte“ in Mittelfranken, welche von den jungen Burschen durchs Los gewählt werden, das Fest leiten, die Aufsicht über den Tanz führen und für Speise und Trank sorgen; Beweis ist der „Platzkauser“ in Bayern, welcher von der Gemeinde-Obrigkeit die Erlaubnis zur Abhaltung des Tanzes unter freiem Himmel erkaufte und das Fest leitete, und der „Platzmeister“ in Thüringen, der als Festordner eine Peitsche trägt, d. h. ein ellenlanges, zwei Zoll dickes Holz, das der Länge nach einige Einschnitte hat und beim Anschlagen einen starken, schallenden Ton von sich giebt.

Der auf den Ruchamontig folgende Dienstag galt als der Haupttag der Kirmes und wurde an Orten, wo es eine Kirche gab, durch Gottesdienst mit Messe und Predigt feierlich begangen. Bei der Predigt wurde und wird noch heut das Evangelium von Zachäus verlesen, dem bußfertigen Zöllner, welcher den Heiland in seinem Hause bewirtete. Seinem Beispiele folgend, sollte man, so pflegt wohl der Prediger auszuführen, das Fest nicht nur feiern durch Schmausereien und Zechgelage mit Verwandten und Freunden, sondern auch in Gottesfurcht und bußfertigen Sinne. An den Tünnen vieler Kirchen sieht man rote Kirmesfahnen aufgesteckt. Sie sollen die Hofe bedeuten, die nach einem altdeutschen Rätsel Zachäus auf dem Baume ließ, als er eilends herabstieg. (Simrock: Mythol., S. 593.) — In einigen Dörfern, z. B. bei Reiffe, hört man noch jetzt alte Frauen, welche um Kuchen bitten, an den Thüren der Kirmeshäuser Zachäuslieder singen.

Mit diesem Tage begann auch die Reihe der Festmahlzeiten, die in der Regel am folgenden Sonntage endeten. Da schlugen auch die Krämer Verkaufstische mit Spiel- und Zuckerwaren, besonders aber Paschtische auf, welche nun keinen Nachmittag in der Woche von Glücksjägern frei wurden. Da paschte nun groß und klein: die Kinder, denen niemand den Besuch des Kretscham wehrte, um „Mahlweiffa,“ kleine viereckige Pfefferkuchen, die Großen um Porzellangeschirr oder Pfefferküchlerwaren. Häufig genug waren aber die ausgelegten Waren nur ein Deckmantel für das Würfelspiel um Geld, bei welchem mancher Knecht das mühsam Zusammengesparte verlor und sich in Schulden stürzte. — Bis zum Mittage fanden sich dann aus den benachbarten Dörfern die „Freunde“ ein. Man begrüßte sich, tauschte die wichtigsten Neuigkeiten

aus und setzte sich nun zu Tische, nachdem man es sich etwas „kammode“ gemacht hatte (die Männer legten die Köcke ab). Nötig war dies freilich, denn in der niedrigen Stube, in deren Ofen seit dem frühen Morgen das Feuer nicht ausgegangen war, stieg infolge der Ansammlung so vieler Menschen die Hitze auf eine solche Höhe, daß manchem Gast ein solcher Kirmesschmaus mehr Schweißtropfen kostete, als ein heißer Erntetag.

Ein buntes blumichtes Tuch bedeckte in vielen Gebirgsdörfern die Kirmes-
tafel, auf der man früher weder Porzellan- noch Tonteller erblickte, sondern ein flacher hölzerner Teller mit einem niedrigen Rande stand vor jedem Gaste, um das Fleisch darauf schneiden zu können; die Suppe aß man gemeinschaftlich aus der Schüssel. Auch Messer und Gabel erhielt man nicht von der Kirmesmutter, sondern brachte sie zu größeren Festen, wie Hochzeit, Kindtaufen, Kirmes u. dergl., in einer ledernen Scheide mit. Das Fleisch wird noch jetzt ungeschnitten auf den Tisch gebracht, denn die Gäste müssen die ganzen Stücke sehen und der Kirmesmutter ihre Bewunderung ausdrücken. Es ist Sache des vornehmsten Gastes oder, wo die Tafel groß ist, zweier Gäste, den Tranchéur (trancheur) zu machen und das Fleisch zu schneiden, eine Sitte, die einstmals auch in den vornehmsten Häusern üblich war. Hans v. Schweinichen erzählt, daß er bei einem „Pankett“ einmal den dritten Vorschneider an einer langen Tafel abgegeben habe.

Wir staunen über die lange Reihe von Gerichten, welche bei größeren Schmausereien in jeder bemittelten Bauernfamilie aufgetischt wurden und in den Dörfern um Schönau, Löwenberg, Goldberg, Jauer, Striegau teilweise noch jetzt üblich sind. Auf 1. Rindsbrühsuppe, starrend von gelblichem Fette und gerösteten Semmelbrocken, folgten: 2. Rindfleisch mit Kreen (Meerrettig) oder Kohlrüben, 3. Schweinefleisch mit Sauerkraut, 4. Gelffleisch, 5. Hühner mit Reis, 6. das schwarze Gericht oder der „Schwarzjud,“ wofür in der Grafenschaft Glaz die Kuttan (Kutteln) eintraten, 7. Bratwurst mit Sauerkraut, 8. bisweilen Fische, 9. Semmelmilch und Hirsebrei, 10. Rind- oder Schweinebraten mit Backobst. (Vergl. Ens: Oppaland III, S. 75, wo in einem Kirmes-
liebe diese Gerichte größtenteils aufgezählt sind.)

In Oberschlesien war die Reihenfolge der Gerichte bei Hochzeiten und Kirmesen eine andere. Auf 1. Rindsuppe mit Erbsen folgte 2. Rindfleisch, 3. die zweite Suppe mit Hirse und Kaldaunen, 4. abermals Kaldaunen, 5. die dritte Suppe mit Heidegraupe und gebackenem Obst, 6. Gänsegeschnärre, 7. Rindsbraten, 8. Hirse, welcher, wenn hoch geschmauset wird, mit Honig beschmiert und mit Pfefferkuchen bestreut wird, 9. Gänsebraten und Sauerkraut und auf jedem Tische eine Bratwurst von der Länge einer Elle. Zum Be-

schluß ein Krug Bier, eine Flasche Branntwein und Kuchen, deren auf jeden Tisch zwei gegeben werden. (Schles. Provinzbl. 1788, S. 388.)

Einen ländlichen Kirmesschmaus, wie er früher in der Graffschaft Glatz üblich war, hat Schoenig in seinen Glatzischen Gedichten folgendermaßen beschrieben:

Mei liever Kermes-Boater,
Gelobt sei Jese Chrest!
Wenn Du a wie a Boater,
Miaust on biese best.
Ich ho mersch fürgenomma,
Doch techtig zu krestiern,
Du bien daßholwe komma,
Recht techt zu schnoweliern.

Ma hoot derhaima awa
Ne sella gude Kost,
Du doch zum guda Lawa
Gor schmählich gude Lost.
Drem doocht ich: Nai der Geier!
Dos Deng trefft wonderschien,
Du konnst ju met der Veier
Heut of de Kermes gihn.

Ich weß, die Moiertheke,
Die loist a, wos se koan.
Do werd ma recht Poleke (?)
Met waicher Grappe hoan.
Das Rendsflaisch werd em schmecka,
Du noch dam Tonkafrien
Werd ma de Fenger Iecka,
Dar bleit gewieß ne stihn.

Dernocher wan wer Kuttan
Wol of da hohla Zoahn,
Bermengt met Zweppelschluttan,
Bestroit met Pfaffer hoan.
Du Flaisch met Samelschnitlan,
Du recht gut Riwasflaisch,
Ds wär's met Honigtitlan
Begoffa on gekraischt.

Met Reiß gekochte Hinner,
Met Rosinka recht gespeckt,
Nai soit mersch, wos sich schinner
Du dodruf besser scheidt (scheidt),
Ds wie a Gonsgeschnärre,
Wos ma gut beiffa koan,
Dofß ma kai lang Gezerre
Ne met dam Koin dorf hoan.

Nai gloit's, ich weels derrotha.
(War hätt denn doas getraut?)
Es kemmt dar Schweinabroota
Dns fette Sauerkraut.
Doas könnt Ihr baale richa.
Wer wan sich och recht mühn,
Do, denk ich, werd's wol kricha;
Prowiert's och, 's werd schon gihn.

Nai, nai, ma mecht zekleppan!
Es kemmt, mei liever Gons,
Met schien gebroota Appan
Noch a gebroota Gons.
Dos is a Hoffa z' affa!
Ma waiß em fost ken Rot,
Du werd's fost ne vergassa,
Du hazzer, liever Goot.

Wo fool nu erst 's Gebräte,
Wu fool der Pappo hie?
Nai, wenn mich Imand träte,
Es werd mer angst on wiß.
Ma muuß doch olls versucha,
Du ploßt der Bauch a glei,
A Straifla Pfafferlucha,
Dar muß halt a noch nei.

Wer wan of techtig trenka!
 Gatt eꝯ a Brauntwein rem!
 Dar werd wol ern versenka,
 Mir gih't's eim Bauche em.
 Galf's Goot! Wenn ich die Scheibe
 War ei dam Glasla fahn,
 Do werd mer ei mem Leibe
 Dås recht gezieje wan.

Es wier ses niemand hendarn,
 Wer kennda eꝯa, let!
 Recht hifch a besla schlendarn,
 Zu, wenn ma Haller hätt!
 Mei liever Kermes-Boater,
 Drem dank ich of gor schien,
 Dn war eꝯ wie a Koater
 Trippstrill of haim zu ziehn.

War die lange Reihe von Fleischspeisen zu Ende, so trat eine Pause ein und die Gäste erhoben sich, um sich im Garten etwas zu „ergehen“ und frische Luft zu schnappen. Zuletzt trug man Kuchen, Äpfel, Birnen und welsche Nüsse auf. Die Kucha oder Floada, oft zwei Fuß lang, wurden auf langen Brettern auf den Tisch geschoben und dort erst zerschnitten, und wer noch essen konnte, aß. Der Kaffee, der jetzt notwendig zum Kuchen gehört, ist erst im zweiten und dritten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts bei den Kirmesen üblich geworden.

Der erste Hauptteil dieses Kirmestages war vorüber, es folgte bald der zweite, das Tanzvergnügen im Kretscham. Nicht bloß an diesem Dienstage, sondern auch am Mittwoch, Donnerstag und am darauf folgenden Sonntage, der Noochkermes, wurde bis zum frühen Morgen getanzt.

Am folgenden Tage, der Kermesmietwoche, sollte der Vormittag der Arbeit und nur der Nachmittag dem Vergnügen gewidmet werden.

Auch der zweite Kirmestag, der Donnerstag, brachte charakteristische Belustigungen. Wieder versammelten sich die jungen Leute im Kretscham, und diesmal ward, z. B. in Rogau am Zobtenberge, folgender komische Aufzug veranstaltet. Hinter einer Musikantenbande wurde „der Hanswurst“ auf einer Radwer oder noch öfter auf dem abgelösten Vordertheil eines Pfluges einhergezogen und unterhielt die Zuschauer durch die derbsten Späße und Grimassen. Ihm folgte die bekannte Scherzfigur „der Moan ein Kurbe,“ welcher eine lange Stange in den Händen hatte und fortwährend die zudringliche Straßensjugend mit Hauen und Stechen bedrohte und abwehrte; dann kam „der Baar“ (Bär), ein von Kopf bis zu den Füßen in Erbsen- oder Wickenstroh eingebundener Mensch mit einem Bärenkopfe. Er ahmte die Manieren eines Tanzbären nach und ward wie ein solcher an Nasenring und Kette einhergeführt. Zuletzt folgte die Schar der übrigen Teilnehmer, ein jeder eine lange Peitsche in den Händen, mit denen man unaufhörlich knallte. So zog man durch das Dorf. In jedem Bauernhose mußte der Bär tanzen, der Mann im Korbe schnitt Grimassen und der Hanswurst hielt eine mit derben Witzen gewürzte Rede. War hierauf eine Portion Kuchen unter die Schar verteilt worden,

zog man zum nächsten Hofe. Zuletzt wurde der Hanswurst mit dem Rädergestell bis an den Hals in den Dorsteich hineingerollt und wie eine gebadete Kage wieder herausgezogen. Darauf eilte alles in den Kretscham, und eine Tanzlustbarkeit beschloß auch diesen Kirmestag.

In andern Dörfern hielt man an demselben Tage einen Umzug mit dem Schimmelreiter und dem Erbsenbär.

Der Schimmelreiter wird in einigen Gegenden, z. B. in der von Schweidnitz und Striegau, stets folgendermaßen dargestellt. Zwei junge Burschen tragen auf ihren Schultern einen umgekehrten Bocktrog, welcher mit weißen Pferdebedecken derart bekleidet wird, daß nur die Beine und Füße der Träger sichtbar bleiben. Sodann wird an das eine Ende ein aus Stroh und Decken hergestellter Pferdekopf gebunden, und der Schimmel ist fertig. Auf ihn setzt sich der närrisch kostümierte Schimmelreiter, von dem erwartet wird, daß er die Menge fortwährend ergötzt, indem er das Roß anredet, ihm bald freundlich auf den Hals klopft, bald zornig die Sporen giebt, da es durchaus nicht in ruhigen Gang kommen will.

Hinter dem Schimmelreiter folgen die Futterleute mit einem Schaff voll Siede, Heu und Striegeln; dann kommt der Mäster Schmied und sein Geselle, der ihm das „Hamprichzeit“ zum Fußbeschlag für das Roß trägt.

Sodann schreitet der Erbsenbär mit seinem Führer, dem wieder die große Schar der peitschenknallenden Burschen folgt.

Der auf die Kirmes folgende Sonntag hieß die Nachkirmes und wurde, z. B. in der Löwenberger Gegend, sehr lustig begangen. Ein Tanz vom Nachmittage bis zum andern Morgen gehörte selbstverständlich dazu.

Die Zeit, in welcher die Kirchweihfeste in Schlesien gefeiert werden, nämlich die Michaeliszeit, die Wochen vor und nach Michaelis, besonders aber der Umstand, daß sie weder am Tage der Einweihung begangen werden, der oft gar nicht bekannt ist, noch auch am Tage des Schutzpatrons, für welchen noch ein besonderes Fest auf den Tag des Heiligen oder den folgenden Sonntag festgesetzt ist: alles dies nötigt uns zu der Annahme, daß wir die Kirmesen in Schlesien, soweit sie volkstümliche Feste sind — von der kirchlichen Feier sehen wir vorläufig ab — als einen Rest der Erntedank- und Totenfeier anzusehen haben, welche unsere heidnischen Vorfahren um die Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche begingen. Um dieses heidnische Fest, an welchem die Deutschen auch nach ihrer Bekehrung festhielten, zu verdrängen, verlegte wahrscheinlich die Kirche das Fest des Erzengels Michael, des gewaltigen Streiters gegen die bösen Engel und mächtigen Fürbitters am Throne Gottes, auf die alte herbftliche Festzeit. „Das von Karl dem Großen veranlaßte, sehr zahlreich

befuchte deutsche Konzil verlegte »das Kirchweihfest des hl. Michael,« wie es in seinem Beschlusse genannt wird, gerade auf den 29. September, weil wahrscheinlich diese Zeit der altheiligen Gemeinwoche die altheidnische Festzeit gewesen war.“ (Pfannenschmid: Germ. Erntefeste, S. 175.)

Dieses Kirchweihfest des hl. Michael war nicht nur ein Fest dieses Erzengels, sondern der Engel überhaupt, sofern sie dem Menschen als Schutzgeister beigegeben sind und Schutzengel genannt werden. Mit diesem Feste des hl. Michael war ursprünglich die alte Erntedank- und Totenfeier verbunden, natürlich in christlichem Sinne und christlicher Form. Im Laufe der Zeit sind für diese verschiedenen Beziehungen besondere Feste eingesetzt worden, und so finden wir in späterer Zeit ein Schutzengelstfest, ein Erntedankfest und ein Totenfest neben der Kirchweih, welche sich aber als das alte wichtigere Fest dadurch charakterisiert, daß die volkstümlichen Bräuche an ihm haften geblieben sind. Das Schutzengelstfest wurde im 17. Jahrhundert von den Päpsten Paul V. und Klemens X. auf den 2. Oktober und später auf den ersten Sonntag im Oktober angeordnet. (Pfannenschmid a. a. O.) Das kirchliche Erntedankfest begehrt man in Schlesien und wohl überall in Preußen am zweiten Sonntage im Oktober, und zwar in den katholischen Kirchen mit einem feierlichen Hochamte, Predigt und Tebeum; bisweilen werden auch, wie in Osterreich-Schlesien im Jauerniger Bezirk, die Altäre mit Getreideähren geschmückt und für die Armen Sammlungen veranstaltet. Ein allgemeines Totenfest für die ganze Kirche wurde vom Papste Johann XIX. im Jahre 1006 auf den 2. November (Allerseelen) angeordnet. Es wird mit Totenmesse und Abbetung der Vitanei vor dem „Beinhause“ begangen. Noch vor einigen Jahrzehnten sah man z. B. in Breslau die Kirchhöfe von dem Lichte zahlreicher Kerzen erglänzen, die nach uralter Sitte den Toten angezündet wurden. Die Polizei hat den Brauch beseitigt, in Oberschlesien ist er jedoch noch üblich.

Die evangelische Kirche hatte die Totenfeier abgeschafft, aber König Friedrich Wilhelm III. hat sie im Jahre 1816 für Preußen wiederhergestellt und auf den letzten Sonntag des Kirchenjahres verlegt. Trotz alledem aber, trotz dieser besonderen Erntedank- und Totenfeste, haben sich im katholischen Schlesien beide Beziehungen auch an der Kirchweih erhalten. Daß am Kirrnesmontage ein Totenamt gelesen und eine Vitanei für die Verstorbenen gebetet wird und daß im Jauerniger Bezirk eine Wettermesse gelesen wird, um dem Herrn für die Bitterung zu danken, haben wir schon oben erwähnt; aber noch andere Bräuche weisen auf das Erntedankfest hin. Den beiden Volksfiguren, dem Schimmelreiter und dem Erbsenbär, liegen zwei Hauptgestalten der deutschen Mythologie zu Grunde, nämlich Wuotan, der Göttervater, der einen, und Donar,

sein mächtiger, blitzeschleudernder Sohn, der andern. Die Figur des Schimmelreiters war eine Lieblingsgestalt des ersteren, und der Bär wie die Erbsen gehören zu den wichtigsten Symbolen des Donnergottes. (Simrock: Deutsche Mythol., S. 197, 237, 251, 547, 559.) Das Volk glaubte nun, daß diese beiden Götter im Herbst durch das Land wanderten, um Dankopfer für den Erntesegen entgegenzunehmen. (Weinhold: Weihnachtsspiele u. s. w., Graz 1853.)

Jedenfalls hat sich das Volk schon frühzeitig aus der Vorstellung von diesen Umzügen ein belustigendes Schauspiel gebildet und die Scherzfiguren des Schimmelreiters und des Erbsenbären sind als Überreste davon anzusehen; ihre Umzüge haben sich als Volksscherze erhalten, deren Bedeutung das Volk nicht kennt.

Einer ähnlichen Vorstellung, dem Glauben, daß Wuotan zur Zeit der Herbststürme durch die Luft jage, gefolgt von Seelen der Verstorbenen (Nachtjäger), verdankt das Totenfest seine Entstehung.

So erweist sich also die Kirmes mit ihren Gebräuchen in der That als der Rest des alten Michaelisfestes, dessen Bedeutung auch in Schlesien groß gewesen sein muß, wie wir aus der großen Zahl von Michaeliskirchen schließen dürfen. Der Schematismus des eremten Bistums Breslau für des Jahr 1857 (herausg. von Dr. M. v. Montbach) zählt für Preussisch-Schlesien 49, für Osterreichisch-Schlesien 3 Michaeliskirchen auf.

Auch als Jahrestermin war die Kirmes früher von Wichtigkeit, weil zu dieser Zeit der Umzug des Gesindes stattfand. Die Gutsherrn ließen an der Kirmes die jungen Leute ihrer Erbunterthanen auf den Hof kommen und wählten aus ihnen das Gesinde, das nun für sehr kargen Lohn drei Jahre dem Herrn dienen mußte.

2. Der Martinstag (11. November).

Die Michaeliszeit und mit ihr die alte schlesische Kirmeszeit ist vorüber. Der größte Teil der Feldfrüchte ist unter sicheres Obdach gebracht, nur einige Knollengewächse, wie Rüben und Kartoffeln, harren noch teilweise der fleißigen Hände, die auch sie in die schützenden Keller sammeln. Die Tage werden immer kürzer und die Luft immer kühler. Schon am 28. Oktober sagt der schlesische Bauer:

„Simon Jude (Simon Judas)
Schmeißt Schnee ei de Bude.“

Und wenn dann am 11. November St. Martin auf dem Schimmel geritten kommt, so muß bald Schnee fallen. Der Martinstag gilt dem Bauer als Anfang der rauhen Jahreszeit.

Von Martinsgebräuchen hat sich in Schlesien wenig erhalten; das „Märtenhärndel“ und die Martinsgans, die noch in vielen Familien an Martini das stehende Mittaggericht bildet, sind die einzigen Reste eines Festes, welches unzweifelhaft einst viel bedeutender war. An Beweisen dafür fehlt es nicht. Die Gänse, die noch hie und da Geistliche und Lehrer zum Geschenk erhalten, und riesigen „Märtenhärner,“ die bis vor kurzem mancher Lehrer am 11. November auf seinem Katheder als Geschenk der Schüler vorfand, waren, wie im übrigen Deutschland, so auch in Schlesien ursprünglich keine Geschenke, sondern eine Naturalabgabe, die zur Besoldung der Lehrer und Geistlichen gehörte und außerdem an Kirchen und Klöster gezollt wurde. Wie alle Naturalabgaben sind auch die Martinsgänse abgelöst worden. Alle andern Bräuche, die Umzüge der Kinder am Vorabende des Martinstages, das Peitschenknallen, die zahlreichen in Norddeutschland üblichen Martinslieder und die Martinsfeuer, welche den Johannisfeuern ähnlich waren, sind in Schlesien entweder nie heimisch gewesen, oder sehr früh verschwunden. Von den vielen Martinsliedern, die Pfannenschmid (Germ. Erntefeste S. 469 ff.) gesammelt hat, ist unsers Wissens in Schlesien auch nicht eins bekannt. Dagegen dürfte ein Brauch, welcher in Norddeutschland (Westfalen, Mecklenburg, Oldenburg) mit dem Martinstage in Verbindung steht, in Schlesien aber an irgend einem Herbsttage ausgeübt wird, auf die Umzüge der Kinder und vielleicht auch auf die alten Martinsfeuer zu beziehen sein. In manchen Dörfern gehen nämlich bei eintretender Dunkelheit Knaben durch das Dorf, welche einen „erleuchteten“ Kopf auf einer Stange tragen. Eine große ausgehöhlte Rübe oder ein Kürbis wird mit Augen, Nasenlöchern, einem grinzenden Munde und langem Flachsbarthe versehen und durch ein Lämpchen oder Insektlicht erleuchtet. Diesen erleuchteten Kopf tragen nun die Knaben vor das Fenster eines Bekannten, um ihn zu erschrecken. Sind diese erleuchteten Rüben und Kürbisse wirklich Reste der alten Martinsfeuer, dann muß der Martinstag einmal viel wichtiger gewesen sein als jetzt; denn solche Feuer standen gewöhnlich mit großen Opferfesten im Zusammenhange, wie sie z. B. an Ostern, Walpurgis, Johannis, Michaelis und an manchen Orten (für Michaelis?) an Martini gefeiert wurden. In Schlesien scheint als Herbst- und Dankfest für die beendete Ernte und als Jahrestermine für gewisse Leistungen der Michaelistag immer wichtiger gewesen zu sein als der Martinstag, der aber doch früher eine größere Bedeutung hatte als jetzt; denn noch im 16. Jahrhunderte erfolgte der Ab- und Zuzug der Geistlichen

an Martini und gewisse Naturalabgaben wurden an Kirchen und Klöster an diesem Tage abgeliefert. „Mit dem Martinitage 1810 hört alle Gutsunterthänigkeit in unsern sämtlichen Staaten auf,“ heißt es in dem Edikt über den erleichterten Besitz und freien Gebrauch des Grundeigentums u. s. w. vom 9. Oktober 1807. Als dann später die Ablösung der bäuerlichen Lasten stattfand, wurde der Getreidepreis nach dem Martinimarkte bestimmt. (Meizen: Der Boden des Preuß. Staates, I, 427.)

Wem galt nun aber das alte heidnische Dankfest?

Das Fest des hl. Martin kam aus Frankreich, wo (in Tours) dieser Heilige als Bischof so segensreich gewirkt hatte, nach Deutschland und wurde hier zunächst als kirchliches Fest glanzvoll gefeiert. Bald verbanden sich damit die Gebräuche eines alten Volksfestes, das in dieselbe Zeit fiel und dem Gotte Wuotan galt. Auf St. Martin, den milden wohlthätigen Reitersmann mit dem großen Mantel, den Schutzheiligen der Hirten und Herden, übertrug das Volk die volkstümlichen Anschauungen von Wuotan, dem göttlichen Schimmelreiter, angethan mit langem Mantel und Speer. Auf seinem Schimmel hält er noch jetzt besonders am Erntefeste und zur Fasching als Scherzfigur lustige Umzüge durch die Dörfer, als Schimmelreiter durchzog er einst als der höchste germanische Gott in Begleitung anderer Götter das Land, um Opfer entgegen zu nehmen und Segen zu spenden. Und die Gans und das Martinshorn, die vor nicht zu langer Zeit an Kirchen und Klöster gezollt wurden und noch heut am Martinstage gern genossen werden, sind vielleicht nichts als Überreste des alten Wuotanopfers. Die Gans ist ein dem Wuotan heiliges Tier und spielt bei den schlesischen Erntefesten noch immer eine wichtige Rolle, denn neben dem Hahn schlagen ist auch das „Ganshareita“ (Gänserichreiten) eine beliebte Volksbelustigung. „Daß die Gans ein heidnisch mythologisches Symbol sein müsse, ist längst erkannt worden, eine ansprechende Deutung aber hat erst Mannhardt in seinen »Korndämonen« vorgetragen. Die Gans scheint nach diesem Gelehrten, dessen Ausführungen von Dr. Pfannenschmid (German. Erntefeste) an einem wichtigen Punkte ergänzt worden sind, eins der Naturbilder gewesen zu sein, unter welchen man die den Windgott Wuotan begleitende Schar von Wolken zu begreifen suchte. Wie man nachweislich dem Donar zu Ehren den Gewitterhahn schlachtete und beim Opferschmause verzehrte, so muß man auch mit der Gans zu Ehren Wuotans gethan haben, und als einen Rest dieser Opfersmahlzeit lassen wir uns noch heute die feiste gebratene Gans schmecken, die schon in alten fröhlichen Tafel- und Bechliedern gefeiert wird.“

An Wuotan erinnert ferner das Martinshorn, sei es nun, daß man darin die langgebogenen Hörner der Tiere erblickt, welche dem Gotte geopfert wurden,

oder, was vielleicht richtiger ist, das Hufeisen, ein Symbol Wuotans. Das Hufeisen galt früher, und vereinzelt auch noch jetzt, abergläubischen Leuten als glückbringendes Zeichen und wird deshalb von ihnen auf die Thürschwelle genagelt.

3. Der Andreasabend.

Unter den langen Winterabenden, den Lichtabenden, an denen vornehmlich unheimliche Wesen ihren Zauberspuk treiben und allerhand abergläubische Geschichten erzählt werden, ist der Andreasabend, der Vorabend des Andreastages (30. Nov.) von besonderer Bedeutung. Auch hier ist, wie an Walpurgis, Johannis und Weihnachten, der Vorabend die Zeit der Festfeier, weil nach der Zeitrechnung unserer Vorfahren der Tag mit dem Abende begann. Noch bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts rechnete man den Tag von Sonnenuntergang zu Sonnenuntergang. Bei unsern Volksfesten und -Gebräuchen hat sich diese Sitte bis auf den heutigen Tag erhalten.

Am Andreasabende gilt es, Andeutungen über die nächste Zukunft zu erhalten, er ist „der Orakelabend aller liebebedürftigen und heiratslustigen Mädchen.“ Nur wenige spinnen an diesem Abend, das junge Volk überläßt sich ausschließlich geselliger Unterhaltung.

Man schmilzt Blei oder Wachs in Blechlöffeln, gießt es in eine mit Wasser gefüllte Schüssel und legt dann die entstandenen Figuren nach seinen Wünschen aus.

Manche Mädchen eilen stillschweigend aus der Gesellschaft in den Holzschuppen und raffen eine Anzahl Holzscheite in ihre Arme, mit denen sie in die Stube zurückkommen. Wer eine gerade Zahl Scheite ergriffen hat, darf hoffen, im nächsten Jahre Braut zu werden. Oft legen sie auch die Scheite paarweise zusammen; haben die letzten beiden keine Äste, so ist der zukünftige Bräutigam ein Junggesell, haben sie viele Äste, so ist er Witwer.

Andere holen einen Gänserich in die Stube, verbinden ihm die Augen und stellen sich im Kreise um ihn auf. Dasjenige Mädchen, auf welches er zuläuft, kommt zuerst unter die Haube. — In Österreichisch-Schlesien gehen die Mädchen in den Schafstall und fangen im Dunkeln ein Schaf. Ist dies ein Widder, so heiratet die betreffende bald.

Manche Mädchen gehen „ganz stockstill“ in den Hühnerstall und hórchen, bis das Geflügel endlich einen Laut von sich giebt:

„Gackert der Hoahn, /
Do krieg ich an Moan;

Gackert de Henn',
Do krieg ich kenn."

An andern Orten geht das heiratslustige Mädchen um die zwölfte Stunde entweder an einen „Rainzaun“ (Grenzzaun), welcher die Feldmark eines Nachbarn von der des andern trennt, oder an einen Erbzaun, d. h. einen Zaun, der sich mehreremal von Vater auf Sohn vererbt hat, schüttelt ihn und spricht:

„Rainzaun (Erbzaun) ich schüttel dich,
Feines Liebchen rippel dich.
Belle, Hundel, belle,
Mag's doch sein, wer'sch welle.“

Darauf legt sie ihr Ohr an den Zaun und wartet, bis irgendwo ein Hund bellt. Aus jener Gegend muß der ersehnte Freier kommen.

In der Hirschberger Gegend spricht das Mädchen am Grenzzaun:

„Lieber St. Andreas,
Gieb mir zu erkennen,
Wem ich mich soll nennen,
Gieb mir zu verstehen,
Mit wem ich soll zur Träne gehen.“

Anderer Mädchen oder Burschen brechen am Andreasabende einen Kirszweig ab, setzen ihn in ein Glas mit Wasser und sprechen:

„Kirsche, knacke dich,
Herzliebster, lache dich;
Wenn die Kirsche wird knacken,
Wird mein Herzliebster lachen.“

Nun beobachten sie, ob der Zweig bis zum Weihnachtsabende blüht; geschieht dies, so werden sie in Kürze Hochzeit haben. Manche nehmen einen solchen blühenden Zweig mit in die Christmesse, um ihn jemandem heimlich in die Tasche zu stecken. Dieser sieht dann während der „Wandlung“ alle in der Kirche anwesenden Hezen. Sie sitzen nämlich vom Altare abgewendet in den Bänken, jede mit einer Melzgelte auf dem Kopfe. Er soll sich aber auf dem Heimwege vorsehen, denn die entrüsteten Hezen lauern ihm auf und suchen ihm den Hals zu brechen.

Bei Görlitz streuen die Mädchen Hafer- und Leinsamentkörner ins Bett und in die Winkel der Kammer und sprechen:

„Gaa, Gaa,
Mein lieber St. Andreas,

Ich sä', ich sä' Haberlein,
 Daß mir mein Schatz allerliebßt erschein'
 In der That und in der Wahrheit,
 Was er um und an sich hat."

Der Hafer bedeutet den Burschen, weil er mit Pferden umgeht, der Weinsamen das Mädchen, die Spinnerin.

In Landeshut beten die Mädchen, ehe sie zu Bett gehen:

„Deus meus
 Andreas
 Gib mir zu erkennen,
 Wie ich ihn soll nennen
 In der That und in der Wahrh't,
 Was er täglich, stündlich um und an sich hat."

Zur Erklärung der angeführten Andreasgebräuche mögen die Worte Haupts hier folgen: „St. Andreas fällt auf den 30. November, also stets in die Zeit des ersten Advents. Im germanischen Heidentum ging dem Feste der Winter-sonnenwende ebenfalls eine heilige Zeit voran, der dreiwöchentliche Julfriede. In dieser heiligen Zeit wurden vorzüglich Gebete geschickt zu Freyr (Fro), dem Gotte der ehelichen Liebe, »dem gütigsten unter den germanischen Göttern.« Der hl. Andreas tritt nun in das Erbe dieses Gottes ein; rufen ihn doch die Landeshuter Mädchen geradezu als Gott: »Deus meus« an.

Ein Grund, weshalb gerade der Apostel Andreas der Fürbitter für heiratslustige Mädchen wurde, läßt sich nicht bestimmt angeben. Das Andreasfest fällt in die späte Herbstzeit, in welcher einst zum Liebesgott Freyr gebetet wurde, und so hat in christlicher Zeit der Apostel den heidnischen Gott verdrängt.

4. Der Nachtläger oder das wütende Beer.

Sind die langen Herbst- und Winterabende einerseits geeignet, die Geselligkeit unserer Landleute zu fördern, so werden sie doch andererseits wieder gefürchtet wegen so mancher umheimlichen Wesen, welche da „umgehen.“ Feuermänner, feurige Reiter, Reiter ohne Kopf, ganze Scharen von wilden Reitern und Rossen, gefolgt von Hunden und Wölfen, Graumännchen und andere „Unheimliche“ treiben ihren Gespensterspuk, äffen die Leute, thun ihnen Schaden, bringen aber auch Nutzen.

„Mach mer ock, doß mer furtkumma, siehste ni, 's kimmt a Unheimlich,“

hörte man einen alten Bauer seinen Begleitern zurufen, als sie die Heimkehr etwas spät angetreten hatten.

So hat sich in den Sagen vom wilden Jäger oder vom wütenden Heere ein gutes Stück von dem Glauben an den Gott erhalten, der das Lustreich beherrschte und vornehmlich in Wind und Gewitterstürmen seine Macht zeigte — an Wuotan. Ja, in manchen Ländern, z. B. Mecklenburg und Holstein, ist auch der Name geblieben. Dort zieht Wode dem wütenden Heere voran. In Schlesien haben wir den Namen nicht gefunden; die Sache ist aber geblieben, und die Sagen vom Nachtjäger sind so zahlreich, daß wir hier nur einen Teil wiedergeben können.

Prätorius in seiner *Daemonologia Rubinzalii Silesii* (1662) erzählt u. a.: „Die Bewohner des Riesengebirges hören nächtlicherweile oft Jägerruf, Hornblasen und Geräusch von wilden Tieren; dann sagen sie: der Nachtjäger jagt. Kleine Kinder fürchten sich davor und werden geschweiget, wenn man ihnen zuruft: Sei still, hörst Du nicht den Nachtjäger?“ So tritt im allgemeinen der nächtliche Spuk überall in Schlesien auf, nur die Art der Erscheinung ist verschieden. Bei Goldberg, Schönau, Lahn u. ist er ein Reiter ohne Kopf auf einem schnaubenden Rosse mit drei Köpfen, und um ihn herum eine unaufhörlich klaffende Meute von zwölf Hunden mit feurigen Zungen. Besonders oft hat man ihn in dem finstern „Minnichswalde“ (Mönchswald) zwischen Goldberg und Hainau und um den Probsthainer Spitzberg erblickt; früher alljährlich, seit aber die Franzosen im Lande waren, erscheint er seltener. Auch in Stephansdorf bei Neumarkt erzählte ein alter Mann, daß im vorigen Jahrhundert „der Jäger“ mit seinen Hunden und Wölfen unter Sturm und Geheul bis an das Fenster seiner Eltern gekommen sei; er selbst habe ihn nicht mehr gesehen.

Einmal ging ein Mann zu später Nachtzeit von Armeruh nach Süßenbach und vernahm plötzlich hinter sich einen schrecklichen Lärm von gellendem Pfeifen, Peitschenknallen, Blasen und Hundegebell, so daß ihm Hören und Sehen verging. Und so sehr er auch rannte, der Nachtjäger holte ihn doch ein, und er fühlte deutlich, wie ihm ein Pferd den Kopf über die Schulter legte.

Eine Reisegesellschaft begegnete im Jahre 1835 in einer Nacht im Steinbusche unweit Kaufungen einem herrenlos herumjagenden Pferde, vor dem die Kutschpferde heftig scheuten. „Das ist das Pferd des Nachtjägers,“ sagte der entsetzte Kutscher.

Im Culengebirge und im Riesengebirge ist der Nachtjäger kein Reiter, sondern ein Jägersmann ohne Kopf, der eine Koppel klaffender, scheckiger Hunde hinter sich zieht und durch die Lüfte, über Felder und Wälder jagt.

Auf der böhmischen Seite des Riesengebirges stellt man sich unter der wilden Jagd die Preußen vor, die unter dem großen Frix daselbst gefallen sind. Diese sollen jährlich an einem bestimmten Tage aufstehen und durch die Lüfte nach Preußen hinüberziehen wollen. Sie finden aber den Weg nicht, kehren um und töten jeden, der ihnen in den Weg kommt und sich nicht aufs Gesicht wirft. (Schles. Provinzbl. III, S. 338.)

Der Nachtjäger ist im Riesengebirge identisch mit Rübzahl, der in derselben Gestalt erscheint. Schon aus weiter Ferne vernimmt man das Klaffen, Winseln und Heulen der ihn begleitenden Hunde. Diese Hunde sind oft ganz klein, sogenannte „Pimmerla,“ welche, wenn die Jagd über die Erde geht, nicht über Gräben können. Wer ihnen hinüberhilft, bekommt vom Nachtjäger einen Thaler. Bisweilen dringen die Hunde in ein Haus und bleiben dort längere Zeit. Auf dem Dominialhose zu Pöbitau bei Glaß kam plötzlich eines Abends um 9 Uhr ein schwarzer Pudel in die Gesindestube, legte sich lautlos auf die Bank am warmen Ofen und schlief dort die ganze Nacht. Am Morgen verschwand er, kehrte aber die folgenden Abende immer zur bestimmten Stunde auf seinen Platz zurück. Alle Hausbewohner gewöhnten sich an ihn und keiner wagte ihn zu belästigen. Da kam eines Abends spät ein Knecht betrunken nach Hause, schlug den Pudel und jagte ihn von seiner Bank. Gleich fletschte er die Zähne und schnappte so unheimlich nach dem Knechte, daß dieser angstvoll in den Stall hinter die Pferde flüchtete. Der Pudel verfolgte ihn, blieb aber vor den Pferden stehen und rief:

„Wärschte ni zwischer Stohl on Eisa,
Well ich d'r wos andersch beweisa.“

Die Hufeisen der Pferde und die Eisenbeschläge an den „Ständen“ ließen den Pudel nicht herankommen. Darauf verließ das Ungetüm den Stall, zerriß noch den Kettenhund im Hofe, und fort war es.

Eigentümlich und höchst bedeutungsvoll ist der Glaube, daß die Hunde, Wölfe und so manche andere Tiergestalten im Gefolge des Nachtjägers nichts Anderes seien, als die Seelen Verstorbener, „arme Seelen,“ die nicht zur Ruhe kommen könnten. Diese Anschauung steht im engsten Zusammenhange mit dem Glauben an eine Art Seelenwanderung, der sich bei den alten Germanen nachweisen läßt. Die mannigfaltigsten Tiergestalten konnte die Seele annehmen; sie fliegt als Rabe oder Taube aus dem Munde des Sterbenden, schlüpft als Maus, Kröte, Käfer aus ihm und erscheint als Hund, Pferd, Schwan, Schlange zc. (Pfannenschmid: Germ. Erntefeste, S. 163, 433.)

Später glaubte man, daß die Seele nur zur Strafe in eine solche Tier-

gestalt verwandelt werde. Während nun die geheuren, friedlichen Seelen der Guten in die Unterwelt eingehen und im Gefolge der guten Götter segenspendend und friedlich wirken und z. B. mit Wuotan täglich auf Jagd und Kampfspiele ausziehen, sind die ungeheuren Geister, d. h. die, welche nicht völlig zur Ruhe gelangt sind, verurteilt, zwischen Himmel und Erde zu schweben und in den furchtbaren Erscheinungen der Natur, in Sturm und Regenschauer als Gespenster die Menschen zu erschrecken. „Betrügerische Ortsrichter und Gemeindebeamte wandeln nach ihrem Tode in Kalbsgestalt um, bössartige Frauen als Schweine. Trunkenbolde, Spötter, feine Betrüger, Frevler an der Sonntagruhe müssen bis ans Ende der Welt umreiten, und die Seelen der ungetauften Kinder fahren im Sturmgefaus durch die Luft. Andere böse Menschen-seelen erscheinen bei nächtlicher Weile in feuriger Gestalt, als Irwische oder feurige Männer.“ (Pfannenschmid a. a. D.)

Dieser Glaube an Gespenster ist durch das Christentum, welches die altheidnischen Anschauungen verdrängen wollte, unzweifelhaft noch gefördert worden. Häufig traten auch christliche Namen an die Stelle der alten Götter, so z. B. in einem schlesischen Zaubersprüche, den A. Gryphius in der „Geliebten Dornrose“ einer alten Frau in den Mund legt:

„Der Engel Urhel bließ in sey Hurn,
 Ha pfiß, ha stürmte mit großem Zurn,
 Do zanten de Tannen, do zanten de Ehen,
 's Wasser hatte enm mügen de Knie errechen.“

Für Wuotan ist hier, wie in fast allen erhaltenen Zaubersprüchen, ein christlicher Name eingetreten, in den meisten Sagen ist aber nach christlicher Anschauung der Nachtjäger niemand als der leidhaftige Teufel. Als solcher wird besonders auch Rübezahl bezeichnet, von dem es in Prätorius Daemologia Rubinzalii 135 heißt: „Gott der Herr hat Klufft und Gänge geschaffen, leßet Erz und Metall drinnen wachsen, nicht daß sie der Liebezahl oder andere böse Geister besitzen sollen.“

Nach diesen Bemerkungen werden die folgenden Sagen leicht ihre Erklärung finden, und das „einsältige Gemahre,“ das uns wohl der Landmann nicht erzählen will, weil er fürchtet, als einsältig zu erscheinen, ist ein bedeutender Rest germanischen Götterglaubens, den die Länge der Zeit freilich oft sehr entstellt hat.

Seelen in Tiergestalt befinden sich nicht nur im Gefolge des Nachtjägers, sondern er gebraucht sie sogar als Pferde, läßt sie mit Hufeisen beschlagen und sie müssen noch lange auf der Erde umherirren, bis sie erlöst werden. Nach

der Schwere der Sünden läßt ihnen der Teufel zwei, drei oder vier Hufeisen aufnageln. Die mit drei Hufeisen sind schwer, die mit vier gar nicht erlösbar.

Den gespenstischen seelenreitenden Nachtjäger finden wir z. B. in einem schlesischen Volksliede. (M. Peter: Volkstüml. 2c. I, S. 278.)

Es ritt ein Jäger wohlgemut,
Er trug drei Federn auf seinem Hut.
Er ritt vor eines Sünders Thür,
Ein schönes Mädchen stand dafür.
Er schwang sie vor sich auf das Roß:
Ach weh, ach weh, mein Sammetrock!
Er ritt vor einen Rippenstrauch: (?)
Ach weh, ach weh, mein seiden Haub'!
Er ritt vor einen kühlen Brunn':
Mädchen steig ab und mach einen Trunk.
Ich steig nicht ab, ich mach keinen Trunk,
Mein junges Leben wird nie gesund.
Er ritt vor einer Kapell' vorbei:
Jungfrau, steig ab und geh hinein.
Ich steig nicht ab, ich geh nicht 'nein,
Ich muß schon in die Höllepein.
Er ritt vor eines Schmiedes Thür:
Ach Schmied, steh auf, beschlage mir.

Ich steh nicht auf, beschlag dir nicht,
Ich habe Hammer und Zange nicht.
Ach Schmied, geh her, beschlage mir,
Hammer und Zange sind schon hier.
Ich steh nicht auf, beschlag dir nicht,
Ich habe feste Hufeisen nicht.
Ach Schmied, steh auf, beschlage mir,
Die festen Hufeisen sind schon hier.
Ich steh nicht auf, beschlag dir nicht,
Ich habe glühende Kohlen nicht.
Ach Schmied, steh auf, beschlage mir,
Die glühenden Kohlen sind schon hier.
Wie er den ersten Nagel schlug:
Ach Schmied, hör auf, 's ist schon genug.
Wie er den zweiten Nagel schlug:
Ach Schmied, hör auf, es ist dein Blut.
Und habet ihr ein Töchterlein,
Laßt sie nicht bei Verführern sein!

In dem Gedicht wird merkwürdigerweise die „arme Seele“ zuerst vom Nachtjäger aufs Roß gehoben, ähnlich wie nach der Anschauung des Mittelalters der Tod die Seelen entführte; dann aber erscheint sie als das Roß selbst, in welchem der Schmied den verwandelten Leib seines eigenen Kindes erkennen muß. — Vielleicht erklären sich aus dem Gedicht auch die sprichwörtlichen Redensarten: „Reitet Dich der Teufel“ und: „Dich soll der Teufel holen.“

Im Jahre 1590 fingen, wie schon oben erwähnt wurde, die Bauern von Harpersdorf bei Goldberg an, vom nahe bevorstehenden jüngsten Gericht zu predigen. Sie erzählten viel vom Teufel und sahen ihn bald als schwarzes Huhn, bald als Jäger mit einer Schar zusammengekoppelter Hunde, der auf Seelen Jagd macht.

Ebenso erscheint der Seelenjäger in einer Sage des Culengebirges, wobei er aber erkannt und unschädlich gemacht wird. Ein armer Mann ging einst durch den Wald. Da begegnete ihm ein Jäger, grüßte und bat höflich, ihn begleiten zu dürfen. Der alte Mann faßte bald zu dem Jäger Zutrauen und

klagte ihm, daß er nicht wüßte, wie er eine dringende Schuld bezahlen sollte. Da sagte der Jäger: „Geld könnt Ihr von mir kriegen“ und ging gleich mit dem Manne in dessen Haus, um ihm die Summe auszusahlen. Der arme Mann dankte Gott im stillen und war seelenbergnügt. Als er nun den Schuldschein ausstellen sollte, fehlte es an Tinte. „Das schadet nichts,“ meinte der Jäger, „Ihr braucht Euch nur ein wenig in den Finger zu ritzen, und ich kann die paar Worte mit dem Blute schreiben.“ Da erschrak der Mann, denn nun wurde ihm klar, mit wem er zu thun habe. Er ließ aber nichts merken, sondern suchte unter irgend einem Vorwande das Unterschreiben aufzuschieben und bat den Jäger, bei ihm zu übernachten, da es schon sehr spät wäre. Der Jäger ging darauf ein. Während nun die Frau die Streu zurecht machte, lief der Mann zum Pfarrer und erzählte ihm alles. Der Geistliche übergab ihm einen Kessel mit Weihwasser und einen Sprengwedel. Damit besprengte der Mann den Jäger, der schon auf der Streu lag, als er wieder nach Hause kam. Sofort erwachte der Jäger, sprang auf, zitterte am ganzen Leibe, und bat den Mann flehentlich, das nicht zum zweitenmal zu thun. Dieser ließ aber nicht nach und drängte durch fortwährendes Besprengen den Unheimlichen aus dem Hause hinaus, wo ein solcher Gestank zurückblieb, daß man ihn noch drei Tage nachher verspürte. — Die Sage muß sehr alt sein, denn der betrogene, gepöppelte Teufel, den wir hier sehen, gehört dem Mittelalter an. Auch in einer ober-schlesischen, von dem Lehrer Lompa in seinem handschriftlichen Nachlasse erzählten Sage finden wir diesen Seelenjäger.

In eigentümlicher Gestalt, nämlich als dreibeiniger Hase, erscheint der Teufel in einer andern schlesischen Sage, die ihn aber doch deutlich als Seelenjäger erkennen läßt. Sie ist in „niederländisch-schlesischer“ Mundart mitgeteilt bei Firmenich: Germaniens Völkerstimmen 1846, II, S. 330.

Der dreibeinige Hase ist kein anderer als der wilde Jäger. Zwei- oder dreibeinige feuerglühende Tiere, in Bayern ein einäugiger Hase, erscheinen in vielen deutschen Sagen als der wilde Jäger oder doch in seinem Gefolge.

Der Nachtjäger schießt auf die Menschen, welche ihm nicht aus dem Wege gehen, und wohin er trifft, entsteht eine bössartige Krankheit. Wer ihn reizt, dem spielt er übel mit. So erging es z. B. „m aala Borwrichschoffer“ zu Schlegel bei Neurode, der einmal auf freiem Felde das Knallen des Nachtjägers, sowie das Heulen und Wellen seiner Meute deutlich vernahm; noch ehe er aber aus dem Wege gehen konnte, hatte ihn der Nachtjäger getroffen. Er hörte ein Pfeisen wie das einer Kugel und fühlte sofort einen starken Schmerz am Bein. Es dauerte lange, bis die Wunde wieder zugeheilt war.

Der Nachtjäger jagt aber nicht nur gewöhnliche Menschen, sondern auch gespenstische, elbische Wesen, welche die Wälder bewohnen. Das ganze schlesische Gebirge wird nach dem Volksglauben von „Puuschweiblan“ bewohnt, kleinen mit Moos bedeckten Weiblein, die in Schlesien auch „Holzweibla oder Rüttelweibla,“ in andern deutschen Ländern aber Moosweiblein oder wilde Frauen heißen. Felsen mit kesselartigen runden Vertiefungen nannte man früher im Riesengebirge „Holzweibelsteine“ und glaubte, als diese noch weich gewesen, hätten sich die Holzweibel dort gesetzt und Eindrücke zurückgelassen. So erzählt man in Hayn, daß ein Holzweiblein jahrelang jeden Winter gekommen sei und Garn gesponnen habe. Bei Beginn des Frühlings sei immer ein Männlein gekommen und habe gerufen: „Lichel (ein Kraut) kommt raus,“ worauf sie gegangen sei mit den Worten: „Wenn Lichel rauskommt, so muß ich gehen.“ So sei sie viele Jahrhunderte lang gekommen, bis sie der Nachtjäger vertrieben habe. Ohne Unterlaß verfolgt und ängstigt der Nachtjäger die Holzweibel, und sie können nirgends Ruhe finden, als auf dem Stamme oder Stocke eines Baumes, bei dessen Fällen der Holzmacher die Worte gesprochen hat: „Waal's Goot.“ Ähnliches erfahren wir aus dem nördlichen Böhmen. Bei Warnsdorf erscheint ein altes moosbewachsenes Mütterchen mit weißen langherabhängenden Haaren, auf einen Knotenstock gestützt, und verteilt gelbe Blätter, die zu Gold werden. (Mannhardt: Baumkultus, S. 86.) Wenn der Wind die Wolken am Gebirge zerreißt, sagt der Bauer: „Nu ziehn de Puuschweiblan heem,“ oder wenn plötzlich Nebel aus dem Walde aufsteigt: „De Puuschweiblan tocha.“ Darin liegt zugleich die Erklärung für diesen Volksglauben. Die „Puuschweiblan“ sind Wind- und Baumgeister, die sich dem Menschen oft gefällig und dienstbar zeigen und daher auch Hausgeister werden.

Im Riesengebirge jagt der Nachtjäger, nämlich Rübezahl, die Hunde, die sich aufs Gebirge wagen; denn Rübezahl duldet keinen Hund dort oben, weil er selbst der einzige sein will, der das Wild heßt. Einst befahl ein vornehmer Herr in der Nähe des Gebirges seinem Jäger, seinen (des Herrn) Hund mit in die Berge zu nehmen. Der Jäger, welcher in seiner Wohnung auf dem Gebirge nie einen Hund gehalten hatte, kam dem Befehle des Herrn, der ihn wegen seines Aberglaubens schalt, nur ungern nach. Droben begegnete ihm ein Mann, welcher den Hund fürchterlich anstarrte, stillstand und ihm lange nachsah. In seiner Wohnung angelangt, sperrte der Jäger den Hund in den Stall, fand ihn aber am nächsten Morgen nicht mehr vor. Als er aber bald darauf in das Revier ging, sah er da und dort ein Viertel von dem Hunde im Gebüsch hängen.

Wie im übrigen Deutschland haben wir auch in Schlesien eine Reihe von Sagen mit einem historischen Hintergrunde, welche mit dem Nachtjäger scheinbar nichts zu thun haben, aber doch auf derselben Grundlage beruhen. Wie von Eckart erzählt wird, er ziehe dem wütenden Heere voraus, so wird auch eine historische Persönlichkeit, die freilich ganz in die Heldensage übergegangen ist, mit dem Nachtjäger in Verbindung gebracht, nämlich Dietrich v. Bern. In der Lausitz heißt der wilde Jäger „Berndietrich, Dietrich Bernhard oder Dieterbenada; oft haben alte Wenden seine Jagd gehört und wissen zu erzählen von unschmackhaften Braten, die er dabei austheilt.“ (Grimm: Mythol., S. 888.) In ähnlicher Weise haben sich im Volke über bestimmte Personen Sagen gebildet, die, im Zusammenhange betrachtet, auf den Anschauungen über den Nachtjäger beruhen.

Zu Grunau bei Striegau lebte einst ein sehr böser, gottloser Herr, „der aale Schernhaus“ (Tschirnhaus), der kein größeres Vergnügen kannte, als die Jagd und das Reiten. Er war hart und grausam gegen seine Unterthanen in Grunau. Daher betete auch niemand für ihn, als es hieß, er läge auf dem Todtbette, und als er tot war, zweifelte kein Mensch daran, daß ihn der Teufel geholt habe. Er fand keine Ruhe im Grabe. Oft sah man ihn auf seinem Schimmel durch den Hain jagen, wie bei seinen Lebzeiten, wenn er einen Hirsch oder Hasen verfolgte. Bisweilen kam er auch in rasendem Galopp in das Dorf und in den Herrenhof geritten. Jeder zog sich scheinbar vor ihm in sein Haus zurück, und wer katholisch war, schlug ein Kreuz. Der hochbetagte Greis, der diese Sage erzählte, beteuerte, daß seine Mutter, welche auf dem Herrenhofe als Magd gedient hatte, ihn etwa um das Jahr 1760 mit den übrigen Leuten des Hofes gesehen habe. Sein Anblick scheuchte sofort alle lebenden Wesen aus dem Hofe in das alte Schloß, in das Gesindehaus, die Scheunen und Ställe. Er that aber nichts, als daß er dreimal im Hofe herumjagte, worauf er zum obern Hofthore hinausgaloppierte. Das ging lange Zeit fort, bis endlich ein „kluger Mann“ herbeigeholt wurde, der Geister zu bannen verstand. Dieser machte sich mit seinen Künsten an das Gespenst, welches sich in die verschiedensten Tiergestalten verwandelte, um ihm zu entgehen. Als es gerade eine Hummel geworden war, fing es der Mann ein und sperrte es in einen Sack, in dem es sich aber schrecklich schwer machte. Doch wurde der Sack mit vieler Anstrengung in die herrschaftliche Karosse gehoben und der Geisterbanner setzte sich neben ihn, aber nur zwölf Pferde und zwölf Ochsen vermochten den Wagen fortzubewegen. Im nahen Eichenwalde, in „Oberhuan“ (Oberhain) wurde das Gespenst in eine große Dornhecke gebannt, in deren Nähe es noch bis auf den heutigen Tag spukt, indem es Vor-

übergehenden „aufhockt.“ Noch ist in Grunau eine steinerne Figur zu sehen, welche aus den Ruinen des alten Schlosses der Tschirnhaus stammt und beinahe in Lebensgröße einen bärtigen Greis in der ritterlichen Tracht etwa des 15. Jahrhunderts erkennen läßt. Diese Figur stellt nach dem Volksglauben „da aala Schernhaus“ dar. Sie ist aber schon längst arg verstümmelt, denn wohl schon seit einem Jahrhundert werfen die Dorfkinder im Angedenken an diese Sage mit Steinen nach ihr, indem sie sagen: „Na wort ock, Du aaler Schernhaus.“

Nachweislich gehörte Grunau in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwei Brüdern aus der Familie v. Tschirnhaus. Das alte Schloß wurde in den schlesischen Kriegen niedergebrannt.

Ähnliches erzählt man von einem Freiherrn v. Zedlitz, der in Tief-Hartmannsdorf ansässig war.

Auf die wilde Jagd ist unzweifelhaft auch eine Sage zu beziehen, die man früher von dem alten, im Jahre 1865 abgebrochenen Hause „Zum grünen Kautenkrantz“ auf der Nikolaistraße in Breslau erzählte. Unter diesem Hause waren sehr geräumige Keller, aus denen jedes Jahr in der Adventszeit ein wunderbarer Gesang heraufstönte. Alsdann wagte sich niemand in diese unterirdischen Räume, denn man glaubte, das Haus sei vor vielen hundert Jahren einmal ein Kloster gewesen, der Gesang aber käme von allen den Nonnen, die einst im Kloster gelebt hatten und alljährlich unter feierlichen Liedern ihren Umzug hielten. Diese Erzählung bildet gewiß nur ein Glied in der Kette von Sagen, welche auf dem Glauben unserer heidnischen Vorfahren beruhen, daß ihre Götter besonders im Herbst Umzüge halten. In Süddeutschland (Schwaben) will man in der Adventszeit in den Lüften einen wundersamen, tausendstimmigen Gesang vernehmen von vielen Geistern, die da einherziehen. Das ist vom Woteshcere — heißt es alsdann.

Neben Wuotan, der gewöhnlich das wütende Heer anführt, finden wir auch Holda (oder Berchta) an seiner Spitze, die Wasserfrau, welche die als Wasserhauch gedachten Seelen in den Wolken bei sich aufnimmt, aber auch auf der Erde in vielen Brunnen die Kinderseelen beherbergt, ehe sie geboren werden. (Pfannenschmid: Germ. Erntefeste, S. 158.) Die Seelen der ungetauften Kinder aber führt Holda als Anführerin des wütenden Heeres in großen Haufen unter Sturmesgefaus durch Wald und Lüfte. Nur Anklänge an diese mildere Auffassung finden sich auch in Schlesien.

In einer schlesischen Sage finden wir zwar die wandelnde Kinderschar, allein es sind christliche Anschauungen beigemischt, indem das Jesuskind als ihr Führer erscheint. Das Märchen hat sich in einem Volksliede (Hoffmann

und Richter: Schles. Volkslieder Nr. 341) zu Grabig bei Glogau erhalten und lautet:

Es kam von einer Neustadt her
Ein' Wittfrau schwer betrübet.
Ihr war gestorben ihr liebes Kind,
Das sie so sehr geliebet.

Sie ging einmal ins Feld hinaus,
Ihr' Traurigkeit zu lindern,
Da kam das liebe Jesulein
Mit soviel weißen Kindern.

Mit Himmelskleidern angethan,
Mit Himmelsglanz berehret,
Mit einer schönen Ehrenkron'
War'n diese Kinder gezieret.

Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Vergesst euer Sehnen,
Hier hab ich einen großen Krug,
Muß sammeln eure Thränen.

Habt ihr zu weinen aufgehört,
Gemildert eure Schmerzen,
So fänd' ich Ruhe in der Erd'
Und freute mich von Herzen.

Es ließen sich gewiß noch manche Sagen in Schlesiens auffinden, die auf den Nachtjäger Beziehung haben; — so berichtet Weinhold in den Schles. Provinzialblättern 1862, S. 194, daß man ihm im Culengebirge von der Verwandlung des Nachtjägers in eine Schlange und in einen Kukuk erzählt habe; allein auch das Angeführte genügt, um zu beweisen, daß Schlesiens hier hinter andern deutschen Ländern nicht zurücksteht.

5. Einige Hirtengesänge.

Von der Beendigung der Getreideernte ab bis tief in den Herbst, bis der erste Schnee fällt, hört man in manchen Gegenden Schlesiens, besonders aber im Gebirge, die Gesänge der Kuhhirten erschallen. Der moderne Landwirt hat das Austreiben des Viehes längst eingestellt, weil ihn dies um sein Juwel, seinen Dünger, bringen würde; der Bauer vom alten Schlage aber hält daran fest und läßt entweder durch eins seiner Kinder oder einen im Herbst gemieteten Kuhjungen, im Glazischen „Kihrtta=Jonga,“ das Vieh fast den ganzen Tag auf die Weide treiben. So wenig angenehm das Leben dieser Kuhhirten bei schlechter Witterung ist, so bietet doch der stete Aufenthalt im Freien dem „Kihrtta=Jonga“ viele Freuden. Chorrektor Gyner in Habelschwerdt hat im 2. Jahrgange der Vierteljahrschrift für Geschichte u. Heimatskunde der Grafschaft Glaz, S. 162 ff., einzelne Gesänge der Glazer Kuhhirten gesammelt.

Es heißt dort: Die Ausrüstung des „Kührta-Jonga“ ist eine sehr einfache. Als Schutz gegen die Unbilden der Witterung wirft er um seine Schultern statt des Plaids einen leeren Getreidesack, und er ist glücklich, wenn er neben einer tüchtigen Butterschneide einige Birnen oder Äpfel als Labung für die lange Hütezeit aufzutreiben vermag. Sein Stolz aber ist die Peitsche. Der Anfänger begnügt sich mit einer billigen Hanfpeitsche; wer aber im Besitz einer aus Lederriemen geflochtenen, an einem regelrecht geschmizten Stecken befestigten Peitsche ist, der genießt ein gewisses Ansehen unter seinesgleichen und wird nicht wenig beneidet. Ein richtiger „Kührta-Jonga“ versteht es auch, diese Peitsche kunstgemäß mit Hanf „anzuflechten,“ damit sie einen schönen „Vorschmiz“ bekommt und sich zum Knallen gut eignet, in dem er selbstverständlich ein Meister ist. Ein notwendiges Requisite ist ferner das „Wänschmerlader,“ ein zusammengefalteter Lederlappen, welcher Wagenschmiere enthält, womit der Vorschmiz glatt und geschmeidig gemacht wird.

Die goldene Zeit für den Kührhirten beginnt mit Michaelis, da singt er froh:

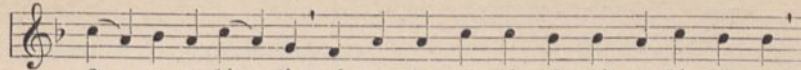
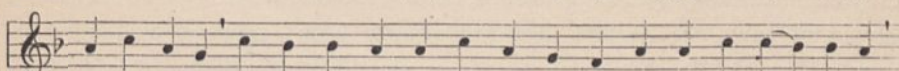
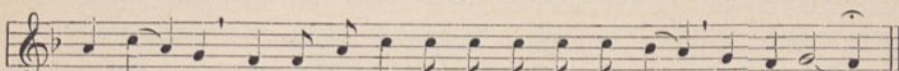
Meche' = hel is vor = bei, s'Hüt-ta is frei! do hütt' ich do
nū = ber, do hütt' ich do naus, do hütt' ich dam Schol-za die Wie = fa aus.

Die meisten Früchte sind alsdann geerntet, und weil nur noch wenig auf dem Felde ist, woran das Vieh Schaden stiften könnte, so darf er auf die weidenden Tiere nicht mehr große Sorgfalt verwenden und kann nun sein Augenmerk auf andere Dinge richten, die mehr Vergnügen machen. Am liebsten sucht er jetzt als Weideplatz die entferntest gelegenen Felder auf, da er dort weniger der Beobachtung ausgesetzt ist. Nähern sich zwei Hirten so weit, daß sie sich mit einander verständigen können, so hört man bald etwa folgenden Zwiegesang beginnen:

Sehr mäßig bewegt.

1. Hirt:

S = nu a hō li = ba, do = a do = a do = a drū = ba, doa drū = ba hō lon = ge,
Schuster Dira Kühr'ta Jonge a hō = lōt: Wōs host 'n of a Marja ge = hōt? hō = la = lō = d!

2. Hirt: 
 3 = nu a hō = lōt, of a Mar = ja hō ich g'hōt, a hō ich g'hōt,

 a hō lop = pe, Wōsser = sop = pe, a hō lāp = pel, òn ge = loch = te Ad = āp = pel

 a hō = lōt: Wōs host 'n du of a Mar = ja ge = hōt? hō = la = lō = ò.

1. Hirt: 
 3 = nu a hō = lōt, of a Mar = ja hō ich g'hōt, a hō ich g'hōt.

 a hō lop = pe, Put = ter = melch = sop = pe, a hō lis = la, òn gār = sta Klies = la,

 a hō lel = le, gihn denn bei = ne Rūh = la stel = le, Rūh = la stel = le? hō = la = lō = ò.

2. Hirt: 
 3 nu a hō lel = le, meine Rūhle gihn woll stel = le, gihn woll stel = le.

 A hō lei = ba, wenn werst 'n hō = rei hō = rei trei = ba? hō = la = lō = ò.

1. Hirt: 
 3 = nu a hō lei = ba, hō = rei hō = rei war ich treiba, war ich treiba,

 a hō = lin, wenn die Son = ne werd ei So = le gihn; *) a hō = la = cha,

 kōnnt' wer ne vor a Feu'r = la ma = cha, Feu'r = la ma = cha? hō = la = lō = ò!

Dieser Zwiesengesang nimmt oft eine viel weitere Ausdehnung und verbreitet sich über den Herrn und die Frau, ihre guten und schlechten Eigenschaften, über Kost, Lohn u. dergl. Wir begnügen uns mit einigen Proben. Nicht

* In Golde gehn, d. i. untergehen. Dieser Ausdruck für den Untergang der Sonne war früher bei den Landleuten allgemein üblich.

selten sind auch diese Wechselgefänge voll von gegenseitigem Spott und Hohn und nehmen alsdann gewöhnlich ein unliebsames Ende. Die Einladung aber, ein gemeinschaftliches Feuer zu machen, wird selten abgelehnt. Einer der Hirten übernimmt dann die Aufsicht über das gesamte Vieh, während der andere in einem nahen Gehölz oder unter den Erlen eines Baches nach Holz sucht. Der Hüter des Viehes gewinnt wohl auch die nötige Zeit, um eine Anzahl Kartoffeln herbeizuschaffen, die alsdann im Feuer gebraten werden und bald ein leckeres Mahl abgeben. Bei diesem Vergnügen läßt sich der „Kihrtä-Zonga“ sehr ungern stören. Fällt es einem seiner gehörnten Pflegebefohlenen ein, in ein nahes Kraut- oder Rübenfeld „zu Schoada“ zu gehen, so wird derselbe gewöhnlich auf eine sehr unsanfte Weise zur Ordnung gebracht. Seinen Gefühlen aber giebt der unwillige Kuhhirt folgenden Ausdruck:

Bewegt.

Rüh, wä-da, rüh! Ich hütt' ne ganne die Rüh, ich hütt' woll lieber die fau-la Zie-ja,
 dos ich tön beim Feu'rla lie-ja: Rüh, wä-da, rüh! Ich hütt' ne ganne die Rüh!

Ist aber dieses Haupt-Vergnügen der „Kihrtä-Zonga“ glücklich und ohne Störung verlaufen, dann stimmen sie wohl gemeinsam diesen Jodler an:

Bewegt.

La la la la li la la la u-a ä la u-a ä la la la
 la la li la la la u-a ä la u-a-u ri, u-ri!

6. Ruckengänge, Lichtabende.

Um Martini, wenn die Abende schon lang sind, begann früher auf dem Lande überall ein geselliges Leben, das sich während der Feldarbeiten nicht entfalten konnte. Die Ruckengänge und Lichtabende oder die Rummelnächte in Oberschlesien bildeten den Glanzpunkt des geselligen ländlichen Verkehrs. Das Spinnen hat infolge der Erfindung der Spinnmaschinen bedeutend abgenommen; in vielen Haushaltungen spinnt man nur noch so viel Garn, als

man zur Herstellung der „Hausleimt“ braucht, der übrige Flachs wird verkauft. Nur alte Leute, die sonst keine Arbeiten mehr verrichten können, spinnen den ganzen Winter hindurch, vermögen aber dabei kaum ihren Unterhalt zu verdienen, denn das Spinnen wirft einen wahren Hungerlohn ab. — Ganz anders früher. Da sah man, besonders wenn das Getreide ausgedroschen war, die ganze Familie, vom Hausvater bis zum schulpflichtigen Knaben am Spinnrade sitzen oder die Spille drehen. Vor allem aber versammelte man sich des Abends um den mit Rienstänen erleuchteten kleinen Herd neben dem Ofen oder um den Leuchter, in welchen fortwährend lange Schleißen eingesteckt werden mußten. Wenn eine solche Schleiße eine große „Kispel“ (Kispel) hatte, so bedeutete das viel Schnee, sprang die Kispel mitten auseinander, so hieß es: „Es kommt Besuch.“ Der Rauch dieser Rienstäne wurde bisweilen durch einen Rauchmantel aus Sackleinwand an der Decke aufgefangen und in den Ofen geleitet. Diese einfachste Art der Beleuchtung war einst nicht nur in Bauernhäusern üblich, sondern zur Zeit Karls des Großen wurden die Zimmer der meist aus Holz erbauten Schlösser durch flackernde Rienstäne erhellt.

Nichts ist natürlicher, als daß das Spinnen den geselligen Verkehr in hohem Grade förderte. Bald bei diesem, bald bei jenem Nachbar kam man zu Spinngesellschaften zusammen, man ging „zum Rocken“ oder „zum Lichten,“ gleichviel ob eingeladen oder nicht, man durfte ja keine Rücksicht nehmen, da von seiten des Wirtes, den man besuchte, nichts „hergemacht“ wurde. Das Spinnrad oder die Spille („Spilla gien“ d. h. gehen, um zu spielen — die Spille drehen — bedeutet in den Gebirgsgegenden überhaupt: einen Nachbar besuchen auch ohne Spille und Spinnrad) und Flachs nahm man natürlich mit. Während nun die „Froovelker“ (Weibsbelder im Glazischen) fleißig spannen, spalteten die „Monnsvelker“ (Monnzemer im Glazischen) Schleißen aus Kiefernseiten, schnitzten ein Hausgerät oder spannen auch, gemächlich die Pfeife rauchend. Man erzählte allerhand Neuigkeiten, Märchen und Gespenstergeschichten, es wurden Lieder gesungen, Rätsel aufgegeben und, was häufig die Hauptsache war, der Dorcklatsch gehdrig breit getreten. Ein einfaches Abendessen, Butterbrot und Quark, in neuerer Zeit Butterbrot und Kaffee und ein Glas Branntwein ist alles, was der Wirt zu geben hatte. Der Anstand gebot, daß der Trinkende stets seinem Nachbar mit den Worten: „Wohl bekomm Dir's,“ oder: „Auf Dein Wohl“ zutrank. Ein dampfender Kaffee, der freilich oft nach allem möglichen, nur nicht nach Kaffee schmeckt, ist jetzt ein notwendiges Erfordernis bei allen Zusammenkünften und Besuchen unserer Landbewohner; er ist Morgen-, Mittag- und Abendgericht; sie trinken ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit. — Bei besonderen Anlässen und an den Licht-

abenden der Sonn- und Feiertage, an denen nicht gesponnen wurde, braute man wohl auch einen Punsch, buk „Krappel“ (Pfannkuchen) und spielte Pfänderspiele. Bis zum Sonnabend Abend mußte nach der Ansicht mancher der Rocken abgesponnen sein; blieb etwas übrig, so bedeutete das ein Unglück. Am Sonnabende sollte man nicht spinnen, sonst verdarb das Garn. Kindern, die im Spinnen lässig waren, drohte man mit der „Spillahool“ oder „Poopelhool“, im Glazischen mit der „Spilladrulle.“ Sie kam in den Winternächten in jedes Haus, nachzusehen, ob die Kinder beim Spinnen fleißig gewesen waren. Den Faulen ließ sie eine Anzahl Spillen zurück, die binnen einer bestimmten Frist vollgesponnen sein mußten, sonst erfolgte eine noch härtere Strafe. Fragten die Kinder, wie sie aussähe, so antwortete man ihnen im Glazischen, sie sei eine alte häßliche Frau, mit Stiefmutter (Stiefmutter ist der Abfall des Flachs beim Brechen) gefüttert und in Stiefmutter eingehüllt. In der Striegauer Gegend ging noch vor etwa 50 Jahren in der Adventszeit eine ver mummt e Frau in der Gestalt eines alten Mütterchens von Haus zu Haus, um nachzusehen, ob die Kinder fleißig spinnen: das war die Spillahool. Faul e Kinder schalt sie, schlug sie mit einer Rute auf die Finger und übergab ihnen eine Anzahl Spillen, die in einer bestimmten Zeit vollgesponnen sein mußten, oder sie drohte, sie werde ihnen, wenn sie wieder Klagen über sie höre, den Wirtel von der Spille abdrehen. In der Reisser Gegend ist Spillahool ein Scheltwort geworden, etwa wie alte Hexe.

Die Spillahool, Poopelhool, Spilladrulle ist keine andere als Frau Holle, Holba, welche als Göttin der Liebe, der Fruchtbarkeit der Ehe und der Felder angesehen wird, dann aber auch Beschützerin des Hauswesens und damit auch des Spinnens ist. „Besonders zu Weihnachten hält Frau Holba Umzüge durch das Land. Da legen die Mägde ihren Spinnrocken aufs neue an, winden viel Berg oder Flachs darum und lassen ihn über Nacht stehen. Sieht das nun Frau Holba, so freut sie sich und sagt: »So manches Haar, so manches gute Jahr.« Diesen Umgang hält sie Nacht für Nacht bis zum Dreikönigtage. Kehrt sie dann zum zweitenmal in die Häuser ein, so muß aller Flachs abgesponnen sein. Findet Frau Holba dann noch Flachs auf dem Rocken, so zürnt sie und ruft: »So manches Haar, so manches böse Jahr.« Daher reißen am Feierabende alle Mägde vorher sorgfältig vom Rocken ab, was sie nicht abgesponnen haben, damit nichts daran bleibe und ihnen nicht übel ausfalle.“ Das sind die Beziehungen Holbas auf den Flachs und das Spinnen, an welche die eben angeführten Bräuche von der Spillahool ganz deutlich erinnern. Poopelhool ist ebenfalls Holba, sie ist dieselbe wie die fränkische Hollefrau, die im Hennebergischen auch Hollepoopel genannt wird. —

Eine alte Frau in einem Dorfe bei Frankenstein wußte nichts von der Spinnerin Spillahoolle, sondern sie kannte dieselbe nur als böse Frau, welche durch Schütteln der Betten das Schneien bewirkte; die Schneeflocken seien also nichts als die aufgeschüttelten Bettfedern der Spillahoolle.

Etwa um 9 Uhr begann früher in vielen Dörfern, besonders aber im Gebirge, eine halbstündige Pause, „de holbe Sitznische“ (Sitzung), welche von den jungen Leuten benutzt wurde, um in einem Nachbarhause einen Besuch zu machen und allerhand Scherz zu treiben. Man schlich sich ins Haus, warf mit den Worten: „do breng ich a Äschertoop“ einen alten Topf in die Stube und lief möglichst schnell davon, um nicht tüchtig begossen zu werden; oder die Gesellschaft versteckte sich im Hausflur, einer schlug recht stark auf die Thürklinke und versteckte sich dann auch, so daß die erschrockenen Nachbarn nicht bald jemand finden konnten, wenn sie heraustraten. Oft klopfte man auch wiederholt ans Fenster und versteckte sich schnell in der Nähe des Hauses.

Bei der Heimkehr von solchen Lichtabenden trieben dann die jungen Leute allerhand Unfug und störten durch Lärmen und Pfeifen die Dorfbewohner in der Nachtruhe. Das muß einst weit schlimmer gewesen sein als heutzutage; denn schon im Jahre 1605 wurde auf dem Frühjahrsdreidinge zu Heinersdorf im Grünbergischen über diesen Unfug begründete Klage geführt, so daß an diesem Orte verboten wurde, „des Nachts Rocken oder Licht zu gehen,“ damit die Nachtruhe nicht fernerhin durch das „Nachtpäken und Zuchzen“ gestört werde; „welcher Wirt aber solche Zusammenkünfte in seinem Hause verhegen wird, der soll der Herrschaft verfallen sein ein Viertel Wein ohne Nachlaß“ (Schles. Provinzbl. 1828, S. 67); dergleichen wurden durch die Dreidingsartikel für die Grafschaft Glatz v. J. 1656 die Nachttänze, Rockengänge und dergleichen heimliche Zusammenkünfte mit großem Ernste abgeschafft bei der Strafe von 10 Schock und Gefängnis. In Oberschlesien wurden diese Lichtabende sogar in den Schänken abgehalten, wenigstens verbietet eine Verfügung der Königl. Regierung zu Oppeln (siehe Schles. Zeitung v. 13. Dez. 1839) die Licht- und Rockengänge in Schänkhäusern und bei solchen Wirten, deren sittliche Führung verwerflich ist.

Ein Auswuchs der Lichtabende, der wohl überall längst beseitigt ist, waren die Rockengänge der Mägde. Noch in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts war es z. B. um Ohlau und Breslau Sitte, daß eine Anzahl Mägde — oft 10 bis 12 — eine Stube mieteten, um nach der Abendmahlzeit drei bis vier Stunden gemeinschaftlich zu spinnen. Natürlich fanden sich dort auch ihre Geliebten ein, denn es galt für eine Schande, auf dem Heimwege keinen Begleiter zu haben. Vom Spinnen war dann gewöhnlich keine Rede,

sondern die Zeit wurde mit Herumbalgen, unzüchtigen Reden und Branntwein-trinken hingbracht. Auf den Dielen waren oft ein paar Gebund Stroh ausgebreitet, damit die Trunkenen sich hinlegen könnten. Da nun aber die Herrschaft eine bestimmte Menge Garn von jedem Abend verlangte, so mußten es die Mägde von alten Frauen im Dorfe spinnen lassen, denen sie gestohlene Lebensmittel oder Flachs als Lohn gaben. Die wirklichen oder vermeintlichen Fehler der Herrschaften wurden dabei gehörig durchgezogen, und mancher Bauer, der den Rockenstuben anheimfiel, konnte zu Neujahr in der Umgegend nur das schlechteste Gesinde erhalten. Der Eigennuß der Herrschaften war freilich an diesen Übelständen zum Teil schuld, da sie die Lichtabende der Mägde gestatteten, um Brennöl oder Schleiß zu sparen. (Bericht des Landrats v. Hoverden in Ohlau an die Breslauer Regierung i. J. 1818. Königl. Staatsarchiv.) Der Mißbrauch wurde schon 1809 verboten, jedoch ohne genügenden Erfolg. In Birkkretscham im Strehlemer Kreise erwiderten ein Knecht und eine Magd auf die Ermahnungen des Dienstherrn, die unsittlichen nächtlichen Zusammenkünfte zu unterlassen: dem Dienstherrn gehöre der Tag, ihnen aber die Nacht.

Die gemeinschaftlichen Spinnabende der Mägde haben unsers. Wissens längst überall aufgehört, aber auch die Rockengänge zu den Nachbarn sind nicht mehr in dem Umfange üblich wie ehedem. Man geht wohl an den Nachmittagen der Wintertage noch „zum Rocken“ oder „zum Lichten,“ aber meist ohne Rocken, d. h. ohne Spinnrad, welches der Strickstrumpf, eine Näharbeit oder eine Stiderei ersetzt haben. So sind die Rockengänge den städtischen Kaffeegesellschaften sehr ähnlich geworden.

Einen Hauptteil der Unterhaltung bei den Rockengängen bilden oft eine Anzahl von Gesprächen und Rätseln, welche besonders den Kindern zur Lösung aufgegeben werden. Wir lassen hier nur wenige folgen:

1. Wie kommt die Schalaster übers Wasser? (Schedig.)
 2. Wie kommen die Bretter nach Breslau? (Der Länge nach.)
 3. Weiß wie Schnee — 's kummt no meh;
Grün wie Gras — 's kummt no was.
Rot wie Blut — 's is no nie gutt;
Schwarz wie Pech — nanu is recht. (Kirsche.)
- Ober: Erst weiß wie Schnee — dann grün wie Klee,
Dann rot wie Blut — schmeckt allen Leuten gut.
4. 's hängt underm Dache,
Hoot Bähne wie a Trache. (Säge.)
 5. Ei ei! wie urbert's eim Bauche,
U Entla drinne spielt Tauche. (Butterfaß.)
- Ober: 'S rumpelt on pumpelt ei der hilza Kopalte, u. s. w.

Wie früher bei den Lichtabenden, so werden noch jetzt bei den gemüthlichen Zusammenkünften der Landleute im Winter folgende Sprech- und Gedächtnisübungen hergesagt, z. B.:

1. A Müller, a Mahler, a Maßlahstahler. So nennt man spottweise einen Müller, der zu viel mekt.

2. Mäster Miller, mohl a mir amool a Maßla Mahl miete.

3. Hons hatte Hulz hinger Herrns Hause, hundert Helzla Hoafelhulz hatte Hons Hulz.

4. Better Friß froaß fett Frooschfläsch; fett Frooschfläsch froaß Better Friß.

5. De Käße tritt de Treppe krump.

6. Sechs und sechzig Schock sächsische Schuhzwecken.

7. Da schickt euch meine Frau ein Scheit, ein wohlgeschliffenes Schleißenscheit, und läßt euch dabei sagen, daß ihr der beste Scheitschleißer seid; noch ehe eine Stunde verflossen, habt ihr einen großen Haufen geschliffen und geschlossen.

Die letzten drei Sprüche werden bei Gesellschaftsspielen viel angewendet. Wer sie nicht schnell hersagen kann, ohne sich zu versprechen, muß ein Pfand geben.

IV. Abschnitt.

Wintergebäude.

1. Die schlesischen Christkindelspiele.

So ist man allmählich in die Adventszeit hineingekommen, die Vorbereitungszeit auf das Christfest; überall entfaltet sich eine besondere Rührigkeit, und besonders unter der jungen Welt nimmt man eine gehobene Stimmung wahr. Mehr als sonst zeigen sich die Kinder bereit, den Wünschen und Befehlen der Eltern nachzukommen, hat man doch bald das Christkind in weißem Gewande vorüberschweben sehen, bald den Ruprecht (Nikolaus) vorbeirasseln hören. Und die sehen und hören alles, merken auf jede Unart, beobachten Fleiß und Folgsamkeit, um sie bei ihrer Einkehr zu belohnen oder zu bestrafen. So manches Landkind legt wohl auf den Rat der Eltern seine Sparpfennige oder eine Zaspel Garn, die es selbst gesponnen, vor dem Schlafengehen auf das Fensterbrett, damit das Christkind sie über Nacht hole und um so reichere Geschenke bringe. Und wie hochbeglückt sind die Kleinen, wenn sie am andern Morgen eine „eingelegte Berde,“ nämlich ein paar Äpfel, gebakene Pflaumen oder „Zuckerdinger“ auf dem Tische finden, die der Ruprich (Nekels) oder das Christkind über Nacht gebracht haben. Doch diese eilen nicht nur des Abends

an den Häusern vorüber, um zu horchen, sondern sie kehren auch ein, um sich selbst über die Führung der Kinder zu erkundigen. Da erscheint am Vorabende des St. Nikolaustages (6. Dezember) oder unmittelbar vorher in den Häusern eine verummte Mannsperson, in einen umgekehrten Pelz gekleidet, der mit einem Strohschleife gebunden ist, mit einem langen Flachsbarte, mit einer fortwährend tönenden Klingel in der linken und einer großen Rute in der rechten Hand. Im größten Teile Niederschlesiens heißt er Ruprich (Ruprecht), in Mittelschlesien meist Joseph und in Oberschlesien und der Grafschaft Glatz Nickel (Neckels).

Polternd betritt der Nickel die Stube mit den Worten:

„Ich bin der Nickel aus dem Himmel,
Reite einen weißen Schimmel;
Ich komme aus dem Himmelreich
Und strafe alle Faulen gleich.
Wenn die Jungen nicht fleißig beten und singen,
Wird ihnen die Rute am A . . . rumspringen;
Wenn die Mädchen nicht spinnen und kochen,
Wird ihnen der Nickel den Rücken ausspochen.“

Er erkundigt sich nun nach Fleiß und Führung der Kinder, läßt sie beten oder lesen, belohnt die folgamen mit Backobst, Äpfeln und Nüssen und bestraft die faulen und trozigen mit Rutenschlägen, oder indem er sie über die Rute springen und dieselbe küssen läßt. Furchtsame Kinder vermögen vor Angst und Weinen kein Wort hervorzubringen, dreistere Jungen, die schon wissen, wer der „aale Zusef“ ist, verspotten ihn wohl mit den Worten:

„Water unser, der du bist,
Der aale Zusef gehiert uf a Mist.“

In dieser Zeit wagt sich des Abends kein Kind aus dem Hause, weil der Nickel (Ruprich) irgendwo stecken könne; werden sie doch von den Erwachsenen oft genug vor dem Nickel gewarnt.

In Oberschlesien — früher auch in der Grafschaft Glatz — ziehen am Vorabende des Nikolaustages ältere Knaben herum mit einem langen Hemde über der Kleidung und einer papiernen Bischofsmütze auf dem Kopfe; sie heißen merkwürdigerweise Engel. Ein anderer ist in einen umgedrehten Pelz gehüllt und trägt einen Korb mit Backobst, welches er den Kindern schenkt. Die Engel fordern nun die Kinder auf zu beten. Wer nicht beten kann, erhält tüchtig Rutenschläge, wird aber dann auch beschenkt.

Am Nikolaustage erhalten in katholischen Dörfern die Kinder eine kleine Einbescherung von Äpfeln, Nüssen, Zuckersachen u. dergl. Einst war aber keine

Bedeutung weit größer als jetzt; er war in Süddeutschland der eigentliche Bescherungstag und ist es in Tirol zum Teil noch heute. Am 6. Dezember kommt der Nikolo mit dem „Krampus“ in die Häuser und beschenkt den Kindern ein. Dafür fand am Weihnachtsabende eine Bescherung nicht statt, auch einen Christbaum kannte man nicht, sondern Weihnachten wurde nur als christliches Fest gefeiert. Seit aber der Christbaum aus Norddeutschland auch nach dem Süden vorgebrungen ist, hat der Nikolaustag an Bedeutung verloren. Auch in den katholischen Dörfern Schlesiens, wo noch vor zwanzig Jahren eine Bescherung stattfand, hat sie meist aufgehört.

Weit mehr als auf den Nikolaus freuen sich aber die Kinder auf die Einkehr des Christkinds. Raun hat sich die Nachricht verbreitet, daß das Christkind herumziehe, so hören sie nicht auf, die Eltern, welche oft die paar Groschen sparen möchten, zu bitten, das Christkindel doch hereinzulassen. Und ist endlich ihrem Wunsche nachgegeben, welche Seligkeit spricht sich auf ihren Gesichtern aus, wie ehrfurchtsvoll schweigend sehen sie alle die Gestalten eintreten: das Christkind in weißem Gewande und weißem Schleier, die Engel mit dem goldenen Zepter in der Hand, den ehrwürdigen Petrus mit der goldenen Krone und den mächtigen Schlüsseln, die ungeschickten gutmütigen Hirten, den polternden komischen aalen Josef (Ruprich) und andere, die in ihrem Gefolge erscheinen! Wie pocht ihnen das Herz, wenn sich das Christkind nach ihrem Betragen und ihrem Fleiße erkundigt und darauf Petrus oder der aale Josef sich bitter über sie beklagen, wie sie nichts wüßten, als zu lügen und die Eltern zu betrüben, zu fluchen, schelten und „losegmentiern!“ Wie groß ist endlich ihre Freude, wenn sie vom Christkinde mit mancherlei Näscheren beschenkt werden. Noch lange halten die Eindrücke dieses Abends die Phantasie der Kinder gefangen, bis sie von der Freude auf das Wiedererscheinen des Christkinds am Weihnachtsabende verdrängt werden.

Schlesien hat vor manchen deutschen Ländern den Vorzug, eine große Anzahl solcher Christkindelspiele aufweisen zu können, vom einfachen Gespräch dreier Personen bis zum kunstmäßigen mehraktigen Drama hinauf, welches mit der Schöpfung der Welt und des Menschen beginnt und mit der Ermordung der Kinder in Bethlehem und dem Tode des Herodes schließt. Die meisten dieser Spiele sind seit zwanzig Jahren und länger erloschen und der Wissenschaft nur dadurch erhalten worden, daß sie von Weinhold, A. Peter, R. Drescher und in den schlesischen Provinzialblättern aufgezeichnet worden sind.

Im schlesischen Flachlande waren diese Volksschauspiele schon am Anfange unsers Jahrhunderts selten. Im Trebnitzer Kreise wurden sie schon um 1800, im Ohlauer im Jahre 1809 verboten, weil sie nichts als eine Bettelei waren

und zu Diebstählen benutzt wurden. Sie erhielten sich aber trotz der Verbote an einzelnen Orten, ebenso im Ramlauer, Ölser, Wartenberger und Strehlener Kreise. Am längsten erhielten sie sich in den meist katholischen Gebirgsgegenden. Im Hospital zu Habelschwerdt wurde noch vor kurzem von armen Kindern ein Spiel aufgeführt. Es ist dasselbe, welches Weinhold aus der Habelschwerdter Gegend mitgeteilt hat. Das einfachste dieser Volkschauspiele scheint ein oberschlesisches zu sein, welches früher auch im Ohlauer Kreise üblich war. (Preis in den schles. Provinzbl. IV, S. 134.) Hier ziehen im Advent oder am Weihnachtsabend drei erwachsene Mädchen (Mägde) herum, von denen die eine das Christkind, die andere den Engel Gabriel, die dritte den Knecht Ruprecht vorstellt. Das Christkind, weiß gekleidet, eine Krone aus Fittergold und roten Schleifen auf dem Kopfe, reitet häufig auf einem Schimmel, den man in der üblichen Weise durch Siebe herstellt, welche mit weißen Tüchern bedeckt werden. Der Engel Gabriel ist wie das Christkind gekleidet und trägt auch eine Krone, der Ruprecht in seinem Schappelze hat einen rohleinenen Sack auf dem Rücken, in dem sich eine Kette und altes Eisen befinden. Zuerst reitet das Christkind auf seinem Schimmel in die Stube; neben ihm tritt Gabriel mit dem Gruße ein:

„Ein' schön' guten Abend geb Euch Gott!
 Ich bin ein abgesandter Bot',
 Von Gott bin ich hierher gesandt,
 Sankt Gabriel werd ich genannt.“

Hinter beiden stolpert der Ruprecht zur Thür herein und stampft mit dem Sacke gewaltig auf den Fußboden, um die Kinder zu erschrecken. Dabei poltert er:

„Auch ich bin da, komme zum Gericht,
 Weil Kinder hier, die folgen nicht;
 Denn wenn sie in die Schule gehn,
 So bleiben sie auf dem Wege stehn,
 Reißen die Blätter aus den Büchern,
 Ziehn den Leuten schiefe Gesichter,
 Prügeln sich auch mit den Tafeln,
 Die verfligten Bälger und Affen.“

(Gerassel mit dem Sack.)

O wartet nur, Ihr unartiges Pack,
 Ihr müßt heut alle in den Sack.“

Die Kinder fangen an zu weinen, flüchten zu Vater und Mutter oder verkriechen sich und versprechen, artig und fleißig zu sein. Dafür erhalten sie

vom Christkind Näsereien, vom Ruprecht aber eine Rute aus Birkenreisern. Dann entfernen sich die drei wieder. Hierbei scheint es mehr auf eine Einschüchterung der Kinder, als auf eine Darstellung der Verhältnisse abgesehen zu sein, welche die Geburt Christi begleiteten.

Ein ähnliches, etwas ausgedehnteres Christkindenspiel, welches auch von dem Christkinde, dem Engel und dem Ruprich aufgeführt wird, berichtet Kuzner in den Schles. Provinzbl. III, S. 68, und ebenso die Zeitschr. f. Gesch. u. Heimatkunde d. Graßsch. Glaz I, H. 3, S. 245.

Mehr entwickelt ist ein Christkindenspiel, welches früher in der Gegend von Jauer, Liegnitz, Neumarkt, Striegau, Freiburg, Waldenburg, Schweidnitz und Reichenbach üblich war. Den nachfolgenden Text hat Dr. Rudolf Drescher im Jahre 1865 nach der Erzählung eines jungen Mädchens im Dorfe Tschöchen bei Striegau aufgezeichnet, welche selbst oft als Christkind aufgetreten war und das Spiel schon als Kind von ihrer Großmutter erlernt hatte.

Der Engel Gabriel

(ein Mädchen in weißem Kleide und weißem Schleier, in der Hand einen vergoldeten Zepter mit einem Stern von Goldpapier, singt):

Ein' schön' guten Abend geb Euch Gott,
 Ich komm herein ohn allen Spott,
 Ich komm herein zu dieser Frist,
 Drein schicket mich der heilige Christ.
 Gabriel werd ich genannt,
 Den Zepter führ ich in meiner Hand,
 Wollt bei der Frau Mutter fragen an,
 Ob das liebe Christkind auch reinkommen kann.

Das Christkind

(gekleidet wie Gabriel, auf dem verschleierten Haupte einen Blumenkranz, singt):

Ein' schön' guten Abend geb Euch Gott,
 Ich komm herein ohn allen Spott;
 Ich komm hereingetreten,
 Will sehn, ob die Kinder fleißig beten.
 (Ich komm hereingeschritten,
 Hätt' ich ein Roß, so käm ich geritten.
 Da das aber nicht kann sein,
 So komm ich stolz zu Fuß herein.)
 Wenn sie fleißig beten und singen,
 Will ich ihnen eine große Bürde bringen.

Wenn sie aber nicht fleißig beten und singen,
Soll ihnen die Rute auf dem Rücken rumspringen.
Wollt bei der Mutter fragen an,
Ob der heilige Petrus auch reinkommen kann.

St. Petrus

(in langem Gewande, auf dem Haupte eine Krone, in der rechten Hand ein paar mächtige Schlüssel; er spricht in tiefem Basse):

St. Petrus werde ich genannt,
Die Schlüssel führ ich in meiner Hand;

(Er klirrt mit den Schlüsseln.)

Die Krone auf meinem Haupt,
Die hat mir Gottes Sohn erlaubt;
Wollt bei der Mutter fragen an,
Ob der Vater Joseph auch reinkommen kann.

Der aale Jusef

(möglichst fürchterlich aussehend, stürzt zur Thür herein und spricht am Boden liegend mit polsternder Bassstimme):

Holla, holla,
Wär ich baale zur Thüre reigefolla.
Do sool ich nu dos Kindla wieja,
Kuoan weder Hand noch Finger bieja.

(In kauender Stellung, stellt sich, als ob er ein Kind in den Armen wiegte):

Ninai, mei Puppe,
Koch dem Kind an Suppe;
Tut a Stickla Butter nei,
Dos ward an gute Suppe sein.

Das Christkind:

Mein lieber Joseph, sage an,
Was die Kinder haben Böses gethan.

Der aale Jusef (steht auf):

Liebes Christkind, wenn ich die Wahrheit soll sagen,
Muß ich über die kleinen Kinder klagen.
Wenn sie aus der Schule gehen,
Bleiben sie auf allen Gassen stehen.
Die Bücher thun sie zerreißen,
Die Blätter in alle Winkel schmeißen.

Fluchen, Schelten und Losamentieren
Thun sie stets im Munde führen.

Das Christkind (in betäubtem Tone):

Ei, lieber Joseph, hätt ich das eher vernommen,
Wär ich nicht erst in das Haus gekommen,
Hätt mir können die Müß' ersparen,
Hätt lang können nach England fahren.

St. Petrus und Gabriel (zusammen bittend):

Ach, liebes Christkind, sei nicht so hart,
Die Kinder sind nicht nach deiner Art,
Die Kinder sind noch klein,
Sie sind wie's zarte Wachs so fein.

Das Christkind (freundlich):

Weil mich die Engel so schöne thun bitten,
Daß mir's das Herz thut im Leibe erquicken,
So will ich mich noch einmal bedenken
Und will den Kindern noch was schenken,
Damit sie auch an uns gedenken.
Lieber Gabriel, geh auf meinen Wagen
Und hol herein die Gottesgaben,
Hol sie herein, groß und klein,
Wie sie in meinem Garten gewachsen sein.

Gabriel

(geht hinaus und kommt mit einem Körbchen voll Näscherlein zurück):

Liebes Christkind, bin gegangen zum Wagen
Und bring dir hier die Gottesgaben.

Das Christkind verteilt mit Petrus und Gabriel die Gaben und läßt die kleinen Kinder Gebete hersagen, während der „aale Josef“ die größeren Kinder, die nicht mehr recht an ihn glauben wollen, mit der Rute schlägt. Zuletzt übergiebt das Christkind die Rute der Hausfrau, bedeutungsvoll auf die Kinder zeigend.

Alle (zusammen singend):

Hinfort, hinfort steht unser Sinn,
Gen Himmel, gen Himmel, da ziehen wir hin.
Wir ziehen auf einen Rosenplatz.
Wir wünschen auch allen eine gute Nacht,

Von Pfefferkuchen eine Thür,
 Von Muskatnüssen einen Riegel dafür.
 Eine schöne gute Nacht, glückselige Zeit,
 Die der himmlische Vater uns allen bereit,
 Der heilige Abend ist nicht mehr weit.

(Alle ab.)

In manchen Dörfern erscheint noch eine fünfte, stumme Figur, das „Kehrmutterla, Kehrwaißla,“ eine alte, gebückte Frau, die mit einem großen Besen vor den übrigen Personen kehrt.

In andern Dörfern singen sämtliche Personen des Spieles zum Schlusse ein einfaches Hirtenlied, welches zwar mit dem Spiele in keinem Zusammenhange steht, aber als schlesisches Volkslied von einigem Interesse ist. Es lautet:

Ob ich gleich ein Schäfer bin,
 Hab ich doch 'nen frohen Sinn,
 Fähr ich doch ein solches Leben,
 Das mit lauter Lust umgeben,
 Wechsle meinen Hirtenstab
 Nicht mit Kron' und Zepter ab.

Wenn dann früh die Sonn' aufgeht
 Und der Tau im Grase steht,
 Treib ich ja mit Glockenschalle
 Meine Schäflein aus dem Stalle
 Auf die grünen Wiesen hin,
 Wo ich ganz alleine bin.

Meinen Hund, das treue Tier,
 Hab ich allezeit bei mir.
 Wenn ich liege oder schlafe,
 Dann bewacht er meine Schafe
 Und vertreibt mir manches Leid
 Bis zur späten Abendzeit.

Wird mir dann die Zeit zu lang,
 Sing ich einen Waldgesang,
 Dehne mich auf meinem Stecken
 Oder kriech in grüne Hecken,
 Oder nehm die Feldschalmei;
 Diese macht mich sorgenfrei.

Wenn ich hungrig und durstig bin,
 Treib ich zu der Quelle hin,
 Da ich meine Schäflein wasche;
 Lang aus meiner Schäfertasche
 Butter, Käse und Brot herfür,
 O wie süße schmeckt das mir.

Wird es Nacht, so treib ich ein,
 Was kann wohl erwünschter sein?
 So kann ich nach Wunsch und Willen
 Meinen Durst mit Molken stillen.
 Ei so bleibt es doch dabei:
 Lustig ist die Schäferlei!

In der Gegend von Goldberg und Schönau sang man früher zum Schlusse ein Schäferlied, welches noch jetzt in Österreichisch-Schlesien in einem Christkindelspiele von den Hirten gesungen wird. Diese Lieder scheinen also einst in die oben mitgetheilten Spiele ebenso hineingehört zu haben, wie dies noch jetzt in Österreichisch-Schlesien der Fall ist. Wir können daher diese Spiele nur als Reste älterer, ausführlicherer Aufführungen ansehen, in denen vielleicht auch Hirten auftraten.

Nur in den ganz katholischen Gebirgsgegenden Schlesiens, in der Grafschaft Glatz und in Österreichisch-Schlesien erhielten sich die Christkindelspiele mit einer größeren Vollständigkeit des Textes und werden noch heute mit einem größeren Aufwande an darstellenden Personen und Handlungen aufgeführt. Man findet sie aber z. B. in der Grafschaft Glatz nur noch an wenigen Orten, und sie sind hier längst zur bloßen Bettelei herabgesunken; früher wurden sie aber in Glatz von ehrsamern Bürgern gespielt. Da aber der Teufel, der mit Hörnern, Ketten und einem Schwanze dabei einherzog, einst ein Kreuzifix verhöhnzte, so hörten die Spiele auf. Sie geben uns zugleich einen Einblick in die Entstehung und die Arten der Christkindelspiele überhaupt.

Zuerst müssen wir auf ein Spiel hinweisen, welches aus der Grafschaft Glatz stammt und mit dem von Weinhold (Weihnachtsspiele, S. 111) mitgetheilten ziemlich übereinstimmt. Der Raum gestattet uns nicht, dasselbe hier mitzuteilen.

Noch weiter entwickelt als das Spiel in der Grafschaft Glatz und eigentlich schon kunstmäßig ausgebildet sind die Christkindelspiele Österreichisch-Schlesiens, von denen uns Anton Peter in seinem Werke Volkstümliches aus Österr.-Schlesien, Bd. I, 4, mitgeteilt hat, nämlich das Obergrunder, Zuckmantler, Jauerniger und Piskauer. In dem Zuckmantler Spiele wird außer der Geburt Christi auch noch die Ermordung der Kinder zu Bethlehem vorgeführt. Dieses Spiel scheint die ehemals im ganzen Gebirge übliche Form der Christkindelspiele zu sein und zeichnet sich durch mehrere alte Volkslieder aus.

Die höchste Entwicklung der Weihnachtsspiele, soweit sie uns aus Schlesien bekannt geworden sind, zeigt dasjenige, welches Anton Peter aus Obergrund, einem freundlichen Gebirgsdorfe zwischen Zuckmantel und Freivalde im ehemaligen Reisser Fürstentum, mitteilt. Es zeigt diese Volksschauspiele in der höchsten Blüte, und es dürfte in Deutschland wenige geben, welche bei Wahrung des volkstümlichen Charakters zugleich einen solchen Reichtum an trefflich geordneten Szenen, an poetischem Gehalte und volkstümlichem Humore besitzen, als dieses. Wegen seines bedeutenden Umfanges (es umfaßt bei A. Peter 62 Druckseiten, 29 handelnde Personen treten auf) müssen wir auf die Mitteilung verzichten.

Es enthält die Schöpfung, den Sündenfall, die Verheißung des Erlösers, die Sendung des Engels Gabriel zu Maria, die Geburt Christi, die Anbetung der Hirten, welche in der Mundart des Oppalandes bald ernst, bald scherzhaft ihre Anschauungen über ihre Erlebnisse und Lebensverhältnisse aussprechen. Dann erscheinen die hl. drei Könige vor Herodes und später vor dem Jesuskinde. Nun folgt ein „Unterspiel“ (Zwischenspiel), in welchem mors (Tod) und diabolus (Teufel), die sich Brüder nennen, erst ihren Ärger über die

Geburt des Erlösers aussprechen, dann aber tanzen und springen, da das Kind von Herodes getödtet werden soll. Der Engel vertreibt sie schließlich. Im dreizehnten und letzten Auftritt erfolgt die Ermordung der unschuldigen Kinder, die Verzweiflung und der Tod des Herodes.

Dieses Spiel, sowie das schon erwähnte große Herodespiel (Schles. Provinzbl. XIII, S. 950), welches unzweifelhaft aus der Breslauer Gegend stammt, können schon wegen der großen Zahl der handelnden Personen weniger in den Bauernhäusern aufgeführt worden sein, sondern öffentlich im Saale des Kretschams oder an einem andern geeigneten Orte.

Mit dem Weihnachtsfeste sind eine Menge Gebräuche verbunden, die durch das Christentum gar keine oder nur eine ungenügende Erklärung finden. Umzüge, die nur mühsam in ein christliches Gewand gehüllt sind; Feuer, die noch in einigen nordischen Ländern aufflammen, Gerichte, welche in vielen Gegenden die feststehende Mahlzeit bilden, der Glaube an Gespenster, die gerade in der Weihnachtszeit ihr Wesen treiben, alles dies berechtigt zu der Annahme, daß bei den germanischen Völkern zur Zeit der Winter Sonnenwende ein ähnliches Fest gefeiert wurde, wie es in Rom die Saturnalien waren. Die Römer feierten damit das Geburtsfest der Sonne; man schmauste, zechte und spielte, man beschenkte sich gegenseitig, die Herren beschenkten ihre Sklaven und bewirteten sie bei Tische. Auch bei den Germanen war diese Wittwinterzeit, in der sich die Sonne verjüngte, eine heilige Festzeit, die Zeit des Julfestes. In dieser Zeit und im Spätherbst überhaupt hielten die höchsten germanischen Gottheiten Wuotan und seine Gemahlin Frigg (auch Holda und Berchta genannt) mit einem Gefolge von andern Gottheiten ihre feierlichen Umzüge durch das Land; ihnen galt auch diese Festfeier, ihnen die Opfer, die man darbrachte.

Als nun die christlichen Missionare die deutschen Gaue betraten, konnten und wollten sie das Alte nicht verdrängen, sondern es fand eine Vermischung heidnischer und christlicher Vorstellungen statt, oder man bemühte sich, christliche Gestalten und Institutionen an die Stelle der heidnischen zu setzen. Wie in Rom die glänzende Feier des Saturnalien-Festes unzweifelhaft nicht wenig dazu beigetragen, die Feier des wichtigen Festes der Geburt Christi in diese Zeit zu verlegen, zumal die Überlieferung berichtete, daß die Geburt in die Winter Sonnenwende gefallen sei (Weinhold: Weihnachtsspiele, S. 4), so mußte dieses bedeutende Fest auch bei den germanischen Völkern den Kampf mit dem alten Julfeste aufnehmen und bestand ihn siegreich; der christliche Gott und

die Heiligen verdrängten die alten Götter auch hier, nur eine Menge Gebräuche aus der alten Zeit blieben bestehen und haben sich bis heute erhalten.

Um bei dem Volke Interesse und Freude an den heiligen Mysterien zu erwecken und es den heidnischen Bräuchen mehr zu entfremden, wurden Scenen aus der hl. Geschichte in einfachster Form in den Kirchen dargestellt. So erfahren wir (Weinhold, S. 46 ff.), daß in der Magdalenenkirche zu Besançon dem Diakon, welcher die Botschaft des Engels an Maria vortrug, eine schön gekleidete Jungfrau mit den Worten der hl. Maria antwortete, wie sie uns die hl. Schrift überliefert hat. In der Kirche zu Rouen wurde die Anbetung der Hirten vorgeführt. — Auch in Deutschland fanden an vielen Orten ähnliche Darstellungen statt. Wir finden in der Kirche eine Krippe aufgestellt, an der Maria sitzt und Joseph auffordert, ihr das Kind wiegen zu helfen. Dieser willigt ein, wiegt das Kind, und der Chor stimmt ein Weihnachtslied an. — Endlich wurde auch die Anbetung der drei Weisen den Gläubigen in der Kirche vorgeführt. Solche und ähnliche Darstellungen haben sich bis ins vorige Jahrhundert an einzelnen Orten erhalten. Die Bilder der Geburt Christi, die man noch jetzt auf den Altären aufstellt, und die Weihnachtslieder, welche noch in manchen Kirchen mit verteilten Stimmen zwischen Engeln und Hirten gesungen werden, sind Reste jener alten kirchlichen Darstellungen.

Neben jenen kirchlichen dramatischen Darstellungen und im Anschluß an sie haben sich andere „weltliche, unkirchliche“ entwickelt, die von der Schuljugend und besonders von den Chorknaben geübt wurden und vielfach ausarteten, wie z. B. das lärmende Judaswerfen oder Judasbrennen, wie es noch jetzt in Oberschlesien am Ostersonnabend Sitte ist. Die Bischöfe bemühten sich vergebens, diese Scherzspiele und den damit verbundenen Unfug zu unterdrücken.

Aus diesen außerkirchlichen Spielen, den Umzügen junger Burschen durch das Dorf, um ein auf die Geburt Christi bezügliches Hirtenlied mit verteilten Stimmen zu singen, haben sich allmählich die Volksschauspiele entwickelt, von denen wir oben einige mitgeteilt haben. Jedoch sind nicht alle diese Christkindelspiele in dieser Weise entstanden, sondern sie sind zum Teil hervorgegangen aus alten heidnischen Umzügen, die sich trotz des Christentums im Volke erhalten hatten. Daher haben einige Christkindelspiele bei genauer Betrachtung ein wenig christliches Gepräge, sondern es sind nichts als die altgermanischen Umzüge mit christlichen Namen.

Danach müssen wir zwei Arten unter diesen Spielen unterscheiden, die freilich vielfach ineinander übergegangen sind, so daß (auch in Schlesien) eine große Verwirrung unter diesen Volksschauspielen herrscht, wie sie in dem Glazer und in dem Jauerniger Spiele bemerkbar ist.

Man kann diese beiden Arten als 1. die christlich-mittelalterlichen und 2. die christianisiert-heidnischen bezeichnen.

Die höchste Entwickelung haben die ersteren gefunden, wie besonders das Obergrunder Christkindenspiel beweist. So volkstümlich auch Gedankeninhalt und Wortlaut sind, so erblicken wir darin doch immer eine dramatische Bearbeitung der Umstände, welche die Geburt Christi begleiteten, im getreuen Anschlusse an die biblische Überlieferung. Von einem Gaben austeilenden erwachsenen Christkinde, von einem polternden aalen Josef oder Ruprich, von St. Petrus, Gabriel, dem Rehrutterla und allen den geheimnisvollen Gestalten, die wir z. B. im Tschechener Spiele sehen, ist hier keine zu finden. Der h. Joseph kommt zwar in den christlich-mittelalterlichen Spielen vor, aber nicht wie in jener andern Art als der komische polternde Alte, sondern als der Joseph der biblischen Überlieferung. Komische Rollen durften zwar nicht fehlen, wenn anders das Spiel volkstümlich sein sollte. Dazu mußten aber der jüdische Schriftgelehrte und die Charaktere der Hirten erhalten, die getreu aus dem schlesischen Landleben aufgenommen sind. Die Zeit der Abfassung mag der Ausgang des Mittelalters sein. Eigentümlich ist die Einschaltung von Hirtenliedern, die gar keinen geistlichen Inhalt haben, wie das folgende schlesische Hirtenlied beweist, welches allerdings sehr verstümmelt in einem schlesischen Dreikönigspiele vorkommt.

Der Schäfer trägt Sorgen
Des Morgens sehr früh,
Seine Schäflein zu versorgen,
Hat niemals keine Ruh.

Geht abends spät schlafen,
Steht morgens früh auf,
Und da kommt's liebe Schäfel
Und wecket ihn auf.

Keine Rose, keine Nelke
Kann blühen so schön,
Als wenn zwei Verliebte
Beisammen thun stehn.

Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe,
Von der niemand nichts weiß.

* Wie ganz anders ist die Form der Christkindelspiele, die sich in dem mitgetheilten Tschechener Spiele in Schlesien recht gut erhalten hat. Hier erscheint eine erhabene, weißgekleidete geheimnisvolle Frauengestalt, das Haupt mit Blumen bekränzt, welche merkwürdigerweise das Christkind heißt, aber niemals eine diesem Namen entsprechende Rolle spielt, sondern sich hauptsächlich nach Fleiß und Betragen der Kinder erkundigt. Es wird hier kein Ereignis früherer Zeiten dargestellt, nein, dieses Schauspiel tritt mitten in die Wirklichkeit, greift in das alltägliche Familienleben und will den Kindern bekannte geheimnisvolle Gestalten vorführen. Vom Himmel ist die Erscheinung in Gesellschaft himm-

lischer Begleiter herabgekommen in einem geheimnisvollen Wagen, der, wie sie selbst erwähnt, vor der Thür hält und mit himmlischen Gaben angefüllt ist. Sie fährt auf ihm durch die ganze Welt von einem Hause zum andern und kommt nur, um die fleißigen und gehorsamen Kinder mit jenen Gaben zu belohnen, die unartigen aber einem ihrer Begleiter zur Bestrafung zu übergeben. Eine Dienerin, das Kehrmutterla, säubert vorher den Fußboden, auf den die holbe Erscheinung ihren Fuß setzen soll, damit sie nicht etwas Unreines berühre. Unter ihren drei männlichen Begleitern ist einer, der einen goldenen Stern in der Hand hält. Ihn heißt sie mit milden Worten die Himmelsgaben vom Wagen holen. Ein zweiter Begleiter, stolzer und ehrwürdiger von Gestalt, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, legt mit dem ersten Fürbitte bei ihr ein zu gunsten der Kinder. Der dritte endlich von rauher Gestalt poltert schon mit Ungeßüm zur Thür herein und übt das Strafamt über die unartigen Kinder. Er erscheint auch als Reiter auf einem Schimmel, als der bekannte Schimmelreiter. In Oberschlesien erscheint sogar das Christkind als Schimmelreiter oder es ruft dem aalen Jusef zu:

„Schimmelreiter komm herein,
Die Kinder wollen nicht artig sein.“

Alle diese Umstände machen es zweifellos, daß die zweite Art der Spiele auf heidnisch-germanischer Grundlage beruht und daß wir in ihren Hauptfiguren auch Hauptgottheiten unserer heidnischen Vorfahren an uns vorüberziehen sehen, in Jusef, Kuprich oder Nickel den Gott Wuotan, der bekanntlich gewöhnlich als Schimmelreiter erscheint und sehr oft den Beinamen Ruprecht (althochdeutsch Hruodperaht, d. i. der Ruhmglänzende) führt; in der weiblichen Hauptfigur, die merkwürdigerweise das Christkind heißt, erkennen wir unschwer Frigg, auch Holba oder Bertha (Perahta, d. i. die Glänzende), Wuotans Gemahlin, welche als Beschützerin des Hauswesens in die Spinnstuben eintritt und die Spinnerinnen mustert, sowie sie sich hier nach dem Betragen der Kinder erkundigt. Vom Himmel kommt sie herab, den sie Engelland, d. i. Seelenland, nennt, wo die Götter mit den geheuren (vollkommenen) Seelen der Menschen zusammenwohnen. In St. Petrus ist wahrscheinlich Donar verborgen, an dessen Stelle er in vielen Fällen getreten ist.

Unmittelbar vor der Zeit, in der das Julfest gefeiert wurde, ein Dank- und Freudenfest zu Ehren des wiedergeborenen Sonnengottes, zog Wuotan in Begleitung der andern genannten Götter nochmals durch das Land, wie er schon seit der Ernte feierliche Umzüge gehalten hat. „Vorher den Menschen mehr genähert und ihren Dank entgegennehmend, zeigt er sich jetzt, wie sie zu

ihm stehen, in größerer Ferne und mehr göttlicher Art.“ Die Umzüge Wuotans, Berthas, Donars sind also gewissermaßen Vorspiele der hl. Zeit der zwölf Nächte, wie unsere Christkindelspiele eine Vorbereitung auf die Weihnachtszeit sind. (Weinhold: Weihnachtsspiele, S. 10 und 14.)

2. Das Weihnachtsfest.

Keine Zeit des Jahres ist so voll poetischen Reizes, ausgezeichnet durch eine Menge uralter Bräuche, an keiner giebt sich das schlesische Landvolk mit solcher Innigkeit der festlichen Stimmung hin, als am heiligen Christabende und in der Christnacht; nur die Kirmes in ihrer alten Form vermochte vielleicht mit dem Christfeste zu rivalisiren. Aber nicht die Einbescherung, die wohl sonst die Hauptsache ist, bildet den Kern dieser häuerlichen Feier des Christabendes, — denn bei einem großen Teile unserer Landbevölkerung und besonders bei den Bauern vom alten Schlage bringt das Christkind seine Gabe erst am Morgen des hl. Tages — sondern ein eigentümliches Mahl, eine große Menge merkwürdiger Gebräuche und bei dem katholischen Volke der nächtliche Gottesdienst: das sind die einfachen Mittel, die unsere Bauern so festlich und fröhlich stimmen.

Am Mittage vor dem hl. Abende wird absichtlich sehr einfach gespeist, um den Genuß an dem Festgericht des Abends nicht zu schmälern. Viele Katholiken fasten an diesem Tage, und sehr fromme Leute essen überhaupt nichts, bis sie am Abende die Sterne am Firmament erblicken. Pferde, Rinder, Schafe, Hunde und Hühner werden an diesem Abende im stillen reichlich gefüttert. Viele legen den Pferden ganze unausgedroschene Garben vor, unter welche sie auch Heu und Angelikakraut oder geweihte Kräuter mischen, wie sie schon am Tage des hl. Wendelin (20. Oktob.), des Schutzpatrons der Pferde, gethan haben. Gar manches Bündel Heu wird von den Pferdejungen vom Boden gestohlen und dem lieben Vieh vorgelegt, da man glaubt, daß solch gestohlenes Heu dem Vieh doppelten Segen bringt. Die größte Sorgfalt wendet man aber an diesem Abende den Kühen zu. Sie erhalten geweihte Kräuter, das heilkräftige Angelikakraut, Salzsnitten, gefaute Bissen oder einige Scheiben vom Christstriezel. Dabei ruft man ihnen im Gebirge zu: „Zhr Viechlan, do hot'r a Chrestoomd.“ In Österreichisch-Schlesien giebt man den Rindern Äpfel und Honigkuchen und bestreicht die Augenlider mit Honig, damit sie vor dem „Hauche,“ einer gefährlichen Augenkrankheit, bewahrt bleiben. Ein Stückchen Honig wirft man auch in den Brunnen, um das Wasser vor Fäulnis zu be-

wahren. Stube und Ställe besprengt hier der Hausvater mit Weihwasser. Es geht sogar die Sage unter dem Landvolke, die Tiere, welche gewürdigt wurden, dem göttlichen Wunder beizuwohnen, erhielten in dieser hl. Nacht von 12—1 Uhr menschliche Sprache, um den neugeborenen Heiland anzubeten. Sie sollen sich aber auch über die ihnen zu teil gewordene Behandlung und die künftigen Schicksale ihrer Herrn und Wärter unterhalten, und zwar die Pferde über die Knechte, die Kühe über die Frauen und Mägde. Einst legte sich ein Pferdejunge unter die Krippe des Pferdestalles, um die Tiere zu belauschen. Da hörte er, wie ein Pferd zum andern sagte: „Du, wos warn mern marne macha?“ und das andere erwiderte: „Nu mer warn a Faadejunga zu Groabe foahrn.“ Am andern Morgen zog man ihn tot hervor, die Pferde hatten ihn mit ihren Hufen erschlagen. Haben Pferde und Kühe am nächsten Morgen alles Futter aufgezehrt, so bedeutet das eine schlechte Ernte und besonders Futtermangel im folgenden Jahre (Frankenstein, Glaz). Diese Sorgfalt gegen die Tiere entspringt vor allem aus der Besorgnis, daß dem lieben Vieh in dieser Nacht von den Hexen Unheil widerfahren könnte. Besonders die Frauen glaubten, daß die Hexen in dieser Nacht den Kühen Krankheiten aufhexen könnten.

Wer in der Christnacht zwischen 12—1 Uhr an einen Kreuzweg geht, kann dort die Hexen tanzen sehen. — Wer früher die Christbescherung schon am hl. Abende und nicht erst am folgenden Morgen veranstalten wollte, mußte erst mit geweihter Kreide einen Kreis um den Tisch ziehen, damit die Hexen der Christbescherung nichts anhaben konnten. (Graßsch. Glaz.) — Die Hausfrauen machen mit geweihter Kreide Kreuze an die Kuhstallthür, damit die Hexen nicht in den Stall kommen können. Manche waschen den Kühen die Euter mit einer Abkochung von geweihten Kräutern, damit die Hexen sie nicht ausmelken; andere binden Strohseile um die Melkgelten oder entfernen die Melkschemmel aus dem Stalle, damit die Hexen nichts finden, worauf sie sich setzen können. — Man soll keine Milchneigen oder leere Milchgefäße im Hause stehen lassen, sonst könnten sie die Hexen besudeln. — Am Christabende geht die Hausfrau rückwärts aus dem Milkeller und hält das Licht vor die Brust. So ist das Licht zuletzt aus dem Keller gegangen, und an dem können die unsichtbaren Hexen nicht so leicht vorbeischlüpfen. — Am zweiten Weihnachtsfeiertage verteilte früher in manchen Dörfern der Grafschaft Glaz ein Mann von Haus zu Haus Birkenruten, mit denen man die Kühe peitschte. So blieben sie von den Würmern befreit.

Ist das Vieh besorgt, so versammeln sich die Hausgenossen zum Abendgebet, was in Österr.-Schlesien oft unter freiem Himmel geschieht; „denn da

sieht man, wie die Schutzengel die Gebete zu Gott emportragen. Auch steigen um jene Stunde die Seelen derjenigen zum Himmel empor, die an diesem Tage aus dem Fegefeuer erlöst werden.“ (M. Peter: Volkstümliches, II, S. 273.) Dann setzt man sich zur Abendmahlzeit nieder, welche diesmal aus gewissen stehenden Gerichten zusammengesetzt ist. Unter den Tisch, häufig aber auch unter das Tischtuch legte der oberschlesische Bauer Stroh, mit dem er später die Bäume umband. In Kroatien und Slawonien wird die ganze Stube mit Stroh bestreut und während der Feiertage nicht gekehrt. Der Bauer von altem Schlage, und zwar besonders der weniger wohlhabende, begnügt sich mit einer Semmelmilchsuppe, Kuchen, Äpfeln und Nüssen, oder er genießt das beliebte schlesische Himmelreich, nämlich: „Schworzfleisch und Wäskliesla mit Flaumatunke.“ An manchen Orten wird auch ein Erbsenbrei aufgetragen und wäre es auch nur ein Quart für die ganze Hausgenossenschaft, denn wenn man an diesem Abend auch nur drei Erbsen genießt, so geraten die Erbsen im nächsten Jahre besser. — In vielen Gegenden und bei wohlhabenden Bauern ist die Tafel aber reicher besetzt mit 1. der gelben Suppe, einer Semmelmilchsuppe mit Rosinen, Zucker und Safran bestreut, 2. den Karpfen mit Pfefferkuchentunke und Sauerkraut, „polnische Karpfen“ genannt, 3. den Mohlkieslan, 4. den Äpfeln, Nüssen und Striezeln. In Oberschlesien nach der polnischen Grenze hin wurden früher in wohlhabenden Familien sogar sieben Gerichte genossen: 1. Eine Mohn- oder Haussuppe mit gerösteter Semmel, 2. polnische Karpfen, 3. gebratene Karpfen oder Hechte mit brauner Butter, 4. Sauerkraut mit Erbsen oder weißen Bohnen gemengt, 5. Hirse oder Reis mit Pflaumen, 6. Mohnklöße aus Semmel, 7. Kuchen, Striezel, Äpfel, Nüsse und Pfefferkuchen. In Österr.-Schlesien genießt man gewöhnlich Pflaumensuppe, Griespappe, Honigbrot, Honigkuchen, Äpfel und Nüsse. Bald nach dem Abendessen werden die Fischgräten, Nußschalen und andere kleine Speisereste unter die Obstbäume vergraben, damit sie im kommenden Jahre besser tragen, — wieder ein Rest eines heidnischen Brauches, von jeder Festmahlzeit einen Teil den Überirdischen zu opfern. Nach der Mahlzeit geht in Österr.-Schlesien der Gemeindegirt von Haus zu Haus und knallt mit einer langen Peitsche, wofür er einen Weihnachtstuchen erhält; auch der Nachtwächter geht herum, bläst das Nachthorn und singt ein Lied dabei.

Kein Abend des ganzen Jahres ist so vorbedeutend für die folgende Zeit als der Christabend; fast alles, was geschieht, hat Beziehung auf die Zukunft. Daher ist die Fülle abergläubischer Meinungen und Bräuche an diesem Abend wahrhaft erstaunlich.

Wird am Christabend das erste Licht in die Stube gebracht, so schaut ein

jeder nach seinem Schatten, denn wer an seinem Schatten keinen Kopf erblickt, stirbt gewiß binnen Jahresfrist.

Sobald sich die Hausfrau zu Tische gesetzt hat, soll sie nicht mehr aufstehen, weil ihr sonst im nächsten Jahre die Hühner vom Brüten fortlaufen. Sie darf auch an diesem Abende nichts aus dem Hause verkaufen, sonst verkauft sie den Segen mit aus dem Hause. — Man soll während der Mahlzeit Erbsen in die Stubenecken streuen für die Mäuse, damit sie im nächsten Jahre weniger hungrig sind. (Neuroder Gegend.)

Die größeren Überreste der Mahlzeit, Brot- und Semmelstückchen, Rußschalen u. s. w. läßt man die ganze Nacht auf dem Tische liegen für die Engala, welche in der Nacht kommen und davon essen, oder für die „arma Seela,“ wie man in der Neuroder Gegend sagt. Die Engel des Christentums sollen noch immer die Opfer entgegennehmen, die man einst den germanischen Göttern an den häuslichen Herd hinstellte. — In manchen Familien findet nach der Mahlzeit die Einbescherung statt, aber auch, wo dies nicht geschieht, giebt man sich im Familienkreise einer geräuschlosen Fröhlichkeit hin, indem man besonders die Zukunft zu erfahren sucht. Schon vorher achtet man den ganzen Abend darauf, ob der Hofhund bellt, oder die Pferde wiehern, oder 's „Klämutterla“ (Klagemütterchen) im Ofentopfe singt, das alles bedeutet Unheil, letzteres besonders eine Feuersbrunst. — Mancher geht am Christabend mit einer bestimmten Frage an die Zukunft ganz still an eines Nachbars Fenster und wartet auf die ersten Worte, die in der Stube gesprochen werden. Sie sind die Antwort auf seine Frage.

Vor allem aber sucht man, ähnlich wie am Andreasabende, durch mancherlei Orakel das Schicksal zu befragen, man gießt Blei, rafft Scheite, horcht im Hühnerstall u. s. w. Man nimmt von Zwiebeln, deren oberen Teil man vorher abgeschnitten hat, die äußeren Schalen, füllt 12 davon mit Salz und giebt ihnen die Namen der 12 Monate. Je nachdem nun nach einiger Zeit das Salz ganz oder teilweise oder gar nicht geschmolzen ist, wird auch der betreffende Monat mehr oder weniger regenreich sein. Früher richtete man sich in der Feldbestellung nach diesem Orakelspruch. — Man läßt Rußschalen, jede mit einem kleinen Wachslücht, in einer Schüssel mit Wasser schwimmen und giebt ihnen die Namen von bekannten Mädchen und Burschen. Schwimmen ein Mann und ein Mädchen hier zusammen, so müssen sie auch bald ein Paar werden. — Man läßt zwei „Wergpußen,“ die bestimmte Personen bezeichnen, durch Entzünden in die Höhe fliegen. Aus dem Fliegen oder Verlöschen erkennt man, ob sie sich „kriegen“ oder ob die eine bald stirbt. — Man „schmeißt a Lotzcha hinger sich,“ wie am Andreasabende, oder man wirft

Äpfelschalen hinter sich und erkennt aus ihrer Lage den Anfangsbuchstaben vom Namen des künftigen Geliebten. — In der Grafschaft Glatz übten die Mädchen auch folgenden Zauber. Sie gingen zu einem Pflaumbaum, der da stand, wo drei Grenzen zusammentrafen, schüttelten ihn und sprachen:

„Lieves Bämle, ich schittel dich,
Feine Liebe, rippel dich;
Belle Hundle, belle,
Wu ihs der Liebste brenne.“

Bernahmen sie darauf Hundegebell, so sollte aus der Richtung, woher sie es hörten, der künftige Freier kommen. Obwohl an diesem Abende das Spinnen ausgefetzt wird, ist es doch gut, in der Christnacht um die zwölfte Stunde heimlich auch nur einen Faden, und zwar ungeneht, zu spinnen. Wer einen solchen Faden um den Hals trägt, ist vor Selbstmordgedanken sicher, d. h. er hat so viel Glück im Leben, daß er nie in den Fall kommt, solche Gedanken zu fassen. (Oblau, Brieg, Strehlen; Schles. Provinzbl. 1828, Augustheft.)

Früher war es an manchen Orten (um Bunzlau, Schömburg) Sitte, daß die Mädchen am Christabend ihr Abendgebet nackt beteten oder vor dem Schlafengehen nackt ihre Kammer fegten, um ihren Geliebten zu erblicken.

Die Zukunft erforscht man auch, indem man ein Stück Brot, ein Geldstück, einen Kamm und ein Stück Lehm unter vier Gefäße legt und raten läßt. Das Brot bedeutet gutes Auskommen, das Geld Überschuß, der Kamm Armut und Ungezieser und der Lehm Krankheit oder Tod. — Man ging früher auch zwischen 12 und 1 Uhr an Kreuzwege, um die Zukunft zu erhorchen. Mancher hoffte dort einen Wechselthaler zu finden, d. h. einen Thaler, der immer wieder in den Schubsack zurückgelangte, so oft er auch umgewechselt wurde. Andere wieder gingen um Mitternacht auf ein Weizenfeld, legten sich platt auf die Erde und hörten u. a. Särgehämmern oder Kanonendonner und Trompetengeschmetter und schlossen daraus auf große Sterblichkeit oder Krieg.

In manchen Gegenden Schlesiens herrscht auch noch der Glaube, daß in einem Hause, in welchem ein Leichenbrett fällt (ein polterndes Geräusch, wie von einem fallenden Brett), in kurzer Zeit jemand sterben müsse. Wer es nicht gehört hat, den trifft es.

Auch das Wetter dieser hl. Nacht ist von großer Bedeutung für das folgende Jahr. Fast überall glaubt man, daß stürmisches Wetter in der Christnacht und am Weihnachtsfest überhaupt auf eine gute Obsternte Hoffnung mache. In Beziehung auf die Getreideernte aber sagt der schlesische Bauer:

„Helle Christnacht, finstre Scheun',
Finstere Christnacht, helle Scheun'.“

Um die Fruchtbarkeit der Felder zu vermehren und besonders die Maulwürfe fernzuhalten, schoß man früher in der Saganer Gegend über die Felder, und die Schüsse, die man in manchen Dörfern der Grafschaft Glatz bei der Heimkehr aus der Christmesse noch hören kann, hatten gewiß ehemals keine andere Bedeutung. Um den Grasmwuchs zu fördern, ging auch mancher, bisweilen sogar im bloßen Hemde, mit einem Dreschflegel in den Garten und führte einige Schläge auf den Boden (Bunzlau, Bohrau). — Ein Haselnußstrauch, der in dieser Nacht tüchtig gepeitscht wird, trägt um so reichere Früchte (Reobschütz).

Wohl überall bindet man in Schlesien, wie auch im übrigen Deutschland, Strohseile um die Obstbäume, und zwar in manchen Gegenden Seile aus demjenigen Stroh, welches während des Christmahles unter dem Tische oder auch unter der Tischdecke (Jakobskirch bei Glogau) gelegen hatte. Dies Umbinden fand früher (bei Brieg, Ohlau, am Zobten u. s. w.) in der Mitternachtsstunde statt und dabei tanzten Bauer und Bäuerin um die Obstbäume und hingen an Lieblingsbäume alte Kleiderseken, ganz ebenso, wie die alten Germanen um die Bäume tanzten, unter denen den Göttern geopfert wurde; ganz ebenso, wie man die Äste der heiligen Bäume mit den Fellen und Häuption der Opfertiere behing. Am Ostersonnabende während des Mittagläutens werden die Seile abgenommen. In der Oberlausitz gingen manche mit einem Seile sogar um ein Saatsfeld, um seine Ergiebigkeit zu erhöhen. An vielen Orten legte man früher zu demselben Zwecke einen Stein auf jeden Obstbaum.

Bald nach 11 Uhr brach in den schlesischen Dörfern früher jung und alt auf, um in die Christnacht (Katholiken in die Christmesse) zu gehen, eine kirchliche Feier, die etwa eine Stunde dauerte. Die fromme Sitte hat sich nur in katholischen Gegenden, vor allem in der Grafschaft Glatz, erhalten, wo man noch trotz Schneesturm und grimmiger Kälte verummte Gestalten nächtlicherweile durch die langgestreckten Dörfer hinziehen sieht. Aus weitester Ferne eilen sie zum Gotteshause, um dieser würdigen Feier beizuwohnen, deren Erhabenheit nur der richtig beurteilen kann, der ihr selbst wiederholt beigewohnt hat. In einem Meer von Licht schimmert die Kirche, zu deren Erleuchtung jeder durch seinen Wachsstock — früher durch ein Gräschenlicht — beiträgt. Andächtig wohnt die Menge der Messe bei, während welcher heut vom Chore alte bekannte Weihnachtslieder ertönen, die der Bauer an diesem Tage nicht vermissen will. Jüngere Schulmeister und Chordirigenten haben leider manche dieser alten volkstümlichen Weihnachtslieder abgeschafft. Auf die nächtliche Feier folgte früher (um 1793) um 4 Uhr morgens die Frühmesse und um 9 Uhr der Gottesdienst des ersten Festtages.

Während der Wandlung in der mitternächtlichen Christmesse sind alle fließenden Gewässer in Wein verwandelt; aber nur der Frevler wagt es, das Wunder vorwitzig ergründen und zu seinem Vorteil ausbeuten zu wollen. Ein Mann, welcher einst zufällig in der hl. Nacht aus einem Bache geschöpft hatte, merkte nachher, daß er den herrlichsten Wein in seinem Gefäße habe. Sein Nachbar wollte dies ein Jahr später benutzen, ging zum Bache und schöpfte eine Kanne voll daraus. Da erscholl plötzlich aus der Tiefe eine Stimme:

„Jetzt sind alle Wasser Wein,
Aber Du bist mein.“

Darauf zog ihn der Wassermann mit sich in die Flut hinab.

Bei den Bauern des schlesischen Oppalandes herrscht der fromme Brauch, bald nach der Heimkehr aus der Christmesse das jüngste Kind in die Ställe zu schicken, wo es dem Viehe zuzurufen muß: „Ihr Farde, Uxa, Kiehe, Kälber, Zieja, Schoose (nicht die Schweine) stiecht uf, Christus der Herr ihs geborn.“ Dann geht das Kind in den Garten und verkündigt auch den Obstbäumen die frohe Botschaft. Das bringt Vieh und Bäumen großen Segen.

Am Morgen des folgenden Tages, des „heiligen Tages,“ findet in den meisten Bauernfamilien die Einbescherung statt. „Steht auf, kommt schnell,“ ruft die Mutter den Kindern zu, „das Christkind war da.“ Nur notdürftig bekleidet, die Kleinen oft noch im Hemd, eilen sie dahin, woher ihnen schon der Glanz des Christbaumes entgegenstrahlt, jenes Wunderbaumes der Märchen mit den goldenen Äpfeln und Nüssen, von dem ihnen Mutter und Großmutter so oft erzählt haben, jenes Lebensbaumes, der mit dem Mai- und Johannisbaum so viele Ähnlichkeit hat und „ein Symbol und treffendes Gleichnis für das Leben der nach Licht und Wahrheit strebenden, Früchte der Liebe treibenden reinen Menschheit ist, des Gattungsideales, das wir zu verwirklichen streben, dessen Repräsentant uns Christus ist.“ (Mannhardt: Baumkultus, S. 250.) Eine Zeitlang stehen die Kleinen wie geblendet da, dann aber schaut jedes nach seinem Teller und seinem Häuflein und den verschiedenen Spielsachen, Süßigkeiten und dem Christ-Striezel, das uralte deutsche Weihnachtsgebäck.

Nicht überall in Schlefien scheint es ursprünglich Sitte gewesen zu sein, einen Tannenbaum als Christbaum auszuputzen, sondern er ist erst in den letzten Jahrzehnten aus dem schlesischen Bürgerhause dort eingedrungen, und auch hier war er im Anfange unseres Jahrhunderts noch nicht allgemein bekannt. „Erst die Vertiefung des religiösen Lebens nach den Freiheitskriegen beförderte seine Ausbreitung.“ (Mannhardt: Baumkultus, S. 239.) Aus der Gegend von Goldberg, Schönau, Striegau erfahren wir nämlich, daß früher

die Bauern anstatt des Christbaumes ein kleines Holzgestell in Form einer Pyramide aufstellten, welches mit Buchsbaum umkleidet und mit Lichtern, Äpfeln und Nüssen behängt wurde. Solche Gestelle, jedoch mit Papier verziert, werden noch jetzt auf unsern Christmärkten feilgeboten und besonders von armen Leuten gekauft. Unter den Zweigen des Christbaumes guckt auch ein alter Bekannter mit härtigem Antlitz hervor, den die Kinder erst vor wenigen Tagen lebendig gesehen haben: der aale Josef (Ruprich, Nickel), getreu aus Holz und Moos nachgebildet. Über allem aber, über Christbaum und Weihnachtsgaben, strahlt bei den Bauern hoch in einem Winkel der Stube im hellsten Lichterglanz das Krippel oder die „Gebort,“ jene Darstellung der hl. Familie im Stalle zu Bethlehem, die jedem Schlesiener bekannt ist, der einmal einen Christmarkt durchwandert hat. Diese meist plastischen Darstellungen der Geburt Christi zeigen gewöhnlich einen terrassenförmigen, felsigen Abhang, auf dessen Höhe sich die Stadt Bethlehem mit zahlreichen Palästen und Thürmen erhebt, auch christliche Kirchen mit dem Kreuz und türkische Minarets fehlen nicht, und neben orientalisches gekleideten Menschen sieht man preußische Grenadiere Wache stehen und durch das Thor marschieren.

5. Neujahr, Dreikönigstag.

Auf die Festwoche folgt bald wieder ein heiliger Abend, der Neujahrsheligeabend (Sylvester), der bei Katholiken und Protestanten durch eine kirchliche Feier begangen wird. Am häuslichen Herde wird der Abend in alter, herkömmlicher Weise gefeiert, denn der Sylvesterball der Städte ist von den schlesischen Bauern nur vereinzelt nachgeahmt worden. Wieder bilden Semmelmilchsuppe oder Karpfen und Mohnklöße oder das schlesische Himmelreich das Abendgericht; noch einmal wird der Christbaum angezündet, um ihn dann den Kindern zur Plünderung zu überlassen; wieder wird das Schicksal durch mancherlei Orakel befragt, wie am Andreas- und Christabende.

An manchen Orten um Grottkau und Reisse setzen die Burschen einen Neujahrbaum, indem sie eine hohe Stange mit einem Fichtenbäumchen als Wipfel vor den Dorfkretscham stellen. Früher wurde auch in die Obstbäume geschossen, damit sie fruchtbar würden.

Dem Neujahrsmorgen sieht manches Dorfkind mit Bangigkeit entgegen, ob es auch den „Wunsch“ wird schön her sagen können, den es zugleich den Eltern, auf einen schönen bunten Bogen geschrieben, überreichen will. In ein-

facher und herzlicher Weise rufen sich Hausgenossen, Nachbarn und Bekannte zu, sobald sie sich treffen: „Na, ich wünsch D'r viel Glücke zum neuen Joahre!“ Die Gratulationskarten und „Prost Neujahr!“ sind erst in letzter Zeit in manche Dörfer eingedrungen.

Die Morgenröte am Neujahrsmorgen bedeutet Krieg, klares, heiteres Wetter aber eine trockene, gute Ernte.

Der 2. Januar ist der „Sterztaag“ (Stürztag), der Umzugstag des Gesindes. Mit der Branntweinflasche in der Hand wird häufig vom alten Orte Abschied genommen, und Branntwein wird unterwegs tüchtig gezechet. Manche derbe Scherze werden natürlich dabei von Knechten und Mägden ausgeübt, die oft nicht ganz nüchtern vor ihre neue Herrschaft kommen. Am neuen „Orte“ muß man sogleich ins Ofenloch oder in den Brunnen sehen, damit man sich schnell eingewöhnt.

Am Tage der hl. drei Könige (6. Januar) feiert die katholische Kirche das Erscheinen der Könige aus dem Morgenlande vor dem Jesuskinde. Der Tag wird in Schlesien bisweilen noch das große Neujahr genannt, eine Bezeichnung, welche beweist, daß man früher auch bei uns wie in andern deutschen Ländern den Dreikönigstag als eigentlichen Jahresanfang betrachtete.

An diesem Tage oder unmittelbar vorher ziehen in der Grafschaft Glatz und um Reichenbach, Zobten, Liegnitz, Goldberg u. s. w. Knaben in eigentümlicher Verkleidung umher, um wieder volkstümliche Schauspiele aufzuführen, die Herodes- oder Dreikönigsspiele. Diese Darstellungen müssen früher eine weit größere Verbreitung und einen weit größeren Umfang gehabt haben, als heutzutage, wie das große Herodespiel beweist, welches von Rob. Stett in den Schles. Provinzbl., Bd. XIII, S. 450, mitgeteilt ist. Die Überschrift des Manuskriptes:

Dieses hl. 3 König
Buch Gehöret
Vor
Carl Friedrich Jung
Bresl.,

vor allem aber der Dialekt, weist es der schlesischen Ebene, wahrscheinlich der Umgegend von Breslau, zu. Es enthält zwar auch die Geburt Christi, aber es ist doch hauptsächlich auf die Darstellung der Erscheinung der hl. drei Könige, der Ermordung der unschuldigen Kinder, der Verzweiflung und des Todes des Herodes abgesehen. Durch das Auftreten eines Harlekin (Hanswurstes), der zugleich Diener des Herodes ist und die Zuschauer mit einer Menge von derben Scherzen zu belustigen sucht, erhält das Spiel einen wahrhaft volkstümlichen

Charakter, das Geistliche tritt zum Teil in den Hintergrund. Der Diener führt sich gleich mit den Worten ein:

„Boß Felsen, Arcissen und Pommeranzen,
Es giebt bei Hofe nichts den Fressen und Sausen, Springen, Tanzen,
Weil der König Herodes sitzt in Ruh,
So geht's bei Hofe recht lustig zu“

Die jetzt noch üblichen Dreikönigsspiele sind weit einfacher, deswegen aber nicht weniger volkstümlich. Drei, vier oder sieben Schulbuben führen das Spiel auf. Im letzten Falle stellen drei die Könige dar, von denen einer, der König aus Mohrenland, das Gesicht geschwärzt hat; ein vierter ist der Engel. Alle vier tragen ein Hemd über den Kleidern, das mit einem bunten Bande um den Leib zusammengehalten wird; eine hohe Papiermütze mit Goldpapier und einer langen Fahnfeder verziert, bedeckt den Kopf; der Engel hat außerdem papierne Flügel. Herodes erscheint mit Krone, Zepter und Schwert, sein Diener Baban in einem bunten Hanswurstanzuge. Der siebente ist ein Schäfer. In diesem Kostüm ziehen die Knaben durch die Dörfer des Culengebirges und der Grafschaft Glatz und führen ein Spiel auf, welches von Robert Schück in den Schles. Provinzbl. III, S. 66, mitgeteilt wurde. Auch die Zeitschr. für Gesch. u. Heimatskunde der Grafsch. Glatz III, Heft 3, enthält ein solches Spiel.

Die Dreikönigsspiele sind, wie die Christkindelspiele, vielfach unliebsam geworden und haben meist aufgehört, weil sie zur Bettelei herabgesunken sind.

Am Nachmittage des Dreikönigstages und in den folgenden Tagen findet bei den Katholiken, und früher auch bei Protestanten, der Neujahrsumgang statt, bei welchem das Haus geweiht wird.

Zuletzt schreibt bei den Katholiken der Geistliche mit geweihter Kreide die Jahreszahl an die innere Seite der Stubenthür und darunter drei Kreuze mit den Anfangsbuchstaben der hl. drei Könige: + C + M + B (Casper, Malcher, Balthasar). Das schützt gegen die Hexen, welche das ganze Jahr hindurch die Schwelle nicht überschreiten können, wenn diese Zeichen an der Thür bleiben. Bei reichen Bauern findet zum Schlusse eine Bewirtung statt.

Diese Bewirtung und die Empfangnahme von Geld und Schwaren seitens des Geistlichen, des Lehrers und der Chorknaben trat in Oberschlesien noch mehr in den Vordergrund als anderswo, wie ein Lied beweist, welches beim Rolendeumgang gesungen wurde.

Wir kennen dasselbe in der Übersehung aus dem handschriftlichen Nachlasse des Lehrers Lompa. Hier folgen nur einige Strophen:

Unser Herr Wirt, Schaffner im Hause,
 Sei nicht lau und gieb was zum Schmause,
 Guten Branntwein, auch Pfefferkuchen
 Zur Kolende, zur Kolende.

Weißes Brot, dazu auch Butter,
 Laß Tische decken, die Teller waschen;
 Laß geben gute Mahlzeit, guter Herr,
 Zur Kolende, zur Kolende.

Eine Entensuppe, ein Stück Rindfleisch,
 Einen Gänsebraten, einen Hasen
 Und etwas dazu wollen wir gern essen u. s. w.

Wir werden uns auch am Biere laben,
 Laß uns nicht hungern, gieb ein Stück Speck,
 Und damit wir frohen Mutes bleiben, einen Dukaten u. s. w.

Oder einen harten Thaler, Du bist ein guter Herr.
 Gieb alte Stiefeln oder ein Paar neue;
 Schenk einen alten Rock und einen Groschen zur Pfarre (?) u. s. w.

So geht die Bettelei noch durch sieben Strophen weiter.

Ähnliche derbe und kuriose Vieder waren in Oberschlesien mehr üblich, sind aber längst verschwunden, weil der Neujahrsumgang (Kolende) meist durch eine Geldabgabe abgelöst worden ist. In den katholischen Gebirgsgegenden Mittelschlesiens haben die Vieder ein weniger weltliches und bettelhaftes Gepräge, sondern gewöhnlich einen geistlichen Inhalt.

Auch in protestantischen Dörfern sind solche Vieder üblich. So gehen in Kolbnitz bei Zauer protestantische Knaben am Nachmittage des Dreikönigtages von Haus zu Haus und singen ein Weihnachtslied, dafür erhalten sie Speisen oder Geld. (Weinhold: Weihnachtsspiele, S. 397.)

Mit dem Dreikönigtage, dem Berchtentage der Alten, schließt die heilige Festzeit der „Zwölften,“ oder der „hilligen Tage.“ Noch einmal hielt Holda (Berchta) an dem ihr geweihten Tage einen Umzug ums Land, um besonders in die Haushaltungen einen prüfenden Blick zu werfen und sie zu segnen, wie noch jetzt der Geistliche beim Neujahrsumgange Haus, Hof und seine Bewohner segnet. Der Neujahrsumgang und der Umzug der hl. drei Könige können daher mit Recht als die christianisierte Form des altheidnischen Festes angesehen werden, welches der Beschützerin des Hauswesens, der Berchta, galt. Da man sich die Götter im Brausen der Winterstürme einherziehend dachte, so galt es

als günstiges Zeichen, wenn in der Zeit der Zwölften stürmisches Wetter vorherrscht. Dann war Frau Golda nahe und brachte für das neue Jahr reichliche Gartenfrüchte. Die Witterung der zwölf Nächte wird überhaupt genau beobachtet, denn sie ist bedeutungsvoll für die Monate des kommenden Jahres.

4. Die Faschingszeit.

Die eigentümlichen Volksgebräuche, welche der Zeit vom Neujahr bis Ostern angehören, beziehen sich meist auf die Zunahme des Tages und auf die Wiederkehr des Frühlings. — Schon am Dreikönigstage ist der Tag um einen Hahnenschrei gewachsen; an Mariä Lichtmeß kann man die Zunahme des Tageslichtes schon messen. An diesem Tage beobachtet der Landmann genau das Wetter. Rauhes und stürmisches Wetter ist ihm lieber als heller Himmel, denn das bedeutet ein nasses Jahr. Der Bauer sagt: „An Mariä Lichtmeß soll die Sonne nicht scheinen, bevor der Pfarrer die Kanzel betritt,“ oder: „Wenn an Mariä Lichtmeß die Sonne in der Kirche zum Opfer geht, so kommt ein Nachwinter, daß die Lämmer draufgehen.“ Andere wieder: „Es ist besser, der Wolf kommt in den Stall, als daß ihn an Mariä Lichtmeß die Sonne bescheint.“ Unter dem Wolf versteht der Bauer nicht den grimmigen Feind der Herden, sondern den „kaalen Broodem,“ den kalten Nebel und die Zugluft, welche entsteht, wenn im Winter die Thür des warmen Stalles geöffnet wird. Die Bedeutung des Lichtmeßtages muß in andern deutschen Ländern ehemals eine größere gewesen sein, denn die Winter-Sonnenwendfeuer wurden nicht überall zu Weihnachten, sondern auch zu Lichtmeß angezündet.

Nicht lange nachher trifft die Fasching, Foßnich (Fußnich), welche wie die Kirmes mit einem Montagabend beginnt. Der folgende Dienstag ist der Festtag. Am Faschingsmontage durfte des Abends nicht gesponnen werden, weil das Gespinnst verdarb. Da nun am vorhergehenden Sonntage und am Abende des Sonnabends der Spinnrocken auch nicht berührt wurde, so pflegten früher (um Zobten, Schweidnitz, Liegnitz) die Mädchen die ganze Nacht hindurch zu spinnen. Das hieß man die lange Nacht. Dabei wetteiferten sie, recht viel Garn aufweisen zu können. Eine bestimmte Zahl mußte jedes Mädchen liefern. Wenn sie mehr vollbrachte, so hieß es: „Die kriegt einen reichen, jungen und hübschen Mann.“ Wenn eine nur das Ziel erreichte, so prophezeite man ihr einen Witwer als Mann, und wer nicht einmal die Zahl vollbrachte, von

der flüsternte man sich zu: „Die kriegt gar keinen Mann, sie wird zur H . . . werden.“

Wie die meisten Jahresfeste, ist auch die Fasching durch ein eigentümliches Gebäck, die „Krappel oder Krappa“ (Pfannkuchen) ausgezeichnet. So unbedeutend dieser Umstand ist, so gewinnt er dadurch an Wichtigkeit, daß er Schlesien als ein oberdeutsches Land charakterisiert, denn nur in Süd- und Mitteldeutschland ist diese Bezeichnung üblich, nicht aber in den Ländern plattdeutscher Zunge. Um zu sehen, ob die Pfannkuchen durchgebacken seien, stachen früher manche Hausfrauen mit einer Spille (Spindel) hinein. Diese Spille steckte man dann ins Dach, um dadurch die Großmäuse zu vertreiben. Neben dem beliebten schlesischen Himmelreich dampfte früher an der Fasching auch Hirsebrei auf dem Tische des schlesischen Bauern; denn wer an der Fasching keinen Hirse isst, dem stehen die Kleider nicht schön und es fehlt ihm das ganze Jahr hindurch an Geld. Ja bei den Löwenberger Tuchmachern war es von alters her Sitte, den Wollspinnern zur Fasching eine Schüssel voll Hirsebrei ins Haus zu schicken. (Bergemann: Löwenberg 1824. S. 357, 370.) Dieser Hirsebrei ist wie der Milchbrei (Milchsuppe, Mohnklöße) am Christabende unzweifelhaft nur der Rest einer alten Opfermahlzeit. Ein historischer Brauch scheint diese Behauptung zu bestätigen. Dreimal im Jahre ward früher, wie in allen größeren Dörfern Schlesiens, auch zu Schwarzbach und Hartau bei Hirschberg das sogenannte Dreiding abgehalten, d. h. öffentlich in des Königs Namen zu Gericht gefessen. Bei jedem solchen Dreiding waren der Schultheiß und die Schöffen dieser Dörfer verpflichtet, bei Verlust ihrer Gerechtsame dafür zu sorgen, daß niemals ein Reiskreis auf der Tafel der Gerichtsherrn fehlte. Es ist aber ausgemacht, daß in vorchristlicher Zeit die Dreidingssitzungen mit Opfern verbunden waren, zu denen der Milchbrei und unzweifelhaft auch der Hirsebrei als stehendes Gericht gehörten.

An das Dreiding, das freilich sonst zur Fastnacht in keiner Beziehung steht, und an das Opfer erinnert auch ein Faschingsbrauch in Österr.-Schlesien: In Dobischwald vereinigen sich am Faschingssonntage mehrere Bauernburschen im Wirtshause, um Fastnacht zu feiern. Sie trinken auf gemeinschaftliche Rechnung, nehmen die Musik für sich in Anspruch und tanzen fleißig mit den Bauernmädchen. Wenn das einige Stunden gewährt hat, so setzt sich einer als „Fürspruch“ zum „Rechtstisch“, auf dem sich eine Schüssel befindet. Die Musikanten spielen sodann einen „Deutschen“, und jeder „Fastnachtstnecht“ nimmt eine Bauerstöchter zum Tanze. Hat er einigemal mit ihr herumgetanzt, so führt er sie zum „Rechtstische.“ Hier erhält sie zu trinken und löst unter dem Zureden des „Fürspruchs“, welcher während des Tanzes die

Rappe ihres Tänzers zu erhaschen verstanden hat, diese wieder ein, indem sie ein Geldstück, in der Regel einen Thaler oder Gulden, in die Schüssel legt, in welcher als Reizmittel von Anfang an schon ein Kronen-Thaler liegt. Wenn alle Tänzerinnen zum Rechtstische geführt sind, wird noch an den einzelnen Tischen Geld gesammelt, um die Musikanten und den Trunk zu bezahlen. (A. Peter: Volkstümliches II, S. 277.) Sollten nicht diese Geldbeiträge, welche in dieser Form bei Tanzvergünstungen nicht üblich sind, ehemals Sammlungen zum gemeinsamen Opferschmause gewesen sein? In der Grafschaft Glatz herrscht die Sitte, daß die Burschen ihren Liebsten beim Tanz im Kretscham eine Anzahl Pfefferkuchen schenken und dafür von den Mädchen hausbackene Pfanka (Krapplan) als Gegengabe erhalten.

Der Faschingstanz soll recht lustig und ausgelassen sein.

„Die Fastnacht fällt schon ein;
So ihr wohl werdet springen,
So wird der Flachs gelingen
Und desto höher sein.“

So dichtete der Schlesier Scherffer (Weinhold: Wörterbuch, S. 21) im 17. Jahrhundert, so hört man aber noch heute unser Landvolf als Regel aufstellen: „Je höher Mädchen und Frauen beim Faschingstanz springen, desto länger wird der Flachs.“ In der Gegend von Reiffe und Ziegenhals fängt man zu demjenigen Tanze, der sich speziell auf das Wachstum des Flachses bezieht, das sogenannte „Flaxstickle“, ein Lied, in welches sowohl Tänzer als Zuschauer einfallen. Es lautet:

Wenn der Flax gesät ihs,
Do fängt a oa zu keima.
Do looß mern keima, mei liever Moan,
Ich sah mer Lust on Fraide broan
Om Flaxe, om Flaxe.

On wenn der Flax gekernt ihs,
Do fängt a oa zu waga.
Do looß mern waga, mei liever Moan,
Ich sah mer Lust on Fraide broan
Om Flaxe, om Flaxe.

So wird nacheinander das Blühen, Reifen, Raufen, Dörren und endlich das Einheimsen in die Scheune besungen. Und vor dem Schlafengehen stellen sich manche „ledige Froovelker“ nackt auf einen Tisch und springen in einem recht hohen Saße herunter; so hoch sie springen, so hoch wird ihr Flachs werden.

Merkwürdig sind bei der Fasching vor allem die festlichen Umzüge, die in Dörfern und Städten früher regelmäßig am Nachmittage des Montags oder Dienstags stattfanden. In den Städten haben sie schon längst, in den Dörfern in den letzten Jahrzehnten fast überall aufgehört. (Schles. Provinzbl. I, S. 365.)

In Trebnitz herrschte bis zur Aufhebung des Klosters i. J. 1810 die Sitte, daß die Fleischer am Morgen des Faschingsmontags eine Messe lesen ließen, dann im Kloster festlich bewirtet wurden und am Nachmittage ein Gansreiten oder ein Hahn schlagen veranstalteten. Auch in einigen Dörfern um Ziegenhals und Reisse wird ein Hahn schlagen abgehalten. In Ohlau hielt noch im Jahre 1818 das Brauermittel einen ähnlichen Umzug.

Weit großartiger ist ein Umzug, der noch vor 30—40 Jahren in den Dörfern Mittelschlesiens regelmäßig an der Fasching stattfand. Den Zug eröffnete wie gewöhnlich eine Musikantenbande; ihr folgte ein Bursche mit einer langen Stange, die sich in drei Äste spaltete, dem sogenannten „Wurschtgraajel.“ Hinter ihm galoppierte und wieherte die bekannte Figur des Schimmelreiters, dem wieder der „Esel“ folgte, mit sehr langen Ohren, aus grauen wollenen Strümpfen hergestellt, auf die man ein Paar Latzchen aufstülpte, um das Lächerliche zu vermehren. Hinter dem Esel schritt brummend und tanzend an Kette und Nasenring der Erbsenbär mit den Futterleuten, dem „Meester Schmied“ und seinem Gesellen, der das Hamprichszeug zum Hufbeschlage trug. Ein Bursche nahm eine große Kanne voll Bier mit, aus der unterwegs alle, auch der Schimmelreiter, der Esel und der Bär tranken. Den Schluß bildeten, zu zweien marschierend, die Bauernsöhne und Knechte, die mit langen Peitschen unaufhörlich knallten. So zog man von Hof zu Hof und erhielt Bier, Schnaps, Krappel und Würste. Die letzteren wurden an den Wurschtgraajel gehängt und mitgenommen. Zuletzt zog man vor den Hof, in dem das beliebteste und freigebigste Mädchen wohnte, um sie als Festkönigin, im Riesengebirge als „Aschenbraut,“ zu begrüßen. Sie mußte natürlich diese Ehre mit einem reichen Geschenk bezahlen, konnte aber dafür neben ihrem Schatze hinter dem Wurschtgraajel dem Zuge in den Kretscham voranschreiten, wo bei einer ausgelassenen Tanzlustbarkeit die gesammelten Vorräte verzehrt wurden. Den ganzen Umzug nannte man um Schweidnitz und Zobten „'s Wurschteln,“ um Striegau aber die „Wurschtulnize.“ Die eine oder die andere Figur fehlte an manchen Orten, oft zog der Schimmelreiter allein aus und im Ohlauer und Steinauer Kreise gingen die Diensthungen vom herrschaftlichen Hofe unter Führung des Wächters, der den Spieß als Wurschtgraajel trug, zu den Robotbauern und sammelten Eier, Fleisch, Kuchen u. dergl. Ein Teil der Schwarzwaren wurde verkauft und

der Erlös im Kretscham verjubelt. Dabei machten die Knechte und Mägde oft Ausgaben, die weit über ihre Verhältnisse gingen.

Der lärmende Tanz ist geblieben, die komischen Aufzüge haben aber fast überall aufgehört und sind wegen des damit verbundenen Unfuges zum Teil durch polizeiliche Verbote unterdrückt worden. — Die Umzüge mit der Festkönigin (Aschenbraut) haben unzweifelhaft eine ähnliche Bedeutung, wie die Volksfeste mit der Pfingstbraut (Maibraut).

Mit dem nun folgenden Aschermittwoch beginnt die Fastenzeit. An diesem Tage pflegten sich in den Dörfern Oberschlesiens die Weiber zu versammeln, um junge Ehefrauen in ihre Gesellschaft aufzunehmen; dies nannten sie Comber, Camber. In der Fastenzeit lassen sich manche Bauernmädchen nicht gern in eine Liebelei ein, denn die Freier, welche „ei der Foste kumma, warn moadig,“ d. h. es kommt nicht zu einer Heirat.

Am 12. März, dem Tage des hl. Gregorius, wurden früher in manchen schlesischen Städten und Dörfern von der Jugend Prozessionen abgehalten. So zogen in Trachenberg, Herrnstadt u. s. w. die Schulmeister mit den Schülern umher, die wie zu einer Komödie gepuzt waren, indem einer den Bischof Gregorius, die andern Priester, Künstler, Handwerker, Adam und Eva und andere Personen darstellten. Die kleinsten wurden alle zu Engeln gepuzt mit gemalten papiernen Fähnlein. In Öls fand eine ähnliche Schulfeier, verbunden mit Gramina, nicht nur am Gregorius-, sondern auch am Gallustage (16. Oktober) statt. Durch solche Exercitia sollte die Jugend in wohlstandigen Sitten, sonderlich aber in der Redekunst geübt werden. Die Hauptsache aber war auch hier, daß man durch die Stadt zog, „jedem Patron oder Bürger insonderheit aufwartete“ und eine Gabe erhielt. Beim Gallusumgange oder Hahnbeißern wurden Hähne aneinander gelassen und derjenige Knabe, dessen Hahn siegte, zum Könige ausgerufen und mit Gefängen erst nach Hause und dann in der ganzen Stadt umhergeführt. (Schles. Provinzbl. I, S. 364, u. V, S. 35.)

Sinapius teilt in der Beschreibung von Öls eine von ihm selbst verfaßte Gallus-Arie mit.

5. Der Todsonntag (Lätare).

Wie in Süd- und Südwestdeutschland, in der Pfalz, in Schwaben und Bayern, ferner in Österreich und Steiermark, so findet auch in Schlesien um Mittfasten, meist aber am 4. Fastensonntage, welcher, nach dem Anfange des

Evangeliums, Lätare, im Volksmunde Lubsonntag, schwarzer Sonntag, heißt, ein scherzhafter Kampf zweier Personen statt, von denen die eine, winterlich gekleidet, den Winter, die andere, lustiger angezogen, den Sommer darstellt. (Grimm: Mythol., S. 724 ff.) Der Winter wird besiegt und der Sommer in feierlichem Zuge eingeführt und seine Ankunft in frohen Volksweisen verkündet. Grimm (Mythol., S. 739) ist also im Irrthume, wenn er sagt, daß bei Franken, Thüringern, Meißnern und Schlesiern bloßes Austragen des winterlichen Todes ohne Kampf und feierliche Einführung des Sommers stattfindet. Ein solcher Kampf war früher allgemein üblich, jetzt hat er meist aufgehört; ebenso ist das Tob austreiben nicht mehr häufig, nur die feierliche Verkündigung des Sommers, das sogenannte Sommergehen, ist allgemein geblieben, und auf dieses Sommergehen beschränkt sich heute in dem größten Teile Schlesiens die volkstümliche Feier des Lätaresonntages.

Der Winter, mit langem Flachsbart, Pelz und Pudelmütze bekleidet, trägt bisweilen einen Dreschflügel; der Sommer, in leichtem Anzuge, mit bunten Bändern und Schleifen verziert, hat einen Blumenstrauß in der Hand. Diese beiden Gestalten ziehen z. B. in der Gegend von Militsch oft meilenweit durch die Dörfer, kehren in jedem Hause ein und stimmen einen Wechselgesang an, den sie mit sehr lebhaften Gestikulationen begleiten und in welchem ein jeder seine Vorzüge rühmt. Dabei raufen sie sich, tanzen und springen, bis schließlich der Winter im Kampfe unterliegt.

Der interessanteste Brauch des Lätaresonntages, das Tob austreiben, hat sich nur vereinzelt erhalten, z. B. in der Gegend von Glogau, Wohlau, Greiffenberg, Leobschütz, Jägerndorf und in Oberschlesien. Noch im Anfange unsers Jahrhunderts war es aber im ganzen Lande etwa folgendermaßen üblich: Schon vor Sonnenaufgang versammelten sich die größeren Dorfkinder und Bauernmägde vor dem Hause, in welchem sie den Tod in Bereitschaft hielten, eine Puppe, die aus zwei kreuzweise zusammengebundenen Stecken, Stroh und Lumpen hergestellt war. Diesen Popanz trug man unter Lärmen und Jauchzen auf einer langen Stange durch das Dorf und warf ihn in den nächsten Bach, Sumpf oder Teich. Dabei sang man:

„Nun treiben wir den Tod hinaus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den Juden in den Kasten;
Morgen woll' mer fasten.“

Noch im 17. Jahrhunderte sang man das Lied in folgender Form:

„Nun treiben wir den Tod hinaus,
Dem alten Jöden in den Bauch,

Dem jungen in den Rücken,
 Das ist sein Ungelücke.
 Wir treiben ihn über Berg und Thal,
 Daß er nicht wiederkommen sol,
 Wir treiben ihn über die Heide;
 Das thun wir den Schäfern zuleide."

So berichtet das Lied Balthasar Schnurr in seinem Kunst-, Haus- und Wunderbuch, Frankfurt a. M. 1667, p. 127; abgedruckt in Büschings Wöchentl. Nachr. 1816, I, S. 183.

In der Gegend von Brieg, Ohlau, Strehlen, Hainau und im Riesengebirge versammelten sich zum Tодаustragen nur die erwachsenen Mädchen, welche aber die Strohpuppe nicht mit Lumpen, sondern mit Frauenkleidern und bunten Bändern schön auspukten und in der Richtung von Morgen nach Abend aus dem Dorfe trugen. Dort ward sie unter Lachen und Scherzen entkleidet und aufs Feld geworfen. Das nannte man: den Tod begraben. Dabei sang man:

„Was jagen wir, was tragen wir?
 Den leid'gen Tod begraben wir.
 Wir begraben ihn unter die Eiche,
 Das Böse von Euch weiche.

Der Wirt, das ist ein braver Mann,
 Er läßt den Tod zum Dorf rausjahn;
 Wir begraben ihn unter die Tonne,
 Daß scheint die liebe Sonne."

Die Mädchen, welche hier den Tod hinausstrugen, gingen (ums Jahr 1710) am Nachmittage von Haus zu Haus, den Sommer zu verkündigen und Gaben einzusammeln. Was sie gesammelt hatten, ward abends im Kretscham gemeinschaftlich verzehrt. Dort wartete schon die männliche Jugend des Dorfes und ein Theil der Dorfbewohner zu fröhlichem Gelage.

In Glogau warfen bis ums Jahr 1866 die Kinder am Sonnabende vor Väter die Todbuppe in die Ober und sangen dabei:

„Der leiste Tod,
 Der frißt mein Brot,
 Den Käse läßt er liegen,
 Die Butter läßt er fliegen,
 Der leiste Tod, der leiste Tod."

Der eigentümliche Ausdruck Leiste Tod ist bisher nicht genügend erklärt. Vielleicht bedeutet es leidig, vielleicht hängt es mit dem polnischen letska smrt = der Jahrestod zusammen. (Schles. Provinzbl. IX, S. 294.)

In der Bohlauer und Guhrauer Gegend wieder warf man die Puppe über die Grenze auf die Feldmark eines andern Dorfes. Schon um 12 Uhr trugen die Mägde den Popanz hinaus, als Mann oder Frau gekleidet, je nachdem zuletzt ein Mann oder eine Frau im Dorfe gestorben war. Da man nun glaubte, daß das Dorf, auf dessen Feldmark sie gelegt wurde, Unglück haben werde, so paßten die Dorfbewohner auf, um dies zu verhindern, und es entstanden oft derbe Schlägereien.

Mit großer Vollständigkeit hat sich das Tobaustragen in Österreich-Schlesien erhalten, wie A. Peter II, S. 281, berichtet.

Nachdem die Puppe untergetaucht, weggeworfen oder verbrannt war, jagten, z. B. in Dobischwald, alle in schnellem Laufe zurück. Niemand sprach ein Wort, keiner sah sich um, keiner wollte der letzte sein, damit ihn nicht etwa der Tod einholte und er im folgenden Jahre sterbe. Der letzte wurde im Dorfe mit argen Spottreden überschüttet und unter Absingung von Spottliedern nach Hause begleitet. Beim Einzuge in das Dorf sang man:

„A Tud, dan hoan mer außgetrieba,
 A lieba Summer breng mer wieder,
 A Summer und a Mää,
 Bliemla mancherläa,
 Bliemla voller Zweigelein,
 Der liebe Goot wiel bei ins sein.“

Das Lied deutet zugleich an, daß man den Sommer feierlich zurückbrachte und in Gestalt eines gepuzten Maien ins Dorf zurücktrug. Diese Sitte hat unsers Wissens außer im polnischen Oberschlesien und im Oppalande überall aufgehört.

Früher wurde das Strohbild nur scheinbar vernichtet, zugleich mit dem Sommer zurückgebracht und zu Gelderpressungen benutzt. Dieser Unfug erhielt sich vielfach bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, denn noch im Jahre 1737 berichtet der Rektor Stief (Schles. histor. Labyrinth 1737, S. 310), daß man häufig aus Mutwillen den Tod in einzelne Häuser hineingeworfen habe. Das habe aber zur Folge gehabt, daß die gutherrliche Polizei den Brauch überhaupt verbot, weil man noch allgemein glaubte, daß in dem Hause, in welches der Tod geworfen würde, im folgenden Jahre jemand sterben müßte. Ebenso fest glaubte man, daß in dem Dorfe, aus dem man den Tod nicht alljährlich austriebe, ein großes Sterben entstünde.

Bei den Slawen in Preussisch- und Österreichisch-Schlesien nimmt das Tod-

austreiben im allgemeinen denselben Verlauf, aber eine Anzahl origineller Lieder haben sich hier erhalten.

Im ganzen polnischen Oberschlesien nennen die Mädchen die Stroh-*puppe* *Marzana* und tragen sie auch unter eigentümlichen Liedern hinaus. So singen sie bei Ober-Glogau:

„Schön mit Blumen angethan,
Lieb' *Marzana* geht voran.

Wohin denn wollen wir sie tragen?
Niemand kann den Weg uns sagen?

O tragt mich, liebe Mägdelein,
Dort auf jene Hügelein.

Dann werfet mich ins Wasser,
Ins tiefe, tiefe Wasser.“

Aber auch alberne und unzüchtige Lieder waren üblich, z. B. noch ums Jahr 1820 in den polnischen Dörfern bei Ohlau.

Wenn dann die Mädchen heimkehren und den grünen, schön geschmückten „Sommer,“ die *Dziemanna*, die Göttin des Lebens, mitbringen, so singen sie (polnisch):

„Den bösen Tod haben wir vertrieben,
Den grünen Sommer bringen wir wieder.
Unser Maien grün
Ach so wunderschön.“

Von allen diesen Bräuchen haben sich nur an wenigen Orten Reste erhalten, denn der Unfug, der oft mit dem Tодаustreiben verbunden war, veranlaßte schon in der Mitte des vorigen, noch mehr aber im Anfange unsers Jahrhunderts polizeiliche Verbote; ja auch die Geistlichkeit suchte hier und da den „heidnischen Greuel“ zu verhindern. So suchte um das Jahr 1800 ein Pfarrer in Oberschlesien, der schon mehrfach ein Verbot vergeblich erlassen hatte, den Brauch dadurch zu hintertreiben, daß er sich dem Zuge entgegenstellte, den *Popanz* ergriff und in den Kot trat. Während so das Tодаustragen meist aufgehört hat, ist die feierliche Einführung des Sommers, bei uns das Sommergehen genannt, allenthalben geblieben, ist jedoch zur gewöhnlichen Bettelei herabgesunken, da nur arme Kinder mit kleinen, spärlich behängten Bäumchen von Haus zu Haus, von Thür zu Thür ziehen und durch ein Geschrei, das sie Gesang nennen, kleine Gaben erbetteln. Dem war früher nicht so; der Sommerumgang war allgemeiner, ja es fanden sogar öffentliche Aufzüge mit einem oder mehreren großen, reich gepuzten „Sommern“ oder

„Maien“ (Mäa) statt, wie noch bis 1850 in Breslau. Die Ausschmückung des Sommerbäumchens mit Fittergold, Bändern und Bildern ist bekannt. Mit diesem, dem Symbol der Göttin des Lebens und der Fruchtbarkeit, zieht also die Kinderschar durch Städte und Dörfer. Darauf deutet auch ein Brauch bei den siebenbürgischen Sachsen hin. Dort wird nämlich nach Vernichtung der Todpuppe ein festlich geputztes junges Mädchen, der Sommer genannt, durch die Straßen geführt.

Beim Sommerumgange singen die Kinder Lieder, die zum Teil das Gepräge hohen Alters an sich tragen:

„Wir kommen vor die Thür getreten,
Wir haben nicht umsonst gebeten,
Ein Liederlein zu singen,
Eins nicht alleine,
Zwei oder dreie.“ (Breslau.)

Auf die Hausfrau singen sie u. a.:

„Wir gingen durch den grünen Wald, Da sungen die Vögel jung und alt. Frau Wirtin Sie da drinne, (Hör' Sie auf unsre Stimme?)	Den Sommer bringen wir ins Haus; Frau Wirtin gebt den Segen raus, Laßt uns nicht lange stehen, Wir wollen noch weiter gehen.“
---	--

Oder: „Die goldne Schnur geht (fleit) um das Haus,
Die schöne Frau Wirtin geht ein und aus,
Sie geht wie eine Locke, ja Locke*
In ihrem roten Rocke, ja Rocke.
Des Morgens, wenn sie früh aufsteht
Und in die liebe Kirche geht,
Da setzt sie sich an ihren Ort
Und hört gar fleißig auf Gottes Wort.
Sie thut gar fleißig beten,
In a Himmel wird sie treten;
Dort oben in der Seligkeit,
Da ist der Frau Wirtin ein Stuhl bereit.
Dort oben soll sie sitzen
Bei ihrem Herrn Jesu Christen.“

Oder: „De Schiffel hoot an guldna Hand,
De Frau Wirtin hoot ne milde Hand,
Se werds 'r wul bedenka,
Zum Summer ins wos schenka.“

* Locke bedeutet Puppe; bisweilen singt man auch: „sie geht wie eine Tugend.“

Ober:

„Stecht a Mää uf a Mist,
Lobt a Herrn Jesu Christ.
De Herrn und de Frauen
Giehn gor gerne schauen.
De Fraue hoot en ruta Kooß
Und grefft garn ei a Groschatoop,

Se werd sich wul bedenka,
Se werd a Gäbla schenka.
Gats a Gäbla, loot ins ziehn,
Mer wulln a Häusla wetter giehn,
Mer hoan gor miede Beene,
Mer schtiehn uf heeßem Schteene.“

(Leobischütz, Neustadt, Troppau.)

Auf den Hausherrn und die Hausfrau singen die Kinder:

„Rote Rosen, rote,
Blühen auf dem Stengel.
Der Herr ihs schön, der Herr ihs schön,
Die Frau ihs wie ein Engel.“

Ober:

„Rute Riesla, rute Riesla
Waga uf dam Straichla;
Kleene Fischla, kleene Fischla
Schwinma ei dam Teichla.
Der Herr ihs schien, der Herr ihs schien,
De Froo ihs wie a Engel.“

Dem Hausherrn singt man:

„Der Herr, der hat ne huche Miße,
Er hat se wull Tufaten fixen,
Er werd sich wull bedenken
Und werd mer wull enn schenken,
Er werd sich wull besinnen
Und werd mer enn verginnen.“

(Glogau.)

Einer erwachsenen Tochter:

„Wir treten hier vor dieses Haus;
Da guckt ne schöne Jungfer raus.
Die Jungfer ist gar sommerstolz,
Sie geht gar gern ins grüne Holz.“

Ihr Tüchel läßt sie fliegen,
Einen Reichen wird sie kriegen,
Und kriegt sie keinen Reichen,
Nimmt sie sich ihresgleichen.“

Ober:

„Die Jungfer hat gar schöne Finger,
Wie schön stehn ihr die guldnen Ringer,
Die guldnen nicht alleine,
Die silbernen auch feine.“

Einem erwachsenen Sohne aber singt man:

„Herr A. der hoot 'n hohen Gutt,
Alle Mädal sein 'm gutt,
De kleenen und de großen,
Se möchten sich derstoßen.“

(Breslau.)

Anderer Sommerlieder:

„Es leuchtet der Himmel, es jauchzet die Erden,
Es freuet sich alles, daß Sommer will werden;
Wie herrlich, wie prächtig, wie lustig und schön
Wird alles in Feldern und Wäldern erstehn.“

Ober:

„Sommer, Sommer, Sommer,
Ich bien a kleiner Pommer,
Ich bien a kleiner Kenig,
Gatt mer nie zu wenig;
Lott mich nie zu lange schtiehn,
Ich muß a Häusla wetter giehn.“

(Grafschaft Glatz.)

Wenn die Kinder nichts bekommen, so singen sie:

„Ziejaßiffe, Kälberßiffe,
Ei dam Hause krieg mer nische,
Jhs dos nich ne Schande
Ei dam ganza Lande.“

Ober:

„Krimmer Kräger,
Naler Pläger,
Har gäbe wol a Gräscha,
Hätt of ees eim Täschla.“

Ober:

„Die Schüssel hat 'n goldnen Rand,
Die Köchin hat sich a A . . . verbrannt
Uf alle beede Seiten“ u. s. w.

(Nun folgen noch drei obscöne Verse.)

Ähnliche Lieder mit recht lieblichen Melodien singen auch im polnischen Oberschlesien die Kinder, wenn sie mit dem Sommerbäumchen, Maik, Gait oder Gaj genannt, von Haus zu Haus ziehen. Der Rhythmus ist aber im Polnischen überall trochäisch, im Deutschen mit wenigen Ausnahmen jambisch.

Die meisten dieser Sommerlieder, der deutschen wie der polnischen, teilen alle Vorzüge und Mängel mit den übrigen Volksliedern: eine oftmals sehr plumpe Ausdrucksweise, schlechte Reime und sehr derben Humor neben poetischem

Gehalt, warmer Empfindung und einer großen Zahl von altertümlichen Ausdrücken und Redefiguren, für die das Volk kein Verständnis hat und haben kann. So weiß kein Kind, welcher schönen Wunsch es ausdrückt, wenn es singt: „Die goldene Schnur geht um das Haus.“ Mit seidenen, eisernen oder goldenen Schnüren und Ketten waren in der ältesten Zeit die Tempel und Gerichtsstätten unserer Vorfahren umhegt. Die sollten andeuten, daß in dem umschlossenen Raume ewiger Friede wohnen sollte. „Wer die heiligen Schnüre brach, büßte mit der rechten Hand, dem linken Fuß,“ d. h. mit dem Leben.



Wenn also die Kinder den angeführten Vers singen, so wünschen sie dem Hause den goldenen Frieden. In einem innern Zusammenhange mit diesem Wunsche stehen auch die goldgelben Ketten, mit denen die Sommerbäumchen umschlungen sind.

Schnüre, an welche Dukaten gereiht waren, schmückten noch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts Mütze und Hut vornehmer und reicher Leute. Daher singt das Volkslied in übertreibender Ausdrucksweise:

„Der Herr, der hat ne huche Mütze,
Er hat sie vull Dukaten sitzen.“

Die grünen Kränze und Papierblumen deuten unzweifelhaft auf die beginnende Zeit des grünen Laubes und der blühenden Blumen, die Eier aber

an den Zweigen des Bäumchens waren unsern Vorfahren Symbole der Fruchtbarkeit.

Die Sommerbäumchen werden nach dem Gebrauche an der Thür oder der Decke des Kuhstalles oder der Wohnstube befestigt als Schutzmittel gegen Hexen. Manche mögen sie deswegen auch auf den Mist gesteckt haben, wie der Anfang des Sommerliedes beweist: „Steckt a Mää uf a Mist“ u. s. w. Wenn dann die Kühe im Sommer das erste Mal auf die Weide getrieben werden, schlägt man sie vorher mit diesem Sommer. Dadurch werden sie auf der Weide vor Koller (?) und Schmeißfliegen bewahrt.

Wenn unsere Landleute am Lätare-Sonntage eine Todpuppe hinaustragen und vernichten, so wollen sie damit wirklich den Tod, den Senfemmann aus ihren Häusern und Dörfern verjagen, daß er ihnen kein Leid anthue und ihr Heim vor großem Sterben bewahre. Darauf weisen so manche Umstände hin: Man holt die Todpuppe aus dem Hause, wo zuletzt jemand starb; man wirft sie über die Grenze der Feldmark, und die Nachbarn suchen dies zu verhindern; man eilt so schnell als möglich zurück, um nicht der letzte zu sein, denn diesen erreicht der verfolgende Tod. Diese Beziehungen auf den Tod sind jedoch keineswegs die ältesten und ursprünglichen, sondern sind erst entstanden, als das Volk das Verständniß für die meisten Gebräuche verloren hatte und für die Todpuppe und den Todsonntag eine Erklärung suchte. In den Gebräuchen selbst und in einer Anzahl uralter Verse und Namen wird die Erklärung zu finden sein.

Die meisten Mythen (und Gebräuche) haben ursprünglich keinen andern Inhalt, als das Naturleben im Kreislaufe des Jahres, im Sommer und Winter. Um sich die große Freude unserer Vorfahren über die Wiederkehr des Frühlings und die damit verbundenen Gebräuche zu erklären, muß man sich erinnern, wieviel härter der nordische Winter war, wieviel schwerer sein Druck im Mittelalter auch in Deutschland auf dem Volke lastete, wie aller Verkehr gehemmt, alles Leben gleichsam eingeschneit und eingefroren schien. „Uns haben die Vorteile der Kultur jener tödlichen Winterbeschwerden überhoben, dafür aber auch des lebendigen Naturgefühls beraubt, das jene Volksfeste schuf, jene Mythen dichtete. Wir tanzen nicht mehr um das erste Weilschen, wie Simrock in seiner Mythologie sagt, wir holen den ersten Maikäfer nicht mehr festlich ein, bei uns verdient keinen Botenlohn, wer den ersten Storch, die erste Schwalbe ansagt; nur in den Kindern, die wir ängstlich an die Stube binden, lebt noch ein Rest solcher Gefühle, und schon in den letzten Jahrhunderten war das »Lenzwecken« und die Sommerverkündigung armen Knaben anheimgefallen.“ Nur Kinder, und zwar meist arme Kinder, singen jetzt die Sommerlieder und

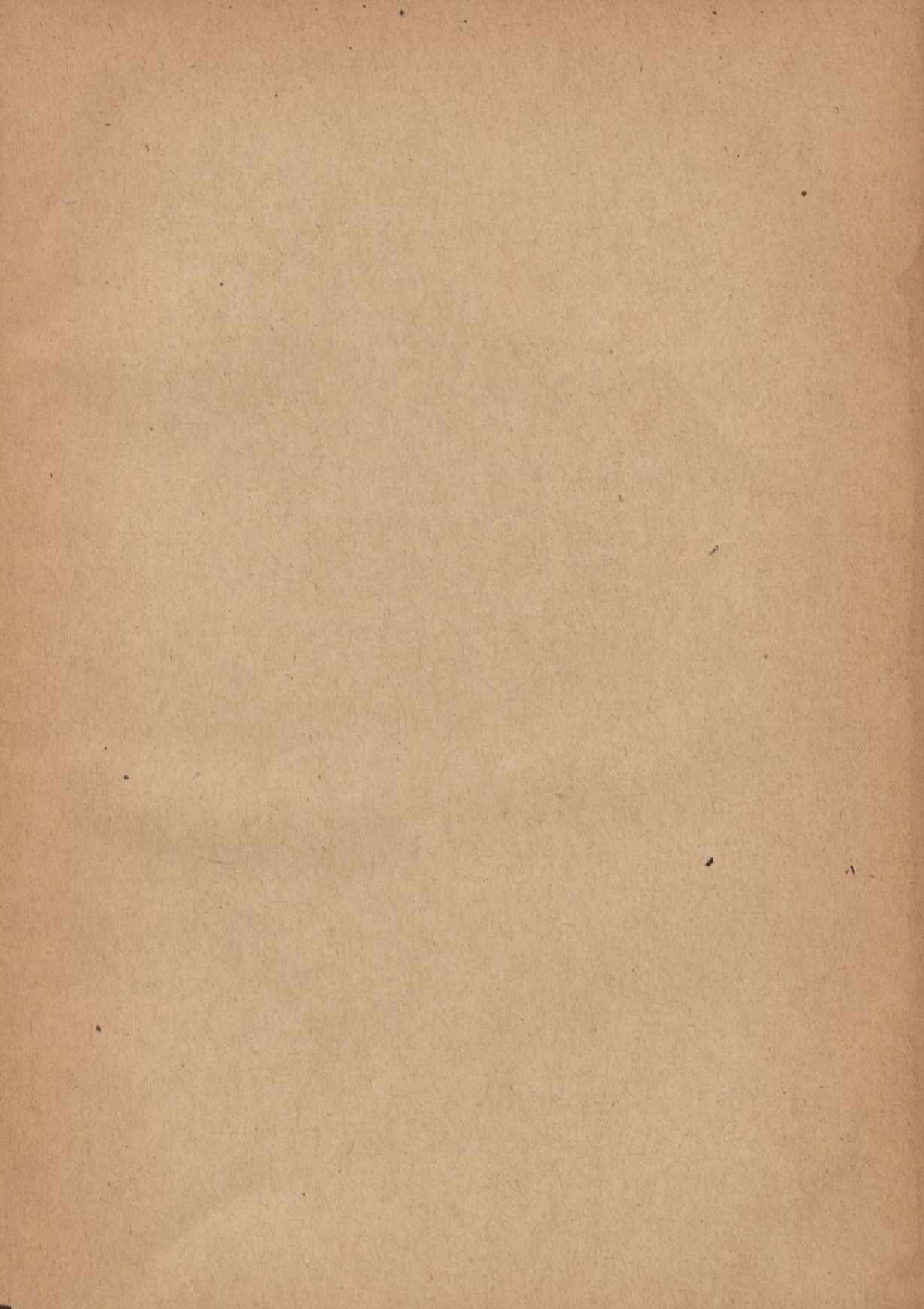
selten nur führen Erwachsene den Kampf zwischen Sommer und Winter auf. Aber wenn sich auch das Volk in seiner großen Masse an diesen Dingen längst nicht mehr beteiligt, so hat es doch noch ein Interesse dafür. Es sieht es gern, wenn der Winter im Kampfe unterliegt und vertrieben wird. Wie sich die Vorfahren diesen Winter vorgestellt haben als einen gewaltigen Riesen, der die Natur unter seine Herrschaft beugt, weiß das Volk nicht mehr, aber es singt noch immer das Lied vom Winterriesen, indem es den alten Juden (Jöden, Jötun = Riese) hinaustreibt. Kurze Zeit darauf wird derselbe Jötun als Judas am Ostersonnabende von den Knaben verbrannt.

Aber nicht nur ausgetrieben wird am Vätare-Sonntage der überwundene Tod, d. h. der Winter, sondern er wird auch begraben, so daß ihm das Wiederaufstehen für immer unmöglich sein soll. „Unter die Eiche“ und „unter die Tonne“ legt man ihn. Treffender und bedeutsamer kann die Furcht vor dem Winter nicht ausgedrückt werden. In Tonnen pflanzten unsere Vorfahren nach altem Brauch getötete Verbrecher entweder auf Strömen auszusetzen oder tief in die Erde zu vergraben, um ihnen das Aufstehen aus dem Grabe und das gespenstische Umgehen unmöglich zu machen; denn das brachte schwere Heim- suchungen, besonders schlimme Wetter und Stürme. Davon ist auch bei uns bis zum heutigen Tage ein weit verbreiteter Aberglaube geblieben, große Stürme kämen meistens daher, daß sich in der Nachbarschaft jemand gehängt habe.

„Unter die Eiche“ soll man den Tod begraben, unter die Eiche, den heiligen Baum des Donnergottes, der uns somit als der Sieger über den Winter erscheint. An ihn erinnert auch das Erbsengericht, welches früher herkömmlich in Breslau den Sommerkindern gereicht wurde. Die Erbsen galt wegen ihrer sprengenden Kraft für ein Symbol des Donnergottes und ist darum bis heute in vielen deutschen Gegenden das stehende Donnerstagsgericht.



Druck von Carl Flemming, Glogau.



200 et.

Wyg 12.9.1900 Gr.



BIBLIOTEKA GŁÓWNA

200811 / 1

~~18/3~~

124 B 1/1 / 1

3/6